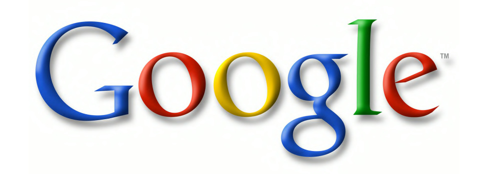
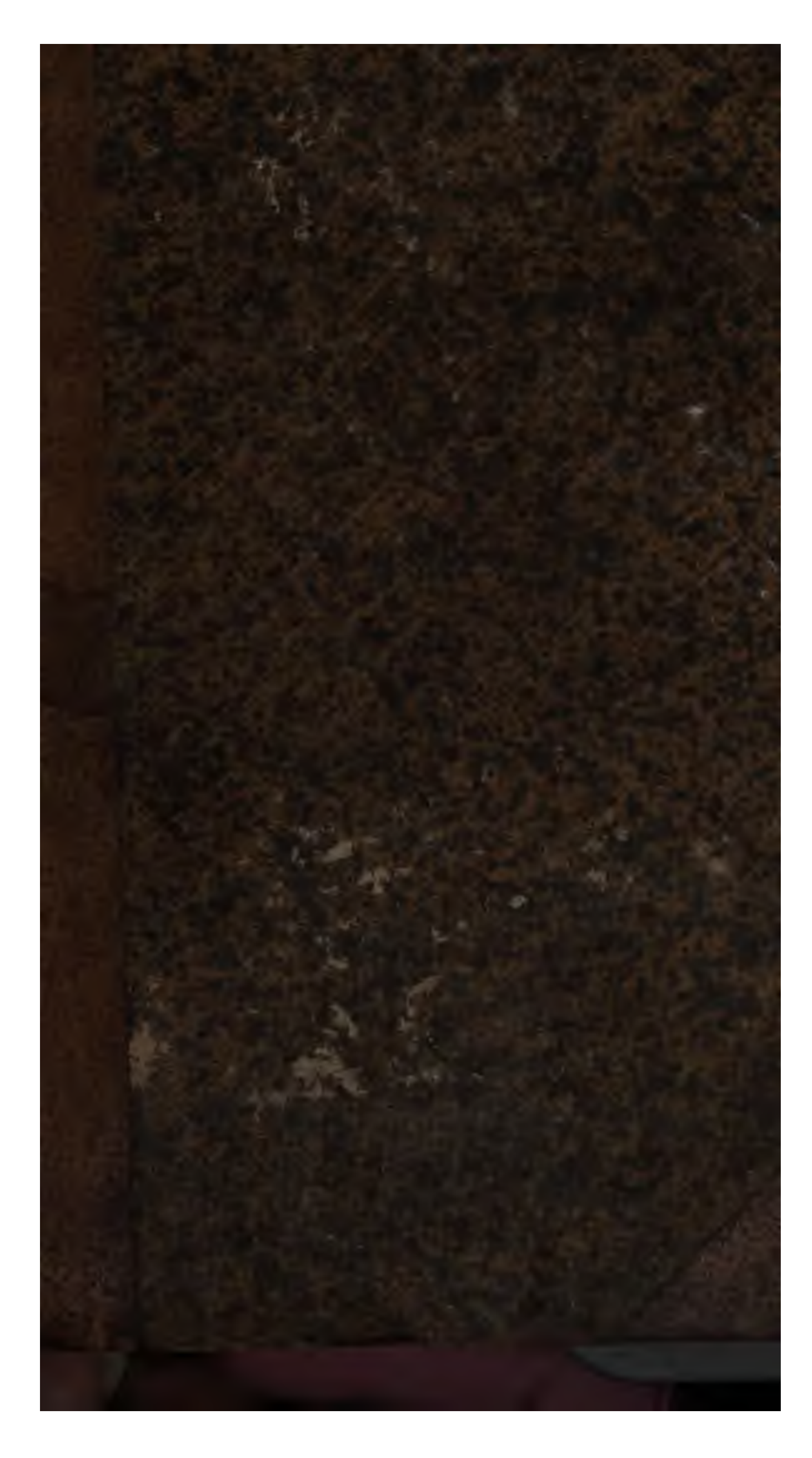
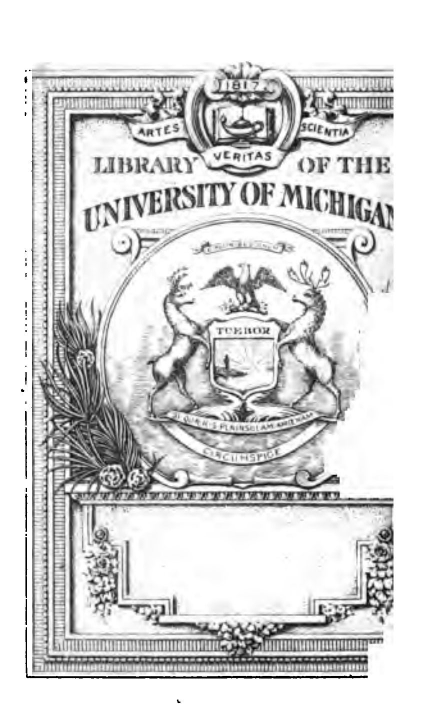
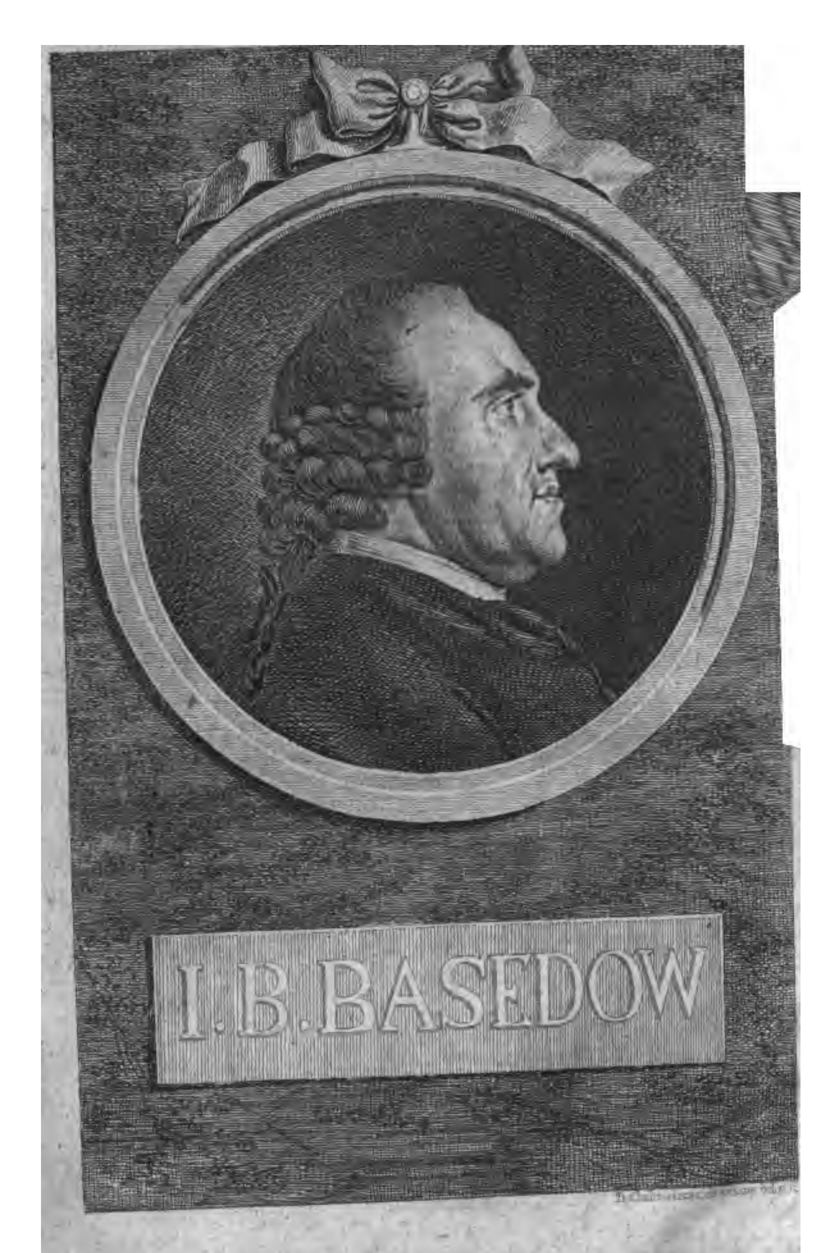





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


I. B. BASEDOW

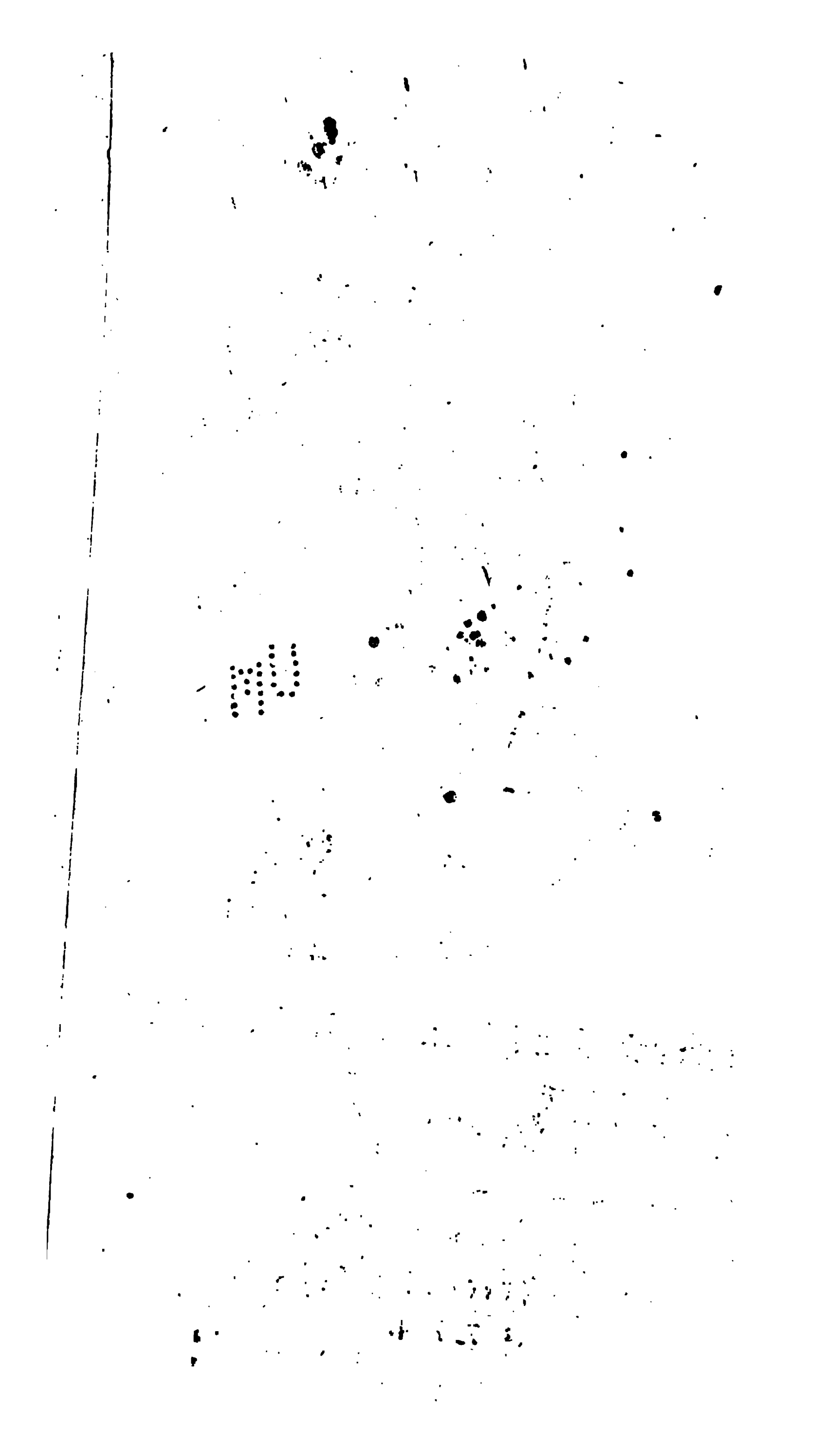
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des ein und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. A. März, neun und dreyßig einzele Controverspredigten. 3

Frag, ob die Kritick, welche ein gewisser Berlinischer Herr Recensent über einige meiner Predigten gefället hat, den Maßregeln der Vernunft und des Christenthums gleichförmig sey, von P. A. Merz. 4

II. Krünitz, ökonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft in alphabetischer Ordnung &c. aus dem Französischen übersetzt. 30

III. W. Guthrie allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit &c. Des fünften Theils zweyter Band. 38

— — Des siebenden Bandes 1. und zweyte Abtheilung, von H. Hofr. C. G. Heyne. 38

— — Neunter Theil, von Hn. C. R. Hausen. 38

— — Des zehnten Bandes erster Theil, v. Hrn. J. M. Schröckh. 39

IV. Des Hamburgischen Ministerii pflichtmässige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen &c. 58

Anleitung zum Gespräch über des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen &c. 77

Moralisch- kritische Vertheydigung der wichtigsten Weissagungen Es. 7, 14. 16. und

)(Kap.

Kap. 8, 1-3. wider alle unrichtige Auslegung derselben ec. 78
V. Novi Commentarii societ. regiae scientiarum Goetting. Tom II. ad ann. 1771. 79
VI. Nouveaux Memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et B. L. Année 1770. 89
VII. D. J. G. Töllners theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes erstes Stück. 111
VIII. Nova acta physico-medica acad. caes. nat. curiosor. Tom. V. 124

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesamte Theologie, herausgegeben von H. W. Clemm. Sechsten Bandes 1, 2, 3tes und 4tes Stück. 139
Erweis, daß die Worte 1 Joh. V, 7. 8. göttliches Ursprungs ec. durch L. J. Ibenthal, Freygebohrnen von Niß Hinrichsen. 147
Exercitationes criticae in Iobi Cap. XIX. 23-29. accedit strictior expositio reliquarum ejus libri sententiarum, quibus religionis antiquissimae vestigia produntur, autore *I. C. Velthusen* 149
J. D. Michaelis Abhandlung von der syrischen Sprache. 150
S. Bourns geistliche Reden über einige auserlesene Parabeln unsers Heilandes. Aus dem Englischen. Erster Band. Herausg. von J. J. Rusch. 2r Band 150
Gründe für die gänzliche Abschaffung der Schulsprache des theologischen Systems ec. 151
Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Erster und zweyter Theil. 152
Zwölf Predigten über die Geschichte von Pauli Bekehrung, der christlichen Gemeinde vorgetragen, von D. T. C. Lilienthal. 154
D. W. A. Tellers Predigten von der häuslichen Frömmigkeit und dem gottesdienstlichen Gesang 156
J. F. Hähns Predigten. Dritte Sammlung. 158

2) Rechts-

2) Rechtsgelahrheit.

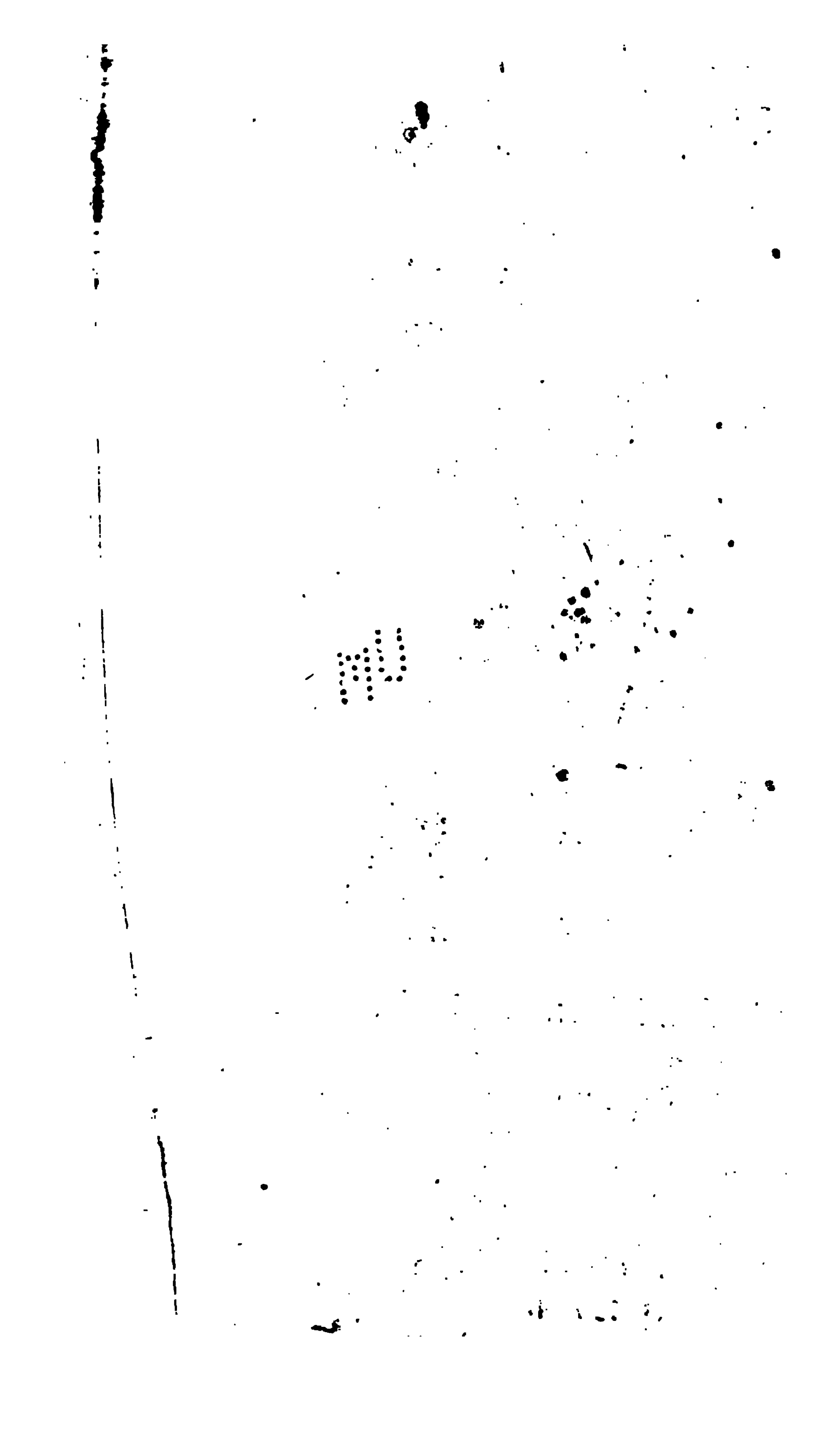
I. L. Püttmanni Probabilium Iuris Civilis Liber singularis et Liber secundus. 163
Ueber die sogenannte entscheidende Stimme des Cammer-Richters bey einer Stimmen-Gleichheit der Beysitzer von W. A. Rudloff. 169
F. Behmeri novum jus controversum. Tom. I. et II. 170

3) Arzneygelahrheit

R. A. Vogel praelect. de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani affectibus. 175
I. I. Reichard Flora Moeno-Francofurtana enumerans stirpes circa Francofurtum ad Moenum crescentes secund. method. sexualem dispositas. Pars prior. 177
I. I. Gunneri Flora norvegica, observationibus praesertim oeconomicis panorque norvegici locupletata. Pars posterior cum iconibus. 177
C. F. Dieterichs Anfangsgründe zu der Pflanzenkenntniß. 178
D. Schulz von Schulzenheim gekrönte Preisschrift vom Friesel, mit einer Vorr. von D. J. Vogel. 179
Erfahrungen und Wahrnehmungen über die Ursach des Todes der Ertrunkenen ꝛc. durch die Herren Champeaux und Fissole. Aus dem Franz. übersetzt. 182
J. F. Zückert, von den wahren Mitteln, die Entvölkerung eines Landes in epidem. Zeiten zu verhüten. 183
D. J. L. L. Löseke, Materia medica, von D. J. F. Zückert. 184

4) Schöne Wissenschaften.

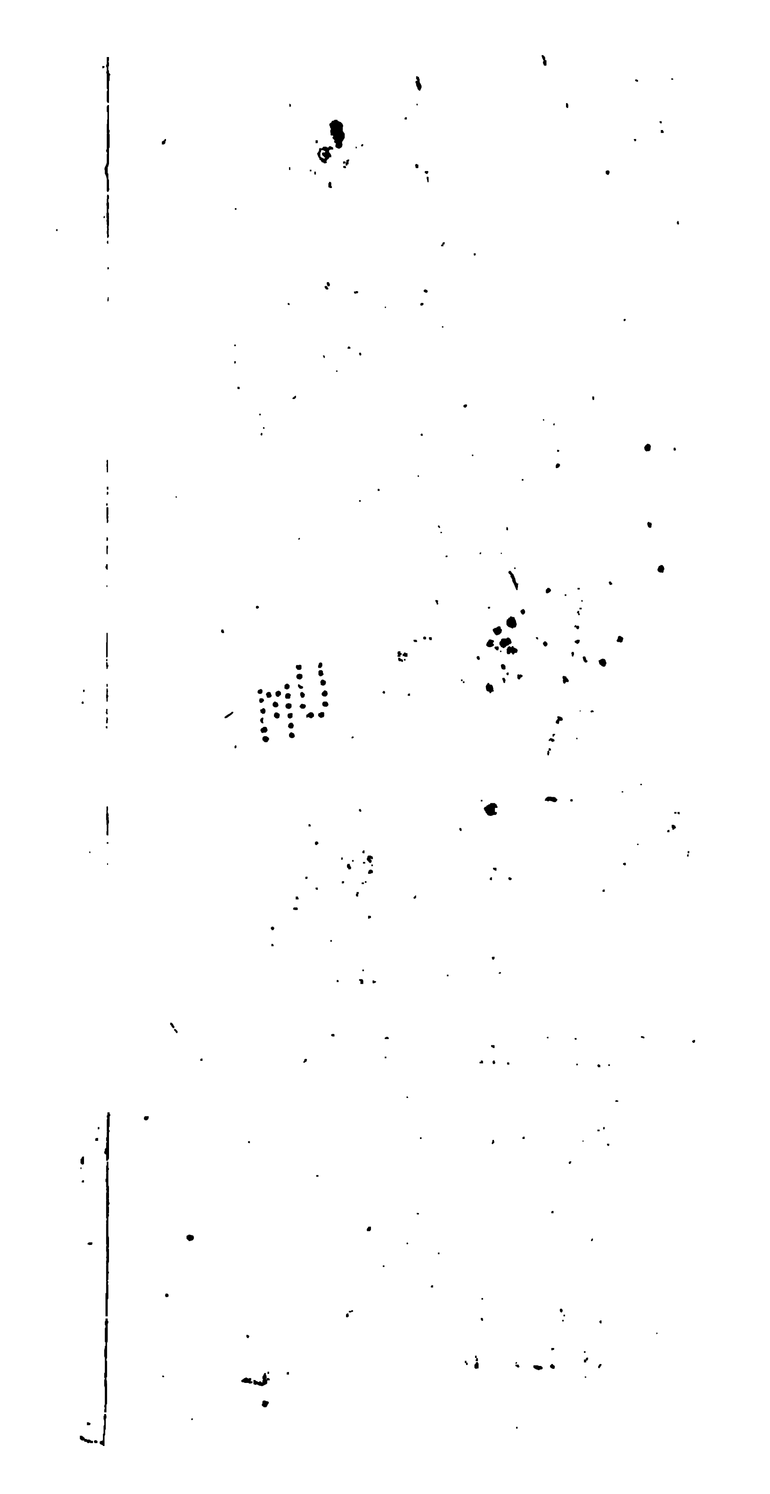
Die Schule der Liebhaber, ein Lustspiel in fünf Handlungen, aus dem Englischen des Hrn. Whitehead. 186
Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen. 188
Die treuen Köhler, eine Operette in zween Aufzügen. 190
Die Apothecke, eine komische Oper, in zwey Aufzügen. 191
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1771. 191
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1772. 193
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1773. 193



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des ein und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. A. März, neun und dreyßig einzele Controverspredigten. 3
Frag, ob die Kritick, welche ein gewisser Berlinischer Herr Recensent über einige meiner Predigten gefället hat, den Maßregeln der Vernunft und des Christenthums gleichförmig sey, von P. A. Merz. 4
II. Krünitz, ökonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft in alphabetischer Ordnung ꝛc. aus dem Französischen übersetzt. 30
III. W. Guthrie allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit ꝛc. Des fünften Theils zweyter Band. 38
— — Des siebenden Bandes 1. und zweyte Abtheilung, von H. Hofr. C. G. Heyne. 38
— — Neunter Theil, von Hn. C. R. Hausen. 38
— — Des zehnten Bandes erster Theil, v. Hrn. J. M. Schröckh. 39
IV. Des Hamburgischen Ministerii pflichtmässige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen ꝛc. 58
Anleitung zum Gespräch über des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen ꝛc. 77
Moralisch- kritische Vertheydigung der wichtigsten Weissagungen Es. 7, 14. 16. und



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des ein und zwanzig Bandes recensirten Bücher.

I. A. März, neun und dreyßig einzele Controverspredigten.

Frag, ob die Kritick, welche ein gewisser Berlinischer Herr Recensent über einige meiner Predigten gefället hat, den Maßregeln der Vernunft und des Christenthums gleichförmig sey, von P. A. Merz.

II. Krünitz, ökonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft in alphabetischer Ordnung ꝛc. aus dem Französischen übersetzt.

III. W. Guthrie allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit ꝛc. Des fünften Theils zweyter Band.

— — Des siebenden Bandes 1. und zweyte Abtheilung, von H. Hofr. C. G. Heyne.

— — Neunter Theil, von Hn. C. R. Hausen.

— — Des zehnten Bandes erster Theil, v. Hrn. J. M. Schröckh.

IV. Des Hamburgischen Ministerii pflichtmässige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen ꝛc.

Anleitung zum Gespräch über des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen ꝛc.

Moralisch- kritische Vertheydigung der wichtigsten Weissagungen Es. 7, 14. 16. und

)(Kap.

Kap. 8, 1-3. wider alle unrichtige Auslegung derselben rc. 78
V. Novi Commentarii societ. regiae scientiarum Goetting. Tom II. ad ann. 1771. 79
VI. Nouveaux Memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et B. L. Année 1770. 89
VII. D. J. G. Töllners theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes erstes Stück. 111
VIII. Nova acta physico-medica acad. caes. nat. curiosor. Tom. V. 124

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesamte Theologie, herausgegeben von H. W. Clemm. Sechsten Bandes 1, 2, 3tes und 4tes Stück. 139
Erweis, daß die Worte 1 Joh. V, 7. 8. göttliches Ursprungs rc. durch L. J. Ibenthal, Freygebohrnen von Niß Hinrichsen. 147
Exercitationes criticae in Iobi Cap. XIX. 23-29. accedit strictior expositio reliquarum ejus libri sententiarum, quibus religionis antiquissimae vestigia produntur, autore *I. C. Velthusen* 149
J. D. Michaelis Abhandlung von der syrischen Sprache. 150
S. Bourns geistliche Reden über einige auserlesene Parabeln unsers Heilandes. Aus dem Englischen. Erster Band. Herausg. von J. J. Rusch. 2r Band 150
Gründe für die gänzliche Abschaffung der Schulsprache des theologischen Systems rc. 151
Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Erster und zweyter Theil. 152
Zwölf Predigten über die Geschichte von Pauli Bekehrung, der christlichen Gemeinde vorgetragen, von D. T. C. Lilienthal. 154
D. W. A. Tellers Predigten von der häuslichen Frömmigkeit und dem gottesdienstlichen Gesang 156
J. F. Hähns Predigten. Dritte Sammlung. 158

2) Rechtsgelahrheit.

I. L. Püttmanni Probabilium Iuris Civilis Liber singularis et Liber secundus. 163
Ueber die sogenannte entscheidende Stimme des Cammer-Richters bey einer Stimmen-Gleichheit der Beysitzer von W. A. Rudloff. 169
F. Behmeri novum jus controversum. Tom. I. et II. 170

3) Arzneygelahrheit

R. *A. Vogel* praelect. de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani affectibus. 175
I. I. Reichard Flora Moeno-Francofurtana enumerans stirpes circa Francofurtum ad Moenum crescentes secund. method. sexualem dispositas. Pars prior. 177
I. I. Gunneri Flora norvegica, observationibus praesertim oeconomicis panorque norvegici locupletata. Pars posterior cum iconibus. 177
C. F. Dieterichs Anfangsgründe zu der Pflanzenkenntniß. 178
D. Schulz von Schulzenheim gekrönte Preisschrift vom Friesel, mit einer Vorr. von D. J. Vogel. 179
Erfahrungen und Wahrnehmungen über die Ursach des Todes der Ertrunkenen ꝛc. durch die Herren Champeaux und Fissole. Aus dem Franz. übersetzt. 182
J. F. Zückert, von den wahren Mitteln, die Entvölkerung eines Landes in epidem. Zeiten zu verhüten. 183
D. J. L. L. Löseke, Materia medica, von D. J. F. Zückert. 184

4) Schöne Wissenschaften.

Die Schule der Liebhaber, ein Lustspiel in fünf Handlungen, aus dem Englischen des Hrn. Whitehead. 186
Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen. 188
Die treuen Köhler, eine Operette in zween Aufzügen. 190
Die Apothecke, eine komische Oper, in zwey Aufzügen. 191
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1771. 191
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1772. 193
Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1773. 193

Der Landpriester im Oberrheinischen Kreise an die Herren Verfasser des Leipziger Musen-Almanachs vom Jahr 1773. 194
An den Herrn Schmid zu Giessen, den Verfasser und Herausgeber der Theaterchronick und des Almanachs der deutschen Musen. 195
Theatralisches Wochenblatt. 196
Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters. Erstes Stück. Herausgegeben von J. J. A. von Hagen. 197

5) Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Zwote Sammlung von Kupferstichen, nach den Handzeichnungen berühmter Meister, auf der K. Bibl. zu Berlin. 198

b) Musik.

Lieder mit Melodien, componirt von J. A. Hiller. 200
Lieder für Kinder, mit neuen Melodien, von G. G. Hunger. 203

6) Romanen.

Der Eigensinn der Liebe und Freundschaft, eine engländische Erzählung, nebst einer kleinen deutschen Lebensgeschichte, aus dem Französischen übersetzt. 204
Zuverläßiger Briefwechsel über die merkwürdige Geschichte eines zweyten Josephs, in der Person des sächs. Amerikaners rc. 1. bis 4tes Stück. 206

7) Weltweisheit.

J. G. Sulzers vermischte philosophische Schriften rc. 206
Neue Bestätigung des Schlusses von der Möglichkeit des allervollkommensten Wesens auf dessen Wirklichkeit. Nebst einigen Erinnerungen gegen des Hrn. M. Mendelsohn neue Wendung dieses Beweises, rc. 208
Die Philosophie der Natur, aus dem Französischen. Erster Band. 210

Praecepta grammatica atque specimina linguae philosophicae sive universalis ad omne vitae genus adcommodatae. Auctore *G. Kalmar.* 211

8) Mathematick.

Lehrbegriff der gesammten Mathematick von Wencesl. J. G. Karsten. Der VI. Th. 215

J. W. Gerlachs bestätigte Vorschrift über die beste Erleuchtung einer Ebene mittelst einer Lampe, nebst der Untersuchung darüber, von Hrn. Hofr. Kästner. 219

P. *M. Hell* Ephemerides anni 1773. ad Meridianum Vindobonensem. 220

J. E. Bode Monatliche Anleitung zur Kenntniß des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May 1773. bis Monat April 1774. 221

J. W. Haasens Beschreibung sieben Arten von Rammmaschinen, 2c. nebst bemeldten Hrn. Haasens nachgeschickten Zusätzen, und noch drey andern Abhandlungen. 222

J. Bösens verbesserte, deutlich beschriebene und gezeichnete Hebmaschine, so P. Sommer in der Schweiz 1759. erfunden. Nebst Anweisung und Zeichnungen wie eine Saugpumpe von Bley zu verfertigen. 224

Der Wittwen und Waisenversorger, 2c. aufgesetzt von C. D. Küster. 225

9) Naturl. Naturgesch. Chymie u. Mineral.

Neue alchymistische Bibliothek für den Naturkündiger unsers Jahrhunderts ausgesucht und herausgegeben von S. 2te Sammlung. 228

Derselben 2ten Bandes 1te Sammlung. 237

D. Cranz, Historie von Grönland. 2te Auflage. 237

Fortsetzung der Historie von Grönland, insonderheit der Missionsgeschichte der Evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels von 1763. bis 1768. von D. Cranz. 238

Q. Horatii Flacci Eclogae cum notis Baxteri, edit. Gesneri. 239

Fragmenta Stesichori Lyrici in unum collecta, auctore *I. A. Suchfort.* 240

M. J. A. Weber's kurzgefaßtes lateinischdeutsches, und deutschlateinisches Universal-Wörterbuch, dritte Ausgabe von M. J. D. Heyde. 242

Lucians Schriften, aus dem Griechischen übersetzt. 1ter, 2ter, 3ter und 4ter Theil. 247

D. Hieronymi duo dialogi graeci qui supersunt, cum annotat. *C. Barthii* ac *C. Daumii*, novaque versione latina *I. B. Carpzov.* 248

Ηλιοδωρου Αιθιοπικων βιβλια δεκα. Cum animadversionibus *I. Bourdelotii* recensuit *I. P. Schmidius.* 249

D. I. F. Hirtii Syntagma Observationum philologico-criticarum ad linguam S. Vet. Test. pertinentium. 249

Phädon. Aus dem Griechischen des Plato übersetzet und mit Anmerkungen erläutert von A. W. Ortlob. 252

Auserlesene moralische Schriften von Plutarch. Aus dem Griechischen. Dritter Band. 258

I. F. Fischeri Prolusiones de Versionibus Graecis Librorum V. T. litterarum hebraicarum magistris. Accessit prolusio, qua loci nonnulli Verss. Grr. oraculorum Malachiae illustrantur, emendantur. 259

Lateinische Sprachkunst, zum Gebrauche der katholischen Schulen Deutschlands. Herausgegeben von einem Priester der Gesellschaft Jesu. 260

11) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, et inde magis ad septentriones incolentium e Scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae, a *I. G. Strittero.* Tom. I. 262

Bellum Cimbricum descripsit *I. Müller.* 265

Beyträge zur Kenntniß der Staatsverfassung des Rußischen Reichs, herausgegeben von D. C. Schmidt. 270

12) Gelehrte Geschichte.

F. A. Wendeborn, Briefe an einen angesehenen Geistlichen in B***, über seine bisherigen Londner Schicksale. 275

Wohlverdientes Ehrengedächtniß, gestiftet dem weiland Hochw. und Hochgel. Hrn. D. J. G. Knapp. Gesammlet und herausgegeben von G. A. Freylinghausen. 277

13) Kriegswissenschaft.

Versuch über den Gebrauch der Artillerie, im Kriege, im freyen Felde und bey Belagerungen, mit allerhöchster Genehmhaltung, aus dem Französischen übersetzet. 279

Hr. le Blonds Anfangsgründe der Befestigungskunst, worinnen die Grundsätze und genau beurtheilte Beschreibungen von denen verschiedenen Werken, so man zur Befestigung derer Plätze anlegt; ꝛc. Nach der Pariser französischen vierten Auflage ins Deutsche übersetzt von J. W. J. 282

14) Finanzwissenschaft.

Polizey- und Cameral-Magazin ꝛc. fünfter Band, herausgegeben von J. H. L. Bergius. 284

Fürstenrechnung zur angenehmen Unterhaltung und zum besondern Nutzen der Regenten selbst, wie nicht weniger zur Erleichterung der Fürstlichen Hofkammern, gewidmet von M. J. Reblin. 285

Versuch einer Anleitung zur Finanzrechnungs-Wissenschaft und Verwaltung öffentlicher Kassen. 285

Rechtliche Wirthschaftssätze und Cautelen bey Contracten, Kaufen, Verkaufen ꝛc. nebst einer Vorrede, welche das Leben des weiland ꝛc. D. G. H. Zinken enthält, von C. F. W. Zinken, dem jüngern, *I. V. P.* 286

Versuche über einige erhebliche Gegenstände, welche auf den Dienst des Staats Einfluß haben. 287

Statuta der unter allergnädigster Königlicher Genehmigung von der Schlesischen Landschaft zur Aufnahme des Nahrungsstands errichteten patriotischen Societät. 288

15) Münzwissenschaft.

Hagnisches Original-Münzcabinet in Nürnberg. - 289

16) Haushaltungskunst.

Unterricht von der Bienenzucht in Bayern, von A. Korsemka. 290

H. C. von Brocke, wahre Gründe der physikalischen und Experimental-allgemeinen Forstwissenschaft. 3ter Theil. 294

Zur Aufnahme der Landwirthschaft. 297

Der Schlesische Landwirth, mit patriotischer Freyheit. Erster und zweyter Theil. 297

D. C. W. Pörner, Anmerkungen über Hrn. Beaumé Abhandlung vom Thon ꝛc. 299

Von den Rebenstichern. Drey Schriften. 299

Der wohlunterrichtende Gärtner, welcher nicht nur von dem Obst- und Küchengarten, vornemlich der Baumzucht zuverläßigen Unterricht ertheilet, sondern auch viele neue Versuche entdecket. Aus dem Französischen übersetzt. 299

17) Vermischte Nachrichten.

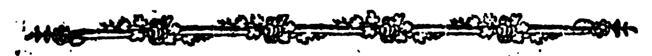
Der deutsche Merkur. Erster bis dritter Band. 300

J. F. Glasers nützliche und durch die Erfahrung bewährte Vorschläge bey heftigen und geschwinden Feuersbrünsten, Häuser und Mobilien zu retten. 305

J. F. Glasers ausführliche Beschreibung der glücklich abgelaufenen grossen Feuerprobe, welche mit seinem neuerfundenen Holzanstriche an dreyen deswegen bey Suhla in freyem Felde besonders auf- und ausgebauten Wohnhäusergen öffentlich gemacht worden. 30

Nachrichten. 30

Amtsveränderung. 30



I.

Neun und dreyßig einzele Controverspredigten von P. Aloysio Merz, Soc. Jesu, des hohen Domstifts der freyen Reichsstadt Augsburg Ordinari Predigern, vom Jahr 1763. bis 1772. in 4., jede zwischen 4 bis 8 Bogen.

Es würde eine beschwerliche und undankbare Mühe seyn, alle Titel dieser Predigten abzuschreiben. Man kann sich die Wahl der Materien, worüber der V. an gewissen Festtagen, welche ihrem Zweck nach auf ganz andere Betrachtungen führten, geredet hat, nicht seltsamer vorstellen, als sie wirklich getroffen worden. In den heil. Osterfeyertagen, wo er natürlicher Weise von der Auferstehung Christi, bey der es ohnehin viel Einwürfe zu beantworten giebt, predigen sollte, wirft er die Frage auf: Ob D. Luther nicht unverantwortlich gehandelt, da er die Mönche und Nonnen zur Ehe angehalten hat? Funfzehen dieser Predigten sind in den Jahren 1763. bis 1766. gehalten, davon die neun letzten bereits in unserer Bibl. IX. B. 2 St. S. 195. mit einem kurzen Urtheil darüber angezeiget worden. Die Anzahl der übrigen von 1767. bis 1772. beläuft sich auf vier und zwanzig. Einige vertheydigen die alte apostolische Würde und oberste Kirchengewalt der Päbste, andere die Seelmessen, noch an-

dere das heil. Abendmahl unter einerley Gestalt. In zehen Predigten streitet der V. über diese Materien namentlich gegen Hrn. M. Schade, Hrn. D. Kiesling und die ganze Erlangische theol. Facultät. In sechs andern wird wider einen neuen hamburgischen Journalisten, der eine Streitrede des V. soll angegriffen haben, (vermuthlich P. Fiedler) und dessen Gesellschaft ritterlich gefochten. Wir lächelten, da wir diesen Titel ansichtig wurden, ein wenig darüber, daß Hr. M. sogar mit den Journalisten auf der Kanzel Krieg führet, wußten aber nicht, was uns selbst bevorstände. Ein Paar Griffe weiter, so hatten wir folgende Streitrede zwischen den Fingerspitzen:

Frag, ob die Kritick, welche ein gewisser Berlinischer Herr Recensent über einige meiner Predigten gefället hat, den Maßregeln der Vernunft und des Christenthums gleichförmig sey. Am Feste der heiligen Hilaria beantwortet von P. A. Merz ꝛc. im Jahre 1771. 5 Bogen.

Wie aus den Wolken gefallen, nahm ich sie aus den übrigen heraus, konnte meinen eigenen Augen noch nicht trauen, denn es schien mir poßierlich über eine Bücherrecension vor einer christlichen Gemeine öffentlich zu predigen, fing an zu lesen und sahe mich zur Strafe für meine Offenherzigkeit, mit welcher ich in oben erwehnter Anzeige von des V. Controverspredigten geurtheilt hatte, auf einmal um alle meine Recensentenehre gebracht, ja, was noch mehr ist, als ein Spott und Abscheu vor aller Welt dargestellt. Da ich mir indessen noch immer nicht vorstellen konnte, daß das hohe Domstift zu Augsburg, und noch dazu

am

am Feste der h. Hilaria, *) durch einen solchen Vortrag erbauet werden könne, so glaubte ich, Hr. M. habe diese Widerlegung zum Spaß blos in Form einer Predigt drucken lassen, aber seit kurzen weis ich zufälliger Weise durch einen Reisenden, der sie mit seinen eigenen Ohren in Augsburg gehört hat, daß sie wirklich gehalten worden. Der übelste Streich dabey ist, daß ich nun noch oben drein meine eigene Schande, anstatt sie vor der Welt zu vertuschen, nach Amtspflicht dem halben Deutschlande öffentlich sagen muß. Jederman soll indessen sehen, daß ich ehrlich bin, und nichts von dem verschweige, womit der ehrwürdige Pater Merz mir „schmähsüchtigen Rabu„listen, Schwätzer und vermummten Schmäher„ auf immer meine geliebte Reputation abdisputirt hat.

Der Text zu der Predigt ist aus Ps. 119. 78. Confundantur superbi, quia iniuste iniquitatem fecerunt in me. Die Stolzen sollen zu schanden werden; maßen sie gar zu ungerecht gegen mich gehandelt haben. Im Eingange wird der Gemeine erzählt, daß im Jahr 1765. die A. D. Bibl. zu Berlin angefangen habe, und aus der Vorrede des Hrn. Nicolai die Absicht des Werks bekannt gemacht. Der V. erzählt, wie die Unerfahrenheit, der schlechte Geschmack und die Partheylichkeit der Hrn. Rec. gemacht habe, daß dasselbe schon im J. 1769. zu neun Bänden, aber nicht ihre Schätzung gewachsen wäre. Er hätte gehört, daß Rach- und Tobsucht auch über seine Streitreden zu Gericht gesessen, sich aber an die Tirannei dieser wütenden Kunstrichter nicht gekehrt, sondern sey entschlossen gewesen, ihnen mit philosophischer Gelassenheit nachzusehen. Darauf hätte ihm aber ein auswärtiger Freund die Abschrift der Recension zugesendet und Sr. Hochwürden gebeten, er möchte

*) Eigentlich Clara und Hilaria den 12. August.

diesem Recensenten, wie den hamburgischen Herren, doch ein bischen die Wahrheit sagen (dieser ganze Brief steht wörtlich da und ist auch der christkatholischen Gemeinde mit vorgelesen worden.) Ich hatte geurtheilt: „daß wohl kein vernünftiger Protestant durch den P. „M. möchte überzeugt werden, da dessen kauderwel„sche Predigten voll historischer Unwahrheiten, So„phistereyen, niederträchtiger Schimpfwörter gegen „den bösen Buben, den D. Luther, und voll Possen „wären.„ Da wäre es nun wohl schier das allerbeste, meynt er, daß er mir, nachdem ich ihn, der doch in einem öffentlichen und ansehnlichen Amte stünde, als einen kauderwelschen rc. geschildert, mit gleicher Münze bezahlte, und mich ohne weiteres einen einfältigen Lästerer rc. betitelte. Aber er wolle nicht so, wie ich, ins blinde hineinreden, sondern beweisen. „Sie sol„lens haben, spricht er, Hr. Rec., und damit sie „mich recht wohl verstehen, so will ich Ihnen, weil „sie doch einen so harten Kopf zu haben scheinen, die „Sache noch einmal wiederholen. Ich sage dann: „Ihre Recension ist einfältig und ihrer eigenen Ehre „nachtheilig; sie ist verläumderisch und recht schmäh„süchtig; sie ist beynahe ärgerlich und unchristlich.„ Dieses Thema der Predigt wird denn in dreyen Theilen der Rede mit der möglichsten Vollständigkeit folgendermaßen ausgeführt.

Ich bin ein recht einfältiger Mann, weil ich nicht fassen und verstehen kann, was doch einem jeden Bürger in Augsburg sehr begreiflich ist, daß des Hrn. P. Predigten vortreflich sind; ein Mensch, dem das Uebermaas der Paßionen beynahe allen Verstand geraubt hat — denn ich habe seine Streitreden kauderwelsch genannt. Kauderwelsch, sagt er, ist ein dunkler, verwirrter, unordentlicher und unverständlicher Vortrag. Seine Reden wären keines von dem allen, ich

ich hätte das Urtheil des ganzen Publikums wider mich, denn Briefe aus Schwaben, Bayern, Franken, aus der Schweitz, dem Elsas und Briesgau, aus Unter- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren, Steiermark, sogar aus Ungarn, Welschland und Dännemark, Briefe von den größten Gelehrten an ihn und andere geschrieben, rühmten und erhöben ohne Schmeicheley seinen klaren, deutlichen und natürlichen Vortrag. Sogar Hr. M. Schade gäbe ihm das Lob. Wer an dem Geständniß der Briefe zweifelte, dem könnten sie für (vor würde ein lutherischer Ketzer geschrieben haben) die Augen gelegt werden. Ob denn das alles nicht klar und verständlich wäre, was er von Luthern behauptet hätte: denn er hätte ja das und das gesagt, welches denn aus den vorigen Predigten wiederholt wird. Mein Kopf allein wäre mit einem so zähen und widerspenstigen Hirne angefüllt, daß ichs nicht fassen könnte. Und da ich gleichwol ein Arbeiter an der A. D. B. wäre, so könnte man daraus schließen, was es für elende Leute wären, die diese Bibl. schrieben, und wie Hr. Nicolai auch Männer ohne Witz und Gelehrtheit in seine Gesellschaft aufgenommen hätte. (Ich muß die Hrn. V. der Bibl. und Hrn. Nicolai recht sehr um Vergebung bitten, daß ich ihnen durch meine Dummheit zugleich mit Schande gemacht habe. Hr. M. hat Recht. Ich hätte viel klüger seyn sollen und wäre es auch wohl gewesen, wenn ich mir so einen schlimmen Streich, als er mir itzo spielt, vorgestellt hätte. Da der Mann im rechten Ernst so klar, so deutlich, so verständlich schreibt, daß man nicht zu errathen braucht, sondern mit Händen greifen kann, was er haben will, so hätte ich mir den Ehrentitel eines Strohkopfs und feindseligen Beschnarchers, den Verfassern samt dem Herausgeber der Bibl. die Verachtung, mit welcher

 sie

sie nun das ganze Schwabenland ansieht, und dem Hrn. Pater die Mühe ersparen können, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wohin ich wohl mit dem kauderwelschen gezielet hätte. Sein Deutsch, hätte ich sagen sollen, klingt noch zum Theil sehr kauderwelsch, weil er die Sprache noch nicht halb so rein und grammatikalisch richtig, als einige Wiener, schreibt, sondern mit unter die gröbsten Sprachfehler macht, auch noch so viel seltsame, harte und rauhe Provincialwörter braucht; denn in meiner Gegend nennt man dergleichen Deutsch kauderwelsch Deutsch. Das hätte er nicht auf die Art des Vortrages gezogen, was ich blos von seiner Sprache verstand, Zur Strafe muß ich mich nun schon an die Stirne schlagen und den Schimpf einstecken.) Wiewol auch die kleine Ehre läßt mir Hr. M. S. 15. nicht einmal, daß ich das Deutsche verstünde, welches ich ohne Ruhm zu melden, doch wirklich correkter und wohlklingender schreibe, als Er. Ich hatte bey Beurtheilung seiner Contr. Pr. unter andern gesagt: „Die evangelische „Kirche kann es mit großer Gelassenheit und der gu„ten Sache unbeschadet mitleidig anhören, wenn „ihre Confeßion ꝛc.„ Ein rauher Styl! sagt Hr. M. Die Lage der Wörter ist sehr unnatürlich. Guter Sachen unbeschadet klingt einmal nicht gut — Freylich der Genitiv, und guter Sachen ist der Genitiv in der mehreren Zahl, mit unbeschadet construirt, wäre eine von den undeutschen Construktionen, die der Hr. Pater noch sehr oft macht; aber der guten Sache (Hr. M. unterscheide wohl, daß es der Dativ im Singulari ist) unbeschadet, ist gut deutsch, und in der Verbindung sicherlich besser und kürzer als das weitschweifige ohne Schaden und Nachtheile (Nachtheil muß es heissen, weil ohne den Accusativ zu sich nimmt) einer gerechten Sache, wie Hr. M.

sagt,

sagt, daß er wenigstens würde geschrieben haben, welches sich dort zu der übrigen Verbindung der Wörter gar nicht geschickt hätte.

2. Meine Recension ist verläumderisch, lästerlich, und schmähsüchtig. Dies wird im zweyten Theile der Predigt bewiesen, weil ich ihn Sophistereyen, historischer Unwahrheiten u. s. w. beschuldiget habe. „Wo stecken denn die Sophistereyen? fragt „er mich S. 20. Wo die historischen Böcke?„ (auch einer von den burlesken Ausdrücken, die auf der Kanzel possenhaft werden.) Ich dachte, Sie sollten das von selbst finden. Der Raum verstattete nicht, es Ihnen mit vielen Worten zu sagen. Aber wenn Sie mich denn nun öffentlich darnach fragen, hochzuehrender Herr, so will ich weiter unten gerne mit der Antwort dienen. „Ich verfehlte mich nicht wider „die Geschichte„ schreibt der V. Wieder kauderwelsch Deutsch! Das Ziel verfehlen, sagt man auf gut Deutsch, nicht sich wider das Ziel verfehlen.

3. Meine Recens. ist beynahe ärgerlich und unchristlich. Hiervon wird im dritten Theile der Predigt gehandelt. Ich habe ein schlechtes Christenthum, ich bekümmere mich nicht viel um die wahre christliche Religion und bin ein ausgemachter Indifferentist, weil ich den Controverspredigten abhold bin und mir wenig Nutzen davon verspreche. „Da„durch, heißt es, zeigte ich eine völlige Gleichgültig„keit gegen alle christliche Partheyen, erklärte mich für „einen Freund aller Sectirer und Ketzer und forderte „eben soviel, als die christliche Kirche solle das Ge„wehr strecken, die Waffen niederlegen, sich um die Lehre „Christi nicht mehr annehmen (abermal kauderwelsch „deutsch! sich der Lehre Christi nicht mehr anneh„men, solte es heissen) sondern sich gleichwol auf Gnade „und Ungnade einem jeden Schwärmer und Schwin-

„delkopfe ergeben, und also eine müßige Zuschauerin „seyn, wenn der Schaafstall Christi von den Wölfen „angefallen, und dessen Heerde geschwächt und zer„streuet wird.„ S 25. Kann ein Mensch, sezt Hr. M. hinzu, welcher nur einen einzigen recht christlichen Blutstropfen in seinen Adern hat, also gesinnet seyn? Was ich wohl meynte, fragte er mich! „Wenn ich an „den Hrn. Commendanten zu Berlin, Stettin oder „Spandau schriebe: Man muß sich von dem exer„ciren, manövriren, kanoniren, kriegen, und herum„schlagen mehr Nutzen versprechen, als dabey „herauskömmt; daher ist mein unmasgeblicher Rath, „Sie sollen sich ganz ruhig und neutral in ihren an„vertrauten Festungen halten. Rückt ein Feind an: „so nehmen Sie ihn gleichwohl ohne Widerstand in „Ihre Mauern auf. Es ist endlich eines, ob wir die„sem oder jenem den Tribut zahlen — ob man mich „denn nicht wegen meiner gar zu großen Friedfertig„keit bald erhöhet oder zur Gnade um einen Kopf „verkürzet sehen würde?„ Wie witzig der Hr. Pater nicht ist!

Da mir ein gar zu blödes Hirn (Gehirn) zu Theil worden, so werde ich auf dasjenige verwiesen, was der Fürst der Apostel, Petrus, und auch Paulus von den Lehrern verlangen. Alsdenn rühmt Hr. M. die großen Vortheile des controvertirens. Dadurch ist es geschehen, daß von den viel tausend Manichäern, Arianern, Nestorianern, Eutichianern, Pelagianern, Donatisten, kaum etwas mehr als der Name übrig ist, daß wir heut zu Tage kein arianisches rc. Christenthum statt eines apostolischen haben — daß dem Huß, Luther, Kalvin und Zwingel Schranken gesetzt worden — daß so viele aus den höchsten Häusern sich wieder zur katholischen Kirche bekehrt — daß beynahe zu zweifeln sey, ob noch ein Paar hundert

dert wahrhafte Lutheraner in Deutschland übrig wären. Wir Protestanten liessen die Katholicken jezt gerne in Ruhe, wenn sie auch uns nur in unserer Ruhe nicht störten. S. 31, 32. wird gefragt: Ob die Christen denn nunmehr alle darinn einig wären, daß der Pabst das sichtbare Oberhaupt der ganzen sichtbaren Kirche sey? das die Firmung, die Buße, die Priesterweihe, die letzte Oelung, die Ehe Sacramenta wären? daß den unkatholischen Kirchen aus Abgang wahrer Bischöffe und einer wahren sacramentalischen Priesterweihe, das Abendmahl, die Schlüsselgewalt mangele, und schlüßlichen bey ihnen keiner von den Sünden entbunden werde? daß Christus in der sogenannten Messe als ein ewiger Priester unter den Gestalten des Brodts und Weins sich opfere? — Wenn sie nicht darüber einig geworden, ob denn das controvertiren eine unnütze Sache sey? Wenn sie es aber geworden, warum denn die protestantischen Journalisten, Notenmacher, Kriticker, Recensenten, Dichter, Komödianten, Geschicht- und Zeitungsschreiber alle nur erfinnliche Gelegenheit suchten, über diese Gegenstände ihre satyrische Gedanken eröfnen zu können? Hr. M. hält dafür „wenn vor den Zeiten Luthers die Hirten nicht „zu trauisch, oder auch zu schläfrig gewesen wären; „wenn sie ihre Heerde besser in dem geistlichen Streit „geübt hätten: so wäre die Frage, ob Luther einen „ganzen Bauerhof hätte lutherisch gemacht?„ So hoch wird der Werth der Controverspredigten von dem V. erhoben. Andere Einsichtsvolle Katholicken setzen ihn viel tiefer herab. Vielleicht hat Hr. M. den Umstand nicht gewußt, oder ihn nicht wissen wollen, daß sogar der jezt regierende vortrefliche Churfürst von Mainz vor ein Paar Jahren durch einen förmlichen Befehl alle Controv. Predigten in seinem Lande verboten hat. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich

nicht solches damals in den öffentlichen Zeitungen gelesen hätte. Sollte dieser weise Fürst das wohl gethan haben, wenn er sich soviel davon verspräche, als Hr. Merz, der sogar in einer eigenen Predigt die wichtige Frage beantwortet: Warum Augsburg, ja ganz Deutschland, nach so überzeugenden Streitreden noch nicht katholisch seye? Am Ende wird mir denn noch einmal der Text darüber gelesen, daß ich kein aufrichtiger Confeßionist, sondern ein neutraler Christ bin, der mehr seligmachende Kirchen zuläßt, und also das apostolische unverfälschte Christenthum nicht höher als ein falsches und irriges schätzet. Und hierauf redet Hr. M. die Protestanten in einem sehr feyerlichen Ton an, und sagt ihnen, daß sie sich auf ihre Gelehrten gar nicht mehr verlassen könnten, weil sie keine ächte Lutheraner oder Reformirte mehr wären, sondern größtentheils Indifferentisten, und daß dieses eben das sicherste Zeichen von der Falschheit der protestantischen Lehre sey. — Eine Offenherzigkeit ist der andern werth. Ich will also dem Hrn. Pater über das, was er Indifferentisterey in der Religion nennt, und worüber er ganz schief urtheilet, ehrlich meine Meynung sagen.

Daß mir, als einem aufrichtigen Protestanten, seine sakramentalische Priesterweihe, seine Schlüsselgewalt und dergleichen, leere Einbildungen sind, darf ich ihm nicht erst versichern. Ich leugne, daß es eine einzige sichtbare, mit Ausschliessung aller übrigen, seligmachende Kirche auf der Erde gebe, und halte die ganze Vorstellung davon für eine Chimäre. Am wenigsten glaube ich, daß in der katholischen Kirche das apostolische Christenthum gelehrt werde. Unter den sichtbaren Kirchen ist keine ganz frey von allem Irrthum. In den öffentlichen Bekenntnißschriften einer jeden Parthey stehen neben Wahrheiten auch einige

Irthümer. Bey der einen finden sich nur mehr, bey der andern weniger. Wenn welche darunter der Gottseligkeit Schaden thun, so verwerfe ich sie, wo ich sie finde. Betreffen sie aber bloße theologische spekulative Lehrmeynungen, die gar keinen Einfluß in die Moralität haben, folglich in den Sitten der Christen gar nichts ändern, so halte ich sie für ganz unschädlich. Will jemand, der sie für wahr hält, mit mir aus Gründen darüber disputiren, so stehe ich ihm gern Rede. Verwirft er meine Gründe, die mir stark dünken und bleibt bey seiner Meynung, so kann ich das gerne leiden, denn ich gestatte ihm eben das Recht zu, das ich für mich fordere. Daher verdamme ich weder den katholischen, noch lutherischen, noch reformirten Christen, in so ferne er dieser oder jener äusserlichen Kirche zugethan ist, denn ich richte ihn nicht nach dem theologischen System, das er in seinem Kopf, sondern nach der christlichen Gesinnung, die er in seinem Herzen hat. Wenn er sein Verhalten nach der Lehre Jesu einrichtet, wenn er ein gottesfürchtiger und tugendhafter Mensch ist, so ist er mir lieb. Auf den Namen von Pabst, Luther und Calvin kommt es mir gar nicht an; denn Namen und Sachen sind ganz zweyerley. Der katholische geweihte Priester, und der protestantische ungeweihete Prediger, wenn beyde rechtschaffen sind, sind mir auch beyde wackere Männer — Abt Felbiger und Abt Jerusalem, ich schätze den einen wie den andern — und wenn sie beyde zur Vertheydigung des Christenthums was gutes und wahres schreiben oder reden, so lese und höre ich beyde gleich gern. Ich finde, daß es in allen sichtbaren Kirchen ächte Christen im Leben und Wandel giebt. Von diesen glaube ich, daß sie Glieder der unsichtbaren Kirche Christi sind, und einst in ein Leben der unsterblichen Glückseligkeit,

alle in einen Himmel eingehen werden. Ich will mich auch nicht schämen unter manchem, weiser und tugendhafter als ich gewesenen, Eutichianer, Nestorianer, Donatisten, und was sonst für Ketzernamen ihm hier beygelegt worden, dort zu sitzen. Noch mehr, wofür der Hr. Pater nicht erschrecken wird, ich spreche mit jenem katholischen Küster aus den Briefen über das Mönchswesen, die ich Sr. Hochwürden wohl empfehlen wollte: „Ich lasse mir den frommen „Juden oder Heiden nicht verdammen, denn ich „dächte, ich thäte dem lieben Gott damit unrecht.„

Bey dem allen versichere ich, daß ich gegen Wahrheit und Irrthum nichts weniger als gleichgültig bin, und in meinem Leben weder ein Jude, noch ein Heide, noch ein katholischer Christ werden möchte, und wenn ich alle Reiche der Welt damit gewinnen könnte. Ich erkenne in Glaubens- und Gewissenssachen keines lebendigen Menschen Ansehn; keine Autorität des Pabstes, oder der Kirchenväter, oder der Bischöffe mit ihren Concilien, oder der Reformatoren und deren symbolischen Bücher. Ich halte mich an meine Bibel, und besonders an das Neue Testament, und suche das durch Hülfe der Sprachkenntniß und des gesunden Verstandes, den mir Gott gegeben hat, immer besser zu verstehen. Seit zwanzig Jahren bin ich auf diesem Wege in meiner Religionserkenntniß und Theologie merklich weiter gekommen, als ich vorher war, da ich blos das System der Kirchen studirt hatte. Weil ich nun gefunden habe, daß der Lehrbegrif der Protestanten in den mehresten Punkten den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel viel näher kommt, als der katholische Lehrbegrif, so bin ich von ganzen Herzen ein Protestant, aber eben so wenig ganz lutherisch, als ganz calvinisch, weil sowol Luther als Calvin, so viel ich einsehe, die Bibel nicht in allen

len Stellen richtig ausgelegt, und noch manches in ihrem System beybehalten haben, dem ich meinen Beyfall aus Ueberzeugung nicht geben kann. Deshalb habe ich nach dem Rathe des Appstels Paulus alles von beyden protestantischen Kirchen, auch von der katholischen, geprüft und das beste behalten. Meines geringen Erachtens kann ein jeder Protestant mit gutem Gewissen bey der Kirche bleiben, worinn er gebohren und erzogen ist. Wollte er wechseln, so würde er dabey im Grunde nichts gewinnen, sondern nur einen spekulativen, im Grunde aber unschädlichem Irrthum mit dem andern vertauschen. Der Katholick folge auch seiner Ueberzeugung, nur verketzere und verdamme er nicht die unkatholischen, wie der Hr. P. Merz thut. Ich werde um deswillen auch zeitlebens bey der lutherischen Confeßion bleiben, es aber immer machen, wie Paulus Röm. 14, 19. rathet. Will Hr. M. mich und andere protestantische Geistliche, die eben so denken, deshalb für Indifferentisten schelten — der Name klingt fürchterlicher, als er wirklich ist — so lasse ich mirs gerne gefallen. Es fehlet so viel, daß diese Denkungsart dem wahren Geiste des Christenthums entgegen seyn sollte, wie Hr. M. behaupten will, daß sie ihm vielmehr wesentlich eigen ist, wie ich, wenn es hier nöthig wäre, aus den Lehren und dem Verfahren Christi und der Apostel, zu erweisen mir getrauete. Laster und solche Lehren, die das Laster befördern, verdammet die ächte christliche Kirche, aber verschiedene Meynungen über Lehren, die blos Menschen zu nothwendigen Glaubenssätzen für jedermann, der selig werden will, gemacht haben, duldet sie, sonst würde sie keine ächte Kirche seyn.

Man muß der Schwachheit eines katholischen Controverspredigers dergleichen Deklamation gegen

vermeinten Indifferentismus in der Religion, als man am Schluße seiner Streitrede zu hören bekommt, zu gute halten, und ihn, weil er es nicht besser einsieht, glauben lassen, Christi Lehre und katholische Lehre sey durchaus einerley und unser Heiland, als ein geschworner Feind der Neutralität, habe in der Rede: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich ꝛc., durch seinen göttlichen Mund diejenigen, welche sich des verdammens anderer enthalten, excommuniciret. Ganz konnte ich aber doch sein unstatthaftes Raisonnement darüber nicht mit Stillschweigen übergehen. Vielleicht giebt ihm meine Erklärung Anlaß, an einem Feste der heil. Hilaria seine Rhetorick noch einmal an mir zu üben.

Wie gerne bräche der Recensent hier ab, da er schon so viel gesagt, wenn ihn nicht die Achtung gegen das Publikum in diesem besondern Fall nöthigte, öffentlich zu zeigen, daß er die Leser niemals mit partheyischen Urtheilen über ein Buch hintergehe, und es auch in Ansehung der Controverspredigten des Hrn. M. nicht hintergangen habe. Es ist ihm vorzüglich daran gelegen, die Beschuldigung desselben von sich abzulehnen, als ob er die Schriften eines katholischen Gottesgelehrten blos deshalb tadele, weil er kein Freund der Katholicken, oder wie es Hrn. M. S. 10. sich auszudrücken beliebt, „ein Mann sey, der „braun oder gar schwarz wird, wenn er nur den Na„men Pabst, Katholik oder Jesuit hört.„ Vom Gegentheil zeugen die vortheilhaften Urtheile, die er von den Arbeiten der Herren Schmidt, Mastalier, Wurz und anderer verdienter Weise gefället hat; und noch deutlicher meine eben vorhin gethane Erklärung. — Nachdem ich nicht verschwiegen habe, wie derb der Hr. Pater mich abgekanzelt hat, eine Ehre die ich mir nie hätte träumen lassen; so, denke ich, wird das

re-

reden nun wohl an mir seyn. Ich bin hauptsächlich gescholten worden, weil ich mein ehmaliges Urtheil über einige seiner Controverspredigten ohne Beweis abgefaßt hatte, welches der Kürze halber geschahe. Also werde ich meine Gründe dazu schon nachhohlen müssen. Wenn es denn so seyn soll, gut, hier sind sie.

P. M. spricht in seinen Predigten, wenn sein Styl gleich nicht zu verachten und wirklich besser ist als manche katholischen Geistlichen ihn bis jtzt schreiben, doch noch viel kauderwelsches deutsch, z. B. der Seligkeit verlurstiget werden; einen Verlurst leiden, das Meer übersetzen statt übers Meer fahren; wider die Zeugschaft (das Zeugniß) des Gewissens reden; eine Wahrheit anstreiten, statt bestreiten; Erfahrniß für Erfahrung; Gegenwurf für Gegenstand; ausrauschen für auslachen; Ehegespann für Ehegatten; benamsen für benennen; zerschieden für unterschieden; Beständniß für Wirklichkeit; etwas von sich ableinen für ablehnen; sonderheitliche Personen für einzele Personen; einer Sache Meldung machen für thun; Unbilde für Beleidigung; wachbar für wachsam, mir erklecket für mir ist hinreichend; eine so kleine Anzahl von zwölf Personen kann für den weitschichtigen Erdkreis nicht erklecken; Aufwikler für Aufwiegler; erstummen für verstummen. Schonte er mir? für meiner; die Wesenheit der Geschichte aussetzen, für an der Wahrheit der Geschichte aussetzen. Das Verzeichniß von solchen Wörtern könnte bis auf viele Blätter vermehrt werden. Die Fehler wider die Grammatik, z. E. wegen dem für des, sind eben so häufig. Es mag hieran genug seyn. Wenn Hr. M. aufmerksam darauf seyn und dergleichen Provincialwörter und grammattische Fehler vermeiden will, so kann sein deutsch sehr gut werden.

P M. Controverspredigten sind voll historischer Unwahrheiten. So ist es falsch, was der V. in der Predigt: Frag, (warum nicht Frage?) durch was für Mittel sich Luther soviel Anhänger zugezogen habe? 1766. nemlich durch angemaßte Heucheley, durch erstaunliche Trügerey, durch angezettelte und entstandene Meuterey — behaupten will, daß Luther ein Heuchler gewesen, weil er anfänglich, da er schon mit den Gedanken umgegangen, der katholischen Kirche einen tödlichen Streich beyzubringen, und ihre Lehrsätze anzugreifen, blos von Verbesserungen der Geistlichen in Ansehung ihrer Sitten und Lebensart gesprochen habe — Nie ist ein Mann offenherziger zu Werke gegangen, und hat mit seinen Meynungen weniger hinter dem Berge gehalten, als Luther. Nahm denn die eigentliche Reformation nicht damit den Anfang, daß er den 31. Oct. 1517. seine fünf und neunzig Theses gegen Tezeln und den päbstlichen Ablaß öffentlich an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug? Ist der Gottesgelehrte ein Heuchler, der es frey heraussagt, was er gegen bisherige Lehren seiner Kirche einzuwenden hat, und andere zu einer öffentlichen Prüfung derselben durch Gründe und Gegengründe, wie Luther that, auffordert? Er wollte wohl freylich im Anfange mit seiner Reformation so weit nicht gehen, als er nachmals gieng, und wäre wahrscheinlicher Weise in der Kirche geblieben, wenn man ihn nicht ausgestossen hätte. Aber bey einem Werke von dieser Art, welches gemeiniglich einen kleinen Anfang hat, zieht ein Schritt den andern nach sich. Die Veranlassungen dazu sind bekannt. Luther selbst kam in seinen Einsichten immer weiter, und dabey war es sehr natürlich, daß er in der Folge manchen ungegründeten Lehrsatz der Kirche umstieß, den er vorher, ehe er ihn hinlänglich geprüft, ruhig hatte stehen lassen. Wenn

er

er jetzt lebte, würde er da nicht stehen bleiben, wo er damals blieb. Man muß sehr schielend urtheilen, und Luthers offenen, freymüthigen Charakter gar nicht kennen, wenn man ihm das zur Hinterlist und heuchlerischen Verstellung auslegen will, daß er im kleinen anfieng und im großen aufhörte — falsch, daß die Lehren, welche Luther im Anfange bestritt, nicht allgemeine Lehren der Kirche, sondern nur einzeler Glieder derselben gewesen sind. Wer war denn die Kirche? War es nicht die Geistlichkeit, und deren irdisches Oberhaupt, der Pabst? Die Layen hatten doch wahrhaftig keinen Theil an dem, was gelehrt und nicht gelehrt werden mußte: Tezel war wohl der einzige Mann, der den Ablaß so mächtig erhob? In Rom wußte man wohl nichts von der Krämerey, die damit zum Verderben aller guten Sitten getrieben wurde; denn wo Vergebung der Sünde für Geld feil ist, da mag man wohl Tugend suchen? — falsch, daß Luther zugegeben habe, die katholische Kirche seiner Zeit sey dieselbe, welche sie vor 1300. Jahren gewesen, die reine Braut Christi, in welcher die unverfälschte apostolische Sitten- und Glaubenslehre annoch zu finden sey. Hat Petrus etwa auch schon Vergebung der Sünde für Geld verkauft? Schon im dritten und vierten Jahrhundert hatten sich viel Menschenlehren in die christliche Religion eingeschlichen. Schon damals machten die Patres manche sonderbare Auslegung der h. Schrift, weil einige ihre Sprache schlecht verstanden, und Luther war nicht in allem mit ihnen zufrieden, ob er sich gleich in den meisten Stücken an ihre Meynungen hielte. Eben darum, weil er jenes nicht zugab, schrieb er öffentlich: die katholische Kirche habe die evangelische Wahrheit verlassen, falsche Glaubensartickel eingeführt, sie sey in Aberglauben und Abgötterey gefallen, sie habe Christum, (d. i. Christi reinere Lehre)

verlassen, und sich allein auf Menschentandt gelegt. S. 20. Wie kann der Hr. Pater daraus beweisen, daß Luther ein Erzbetrüger gewesen? — falsch, daß Luther den Bauernkrieg angezettelt, und seine Lehre durch diese Meuterey von ihm ausgebreitet worden; daß er die Urheber derselben aufgehetzt, zu den Waffen zu greifen und das Blut in die Hände ihrer Obrigkeit zu tauchen. Hr. M., wenn er in der Geschichte ein wenig zu Hause ist, wird doch wohl den damaligen sklavischen Zustand des Landvolks kennen, und wissen, wie es sich schon im Anfange desselben Jahrhunderts in andern Gegenden empört hatte. Was konnte Luther dafür, wenn Thomas Münzer und einige andere Enthusiasten sein Buch von der christlichen Freyheit mißbrauchten? Soll ein weiser Mann für jede Ausschweifung haften, wozu ein fanatischer Kopf durch die üble Anwendung seiner freyeren Grundsätze verleitet wird? Hr. M. weis ja selbst und führt auch zum Theil an, was Luther zur Dämpfung dieses Aufruhrs gethan hat. Nur beschuldigt er ihn, daß er solches zum bloßen Schein und zu spät gethan hätte, da er anfänglich sein Wohlgefallen daran gehabt. Schickt es sich, dergleichen Lügen jemanden auf den Kopf zuzusagen? — falsch, daß Luther die Schultheologie nicht von der ächten Wahrheit unterschieden habe. Gerade die Scholastick mit ihren vielen Albernheiten war es, wider die er am öffentlichsten zu Felde zog, ob er sich gleich selbst noch nicht ganz von ihr losmachen konnte.

Hrn. P. Merz Contr. Pred. sind voll Sophistereyen. Und das wundert mich nicht. Wie sollte ein Mann, der nichts als Streitreden hält, und auf die falsche, mehr, als auf die wahre Disputirkunst, ausgelernt hat, sich vor den Trugschlüssen der Sophisten hüten können? Wie sollte er falsche Grundsätze,

Con-

Consequenzenmachereyen, bloße Scheingründe, Veränderung der Streitfrage, Zirkel im Beweisen, Logomachien, Sprünge im Schliessen, Mißverstand und Verdrehung der Worte des Gegners, abstrakte Chimären, die nirgends in der Natur wirklich sind, u. s. w. allezeit vermeiden? Sein Handwerk gewöhnt ihn so sehr dazu, daß er es selbst nicht einmal weis. Alle polemische Fechter thun viel Luftstreiche — So ist es Sophisterey, wenn Hr. M. Luthers Worte öfters in einem ganz andern Verstande nimmt, als er sie genommen hat. Luther sagt z. B. „Alle, von dem Pabst „angefangen bis zu den schlechtesten Pfaffen, obschon „sie Christum bekennen, und sagen, er sey für uns „gestorben, so glauben sie jedennoch nicht an die Auf„erstehung, sie glauben nicht an ein ewiges Leben, „welche Gattung von Menschen sogar von den Heyden „Epicurer, und von den Poeten Säue pflegen genen„net zu werden.„ Ich finde nichts abentheuerliches in dieser Vorstellung. Es ist leicht zu sehen, daß L. von dem praktischen Unglauben der damaligen katholischen Geistlichkeit rede. Nur ein Sophist kann den Sinn dieser Worte so verdrehen, daß der Schluß herauskommt: „die katholische Kirche glaubt an die Auf„stehung Christi und an das ewige Leben, welches „sie ja lehrt. Wer ihr also das Gegentheil, wie Lu„ther hier, aufbürden kann, der muß ein Erzbetrü„ger seyn.„ Hr. M. führt noch mehr ähnliche Stellen aus Luthers Schriften an, worinn dieser aus einigen Lehren der katholischen Kirche die allernachtheilichsten und verderblichsten Folgen für die christliche Moralität herleitet (vielleicht hat er diese Folgerungen manchmal zu weit getrieben, so wie es bey aller Controvers gehet) und aus selbigen auf die Verwerflichkeit der Lehren selbst zurückschließt. Weil nun aber doch die Kirche dergleichen Unmoralitäten nie buchstäblich

gelehrt hat, so argumentirt Hr. M. daraus mit grossem Siegesgeschrey, auf Luthers lästerliche Lügen. Er vergißt aber, daß Luther den damaligen innerlichen Zustand der Kirche und das lasterhafte Leben der Geistlichkeit in und ausserhalb den Klöstern aus eigener Erfahrung genau kannte, und wenn das Gemählde der jetzigen katholischen Kirche, zu deren Verbesserung selbst die Reformation unter der Hand beygetragen hat, glücklicher Weise nicht mehr so ganz ähnlich sieht, daß es ihr doch damals ähnlich gewesen sey.

Sophisterey, daß Hr. M. schon immer als erwiesen voraussetzt, worüber doch eben der Streit ist, nemlich die von Luthern angegriffene und verworfene Lehren des Pabstthums, sind wahre und göttliche Lehren des Evangeliums, und dann S. 32. schließt: „Wer in der Glaubenslehre eine unerhörte Neuerung „anfängt, Glaubenssätze in Zweifel zieht, die über „tausend Jahr als unstrittig angenommen worden; „wer die vierzigtägige Fasten, das Reinigungsfeuer, „die Verehrung der Heiligen, die Priesterweihe verwirft, und fünf Sacramente ausmustert — der ist „ein böser verdammter Mensch.„ Seltsamer Mann! wenn er weiter keine Gründe, als diese wider seinen Gegner hat, so wird er ausser dem Pöbel keinen verständigen Menschen zum Abscheu gegen ihn bewegen. Wenn Luther die verfallene reinere Lehre Jesu wiederherstellen und die Christenheit bessern wollte, so mußte er gerade eine solche Revolution in der Kirche anfangen, als er anfing, und dem Himmel sey Dank, daß es durch ihn einmal dazu gekommen ist. Denn wenn der blinde Aberglauben und die Lasterhaftigkeit der Christen mit der Gewalt der Priesterschaft von jenen Zeiten an bis jetzt noch immer zugenommen hätte, so würde die Clerisey jetzt ganz Europa, von dem Fürsten bis zum Sklaven, auf den Nacken treten, und

der Zustand der Christen mehr thierisch als menschlich seyn.

Sophisterey, wenn Hr. M. Luthern, den er seltsam genug den Glaubensvater der Protestanten nennt, seine Fehler aufmutzt, und daraus in aller Form der Dialektik gegen sie disputirt. Damit thut er lauter Luftstreiche, die keinen Menschen treffen. Kein wahrer Protestant hält Luthern für einen untrieglichen Menschen, auf dessen Einsichten er seinen Glauben gründete. Vielmehr geht er in Lehrmeynungen gern von ihm ab, wenn er deutlich einsieht, daß Luther geirret habe. Der große Mann mag also seine Schwachheiten gehabt haben, er mag bisweilen zu hitzig gewesen seyn, er mag nach den Sitten seiner Zeit wider diesen und jenen nicht moderat und höflich genug geschrieben haben, es mag sich in manche seiner edlen und großen Unternehmungen eine menschliche Leidenschaft mit eingemischt haben, sein Charakter mag sogar auf die letzte Zeit ein wenig Farbe von Eigensinn und Partheygeist angenommen haben — was geht uns das an? Welcher Mensch ist ganz untadelhaft? Wir machen uns das gute, so er in der christlichen Welt gestiftet hat, zu Nutze, bauen auf sein angefangenes heilsames Reformationswerk weiter fort und denken übrigens von ihm: Homo erat et nihil humani ab eo alienum esse putamus. Hr. M. mag also Luthers schwache Seite noch so auswendig kehren, das entscheidet in der Sache, worüber er mit uns streitet, gar nichts, sondern zeiget blos, wie weit er es in der sophistischen Disputirkunst gebracht habe.

Sophisterey, wenn er in der Predigt: Frag, ob D. Luther nicht unverantwortlich gehandelt, da er die Mönche und Nonnen zur Ehe angehalten hat? 1765. ihn darüber chicanirt, ob er mit dem Ausspruch: „der nicht ehelich wird, muß nothwen-

„dig buben. Ausser der Ehe unter anhaltenden Anfechtungen keusch leben, ist eine lebendig unmögliche „Sache„ wahr geredet oder gelogen habe. Gelogen, beweiset Hr. M. auf einigen Blättern, denn es ist nicht schlechterdings nothwendig, im unverheyratheten Stande unkeusch zu werden, und nicht absolut unmöglich, keusch darinn zu bleiben. Uns wundert nur, daß einem solchen geübten Dialecticker, wie Hr. M. die gelehrte Unterscheidung zwischen absolute und hypothetischer Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, nicht eingefallen ist. Sie hätte ihn und Luthern über diesen Punkt leicht vereinigen können. Personen von sehr kaltblütigen Temperament, von kränklicher Leibesbeschaffenheit seit frühen Jahren, und einsamer Lebensart, wozu sie von Jugend auf erzogen worden, möchten wohl die einzigen Menschen seyn, deren Keuschheit ihr Lebelang unverletzt bliebe. Aber ein gesunder Mensch, wie ihn die Natur ohne Verwahrlosung gegen das zwanzigste Jahr darstellt, Mönch oder nicht Mönch, mit oder ohne Platte und Schleyer, zeitlebens unverheyrathet und zeitlebens keusch und rein, wie eine Vestalin, das müßte übernatürlich zugehen. Mich dünkt schier, Luther hat völlig recht. Er kannte den Menschen, selbst den religiösen Menschen, in diesem Stück besser, als Hr. M. ihn kennt oder kennen will, und seine Offenherzigkeit machte, daß er auch über diesen Punkt seine Meynung so gerade heraus sagte. Einige wollen die Keuschheit in Klöstern nicht sehr rühmen. Hr. M. braucht seine ganze Rhetorick, sie eines bessern zu belehren.

Sophisterey, in der Art, Luthern die Höllenwürdigkeit des Verbrechens zu beweisen, daß er sich selbst eine Frau genommen und andere zum ehelichen Leben aufgemuntert habe. Wer Gott ein Gelübde thut,

thut, schließt Hr. M., der muß es unverbrüchlich halten, sonst verscherzt er seine Seligkeit. Nun hat Luther bey den Augustinern aus freyer Entschliessung, ohne Zwang, nach vorhergegangenem Probejahr, da er hätte das Kloster wieder verlassen können, wenn er sich nicht zum Mönchsleben geschickt gefunden, das Gelübde einer beständigen Keuschheit abgelegt; gleichwol nach dem 41sten Jahre daßelbe gebrochen; Also ist er damit ein verdammter Mensch geworden — Hier ist alles, was zu einem wohl geformten Syllogismus gehört. Nur fehlt ein Hauptumstand, nemlich der Beweis, daß es einem gesunden Menschen weiblichen oder männlichen Geschlechts jemals erlaubt sey, eine ewige Jungfrauschaft zu schwören, welches der Natur und Bestimmung des Menschen, mithin der Absicht des Schöpfers, der den Trieb zum begatten in uns gepflanzt hat, zuwider seyn würde; und wenn er es in früheren Jahren des Lebens im Irthum, aus Mangel richtiger Erkenntniß und genugsamer Prüfung, was es damit auf sich habe, oder aus Aberglauben, wie Luther gethan hat, daß er nach erlangter Einsicht von der Unnatürlichkeit und Unrechtmässigkeit eines solchen Gelübdes, es dennoch zu halten verbunden sey. Bevor dieses nicht erwiesen ist, gilt der ganze Schluß des Hrn. Paters nichts und diesen Beweis möchte er wohl schuldig bleiben. — Der Geistliche ist völlig derselbe Mensch, der jeder anderer ist, die Bedürfnisse und Triebe seiner physischen Natur erfodern daßelbe. Gott will so gut, daß durch ihn das menschliche Geschlecht vermehrt werde, und er die Freuden des ehelichen Lebens geniesse, als er es bey jedem andern will. Weder Moses noch Christus, dieser höchste von Gott gesandte Lehrer der Religion, noch ein Apostel haben jemals einem Priester die Ehe verboten und auch nicht verbieten können, weil sie damit

mit das erste Gesetz der Natur würden aufgehoben haben, welches durch kein positives göttliches Gesetz aufzuheben stehet. Paulus sagt vielmehr, daß er Macht habe, ein Weib mit sich herum zu führen, wenn er nicht das ehelose Leben bey seinem Amte seiner Convenienz gemäßer fände. Bloß um der Verfolgung willen, welche den Christen seiner Zeit bevorstand und einem verehelighten ein doppelt Leiden auflegte, widerrathet er einigen unter gewissen Umständen das Heyrathen. Sonst will er, daß auch die Geistlichen ehelich werden. Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn. 1 Timoth. 3, 2. Er erklärt das Verbot der Ehe, es sey Priestern oder nicht Priestern gegeben, sowol als das Verbot gewisser Speisen für widerrechtlich und sündlich, und die Urheber desselben für Verführer und Abtrünnige vom wahren Glauben, die Teufelslehren einführten. Kap. 4, 1. 3. Er schreibt kein Wort von Mönchen und Nonnen. Er sagt vielmehr, daß das Weib glücklich werden soll durch Kinderzeugen Kap. 2, 15. und daß die jungen Wittwen zur zwoten Ehe schreiten und Kinder zeugen und haushalten sollen. 1 Tim. 5, 14. Das Gelübde einer ewigen Jungfrauschaft ist also für Manns- und Weibspersonen widerrechtlich, unerlaubt und ungöttlich, weder in dem Gesetz der Natur, noch in der h. Schrift gegründet; und so lange die katholische Kirche zugeben wird, daß eine Menge gesunder, wohl gespeister Mönche und Nonnen, die der Welt im ehrlichen Leben nützlich seyn könnten, in Klöstern eingesperrt und grossen Versuchungen zur Unkeuschheit und zu heimlichen und stummen Sünden der Unzucht ausgesetzt werden, unter dem Vorwande, ein Gott geheiligtes, stilles und andächtiges Leben zu führen, so lange wird sie auf eine unverantwortliche Weise genehm halten, daß viele tausend Menschen das natürliche und durch

Chri-

Christum bestätigte Gesetz Gottes gerade zu übertreten — Ein Gelübde oder ein Eyd, dadurch man sich zu einer unerlaubten, dem göttlichen Willen zuwiderlaufenden Handlung anheischig gemacht hat, verliehrt aber seine völlige Verbindlichkeit, und darf durchaus nicht von dem, der dessen Unrechtmäßigkeit hinter her einsiehet, gehalten, sondern muß gerade Gewissens halber nicht gehalten werden. Sobald also Luther zu der Ueberzeugung kam, daß das ehelose Mönchsleben schlechterdings das göttliche Gebot aufhöbe, so war er in seinem Gewissen verbunden, nicht allein andere davon abzurathen, sondern sich auch selbst, an sein, im Irthum gethanes, Gelübde der Keuschheit, nicht mehr zu binden, und durch seine eigene Verheyrathung ein gutes Beyspiel zu geben. Machte er sich nach diesem gethanenem Schritte in seinem Gemüth anfänglich einige Unruhe darüber, wie Hr. M. solches anzuführen nicht vergessen hat, so rührte das von gewissen tief eingewurzelten Vorurtheilen seiner Zeitverwandten, und hauptsächlich von der Besorgniß her, daß er seinem wichtigeren Geschäfte, dem Reformationswerke sowol, als seiner Ehre bey vielen Leuten damit möchte Schaden gethan haben. Wir wissen aber aus seinen nachmaligen häufigen Geständnisse, und Hr. M. kann es auch wissen, wie ruhig Luther darüber in seinem Gemüthe geworden und wie vergnügt und glücklich seine Ehe gewesen sey. — „Aber die Patres haben schon das ehelose Leben sehr „erhoben? Tertullian z. B. und andere?„ ganz recht, allein dieses beweiset nichts, als daß die guten Väter über diesen Punkt auch schon im Irthum gewesen sind — „Ja, was wollt ihr sagen, ihr Pro„testanten, spricht Hr. M., eure eigene Gottesgelehr„ten, euer großer Mosheim z. B. (aus dessen Rede „bey Einführung einer Klosterjungfer eine lange

„Stelle

„Stelle angeführt wird) erhebt den unverheyrathe„ten Stand. Wie werdet ihr euch helfen, um den „evangelischen Glaubenssohn mit dem evangelischen „Glaubensvater, die einander widersprechen, zu ver„einigen?„ Es braucht hier nicht vieler Umstände zur Hülfe. Der Rec. wenigstens vertheydiget Mosheims Rede über diesen Artickel nicht. Sie schmeckt gar sehr nach Mönchsmoral, von der sich noch nicht alle protestantische Gottesgelehrte bis jezt los gemacht haben. Aus dem, was wahres darinn ist, folgt aber auch weiter nichts, als daß Klöster für ungesunde, kränkliche, ihrer Eltern frühzeitig beraubte und von allen andern Hülfsmitteln zu einem glücklichen Fortkommen in der Welt entblößte Personen, besonders weiblichen Geschlechts, auch in protestantischen Ländern eine sehr nützliche und heilsame Anstalt seyn würden. — Ich habe diese wenigen Proben von der sophistischen Art, mit welcher Hr. M. disputirt, mit Fleiß aus solchen Predigten genommen, die ich damals bey meiner Anzeige davon, vor Augen hatte. Mit Wahrheit kann ich bezeugen, das alle seine Streitreden von Sophistereyen wimmeln.

Hrn. P. M. Predigten sind auch voll niederträchticher Schimpfwörter auf D. Luthern. Es würde ein ansehnliches Verzeichniß herauskommen, wenn man alle die Beynamen und Scheltwörter sammeln wollte, mit welchen Luther in diesen Reden ausgehunzt wird. Niederträchtiger kann man doch einen so verdienstvollen Mann, als er war, wohl nicht schimpfen, als wenn man ihn wie den bösesten Buben abschildert, wenn man alle seine Unternehmungen gegen den Pabst, dessen vermeinte uneingeschränkte Gewalt ja in neueren Zeiten selbst von katholischen Schriftstellern so dreist, als je von Luthern geschehen ist, angegriffen worden, und gegen die Kirche für Betrü-

gerey, Büberey, Kirchenraub, Hochverrath und Gotteslästerung, kurz den ganzen Mann für einen höllenwürdigen Bösewicht erklärt. — Es ist wahr, daß Luther auch seine Gegner ohne Ansehn der Person auf eine gegenwärtig sehr unanständige und grobe Art mit Schimpfwörtern behandelt hat, welches niemand billigen kann, aber wohl theils den verdrießlichen Vexationen, die er leiden mußte, theils den noch unpolirten Sitten seines Zeitalters zugeschrieben werden muß. Allein seit jenen Zeiten sind die deutschen Sitten viel feiner und höflicher geworden. Wenn also Hr. M. kein ungesitteter Zelot seyn will, so muß er im 18ten Jahrhundert nicht nach der Weise des sechzehnten controvertiren, und am wenigsten auf der Kanzel.

Hrn. P. M. Predigten sind endlich auch voll Possen. Darunter verstehe ich abgeschmackte Argumente, die den gesunden Menschenverstand beleidigen, schalen pöbelhaften Witz, niedrige, der Kanzel unwürdige Ausdrücke, scurrilische Einfälle und Wendungen der Rede, die allenfalls Lachen erwecken und nichts beweisen, sondern blos den Gegner verächtlich machen. Ich mag nicht zusammenlesen, was aus den sämtlichen Streitreden unter diese Rubrick gehört. Nur ein paar Proben! z. B. S. 18. der zuletzt erwehnten Rede, „das sind ja seltsame Evangelisten, „deren ein jeder sich auf das nemliche Evangelium „beruft, und doch ein jeder was anders lehrt! Der „Vater ruft aus vollem Halse: die nicht ehelich „werden, werden das Reich Gottes nicht besitzen; „der Sohn (Mosheim) ruft, das mühsame jungfräuliche Leben sey heilig ꝛc.„ — Luther hat sich aus dem Gelübde der Keuschheit ausgehalftert — Hier, Brüder, steckt der Butzen — Spitzt die Ohren, Brüder — Wenn es dem Berlinischen

Apostel nachgeht, so sollen die Vorsteher der Kirche die Hände in Sack stecken u. d. gl.

Der Rec. ist müde und matt von schreiben. Vermuthlich wird der Hr. Pater doch nun zufrieden seyn. Wollte ich ein Buch wider ihn schreiben, so sollte es mir leicht werden, zur Rechtfertigung meines Urtheils über seine Controverspredigten die angeführten Proben bis zu hunderten zu vervielfältigen. Sollte ichs noch nicht recht gemacht haben, so kanzele mich der Hr. Pater am nächsten Feste der heil. Hilaria zum zweytenmal ab. Ich will meine Schande tragen, ohne einen Muck von mir zu geben, aber bey der heiligen Hilaria mag er es verantworten, daß er an einem ihr geweiheten festlichen Tage die Zeit mit disputiren gegen einen unheiligen Recensenten zubringt, und darüber ihrer ruhmwürdigen Tugenden mit keinem Worte gedenkt.

F.

II.

Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft in alphabetischer Ordnung; aus dem Französischem übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt, auch nöthigen Kupfern versehen von D. Johann Georg Krünitz, gr. 8. 1. Theil, von Aa bis Am, 50 Bogen, 2. Theil, von An bis Auf, 50 Bogen. Mit Kupfern. Berlin, bey Joachim Pauli, 1773.

Das

Das deutsche Publikum erhält hier ein Werk, welches wegen seiner Vollständigkeit und Brauchbarkeit unter die wichtigsten seiner Art mit Recht gezählet zu werden verdienet.

Es ist bekanntermaßen schon eine alte Mode, Wissenschaften, Künste und was dem anhängig ist, in Form eines Wörterbuchs abzuhandeln, und ihre einzelne Materien und Theile in keiner andern Ordnung vorzutragen, als welche das Alphabeth denen Benennungen derselben in jeder Sprache anweiset. Dieser Geschmack hat in unsern jetzigen Zeiten dergestalt zugenommen, daß schwerlich irgend ein nahmhaftes Stück in dem ganzen Umfange der menschlichen Erkenntniß anzutreffen seyn wird, davon man nicht zugleich ein Lexikon aufweisen könnte. Ob nun hiedurch die Wissenschaften an sich gewinnen oder nach dem Urtheil einiger neueren Kunstrichter verliehren, das wollen wir hier unentschieden lassen. So viel ist immer gewiß, daß wenigstens die Gemächlichkeit des großen Haufens der Leser dabey nicht zu kurz kommt.

Auch die Landwirthschaft ist bisher in diesem Stück nicht leer ausgegangen, sondern Chomel, Zink u. a. m. haben schon lange ökonomische Wörterbücher geschrieben, welche häufige Liebhaber gefunden. Dieser letztere Umstand kann allerdings ein gutes Vorbedeutungszeichen abgeben, daß das vor uns liegende Werk nicht ungekauft und ungelesen bleiben wird, da der Geschmack an der Landwirthschaft sich vornemlich in unserm deutschen Vaterlande immer mehr ausbreitet, und der innere Werth dieses Wörterbuchs offenbar alle vorhergehende dieser Art weit übertrift.

Ehe wir die deutsche Uebersetzung vornehmen, wollen wir von dem Original folgendes anmerken.

Es ist solches zu Yverdon seit 1770. in 16 Oktav-Bänden ans Licht getreten und von einer Gesellschaft aus den besten Schriften, welche wir von denen hierinn abgehandelten Materien haben, dergestalt gesammlet worden, daß jeder Mitarbeiter nur dasjenige Fach für sich gewählet, darinn er die meiste Stärke und sehr geprüfte Erfahrungen gehabt. Ueberdis ist hernach das ganze Werk von einigen Mitgliedern der berühmten Societät zu Bern vorhero durchgesehen, und nachdem es diese Untersuchung ausgestanden, allererst der Presse übergeben worden. Bey solchen Anstalten lässet sich mit Grunde eine sehr vortheilhafte Idee von einem Buche fassen, und wir würden Unrecht thun, wenn wir des widrigen Urtheils von ein paar Kritickern ohnerachtet, nicht bereits das Original allen unsern Lesern als sehr brauchbar empfehlen wollten. Die Verfasser sagen auf dem Titel desselben, daß dies Werk die gesamte Land- Haus- und Staatswirthschaft enthalte, und sie reden nicht unwahr, denn sie haben nicht nur das allgemeine davon ziemlich genau gefasset, sondern sich auch oft ins kleinste Detail herabgelassen. Nur die Art des beständig abgebrochenen Vortrags, welche die Form eines Wörterbuchs unvermeidlich macht, ist Schuld daran, daß man dem ersten Anschein nach, solches schwerlich glaubet. Will man sich aber die Mühe geben, sich beym Leser selbst ein System zu formiren und die dahin gehörigen im ganzen Buche zerstreuten Materien nach der Reihe zusammen suchen, so wird ein Sachkundiger wenig oder gar nichts fehlendes bemerken, denn was unter einer Rubrique nicht angeführet ist, das findet man gewiß unter einer andern, so daß dem Ganzen ein völliges Gnüge geschehen ist. Es ist also vollkommen gegründet, was am Schluß der Vorrede gesagt wird: „On se tromperoit donc extrémé-

„ment

„ment si l'on regardoit cet ouvrage comme des „membres épars et detachés, qui n'ont entre „eux autre liaison que celle que leur donne „l' Alphabet. Ce recueil forme un ensemble sy„stematique dont il est aisé de trouver les mem„bres éparés dans les divers articles qui rappro„chés et lus de suite, présentent un systéme „complet et harmonique. Ainsi toutes les ma„tiéres d'Oeconomie politique, rustique, et do„mestique y sont traitées avec une étendue pro„portionée à leur importançe.„

Bey denen zur Staatswirthschaft oder Oeconomie politique gehörigen Artickeln haben wir blos angemerket, daß denen Verfassern einige der besten deutschen Schriften hievon unbekannt gewesen, oder wenigstens von ihnen nicht gebraucht worden sind.

Sehr gut würde es endlich noch gewesen seyn, wenn man beliebt hätte, die Quellen anzuzeigen, daraus die Verfertigung dieses Werks geschöpfet worden ist, zumal man nichts anders gethan, als gesammlet hat, was schon geschrieben gewesen.

So viel vom Original.

Was nun die deutsche Uebersetzung anbetrift, so ist solche eine Arbeit des Herrn Doktor Krüniz in Berlin, dessen Geschicklichkeit und Fleiß, das Publikum seit verschiedenen Jahren aus vielen Proben kennet. Wir würden den Verdiensten dieses gelehrten Mannes um dies Werk zu nahe treten, wenn wir unsere Leser nicht unterrichteten, daß das vor uns liegende deutsche Buch weit mehr als eine bloße Uebersetzung ist. Unter seiner Feder gewinnet es die Gestalt eines neuen Originals, und der erste Anblick zeiget, daß er in seiner im vorigen Jahr auf einem besondern Bogen gedruckten Ankündigung dieses Werks nur die Sprache der Bescheidenheit redet, wenn er sagt, daß

er es durch einige nützliche Anmerkungen und Zusätze aus den wichtigsten neuern Schriften bereichern, und einige etwann übergangene Artickel einschalten werde. Er hat nach diesen zwey Theilen zu urtheilen, das Original nicht nur auf Zweydrittheil vermehret, und mit einer Menge neuer Artickel bereichert, als wozu ihm der Vollständigkeit des französischen Werks unbeschadet, die deutsche Sprache die ganze Verfassung des deutschen Vaterlandes und eine Menge anderer Gegenstände ein weites Feld öfnen; sondern die häufigen hier befindlichen litterarischen Nachweisungen, welche seine große Belesenheit ihm darbiethet, geben dem Werk einen gedoppelten Werth, da man sie, wie wir schon angemerket, in dem Original gänzlich vermisset. Wenn also manchem Leser besonders darum zu thun ist, über diesen und jenen Artickel Schriften nachzulesen, so findet er hier allemal die besten und zuverlässigsten davon angezeiget, ja es geben diese Nachweisungen zugleich hinlänglichen Stoff und einen sichern Leitfaden für denjenigen ab, der sich eine Sammlung von den besten ökonomischen, physikalischen und Cameralschriften anschaffen will. Wir nehmen daher nicht einen Augenblick Anstand, einem jedem Liebhaber solcher Wissenschaften, der gewöhnlichen Regel zuwider, diese Uebersetzung vor jenem Original ohnerachtet seines nicht geringen Werthes vorzüglich zu empfehlen.

In der Vorrede zum 1ten Theil zeiget der Herr D. Krünitz an, daß er sich in das eigentlich Physikalische weniger eingelassen habe, weil die gelehrte Welt nächstens von dem Herrn D. Martini eine vollständige Geschichte der Natur, in alphabetischer Ordnung erwarten könne; nur bey den botanischen Artickeln habe er das physikalische mitgenommen, jedoch aber mehr auf die äusserliche ökonomische und mechanische

An-

Anwendung, als auf die medicinische gesehen, weil letzteres Herr Martini in seinem Buche zu thun, Willens sey. Wenn doch alle Schriftsteller so gewissenhaft mit dem Publikum umgiengen!

Eben daselbst suchet Herr K. einem Einwurf zu begegnen, welcher uns wichtig genug scheinet, deshalb seine eigene Worte hieher zu setzen. Es heisset S. XIV. XV. „Ueber den Werth aller dieser meiner „Zusätze sehe ich ganz verschiedene Urtheile von Ge„lehrten sowol als Ungelehrten, voraus. Da ich bey „dieser mühsamen Arbeit vornemlich eine mehrere „Vollständigkeit zur Absicht gehabt habe: so dürfte „freylich jenen vieles unerheblich und überflüßig für„kommen, was für diese als den größten Theil, brauch„bar und willkommen ist. Es werden allerdings Ar„tickul von Sachen und Verrichtungen vorkommen, „bey deren bloßen Benennung sich ein jeder Hausva„ter und Landmann dasjenige, was darunter zu ver„stehen ist, oder worinn dieselben bestehen, sogleich „denket. Denket er aber auch allemal richtig? Und „gesetzt auch dieses, so suchet und erwartet man doch „wenigstens das Wort oder die Benennung in dieser „Art von Wörterbuche, und darum durfte ich es „nicht übergehen. Nur habe ich mich jedesmal in „dergleichen Fällen so kurz als möglich zu fassen ge„sucht; und wenn gleich nicht alle meine Zusätze zu „systematischen Kenntnissen dienen, so werden sie „doch wenigstens zur Ausbreitung nützlicher Sachen „beytragen.„ Und hierinn hat er unserm Bedünken nach, nicht nur vollkommen recht; sondern wenn wir Leser nehmen, denen eine Menge Kunstwörter unbekannt, oder solche die der deutschen Sprache wenig mächtig sind, dergleichen es zur Unehre unsers Vaterlandes, selbst viele Deutsche giebt, der Ausländer zu geschweigen: so wird alles das, was manchem

klein, überflüßig, unerheblich scheinet, in dieser Rücksicht bey einem Buche, welches für allerley Gattungen Leser geschrieben ist, sehr wichtig und selbst nothwendig.

Die vollständigsten Artickel im ersten Theil sind, *Abies*, Tanne, S. 58 - S. 95.; *Acacia* S. 191 - S. 212.; *Acer*, Ahorn S. 238 - S. 254.; Ackerbau S. 297 - S. 314.; Ackermessen, Feldmessen S. 325 - S. 347. *Aconitum*, Eisenhütlein, Wolfswurz S. 363 - S. 384. Alaun S. 468 - S. 484., zu welchem Artickel der Leser noch einen starken Zusatz in der Vorrede dieses ersten Theils findet. Allee S. 499 - S. 513. *Allium* S. 626 - S. 539. *Alnus* S. 541 - S. 562. Ameise S. 629 - S. 676. Amsel S. 701 - S. 716. *Amygdalus* S. 718 - S. 771.

Im zweyten Theil. *Anagallis*, Gauchheil, S. 11 - S. 27. *Ananas* S. 31 - S. 67. Anemone S. 82 - S. 97. Angesicht S. 128 - S. 153. Unter dieser Rubrique finden die Leserinnen auf 28 Seiten lauter Mittel um schön zu werden, oder wenn sie es allbereits wirklich sind, sehr lange schön zu bleiben. Anhägerung S. 155 - S. 165. Anschlag S. 207 - S. 234. *Apocynum*, Hundskohl S. 289 - S. 319. April S. 323 - S. 361. Arme S. 404 - S. 417. *Armeniaca*, Apricosenbaum S. 418 - S. 447. *Arundo*, Rohr, S. 480 - S. 490. Asbest und Amiant S. 498 - S. 509. Asche, S. 510 - S. 525. *Asparagus*, Spargel S. 530 - S. 566. Assecuranz-Anstalten S. 571 - S. 599. Assignation S. 601 - S. 605. Aster, S. 609 - S. 618. Atlas S. 626 - S. 631. *Avena*, S. 650 - S. 709. Auerhan S. 710 - S. 721. Auflaufen des Rindviehes S. 742 - S. 782.

Von denen von dem Herrn D. Krünitz neu hinzugefügten Artickeln, die im Original nicht befindlich sind, wünschten wir unter der Rubrik: abhüten

an-

andere Sachen zu lesen als diejenigen so wirklich da stehen. Indessen verdienet diese Kleinigkeit bey dem übrigen grossen Werth des Buchs kaum gerüget zu werden.

Zu dem Artickel, Anschlag hätte noch manches hinzugefügt und sonderlich die Art und Weise näher erkläret werden können, wie man in dieser und jener Gegend Deutschlands Pacht- und Kaufanschläge anfertiget, wobey es nicht undienlich gewesen seyn würde, deren jedesmalige Mängel oder Vorzüge anzuzeigen, auch von diesem und jenem Anschlage ein Schema beyzufügen. Der Herr V. verspricht indessen S. 212. daß er bey den einzelnen Pertinenz-Stücken eines Gutes die besondern Anschläge davon noch anführen werde und vielleicht nimmt er diese Gelegenheit sodann in Acht unsern obigen Wunsch zu erfüllen.

Ein paar lustige Schnitzer müssen wir nicht unbemerkt lassen, die der Uebersetzer des bekannten Dictionnaire oeconomique des Chomel gemacht und die Herr K. hier gelegentlich verbessert.

1) Th. I. S. 472. stehet unter der Rubrik Alaun bey dem Worte alumen catinum, Schüssel Alaun, folgende Note: „Catin heißt hier nicht Käte oder „Trinechen, wie der Herr Uebersetzer des Chomel „sich eingebildet und ihn daher im I. Th. S. 265. „Catherinen Alaun getauft hat, sondern es kommt „von dem lateinschen Catinum oder Catinus, welches „eine Schüssel oder Napf heißt.

2) Th. II. S. 128. bey dem Worte Panne de Porc, Schweine-Schmer, die Note: „Dem Uebersetzer des Chomel scheinet diese Bedeutung des Wor„tes panne unbekannt gewesen zu seyn, indem er es „im I. Th. des Oecon. und Phys. Lex. Col. 426. „durch Nierenfett vom Pfau übersezt, wozu er durch „die bekannte Bedeutung, da Panne auch ein Pfau

„heisset, verwickelt worden. Der Zusatz de porc „hätte ihn leicht eines bessern belehren können.

Einen nicht geringen Vorzug vor dem Original geben dieser deutschen Uebersetzung annoch die hinzugefügten Kupfer von verschiedenen hier abgehandelten Gegenständen, dergleichen in dem erstern gar nicht zu finden. Auch ist das einem jeden Theil vorgesetzte Bildniß eines um die Oekonomie und das Kameral-Wesen verdienten Mannes dem Werke keine Unzierde.

B.

III.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit u. s. w. ausgefertigt von Wilhelm Guthrie, Johann Gray, und andern in diesen Theilen der Wissenschaften berühmten Gelehrten, aus dem Englischen übersetzt, aus den Originalschriftstellern berichtigt und mit Anmerkungen durchgehends versehen, von Johann Daniel Ritter, D. Des fünften Theils zweyter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 2 Alph. 8 Bog. in gr. 8.

— — — Des siebenten Bandes erste und zweyte Abtheilung, von Herrn Hofrath Christian Gottlieb Heyne, 1772. zusammen 3 Alph. 16 Bogen gr. 8.

— — — Neunter Theil, von Hrn. Carl Renatus Hausen, Prof. der Philosophie auf

auf der Universität zu Halle, 1767. 2 Alph. 15 B. gr 8.

— — — Des zehnten Bandes erster Theil, von Hrn. Johann Matthias Schröckh, Prof. der Dichtkunst in Wittenberg, 1771. 2 Alph. 9 Bogen.

Unsere Gelehrten fahren immer unermüdet fort, einen fehlerhaften Guthrie und seine Gehülfen zu verbessern, zu ergänzen, und von tausend Fehlern befreyt dem deutschen Publiko in die Hände zu liefern. Und dies mühsame und unangenehme Geschäft vollenden Gelehrte vom ersten Range, ein Heyne, Ritter, Schröckh, (können sie gleich einen von Fehlern wimmelnden Guthrie, nicht zu einen Velli, Hume, oder Schlözer umschaffen) so glücklich, daß wir es dem Verleger nicht vergeben, wenn er zuweilen Todte an Lebendige bindet, und mit solchen Männern einen Hausen auftreten läßt, der weiter nichts als abschreiben kann, und einen fehlerhaften Guthrie, durch neue Verstossungen noch unbrauchbarer macht. Wir wünschen daher zum Vortheil des ganzen Werks, und zur Ehre der deutschen Geschichte, die in aller Hinsicht unbrauchbare Makulatur des Hn. Prof. Hausens von neuen umgearbeitet zu lesen. Um so mehr, da der Hr. V. die folgenden Theile der europäischen Geschichte, deutschen Gelehrten übertragen hat, die dem Ganzen allerdings Ehre machen werden. So wird der Hr. Pr. Diez in Göttingen den eilften Theil ausarbeiten, der die spanische und portugiesische Geschichte enthalten soll. Bey der im Original übergangenen engl. Geschichte wird man Goldsmiths History of England zum Grunde legen, die schweizerische, holländische, und ungarische Geschichte wird

Hr. Schröckh, und die von Rußland, Schweden, und Dännemark Hr. Prof. Murrai in Göttingen besorgen.

In dem vor uns habenden zweyten Bande des fünften Theils hat Hr. Hofräth Ritter die alte Geschichte von Africa, so viel den Alten von diesem Welttheile ausser Egypten, und Carthago, bekannt war, nebst der alten und mitlern Geschichte von Spanien umgearbeitet. Besonders schätzbar sind des deutschen V. Zusätze und Berichtigungen bey den africanischen Begebenheiten. Wir haben jezt in seinen gelehrten Nachforschungen an einem Orte beysammen, was in einer Menge Schriftsteller von dieser armen unzusammenhängenden und ungewissen Geschichte zerstreut war. Am ausführlichsten ist Hr. R. so wie auch sein Original im ersten Hauptstück, in der Geschichte von Numidien, dessen Begebenheiten bis dahin erzählt werden, bis Cäsar dieses Land, nachdem er des Pompejus Parthey in Afrika geschwächt hatte, in eine Römische Provinz verwandelte. In den Anmerkungen werden manche Fehler in der grössern allgemeinen Welthistorie verbessert; und unter diesen sind folgende sehr unterrichtend. Ueber die alten Grenzen von Numidien S. 2. die Widerlegung S. 22. daß Phut wohl nicht der Stammvater der Numidier gewesen. S. 28. 29. daß Numidien seinen Namen mit nichten von den Nomaden erhalten habe. S. 30. die Gedanken über die alte Numidische Sprache. Hr. R. bemerkt aus dem Schaw, daß sich die uralte Landessprache bey den in Gebürgen, ohne viel Gemeinschaft mit ihren Nachbaren lebenden Cabylen erhalten habe. Ein neues Beyspiel, daß sich in gebürgigen Gegenden, wie Hr. Schlözer in seiner Nordischen Geschichte zeigt, und Wallis, Bretagne, Biscaya rc. noch mehr beweisen, die alten Landessprachen, am längsten, vor

ih-

ihrem Untergange, vor der Vermischung und Veränderung bewahren. Im 2ten Hauptstücke folgen die einzelnen Nachrichten (Geschichte kann man die insularischen Zeugnisse wohl nicht allzueigentlich mit dem englischen Verf. nennen) von den Mauritaniern, Getuliern, Nigriten, Garamanten, den Lybiern in Marmarika, und der syrtischen Landschaft, und andern benachbarten afrikanischen Völkern. Haben wir hier gleich von diesen Völkern, weil sie theils nicht civilisirt genug und den erobernden römischen Waffen zu entlegen waren, oder mit den Römern zu geringe Gemeinschaft hatten, keine zusammenhängende Geschichte, so können uns doch fürnemlich Hrn. R. fruchtbare und gelehrte Untersuchungen leiten, der Römer geographische Kenntniß zu bestimmen, und zu beurtheilen. Das 3te Hauptstück begreift die alte Geschichte von Aethiopien bis ins sechste Jahrhundert. Auch hier haben wir vom Hrn. R. unterschiedene neue und wichtige Bemerkungen gefunden. Unter andern über die Zeit da das Christenthum in Aethiopien eingeführt ward. Lächerlich ist der vom Uebers. S. 221. bemerkte Fehler der Engländer, die aus Ludolfs Anspielung auf einen von Q. Curtius beschriebenen Felsen Aornon, ein Gebirge gleiches Namens in Abißinien fabeln. Bey dem fabelvollen Feldzug Mosis gegen die Aethiopier den Hrn. R. S. 248. verwirft, hätten wir gewünscht, daß er vorher I. R. Forsteri Epistolae ad I. D. Michaelis, hujus Spicilegium Geographiae Hebraeorum exterae jam confirmantes. Goett. 1772. 4. lesen können, welcher V. einige nicht verwerfliche Gründe für diesen Feldzug anführt. — Weit über die Hälfte dieses Bandes füllt die Spanische Geschichte, die hier bis auf die Vereinigung von Castilien, und Arragonien unter Ferdinanden und Isabella fortgeführt

führt worden. In dieser Geschichte, die sehr trocken erzehlt ist, erschienen Hrn. R. Anmerkungen weit sparsamer. Man liest nur eine bloße Kriegsgeschichte, selten daß man auf merkwürdige Vorfälle aus der Kirchen und bürgerlichen Geschichte geräth. Auch ist es unangenehm im Lesen, daß besonders in der alten spanischen Geschichte, die hier wie in dem größern Werke der Weltgeschichte, aus einem elenden Buche Histoire abregée d'Espagne tirée des meilleurs Auteurs Espagnoles Utr. 1703. gezogen ist, die Leser bey manchen Begebenheiten auf andere Theile dieses Werks verwiesen werden, wo sie ausführlich abgehandelt sind. Aus diesem Grunde fehlt hier was in Spanien unter der Herrschaft der Römer und Carthaginenser vorgefallen, die Geschichte der Alanen, Vandalen und des Suevischen Reichs in Spanien, und die eigene Geschichte der saracenischen Reiche, von denen man nur bey Gelegenheit ihrer Kriege mit den Christen einige zerstreute Nachrichten erhält, ob gleich durch diese Trennung der Begebenheiten, die ganze Geschichte ein sehr unschickliches Ansehen bekommt. An der Auswahl, Ordnung und Richtigkeit einzelner Begebenheit liesse sich freylich wohl mancherley erinnern, aber ohne das ganze Werk völlig umzuarbeiten, waren diese und andere Mängel nicht alle zu vermeiden. Indessen sind die wichtigsten von Hr. R. verbessert, und manche dunkele, strittige und zweifelhafte Begebenheiten, durch Zusätze aus den sichersten Quellen, und erläuternde Anmerkungen des Hrn. Uebersetzers berichtigt worden. Von denen wir hier, um nicht weitläuftig zu seyn, nur einige bemerken. S. 449. die Verbesserung, daß sich König Pelagius nie König von Leon genannt, sondern Ordonius II. erst im zehnten Jahrhundert Leon zum königlichen Sitz erwählt habe; und dieser Fehler der Geschichtschreiber,

aus

aus der Verwechselung der alten und neuen Residenzen der ersten spanischen Könige Gijon, Gegio, und Leon Legio entstanden. S. 606. die Entwickelung der so oft bestrittenen Primogenitur der beyden castilianischen Prinzeßinnen Blanca, und Berengaria. Hr. R. beweiset, daß Berengaria die älteste gewesen. S. 336. ꝛc. Die berichtigte Erzählung, von der Kaiserwahl König Alphonsus von Castilien, die Spanische Scribenten, aus Unkunde der deutschen Quellen, gewöhnlich sehr dürftig beschrieben haben. ꝛc.

Der siebente Band zeigt durch und durch die glücklich verbessernde Hand des Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen. Hr. H. hat hier die Geschichte des Mogulschen Reichs, des Timurbecks, und seiner Nachfolger in Indien, die neuere Geschichte vom Persien und die Geschichte der Türken, nicht blos aus den besten Hauptscribenten verbessert und ergänzt, er hat unendlich mehr bey dieser an guten Quellen so armen, und so wenig untersuchten Geschichte geleistet. Er hat die Zeitrechnung berichtigt, er hat einzelne Facta von neuen untersucht, er hat von den englischen Verf. übergangene Begebenheiten aus den besten Quellen beschrieben, und das ganze Werk, mit einer Menge herrlicher und gelehrter Zusätze bereichert, die dem Leser bey dem kleinsten Durchblättern, nicht verborgen bleiben können. Dieser Band enthält zwey Abtheilungen. In der ersten wird die Geschichte des Dschinkischans, der im 13. Jahrhundert das gewaltige Reich der Moguln stiftete, die Geschichte des Octai Chans und seiner andern Nachfolger bis zur zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts beschrieben. Ferner die Geschichte der Calkas Moguln, und der Moguln überhaupt seit ihrer Vertreibung aus China. Die Geschichte der Calkas Moguln hat der deutsche Herausgeber nach dem Deguignes, du Halde, und an-

andern fleißig genutzten Hauptquellen von S. 242 à 248. mit einer neu ausgearbeiteten Einleitung, versehen. S. 254-257. ist der Anfang der Geschichte der Eluten oder Kalmucken ebenfalls von ihm verfasset. Die engl. Verfasser haben sie nachher bis zu unsern Zeiten fortgeführt, da diese Völker von den Chinesern überwunden, sich theils zerstreueten, theils als Unterthanen, dem rußischen Scepter unterwarfen. Die Geschichte Timurbecks, dieses grausamen asiatischen Weltbezwingers, ist im Original sehr umständlich beschrieben. Aber in der Geschichte seiner Nachfolger gehören Hrn. H. Heyne sehr viele Zusätze, vor allen in dem Abschnitt, der die Geschichte der großen Moguls in Indien von 1526. bis auf gegenwärtige Zeiten begreift. Was wir hier von den neuesten Begebenheiten in Indien bis 1770., von den Begebenheiten im südlichen Indien disseits des Ganges, insonderheit von den Reichen Dekan, Vischapour, Golkonda, Carnate und Bengalen lesen, hat der deutsche Epitomator der allgemeinen Weltgeschichte, aus dem *Dow.* und andern in Deutschland seltnen Werken von diesen Gegenden gezogen. Den Schluß der ersten Abtheilung macht die neuere Geschichte von Persien, seit dem die Familie des Scheikh Sesi dieses Reich beherrscht. Zur bessern Uebersicht des Ganzen hat Hr. Heyne diesem zwey und zwanzigsten Buche, eine unterrichtende Einleitung über die verschiedenen über dies Reich herrschenden Dynastien vorgesetzt, und da die engl. Verf. mit Schach Nadirs Tode schliessen, die persische Geschichte, aus den sichersten Erzählungen v. 1747-1761. fortgesetzt. Des Mahadie Khan Nachrichten von Nadir Schah, die Hr. Jones aus dem Persischen übersetzt 1770. herausgegeben hat, und davon wir das Original der gelehrten Reise des Hrn. Capitain Niebur zu verdanken haben, (Hr. Niebur ließ

ließ diese wichtige persische Geschichte 1765. zu Schiras, wo damals nur 3. Abschriften vorhanden waren, abschreiben, und brachte sie nach Kopenhagen. Hr. Jones hat dieses, um vielleicht allein die Ehre der Entdeckung zu haben, an keinem Orte seiner Geschichte angezeigt) und einige Beyträge des Hrn. Niebur sind hiebey vorzüglich genutzt worden. Der zweyte Band des fünften Theils beschäftigt sich blos mit der Geschichte der othmannischen Türken, vom Othmanns Regierung an, der die Herrschaft dieses nachher so mächtigen, und den Europäern so fürchterlichen Volks gründete, bis zu dem Anfange des Krieges, den seine entnervten unkriegerischen Enkel, mit den Heeren Catharina der Zweyten so unglücklich fuhren. Hr. H. hat hier wieder sehr vieles verbessert, in der alten Geschichte durch seine Zusätze, und in der neuern durch Berichtigungen, wo die engl. Verf. aus Mangel an Nachrichten, oder Nachläßigkeit irren. Ueberhaupt gehört mit zu den Vorzügen, die der deutsche Verbesserer diesem Theile des Guthrie gegeben hat, daß er seine Leser, wo es nöthig ist, bey dem Anfange einer besondern Geschichte, oder bey speciellen Begebenheiten mit den besten Schriftstellern zur weitern Belehrung bekannt macht.

Der neunte Theil, die Geschichte des deutschen Reichs, vom Hr. Prof. Hausen verbessert, oder vielmehr mit neuen Fehlern vermehrt, ist der elendeste des ganzen Werks, und einem deutschen Professor der Geschichte ist es warlich Schande, eine so seichte und fehlerhafte Geschichte seines Vaterlandes so schlecht zu verbessern. Guthrie und seine Gehülfen haben in diesem Theile eine bloße Kaiserhistorie zusammen gestoppelt. Die ältern deutschen Begebenheiten, sind mit der trockensten Kürze, die neuesten hingegen mit den weitläuftigsten Nebenumständen, ohne Auswahl

und

und Verhältniß im Zeitungsgeschmack beschrieben. Die Geschichte des letzten Krieges nimmt unter andern mit allen aufgezeichneten Scharmützeln und kleinen Gefechten ein und siebenzig Seiten (v. S. 829 - 912.) ein, hingegen, wird alles merkwürdige, was in Deutschland vom Rastädter Friedenschluß bis 1740. vorgefallen, auf einer einzigen Seite zusammengedrängt. Wer also etwas mehr als einige der bekanntesten, so oft beschriebenen deutschen Begebenheiten und Kriege, welche deutsche Kaiser mit ihren Fürsten oder fremden Mächten führten, wer die wichtigsten innern Veränderungen des deutschen Staats, die Abwechselungen seiner Regierungsform, und die Ursachen seines bald schwächern, bald größern Einflusses von Europa zu wissen verlangt, lasse sich nicht, durch die auf dem Titel gerühmten Verbesserungen täuschen. Wie viel Verdienst überhaupt Hr. Hausen als Verbesserer bey diesem Theil habe, können wir zwar nicht aus Mangel des englischen Originals, bestimmen: da er aber größtentheils nur in kurzen Noten sein Original verbessert, da diese Noten entweder blos litterarisch, oder Erinnerungen an die Leser sind, sich aus Herr Hausens eigenen Schriften näher zu unterrichten, da wir aller Orten so ungeheure Fehler der Unwissenheit, und Nachläßigkeit bemerkt haben, so sind wir gewiß überzeugt, daß Hr. H. hier weit mehr Fehler unberührt gelassen, als berichtigt habe. Einige Fehler wie S. 37. da das alte Deutschland mit lauter Sclaveniern statt der Slaven bevölkert wird. S. 85. wenn er unter die deutschen Reichsprovinzen beym Abgang des Carolingischen Stammes, Pommern, Rügen, Stettin, Dännemark, Schweden, und Polen rechnet. S. 276. daß K. Waldemar 2. von Dännemark 1220. die Sclavonier und Vandalen an der Ostsee bezwungen. S. 831. daß Apraxin 1757. das Her-

zogliche Preussen erobert habe, sind so arg, daß es uns unbegreiflich wird, wie Hr. H. bey solchen unverzeyhlichen Fehlern seinen verbessernden Fleiß rühmen können. Ja um seine Leser recht zu täuschen, rückt Hr. H., ohne es anzuzeigen, hier zuweilen wörtliche Wiederholungen aus seinen eigenen Schriften ein. So steht unter andern die Betrachtung S. 87. über die Fränkische Reichsverfassung unter den Merovingern, die Schilderung eben dieser Monarchie unter Carl dem Großen und seinen Nachfolger, S. 94. der Anfang der Geschichte Kaiser Conrad I. S. 102. schon in Herrn Hausens Fragment vor Häberlins deutschen Reichsgeschichte. Eben dergleichen wörtlichen Einschiebsel sind aus seiner pragmatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts am Ende des Werks eingeschaltet. Nemlich, S. 755. der Charakter des Kaisers Leopold. S. 784. die Betrachtung über die harten Friedenspunkte, welche die Verbundenen Ludwig 14. vor dem Utrechter Frieden vorschrieben, nebst der Anmerkung über die Friedensunterhandlungen zu Gertraudenberg, und S. 790. Kaiser Josephs I. Charakter. Einzelne Fehler bey dieser ungestalten und übelgerathenen deutschen Geschichte zu rügen, verlohnt, weil das ganze von Fehlern wimmelt, der Mühe nicht, um so mehr, da diese Arbeit des Hrn. Prof. Hausens, wie seine andern unglücklichen Versuche in der deutschen Geschichte, durch die bessern Arbeiten anderer Gelehrten so herrlich ersetzt worden. Herr H. hatte sowol in der Geschichte der Staaten die seit 1763. zu Heilbronn herauskommt, als auch in dem deutschen Auszuge der allgemeinen Welthistorie, den die Gebauersche Buchhandlung in Halle verlegt, die deutsche Geschichte angefangen, ward aber von den Verlegern, wegen seiner ohne Geschmack, Ordnung, und nöthigen Kenntniß zusammengerafften Compilation, abgesetzt, die

seine angefangenen Fragmente (eine bleibende Schande für ihren Verf., wenn er selbst gleich, wie das 23. St. seiner Frankfurter gelehrten Zeitungen zeugt, über diese elende Makulatur keine Schaamröthe fühlt) jetzt durch die Herren Häberlin, und le Bret fortsetzen lassen.

Weil die französische Geschichte (diese hat Hr. Schröckh im zehnten Theil zu bearbeiten angefangen) in einer der bekanntesten Sprachen von so viel berühmten Verfassern untersucht worden, und mit der Brittischen Geschichte in einer langen und dauerhaften Verbindung steht, ist dieser Theil anderer Ursachen zu geschweige, erträglicher als manche andere gerathen. Indessen fand Herr S. genug Fehler zu berichtigen, da seine Vorgänger, bey ihrer Arbeit nur neuere Geschichtschreiber, und fürnemlich den Daniel befragt haben. In den ersten Bögen hat Hr. S. wichtigsten Auslassungen und Unrichtigkeiten in den Noten verbessert, hernach aber um durch Noten nicht zu sehr die Erzehlung zu unterbrechen, alle Verbesserungen gros und klein gleich im Text eingeschaltet, und in den Noten nur auf Werke zum weiteren Nachschlagen verwiesen. Allein, so viel auch der deutsche Verbesserer durch Zusätze, Aenderungen und gelehrte Anmerkungen bey diesem Theile geleistet, konnte er uns doch ohne das ganze Werk umzuarbeiten, kein regelmäßiges und vollständiges Ganze liefern. Einige Abschnitte oder Perioden sind zwar so zweckmäßig für einen Auszug, so unterrichtend, und der Meisterhand eines Schröckhs völlig würdig gerathen, allein wie vieles ließ sich auch dagegen wider die Erzählung im Ganzen, und im Detail erinnern. Gleich der Anfang dieses Theils (er fängt mit dem Jahre 793. an und schließt mit dem Todesjahre Ludwig des zwölften 1515.) ist sonderbar genug gerathen. Ohne alle Einleitung und wider alle

alle Regeln fängt derselbe mitten in der Carolingischen Periode (diese hätte eine gänzliche Umarbeitung verdient) ja mitten der Regierung Carls des Großen an, ohne die Leser im geringsten vorzubereiten, und wir begreifen nicht, wie die Besorgniß etwas aus den vorhergehenden Theilen zu wiederholen, den H. Uebers. abhalten können, diesem Theile eine so nöthige Einleitung voran zu setzen. Die Auswahl der Begebenheiten ist auch nicht allemal die beste, oder nur verhältnißmäßig, oft werden unbeträchtliche Kriege, die Begebenheiten einzelner Personen, oder andere zur Hauptgeschichte wenig dienende Begebenheiten mit einer unnöthigen Genauigkeit behandelt. Zum Beweis schlage man die umständliche Anzeige aller kleinen Händel und Fehden zwischen Frankreich und den Fürsten von Bretagne in der carolingischen Periode nach, oder die Ausschweifungen S. 345. in die englische Geschichte, von den Ränken der Königin Isabella gegen ihren Gemahl Eduard 2., und instar omnium die Relationen im Zeitungsgeschmack von den Kriegen zwischen Frankreich und England im vierzehnten Jahrhundert. Indeß verkennen wir bey den Mängeln, die wir im deutschen Guthrie noch verbessert wünschen, die Verdienste des Hrn. Pr. S. um diesen Auszug der französischen Geschichte nicht. Hr. S. hat manche einzelne Begebenheiten aus den besten Quellen sehr gut erläutert, nur Schade, daß er nicht allemal die besten Führer gewählt, oder die vornehmsten Scribenten an dem Orte seines Aufenthalts gebrauchen konnte. Wir haben daher gefunden, daß manche Unrichtigkeiten in der deutschen Uebers. geblieben, andere aus Mangel der nöthigen Hülfsmittel nicht hinlänglich berichtiget worden. Einige die uns besonders in der Geschichte der Anna von Bretagne, aufgestossen sind, wo wir unsern Verf. mit einigen Hauptscribenten in

dieser Materie *Lobineau*, *Lancelots* Untersuchung in den Memoiren der Pariser Akademie der Inschriften, und Leysers Abhandlung über die Verheyrathung dieser Prinzeßin, mit König Carl dem achten, die Hr. Prof. *Haas* in Marburg 1770. mit Anmerkungen herausgab, verglichen haben, wollen wir hier anzeigen. Keineswegen aber hiedurch, und durch die folgenden Verbesserungen einiger andern Fehler das Verdienst des Hrn. S. um diese Geschichte verkleinern. Vielmehr glauben wir durch die Anzeige dieser Fehler, die der Aufmerksamkeit unsers deutschen Verbesserers entgangen sind, zu beweisen, daß es beynahe unmöglich sey, ein fehlervolles Werk bey andern Geschäften, und binnen einer festgesetzten Zeit, die der Verleger gewöhnlich nur allzu kurz bestimmt, ganz von Fehlern zu reinigen.

Ein Theil der bretagnischen Armee trug nicht desfalls in der Schlacht bey St. Aubin das englische rohte Kreutz auf ihren Waffenröcken, weil die Englän damals so sehr im Kriege gefürchtet wurden. (n S. 798. aus dem Daniel berichtet wird,) son r um in den Augen der Feinde die Zahl der Hülfst pen, denn es waren ausser den Engländern dar noch Spanier und deutsche Hülfstruppen bey dem bretagnischen Heer, und dadurch die Stärke des g Heers zu vergrößern — der Vergleich zwischen Fr reich und Bretagne, ward nicht zu Sable geschl wo die Verf. wieder mit dem Daniel fehlen, son 1488. zu *Vergér*, einem Schlosse in *Anjou*, ni von *Angers*. Er heißt auch zuweilen der Vergleich von *Cairon*, von dem Orte, wo ihn der Herzog von Bretagne unterzeichnete. Die Punkte dieses Vergleichs sind auch nicht alle ganz genau bemerkt. Carl sollte St. Malo und andere eingenommene Plätze, nicht auf immer, wie es hier heißt, sondern so lange

be-

behalten, bis der Herzog sein Recht an diese Plätze näher erwiesen, oder auf dem Fall nur behalten, wenn sich die Prinzeßinnen von Bretagne wider des Königs Willen vermählten. — Mitnichten vollzog Maximilian schon die Heyrath mit der Anna von Bretagne, bey Lebzeiten ihres Vaters. Zwey Jahre nach seinem Tode geschahe dies erst. Bey des alten Herzogs Leben war Maximilian nur noch ein bloßer Liebhaber der Anna, dergleichen der Herzog von Orleans, und der Herr von Albret auch waren, und *Lobineau* beweißt T. I. S. 1486. aus einer sichern schriftlichen Erklärung, daß Maximilian zwar um seine Tochter angehalten; er aber noch nichts darüber beschlossen habe. — Was S. 863. von K. Carls Prätensionen auf Bretagne gesagt wird, ist unerwiesen. Sein Vater hatte freylich 1469. für 50000. Livres die Ansprüche der *Nicole de Brosse* an sich gekauft. Aber waren ihre Ansprüche auch gültig? — daß in Bretagne keine weibliche Erbfolge, statt finde, hätte bewiesen werden müssen. Aber Ludewig erkannte ja, indem er die Ansprüche der Nicole kaufte, daß die Weiber in diesem Herzogthum succediren könnten. Ueberdem ist es bekannt genug, daß wenn gleich nach der einmal angenommenen Anwendung des salischen Gesetzes, die Frauenzimmer von der französischen Krone ausgeschlossen waren, dennoch in den Kronlehen, dergleichen auch Bretagne war, die weiblichen Erben folgten. In der Nachricht S. 805. von dem Frankfurter Vergleich zwischen Carl dem achten, und Maximilian finden sich auch einige Unrichtigkeiten. Genauer und zuverläßiger hat Hr. Häberlin im siebenten Theil seiner deutschen Reichsgeschichte S. 497. alle Punkte dieses Vergleichs angegeben.

Andere Fehler, welche hin und wieder die Erzählung verunstalten, und einen unerfahrnen Leser irre ma-

chen, haben wir hin und wieder in ziemlicher Anzahl angetroffen, ob wir gleich gerne glauben, daß der Hr. Uebersetzer eine größere Anzahl verbessert haben mag. Einige derselben wollen wir ebenfalls zu berichtigen suchen, die Bemerkung S. 70. ist unerweislich, wenigstens so allgemein, wie sie hier vorgetragen wird; Europa habe den Normännern das Lehnssystem zu danken. Drangen diese Helden aber so tief ins südliche Europa ein, oder herrschten sie bey ihrer Niederlassung wohl genug über ihre Nachbarn, um dies Institut einzuführen? Ferner finden wir vor ihren Zügen nicht schon bey den Franken unter den Merovingern, und in England unter den Sachsen, Spuren der Lehen, ob wol schon damals die Feudalverfassung so allgemein nicht unter ihnen eingeführt war, oder noch nicht die völlige Einrichtung wie im eilften und zwölften Jahrhundert hatte. — Rollo war nicht aus Dänemark vertrieben, sondern aus Norwegen, und sein Vater war der von Harald Harfagre eingesetzte Gr Ragnwald zu Söndmör. Die Anmerkung des Uebersetzers S. 71. n. D. über den Ursprung und die Veranlassung der Normännischen Züge, eine Materie, die wohl eine eigene Ausführung verdiente, ist, wenn sie gleich die Meynung des großen Montesquieu ist, dennoch wie manche Raisonnements dieses fürtreflichen Schriftstellers, unrichtig. Unmöglich konnten Karls des Großen und Ludewig des Frommen, Kriege mit den Dänen, die Normänner auf die französischen Küsten locken. Weit früher wurden schon von ihnen die schottischen, englischen und französischen Küsten heimgesucht. Die nächste Veranlassung ihrer Züge, war wohl unter andern Nebenursachen Harald Harfagers und Iwar Widfadim Bezwingung des Nordens, und die von ihnen in einer Person vereinigte Macht, so vieler kleinen Nordischen Gebieter.

Eine

Eine Menge von ihren Reichen vertriebene Großen und Prinzen verliessen damals ihr Vaterland, liessen sich auf den nächstgelegnen Inseln nieder und suchten sich durch die Beute auf den schottischen, englischen und französischen Küsten, an dem Verlust ihrer Reiche zu erholen. Zugleich führten diese nordischen Monarchien, die auf den nordischen Küsten gewöhnlichen Kriege und Räubereyen der kleinen Könige unter einander. Was über die französischen Pärien und Pairs S. 111. gesagt wird, ist sehr unbestimmt. Der Uebers. verweist zwar dabey auf einige französische Scribenten zum nähern Unterricht, aber die wenigsten Leser werden sie zur Hand haben. Statt des *Henault* möchten wir lieber die ausführliche Abhandlung in des *du Cange* Glossario empfehlen. Die Note S. 158. über die Oriflamme ist auch nicht ganz genau. Die Könige von Frankreich führten deswegen diese Fahne bey ihren Heerzügen, weil sie nach Absterben der Grafen von Vexin und Pontoise nebst ihren Ländern, die Schirmvogthey über die Abtey zu St. Denis bekamen. Da zu den Zeiten der Capetingischen Könige die Kron-Domainen sehr eingeschränkt waren (die Grafen von Toulouse, Champagne und andere Vasallen der Krone besassen weit größere Länder) so konnte leicht das Panier eines so angesehenen Stifts, und welches Grafen und viele andere Edeln unter seine Vasallen zählte, die Hauptfahne der französischen Armee werden. Diese Fahne blieb auch länger bey den französischen Heeren in Gebrauch als Hr. S. meynt. Ludewig der XI. nahm sie nach 1465. in einem Feldzuge gegen den Herzog von Burgund mit. Nach dieser Zeit findet sich die Oriflamme nicht weiter bey dem französischen Heer, aber ihre veralteten Ueberreste wurden im Anfange des 16. Jahrhunderts in der Kirche zu St. Denis aufgefunden. — Die berüchtigten

Brabanzonen haben die Verf. nicht recht gekannt, daher bedarf die Erzählung von diesen furchtbaren Räubern des 12 Jahrhunderts einige Verbesserungen. In der Kriegsgeschichte des mittlern Alters haben die Brabanzonen wichtige Revolutionen verursacht. Seitdem sie und andere Soldtruppen den Monarchen ihr Leben verkauften, fiel die Lehnsmiliz, und man kann die Brabanzonen als den Stamm unserer heutigen militairischen Verfassung ansehen. Brabanzonen, die großen Compagnien in Frankreich und Italien haben alle Verbindung mit einander, und ihre Geschichte, die das Kriegswesen des mitlern Zeitalters gut erläutern würde, verdient wohl eine eigne Untersuchung. An den Materialien dazu hat der Recensent schon seit einigen Jahren gesammelt. Philipp August hat die Brabanzonen nicht ausgerottet. Er hatte nach der Niederlage bey Berry selbst Brabanzonen in seine Dienste, und unter englischen Armeen haben wir sie noch im Anfange des 13. Jahrhunderts gefunden. In dem Albigensischen Kazzer-Kriege verlohr sich der Name der Brabanzonen, wo ein Theil von ihnen dem Grafen von Toulouse half. Henrich von England hatte sie auch schon vor 1170. in seine Dienste. Wie er 1169. mit dem Grafen von Toulouse über die Prätensionen seiner Gemahlin kriegte, hatte er bereits Brabanzonen unter seine Truppen und vor ihm schon Stefan von England unter dem Wilh. von Ipern. *Ruptarii* (Routiers) hiessen sie auch nicht von Rotte oder Reuter, sondern weil sie in Schaaren oder Compagnien abgetheilt unter gewissen Anführern Dienste nahmen. Diese Schaaren hiessen damals Ruptae. Britto nennt häufig Ruptam Cadoci, und Lupicariam Ruptam, und beym Butkens trophees de Brabant T. I. p. 667. finden wir die Truppen der Niederländischen Vasallen in 62 Routes abgetheilt. Wer

sind

sind S. 207 die Freyh. von England, die im 13 Jahrh. dem französischen Prinzen Ludwig die englische Crone antrugen? Baronen hiessen damals in England die vornehmsten Vasallen der Krone, und die Parlamentsglieder, ehe die Kammer der Gemeinden errichtet ward. S. 379. glaubt Hr. S. bey der Stiftung des Hosenbandordens noch an die Fabel vom Strumfband der Gräfin Salisbury. Allein einige Bekanntschaft mit der damaligen Denkungsart, zeigt deutlich, daß dieses Ordenszeichen vielmehr in der Phantasie der *Chevallerie* seinen Grund hat. Zu den Zeiten der Ritterschaft verbanden sich gewisse Gesellschaften entweder auf Thurnieren, Abentheuer zu versuchen und zur gemeinschaftlichen Vertheydigung unter einem willkührlichen Zeichen; Oder es thaten sich Ritter in einer Provinz aus christlichen Absichten zusammen, wider die Saracenen zu fechten, eine Provinz von Tyrannen und Räubern zu befreyen. Um sich von ähnlichen Verbindungen, die in den Ritterzeiten sehr gemein waren, aber gewönhlich mit dem Tode ihrer Stifter, und fürnehmsten Theilnehmer aufhörete, nannten sie sich nach einem selbst erwehlten Zeichen. Man wählte hiezu gerne Halsbänder, Gürtel, Scherpen, Knoten, Binden, um die enge Vereinigung der Mitglieder allegorisch anzudeuten, wie der alte Orden von der Binde in Spanien, der Orden des Knotens in Neapel, des Halsbandes in Savoyen, und der goldene Fessel in Frankreich beweisen. Ein gleiches Sinnbild ist der Hosenband des englischen Ordens, den Eduard der dritte stiftete, um durch viele fremde Ritter in dem Kriege mit Frankreich sein Heer zu verstärken. Man zog durch dieses Mittel viele Tapfere an sich, die ohne Verletzung ihrer Ehre, weder zur Gegenparthey übergehen, noch einen andern Orden annehmen durften. Dies war aus guten Gründen

 in

in den Ordensstatuten verbothen, und Ritter die ohne Erlaubniß ihres Ordensmeisters einen andern Orden annahmen, wurden oft mit dem Tode bestraft. — S. 464. Bezweifelt Hr. S. des Johann von Gruge Meuterey, der sich 1361. unter dem Schutz der grossen Compagnien zum König von Frankreich ausrufen ließ. Dom *Vaissette* hat im vierten Theil der Histoire generale de Languedoc S. 312. von diesem Aufruhr, der aber sehr bald gedämpft ward, überzeugende Beweise gegeben — der Herzog von Lancaster, den Eduard 3. (s. S. 496.) auf seine Flotte setzte, hieß Joh. Gaunt nicht von Gant. — Ungegründet ist es S. 504. daß Ludwig der Heilige schon eine schottische Leibwache gehabt, und daß sie Carl 5. noch vermehrt habe. Die Schottische Garde ist in Frankreich weit jünger. Carl der 7. wählte sie zuerst zu seiner Leibgarde, aus den Hülfsvölkern, die ihm die Grafen Boucan und Douglas zur Vertreibung der Engländer zuführten. S. 612. wird als etwas merkwürdiges berichtet, daß Kaiser Sigismund 1416. bey seinem Aufenthalte in Paris den *Signel* zum Ritter geschlagen. Etwas sehr merkwürdiges war es eben nicht, so wenig wie ein Eingrif oder Beweis der Landeshoheit. Könige und Herren konnten zu allen Zeiten und an allen Orten Ritter schlagen, welches auch die Römischen Kaiser bey ihrem Römerzuge auf der Tibebrucken zu thun pflegten. Hingegen bemerkt Farin Theatre d'honneur T. I. S. 97. daß man Kaiser Sigismunden damals allerdings verwehrt habe, oberherrliche Gerechtsame auf Französischen Boden auszuüben, und die Französischen Beamte verstatteten ihm in Lyon nicht, die Grafschaft Savoyen in ein Herzogthum zu erheben, sondern er mußte über die Rhone gehen um den damaligen Grafen Amadeus den herzoglichen Mantel umzuhängen. — Das Mädchen

von

von Orleans kann wohl (man sehe S. 662.) kein Postknecht gewesen seyn, weil man damals noch nichts von dieser nützlichen Anordnung wußte. Was hier von dieser Heldin aus dem Daniel zusammen getragen ist, kann an einigen Stellen, aus einer selbst von Franzosen unsers Wissens nicht gebrauchten Quelle sehr gut verbessert werden. Nemlich aus einer alten Chronick der Normandie, und dem aus dem Archive zu Rouen mitgetheilten Proceß der Johanne d'Arc, in Joh. *Nagerel* (er war Canonicus zu Rouen) Description du Pais et Duché de Normandie Rouen 1589. 8. — S. 771. soll die Schlacht bey Morat Murten heissen, auch gieng die Schlacht bey Granson vor diesem Treffen vorher. Was S. 779. von Ludewig des eilften militärischen Anordnungen berichtet wird, muß so heissen. Ludwig der eilfte befahl, daß hinführo bey seinem Heer keiner für sich oder eigene Rechnung Gefangene machen (ehedem gehörten die Kriegsgefangenen dem sie sich ergaben, und mußten auch diesem die Ranzion zahlen) sondern die Kriegsgefangne sollten dem ganzen Heer gehören, und unter alle vertheilet werden. Ludewig hatte 1479. durch die Begierde seiner Truppen Gefangene zu machen, die Schlacht bey Guinegate verlohren, deswegen macht er diese Verordnung. Auch von dem in Frankreich von diesem König eingeführten Postwesen schreiben die V. S. 785. nicht ganz richtig. 1464. machte zwar Ludewig XI. sein Postreglement bekannt, aber es ward nicht eher als 1480. ausgeführt. Die Krankheit des Daufins gab dazu Gelegenheit, deren Veränderung der König gerne wissen wollte, deswegen wurden reitende Boten auf dem Wege von *Amboise*, bis *Beauce* und Gatinois auf gewisse Stationen vertheilt. 1481. Bekamen erst Partikuliers die Erlaubniß sich der Posten zu bedienen, weil der König

sie

sie blos zu seinem eigenen Nutzen angeordnet hatte. Fahrende Posten gab es aber damals noch nicht, wer sich der Post bedienen wollte, mußte reiten. Man kann sich von allen diesem aus des *Du Clos* Geschichte dieses Königs, der im 3. Theil S. 214. rc. das erste Postreglement bekannt gemacht hat, näher unterrichten. Zuletzt bemerken wir noch, daß in dieser Geschichte von Frankreich eine der interessantesten Begebenheiten, der Creutzzug wider die Albigenser fehlt. Dieser ist in der italienischen Geschichte abgehandelt worden.

Sch.

IV.

Des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertrauete Gemeinen, zur Bewahrung des Vorbildes der heilsamen Lehre vom Glauben und von der Liebe in Christo Jesu: nach Veranlassung der vor einiger Zeit im Druck erschienenen Albertischen Anleitung zum Gespräch über die Religion. Hamburg, gedruckt und verlegt von Dieterich Anton Harmsen, 1773. 12 Bogen in 8.

In diesen Zeiten des hellern Denkens, des Raisonirgeistes, des mehrern Forschens nach Wahrheit und Gewißheit, aber auch des zunehmenden Leichtsinns, der wachsenden Ueppigkeit und damit verbundenen Unredlichkeit, und der Begierde alles zum Vortheil herrschender Leidenschaften zu erklären, sind die Lehren des Christenthums bald laut an-

ge-

gegriffen, bald scheinbar bezweifelt oder die Mängel ihres Vortrags ihnen selbst angeschuldiget, bald keck gemißbraucht, unrichtig verstanden, falsch angewandt, oder gar als eine besondere Kunst, die auf das menschliche Leben keinen Einfluß hat, aus dem System zu denken und zu leben der Menschen herausgewiesen und beyseite gesetzt worden. Woraus denn in allen christlichen Gemeinen viel Unglauben, viel Wankelmuth, viel eigensinnige Wahl unter den Lehrsätzen des Christenthums, viel Gleichgültigkeit dagegen, viel Zuversicht im Leben und Wandel ganz andern als christlichen Grundsätzen zu folgen, viel Misbrauch und viel kaltsinniger Mangel des Gebrauchs der Religionslehren erfolgt ist; daß man es bey einiger Kenntniß der Welt mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, wie wenig ächtes, sicheres überzeugendes und wirksames Christenthum in der großen Christenwelt zu finden sey.

Sollten das die Glieder des Hamburgischen Ministerii nicht wissen, oder nicht wissen wollen? Beydes würde ihnen nicht anständig und ihren Gemeinen nicht tröstlich seyn. Viel würdige Theologen und viel rechtschaffene Christen wissen es doch, und haben es laut beseufzt und auf Mittel gedacht, wie diesem schleichenden aber gefährlichen Verfall der Christenheit abgeholfen werden könne. Die mangelhafte und der Lage der Zeiten nicht mehr angemessene Lehrart in dem Unterrichte der Jugend ist für eine der merklichsten Ursachen dieses um sich greifenden Uebels erkannt worden. Man hat gefunden, daß man die Lehren der Religion der Empfindung und den erkannten Grundsätzen der Menschen mehr nähern, ihre Uebereinstimmung mit der gesunden Vernunft deutlicher zeigen, wesentliche Lehren von minder wesentlichen genauer absondere, den Werth, die Wich-

ligkeit und den Einfluß derselben mehr ins Licht setzen, die jüdischen und figürlichen Ausdrücke der heiligen Schrift in die simplere Sprache unsrer jetzigen Denkungsart übersetzen, und die Glaubenslehren mit der Gemüthsruhe und Zufriedenheit und mit der gesammten bürgerlichen und sittlichen Aufführung des Menschen angelegentlicher verbinden müsse, als es bisher geschehen oder nöthig gewesen ist. Viel Große, und in der Lutherischen Kirche selbst unbescholtene Gottesgelehrten haben zu dieser Absicht einen Beytrag gethan, je nachdem sie durch ihre Lage und Kenntnisse dazu veranlaßt worden sind. Andere einsichtsvolle und würdige Kirchenlehrer haben die Methode anzugeben gesucht, die dabey zu beobachten wäre: und noch andere einen Versuch gemacht, den Vortrag der christlichen Religion wirklich diesem Zwecke gemäßer einzurichten. Unter die letztern gehört auch der sel. Alberti, der zu dieser Absicht eine Anleitung zum Gespräch über die Religion geschrieben hat.

Natürlicher Weise kann ein Versuch dieser Art nicht gleich vollkommen seyn; es werden noch viel brave Gottesgelehrten darüber nachdenken müssen, ehe ein solches Lehrbuch zu Stande kömmt, das der ganzen großen Absicht, die es erreichen soll, Genüge thut. Von einem Buche dieser Gattung erwartet es auch kein Verständiger, daß es alle Kirchenlehren, oder auch nur alle Lehrsätze der Bibel enthalten solle. Es soll nur zum Nachdenken über die vornehmsten Lehren des Christenthums gewöhnen; es soll nur die Jugend, die ihren Verstand brauchen kann, anführen, ihn auch wirklich in den Angelegenheiten der Religion zu gebrauchen; es soll die Religion von der Seite zeigen, wo ihre Wahrheit, ihre Vernunftmäßigkeit, ihre genaue Beziehung und Uebereinstimmung mit den natürlichen Bestrebungen und Erwartungen des

nach-

nachdenkenden Menschen einleuchtend erkannt werden kann; es soll alles was die Religion angeht, der Jugend werth und wichtig und nachdenkenswürdig machen, und dem Leichtsinn und der Abschüttelung alles ernsten Untersuchens entgegen gehen; es soll den gangbaren Misbräuchen begegnen, welche Sophisterey, Aberglauben und verkehrte Leidenschaften von manchen Religionslehren zu machen pflegen u. s. w. Sind gewisse Lehrsätze der Bibel darinn nicht berührt, so haben sie entweder zum Zweck des Buchs nicht gedient, oder dem Verf. nicht zu dienen geschienen: daraus den Schluß zu machen, daß er sie läugne und verwerfe, ist wenigstens widersinnig, wo nicht gar boshaft. Sind die Kirchenlehren übergangen; so müssen sie auch nach dem Zweck übergangen werden. Genung, wenn der Jüngling zur ernsten Prüfung der Religionslehren angeführt und mit Neigung, Hochachtung und Vertrauen gegen alles erfüllet wird, was ihm künftig noch als ein Theil der Religion Jesu vorgetragen werden kann. Seines Kirchenlehrers Pflicht ist es hernach, ihn davon zu überzeugen, daß die Lehren seiner Kirche auch zu dieser Religion gehören. Dieser Unterricht soll ihn nicht lutherisch oder reformirt, er soll ihn zum Christen machen.

Aus diesem Gesichtspunkte hätte das Buch des sel. Alberti beurtheilt werden sollen; aber diesen Gesichtspunkt haben seine Herren Kollegen entweder nicht gesehen, oder verrückt. Sie scheinen mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu seyn, in welchem Lichte sie es betrachten wollten. Zuweilen fällt es ihnen zwar von der rechten Seite in die Augen, wenn sie an der Methode der Ordnung oder der Zweckmäßigkeit des Vortrags etwas zu tadeln finden. Oefterer aber nehmen sie es als einen Unterricht für Kinder an; da es doch der Augenschein lehret, daß es nicht für Kinder,

son-

sondern für solche, die schon nachdenken können, geschrieben sey. Oder sie behandeln es, als wenn es ein lutherischer Katechismus wäre, und zwar einer, der in Hamburg eingeführt werden solle; da doch Albertis Buch die erforderliche Katechismusform gar nicht hat; da sich ein Geist darinn kenntlich macht, der nicht blos der Stadt Hamburg, sondern der ganzen protestantischen Kirche nützen will; und da der sel. Alberti die Lage der Zeiten viel zu gut kannte, als daß er die Lutherische Kirche, und besonders die zu Hamburg, zu einem verbesserten Katechismus schon für reif achten sollte. Größtentheils aber gehen diese Herren mit seinem Buche so um, als ob es sein ei[illegible] liches Glaubensbekenntniß wäre, was er von Lehrsätzen der Lutherischen Kirche glaube oder ni[illegible] glaube; und machen aus dem, was der sel. Ma[illegible] mit Stillschweigen übergangen hat, weil es dem [illegible] seines Buchs nicht gemäß, und für die Art Lehrlin[illegible] die er vor Augen hatte, keine angemessene Nahru[illegible] war, den schielenden Schluß: das muß er wohl nicht geglaubt haben! oder sie lassen sich in einen [illegible] darüber aus, der nur einen aus ihrem Mittel klei[illegible] weil man ihn von ihm gewohnt ist: Gott weis [illegible] besten, was für Absichten er dabey gehabt haben m[illegible] Sie haben es gar nicht bedacht, daß man jede S[illegible] selbst Luthers Katechismus, Melanchtons *Locos*, und manche Briefe der Apostel verketzern könne; wenn der Schluß gültig seyn sollte: was in der Schrift nicht steht (da es doch nach ihrem Zwecke nicht stehen konnte,) das hat der Verf. nicht geglaubt, sondern verworfen. Sie haben es nicht bedacht, daß selbst ein Ernesti, (den sie doch alle als ihren Lehrer werden ehren wollen) mehr als einmal den Unterricht der Christen zu simplificiren empfohlen, und auf vorgedachtes Buch Melanchtons verwiesen hat, worinn viele

Wor-

Vorstellungsarten gar nicht erwähnt sind, welche jetzt und von diesen Herren, besonders in ihrer Erinnerung, für höchst nothwendig zum Unterricht der Christen gehalten werden.

Es scheint kaum glaublich zu seyn, daß eine Anzahl gelehrter Männer den richtigen Gesichtspunkt zur Beurtheilung des Albertischen Buchs so wenig habe treffen, auf so offenbare Fehlschlüsse habe gerathen und so unregelmäßig verfahren können. Allein man weis es schon, in Versammlungen der Geistlichkeit wird das Ziel der Untersuchung fast immer verrückt, und die angebliche Prüfung der Wahrheit artet zuletzt in blinde Wirkungen der Leidenschaft und der Privatabsichten aus. Wir Christen ausser Hamburg kennen wenigstens die Concilien, Synoden, Convente und wie die geistlichen Versammlungen sonst heissen mögen, die in der Christenheit gehalten worden sind, nur von der Seite: daß man die kühle Untersuchung der Wahrheit bald aus den Augen gesetzt, und sich von einem Beisser oder Schwätzer oder Intrigenmacher bald schrecken, beschwatzen oder umstimmen lassen, den Schluß zu fassen, den er schon in der Tasche hatte, und den er seiner Leidenschaft zu Liebe gefaßt wissen wollte. Drum sehn auch verständige Leute den Concilienschlüssen und den Conventbeurtheilungen das einseitige und partheyische so gleich an: drum haben sie immer mehr Vertrauen zu dem Urtheil eines einzigen, wenn er irgends nur beym Untersuchen eine ruhige Mine macht, als sie fassen können, so bald sich viele Geistlichen in ein feyerliches Corpus zusammenthun, und ihre Privatmeynungen und Absichten unter einen Hut zwingen wollen. Ob es sich mit dieser Ministerial-Erinnerung auch so verhalte, wollen wir sehen. Erst muß man sie selbst sprechen hören.

Sie haben selbst in ihrem Vorbericht S. X. folq. die Ursachen angegeben, wodurch sie zu dieser pflichtmäßigen Erinnerung an ihre Gemeinen über des sel. Alberti Schrift veranlasset worden. „Einige aus unsern Gemeinen, sagen sie, erhoben die Schrift mit ausserordentlichen Lobeserhebungen, und sahen sie als ein Meisterstück eines Lehrbuchs für die Jugend an: — von andern hingegen ward sie für sehr anstößig gehalten; sie führten Klagen darüber, daß Schwache in der Erkenntniß und im Glauben dadurch irre gemacht würden, und man bezeugte ein Verlangen, unser Urtheil von der Sache öffentlich zu vernehmen.„ Gut, rechtschaffene Lehrer können wohl in solchem Falle verpflichtet seyn, ihr Urtheil zu sagen: ob es aber grade in Corpore geschehen müsse, um den blinden, papistischen Köhlerglauben bey dem grossen Haufen zu nähren; daß das wohl wahr seyn müsse, was so viele Männer in schwarzen Röcken für wahr ausgeben? das ist eine andere Frage.

Doch dem sey wie ihm wolle; wie hätte m
solch ein Urtheil aussehen müssen? Natürlicher
müßten diese Herren ihren Gemeinen sagen:
und das ist unserer Einsicht nach in der That grün
und brauchbar und lobenswürdig, durch diese G
und Vorstellungen zeigt er die Wahrheit, die W
tigkeit und Brauchbarkeit dieser und jener Lehren
Christenthums; hier zeichnet sich der Vortrag d
seine Deutlichkeit und Faßlichkeit und dort durch
Wendung aus, die er nimmt, um dem Menschen
Herz zu kommen. Wir müßten auch kein Ge
der Wahrheit, und keine verdiente Achtung gegen
sern sel. Kollegen haben, wenn wir das nicht erken
und anpreisen wollten. Aber hier ist er nicht deutli
genung für die zu belehrende Jugend; hier hätte er
sich schriftmäßiger ausdrücken können; hier hat er eine

Lehre

Lehre aus der Acht gelassen die wir der Jugend auch noch für nöthig erachten. Hier kann sein Vortrag gemißdeutet werden; hier hätte er sich dieser besseren Gründe und Schriftbeweise bedienen sollen. Wäre unser sel. Kollege am Leben geblieben, so würde er auf unsere und andrer rechtschaffenen Männer Erinnerung diese Mängel verbessert und seinem Buche die Vollkommenheit gegeben haben, die ihm unsers Erachtens noch fehlt. — Zum Unterricht kleiner Kinder ist das Buch gar nicht zu gebrauchen und auch nicht geschrieben: ein Lutherischer Katechismus ist es auch nicht, den habt ihr ja schon in Hamburg. Wer aber von euch im Stande ist, einen verständigen Lehrer zu halten, der seine heranwachsende Kinder mit der Wahrheit, Schönheit und Wichtigkeit der vornehmsten Lehren des Christenthums bekannt machen, und sie gegen Unglauben und falschen Mißbrauch des Glaubens an Jesum verwahren will; der kann diese von uns ausgezeichnete Stellen mit großen Nutzen gebrauchen. Schicket dann euere Kinder zu uns, euren bestellten Lehrern: wir wollen die Lücken die er gelassen hat, ausfüllen; wir wollen das ersetzen und berichtigen, was er übersehen oder undeutlich bestimmt hat; wir wollen eure Kinder lutherisch machen, wenn sie erst durch diesen vorläufigen Unterricht zur Annehmung alles Religionsunterrichts nachdenkend, willig und geneigt werden gemacht seyn. Bildet euch auch nicht ein, daß unser sel. Kollege nicht mehr gewußt oder geglaubt habe, als in diesem Buche stehet. Aus diesem Buche kann man nur sehen, was die Jugend nach seiner Meynung vom Christenthum zuerst fassen und verstehen solle, so bald sie ihren Verstand brauchen kann; nicht aber, was dieser gelehrte Mann sonst für Einsichten in die Religion gehabt haben mag; eben so wenig als man aus Luthers Katechismus se-

 hen

hen kann, was dieser große Mann sonst noch über die Lehren der Bibel gedacht habe. Ihr wisset es wohl; man muß erst in der Erkenntniß einen Anfang machen, mit den Jahren weiter darinn fortschreiten, und das ganze Leben hindurch in der Erkenntniß und Ausübung der heilsamen Lehre Jesu immer mehr wachsen, wenn man ein vollkommener Mann in Christo werden will. Und euch dazu behülflich zu seyn, sind wir eben eure Lehrer.

So ohngefehr hätte man das Urtheil des Hamb. Ministerii über das Werk ihres sel. Collegen, welches unleugbar so viel Gutes enthält, erwartet, wenn es unpartheyisch und billig und lehrreich ausfallen sollte. Aber wie ist es wirklich ausgefallen? Schimpfs[illegible] ber haben sie freylich hie und da gestehn müssen, d[illegible] auch was Gutes im Buche sey. Aber si[e] sagen ni[illegible] was eigentlich gut sey, noch worinn das Gute bestehe; sie sagen es so kurz und so kalt, daß man siehet, [illegible] wird nicht gern gesagt; und sie eilen immer so [illegible] zum Tadel, und haschen so ängstlich jedes Wort [illegible] wobey sich eine mißdeutende Anmerkung machen l[illegible] daß man deutlich merket, warum es ihnen vornemlich zu thun sey. Man glaubt die Acten eines chicaneusen Advocaten zu lesen, der seinem Gegentheil nicht gern in einer Sylbe Recht lassen will. Exempel hievon kann man S. 45. 51. 65. 140. u. a. O. finden. — Und wenn es dabey noch geblieben wäre, so könnte man denken, der Eifer für jedes Jota ihrer symbolischen Bücher habe sie so hingerissen, daß sie ihre liebe Gemeinen, unter welchen doch wohl nur wenige die Formeln der symbolischen Bücher wissen, oder sich darum bekümmern mögen, vor jedem Schein eines davon abweichenden Gedankens haben verwahren wollen. Aber was soll man zu solchen und ähnlichen Floskeln sagen, die künstlich, und (warum sollte man

das Kind nicht bey dem rechten Namen nennen?) hämisch in ihrer Schrift verstreuet sind? Als; daß sie es S. 22. zu verstehen geben, der sel. Alberti habe die Absicht gehabt, die natürliche Religion zum Leisten zu machen, über welchen hernach die geoffenbarte geschlagen werden solle: daß sie sich S. 40. 64. u. a. m. geflissentlich bemühen, seine Absichten verdächtig zu machen: daß sie S. 73. über das vom sel. Alberti ganz unschuldig und richtig gebrauchte Wort Wenn eine lächerliche erzwungene und doch falsche Anmerkung machen, deren Falschheit sie selbst müssen gefühlt haben: daß sie S. 111. ihren Lesern vorzählen, wie viel gedruckte Blätter in Alb. Buche auf die natürliche Religion gehen, und wie viel weniger hingegen auf die Abhandlung der geoffenbarten; um nur unvermerkt auf gehäßige Folgerungen zu leiten: daß S. 149. u. a. O. auf heimliche Absichten des so redlich bekannten Mannes gedeutet, anderswo bey unbedeutenden Sachen sehr bedenklich gethan, oder von den Künsten der Irrlehrer sehr bedächtig etwas erwähnt wird. Dergleichen Züge hätten sie wohl um ihrer eigenen Ehre willen dem allein überlassen können, an welchem man sie nicht mehr fremd findet, und dem sie so geläufig geworden sind, daß er sich dabey frischweg auf Gott und sein Gewissen berufen kann. Aber besserdenkende erlauben sich solche Züge nicht gegen einen verstorbenen Kollegen, der ein achtungswürdiger Mann war, der viel Eifer für das rechtschaffene Christenthum hatte, viel wahren Nutzen in und ausser Hamburg gestiftet hat: und hätten sie auch Fehler und Irthümer an ihm erkannt, so würden sie sich doch durch Menschlichkeit und Achtung für die Religion, die er mit Segen geprediget hat, verpflichtet gehalten haben, sie mit ihm zugleich im Grabe ruhen zu lassen.

Sie sagen zwar S. XII. des Vorber. „sie seyen aufgefordert worden, dem Anstoß, den die Albertische Schrift veranlaßt, pflichtmäßig vorzubeugen.„ Was hat sie denn aber in Hamburg für Anstoß verursacht? Sind etwa Unruhen, Sekten, Spaltungen darüber entstanden? Ach nein, der größte Theil der Hamburg. Einwohner weis noch jetzt nicht daß Albertis Buch da ist oder kennet den Inhalt desselben nicht; und wird sich auch gewiß um die Ministerial-Erinnerung eben so wenig bekümmern. Schien ihnen indessen ein Anstoß da zu seyn; so hätten sie auch wohl auf der andern Seite überlegen sollen, ob eine Erinnerung in diesem Tone nicht noch mehr Anstoß erwecken werde. Natürlicher Weise sollten ihnen die Fragen eingefallen seyn: Was wird die gesittete Welt von unserm Verfahren denken, daß wir auf einen Mann so viel Angriffe thun, der sich nicht mehr wehren kann? Werden wir nicht die Gemüther vieler unsrer Mitbürger und Mitchristen verwirren, welche dem Vortrage unsers Collegen mancherley Unterricht und Rührungen und bessere Gesinnungen verdanken, wenn wir nun hinterher so viel bedenkliches und gefährliches in seinem Vortrage anzeigen? Wird es nicht für unsern Charakter nachtheilig ausfallen, daß wir bey seinem Leben geschwiegen haben, und nun nach dem Tode mit gesammter Hand auf ihn losgehen? Können wir nicht von weisen Christen den Vorwurf erwarten, daß wir der christlichen Religion durch unser Verfahren mehr Tort thun, als Nutzen stiften: und werden nicht weisere Männer unsere Erinnerung mit Unwillen bey Seite legen? (wie denn wirklich die weisen Väter ihrer Republick diese ihre Ministerial-Erinnerung aller freundlichen Dedication ohnerachtet, anzunehmen Bedenken getragen?) Wird es nicht, hätten sie sich fragen sollen, das Vertrauen der Weltleute

gegen die Geistlichen noch mehr schwächen; wenn wir über ein vortrefliches Glied unsers Ordens so herfahren, als ob er das heiligste und wichtigste in der Religion angetastet hätte? Und werden wir nicht die Spötter noch mehr zum Lachen über die Religion und ihre Diener reitzen; wenn wir lange darüber debattiren, ob wir einen Mann, der durch seine Einsichten und Beredsamkeit und durch viele achtungswürdige Eigenschaften unserm Orden immer Ehre machen wird, selig nennen sollen; (und den wir auch wirklich nur Einmal gleichsam verstohlner Weise so nennen:) da es doch jedermann bekannt ist, daß wir uns kein Bedenken machen, jedem noch so schlechtgesinnten Menschen diesen unbedeutenden Kirchentitel für seine sechs Mark auf der Kanzel beyzulegen? Aber an diese und ähnliche Fragen haben sie nicht gedacht, und konnten nicht daran denken; weil des sel. Alberti Buch schon bey ihnen verurtheilt war, ehe sie an die Untersuchung desselben kamen, wie sie es S. XIII. u. f. des Vorb. aus der Fülle ihres Herzens selbst verrathen. Denn da gestehn sie es ganz treuherzig, daß sie gleich in ihrer ersten Zusammenkunft den Schluß gefaßt, es durch Vermittelung der Obrigkeit zu verhindern, daß Alb. Buch weder zum öffentlichen noch Privat-Unterricht der Jugend gebraucht werden möchte; ehe sie noch die Prüfung des Buchs selbst unternommen hatten, welche erst nachher unter ihnen verabredet wurde, und nach langer Zeit und in wiederholten gelegentlichen Zusammenkünften zu Stande kam. Genung, die Hauptsache war geschehn, das Buch war nun der Irrlehre verdächtig gemacht, es konnte nun auf gut papistisch durch obrigkeitliche Gewalt den Leuten aus den Händen gerissen werden; was wahr oder falsch unnütz oder brauchbar darinn sey, das ließ sich bey Gelegenheit und mit Gemächlichkeit untersuchen.

Von dem Geiste, der in dieser nach dem Urtheil erfolgten Untersuchung und daraus erwachsenen Erinnerung herrscht, wird es genung seyn, einige Kennzeichen anzuführen. S. 18. „gestehen sie zwar, es sey nützlich und nöthig, die Jugend zur Erkenntniß Gottes aus den Werken der Natur anzuleiten; aber — (denn man muß merken, ein Aber folgt immer hinterher, und oft wird durch das Aber wieder geläugnet, was man erst zugestanden hatte;) aber man sollte ihr dieselbe aus der Schrift vortragen.„ Heißt das etwas anders, als; Man soll die Jugend Gott aus der Natur erkennen lehren, und soll sie Gott auch nicht aus der Natur erkennen lehren? Die Schrift ist ja nicht die Natur, und die Natur ist nicht die Schrift. Denn wie kann man Gott aus der Natur kennen lernen? Antwort; wenn man die Natur anschauet und drauf merket, und den Schluß daraus macht, wer der sey, und was er sey, der sie gemacht hat: so man das wahrnimmt, sagt Paulus. Wenn ich hingegen die Schrift lese, wo sie von Gottes Werken redet; so sehe und studire ich die Werke Gottes nicht selbst, sondern ich erkenne nur, wie sie andere vor mir (auch wohl besser als ich!) gesehen und studirt, und was für Schlüsse sie daraus gezogen haben. „Aber, fahren sie S. 19. fort, aus der Schrift ist es der Jugend leichter, natürliche Erkenntniß von Gott zu bekommen.„ Freylich ist es leichter, wenn das Erkenntniß Gottes aus der Natur ist, daß sie einige Sprüche auswendig lernt, worinn von Himmel, Erde und Meer gesprochen wird. „Aber erwiedern sie S. 20 die Apostel fingen doch ihren Unterricht nicht mit der Erkenntniß Gottes aus der Natur an; Paulus that es wohl zu Athen, aber da hatte er es auch mit Philosophen zu thun: fängt er aber wohl seinen Brief an die Römer mit der natürlichen Religion an.„

Darauf ist freylich nichts zu antworten. Wir müssen also wohl alle systematische Theologien wegwerfen, denn die Apostel haben ihren Vortrag niemals nach der Ordnung des Systems gehalten: wir müssen unsere Katechismos wegwerfen, denn Paulus hat seinen Brief an die Römer nicht mit den zehn Geboten angefangen: und so muß denn wohl die Jugend in eben der Ordnung unterrichtet werden, als die Materien in dem Briefe an die Römer auf einander folgen.

S. 41. „wundern sie sich über die Protestation, welche der sel. Alberti am Ende seiner Vorrede gegen allen Verdacht wider seine Rechtgläubigkeit thut.„ Aber mußte er sich nicht als ein vernünftiger Mann durch solche Protestation verwahren, da er und ein großer Theil seiner Mitbürger wußte, daß sein Widersacher, der Verleumder, zwar nicht wie ein brüllender Löwe, aber wie eine schleichende Schlange herumgehe und suche, wie er ihn verschlinge? — S. 48. „tadeln sie seine Erklärung von der Heiligkeit Gottes,„ welche doch eben das enthält, was die Schrift sagt: Gott liebe das Gute und hasset das Böse. S. 50. „fürchten sie, daß Alb. Bestimmung, wann wir Gott gefallen, zu einem großen Mißverständnisse Anlaß geben könne.„ Und jedermann siehet doch, daß Alb. einem viel ärgern und vorsetzlichen Mißverstande, der unter den Christen herrscht, begegnen wolle: da man Gott hinreichend zu gefallen meynt, wenn man den Buchstaben seines Gesetzes beobachtet, ohne sich darum zu bekümmern, in welcher Absicht und mit welchen Gesinnungen man es thue. S. 56. f. „finden sie viel mangelhaftes an dem kurzen Auszuge, den Alb. im 13 Kapitel seines Buchs aus der Geschichte des alten Bundes gemacht hat.„ Aber konnte denn ein so kurzer Auszug alles enthalten? Einer wird dieses hinein, der andere jenes herausgaben

wollen: das muß nach dem bestimmten Zweck des Verf. beurtheilt werden. „Vom göttlichen Eben-„bilde, vom Standte der Unschuld u. s. w. wird hier „kein hinlänglicher Unterricht gegeben.„ In der Geschichte Adams ja auch nicht, die Alb. nur hier in einem kurzen Auszuge zur weitern mündlichen Erläuterung aus der Schrift andeuten wolte. „Der Verbindlichkeit der zehn Gebote hat er nicht gedacht S. 57.„ In diesem Auszuge war es auch nicht nöthig: und dann hat Jesus uns vollkommnere Gebote in seinem Evangelio gelehret, und durch viel angelegentlichere Gründe dazu verbunden. „Des levitischen Gottesdienstes sollte Erwähnung geschehen seyn: weil dieses ein ganz hauptsächliches Stück in der Kirchengeschichte des A. T. ist, ebend.„ Freylich für einen der solche Kirchengeschichte schreiben will, aber des sel. Alberti Buch ist ja keine Kirchengeschichte. „Die Weissagungen der Propheten von Jesu Leiden durften nicht übergangen werden S. 59.„ Aber der sel. Alberti hat sie ja nicht übergangen, (siehe Kap. 17. S. 110. seines Buchs,) und noch dazu die deutlichste aller Weissagungen Jes. 53, 4. 5. in seiner Spruchsammlung angeführt. — In der Geschichte Jesu wird nach S. 62. „seiner vom Satan erduldeten Versuchung mit keinem Worte gedacht, die doch unter die allermerkwürdigsten Umstände seines Lebens und Leidens gehört.„ Woher wissen sie das wohl? Die Schrift erwähnt dieser Begebenheit nicht einmal weiter, noch weniger lehret sie uns Gottes Absicht dabey. Der religiöse Eifer für den leidigen Satan schimmert hier sichtbar durch. Ferner; „es sollte hier ausdrücklich angezeigt seyn, daß Jesus gekommen sey, sein Leben zur Erlösung dahin zu geben, und daß hierinn der vornehmste Rathschluß Gottes bestehe, welchen auszuführen er gekommen sey.„ S. 63. Sollte man

nicht

nicht nach dieser Angabe meynen, der sel. Alberti habe hievon kein Wort gesagt? Und doch sagt Alb. gar ausdrücklich S. 109. u. 110. daß die Schrift es zum Hauptzweck seiner Sendung mache, daß er schwere Leiden erdulden, und mit einem martervollen Tode sein Leben endigen sollte, und zwar uns zum Besten, wie er hernach ausführlicher zeiget. Haben das die Herren so ganz übersehn? Sie führen ja selbst diese Stelle S. 74. an, aber freylich nur wieder in der Absicht, um einen Tadel anzubringen und seinen Glauben verdächtig zu machen. Sie hatten es hier schon wieder vergessen, daß sie nach S. 63. nichts von unsrer Erlösung durch Jesu Leiden und Tod wahrgenommen hatten. Auch selbst darüber muß sich der gute Alb. S. 75. chikaniren lassen, daß er es gegen die Socinianer S. 111. zu beweisen sucht: der Tod Jesu sey nicht eine Bestätigung seiner Lehre und seiner göttlichen Sendung gewesen. Nach S. 76. „ist es bedenklich, das Alb. nur sagt, Gott habe die Erlösung zum Beweise seiner höchsten Weisheit und Güte veranstaltet: und nicht auch hinzusetzt; zum Beweise seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit.„ Als ob Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit etwas anders wäre, als seine höchste Weisheit und Güte; die wir nur mit jenem Namen belegen, wenn wir sie uns in Beziehung auf moralische Handlungen gedenken. „Warum, fragen sie S. 79., wird nicht angezeigt, daß der Sohn sein göttliches Wesen durch die ewige Zeugung vom Vater erhalten habe?„ Antwort: weil die Schrift davon schweigt. Denn Paulus erklärt ja die Redensart Ps. 2. von der Auferweckung Christi Ap. Gesch. 13, 33. Aber wie würde es Paulo ergangen seyn, wenn er sich hätte gelüsten lassen, heut zu Tage, oder in Hamburg eine solche klaßische Schriftstelle von der ewigen Gottheit Christi so mißzudeuten? Man

siehet wohl, würde es heissen, was für seelenverderbliche Irthümer der Mann im Schilde führt! Ach, daß Gott erbarm! was wird aus der seligmachenden Lehre Jesu noch werden! Das Heydenthum ist vor der Thür! Und nun ein paar Ausrufungen Gottes und eine Reihe schreckender und feyerlicher Aussprüche der Bibel hineingewebt: so ist sein Verdammungsurtheil fertig. Nach S. 80. „hat der sel. Alberti keines einzigen von den vortreflichen Beweisthümern gedacht, welche uns die heilige Schrift von seiner allerhöchsten und ewigen Gottheit liefert.„ Das ist erschrecklich! Indessen findet man die deutlichsten und am wenigsten angefochtenen, folglich die sichersten, in seiner Spruchsammlung S. 54. nach der Reihe. Ohne weitere Nachfrage aber lassen die Herren S. 81. ein sanftes, feyerliches und vielsagendes Verdammungsurtheil über den Verf. folgen; als über den guten Paulus würde gefallen seyn, wenn er sich jetzt unterstünde, den Spruch Ps. 2. anders zu erklären, als es in den symbolischen Büchern steht. „Auch des dreyfachen Amtes Christi ist nicht gedacht S. 82.„ Wenn sie sich doch von einem Ernesti darüber wollten belehren lassen, warum es nicht geschehn ist! S. 106. „erklären sie es für einen Irthum, daß die Aufrichtigkeit der Buße an der fortwährenden Besserung des Herzens zu erkennen sey: denn der heilige Geist wirke bey wahrer Buße und Glauben auch das Bewußtseyn und die gewisse Ueberzeugung, daß man Gnade bey Gott gefunden habe.„ So? wirkt er dieses Bewußtseyn auch da, wo kein Bewußtseyn eines guten Gewissens, wo keine Ueberzeugung von der wirklichen Besserung ist? Kindlein, spricht im Gegentheil Johannes zu ihren anvertrauten Gemeinen 1 Joh. 3, 7. 10. lasset euch niemand verführen. Wer recht thut, der ist gerecht. Daran wirds offenbar, welche die

Kinder Gottes und die Kinder des Teufels sind: wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott. Grade solche dem Mißbrauch unterworfene und sehr gemißbrauchte Lehrformen machen eben eine Verbesserung der Lehrart, woran auch der sel. Alberti redlich arbeiten wollte, für die Christen höchst nothwendig. — Mehrere ähnliche Beyspiele müssen übergangen werden, um nicht zu weitläuftig zu werden. Diese Proben werden schon hinreichen, den Leser von dem Gehalt der Anmerkungen überhaupt, und vom dem Untersuchungsgeiste, der Wahrheitsliebe und der herrschenden Denkungsart ihrer Verf. urtheilen zu lassen.

Der Recensent würde aber dem Exempel dieser Herren folgen, und die güldene Regel Pauli, prüfet alles und das Gute behaltet: aus der Acht lassen; wenn er nicht auch die richtigen Erinnerungen des Hamb. Ministerii bemerkte, besonders die, welche zur Beförderung des Zwecks dienen können, worauf des sel. Alberti Arbeit gerichtet war. In Absicht des Vortrags von der Person Christi, wogegen S. 76. f. vieles erinnert wird, ohne auf das zweckmäßige der Albertischen Schrift zu sehen, wäre es allerdings zu wünschen, daß sich der Verf. noch genauer an die Worte der Schrift gehalten, und diese nach ihrem nächsten Sinn entwickelt hätte. Es scheint zwar, er habe das gern thun wollen, nur die Furcht vor Mißdeutungen, (denen er doch nicht entgangen ist,) habe ihm seinen Zweck zuweilen aus den Augen gerückt. Der allgemeine Unterricht für Christen soll nur das von Christo deutlich machen, was die Schrift ausdrücklich von ihm sagt. Das eigentliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn kann kein Mensch fassen; die Schrift redet auch nur davon in Ausdrücken, die von menschlichen Verhältnissen hergenommen sind, und kann nicht anders davon reden. Sie will und kann uns

nicht einen bestimmten Begrif davon geben, der für jedermanns Fassung wäre; sie will und kann uns nur eine Art von analogischer Vorstellung davon machen. Bey dieser müssen wir bleiben, diese ist ein Theil unsrer Religion, wie sie hier auf Erden unsrer Denkungsart angemessen ist; und je genauer wir uns in den Schranken dieser Analogie halten, desto richtiger und religiöser ist unsre Vorstellung vom Sohne Gottes. Alle Speculation die darüber hinausgeht, worinn besteht dieses Verhältniß? wie hat der Sohn sein Wesen von Vater? wie ist das göttliche und menschliche in ihm vereiniget u. s. w? kann wohl die Wißbegierde beschäftigen, vielleicht wahr seyn, vielleicht auch sehr weit vom Ziele treffen, weil immer nur analogische Ideen zum Grunde liegen, die in ihrer ganzen Ausdehnung auf Gott nicht angewandt werden können; aber ganz gewiß ist sie nicht religi[illegible] ist nicht Christenthum und befördert auch nicht all[illegible] meine christliche Gesinnungen, worauf doch aller U[illegible] terricht der Bibel abzweckt. — Auch das ist [illegible] zweckmäßig, wenn der sel. Alberti in den Unterr[illegible] vom heiligen Abendmahl nach S. 107. mit ein[illegible] sen läßt, daß Jesus uns dadurch so nahe als mögl[illegible] an dem Segen seiner Erlösung wolle Theil nehm[illegible] lassen. In einem Unterrichte dieser Art muß nur die Hauptidee und die Hauptabsicht dieser Stiftung deutlich angezeigt und mit ihren Folgen entwickelt werden; sie soll nemlich eine Gedächtnißfeyer des Todes Jesu seyn. Ist diese Hauptsache erst recht gefaßt, so ist der Christ hernach besser im Stande, die Wahrheit und den Werth der Nebenideen zu beurtheilen. — Wahr ist es ferner, daß nach S. 112. die figürlichen Ausdrücke der Schrift, als Rechtfertigung, Wiedergeburt u. s. w. hätten erklärt werden sollen, denn der Christ soll doch die Schrift gebrauchen. Der sel. Alb. hätte also seinem

nem Buche mehr zweckmäßige Vollkommenheit gegeben, wenn er immer auf die simple unsrer Fassung und Denkungsart gemäße Erklärung der Lehre selbst eine Anmerkung hätte folgen lassen: das nennet die Schrift nach der damaligen Denkungsart so und so. — Auch hätten die Sprüche nicht vom Vortrage der Lehren selbst getrennet werden sollen, wie S. 149. f. richtig erinnert wird: der Lehrling muß Erklärung und Text, Satz und Erweiß zugleich vor Augen haben, wenn er beydes vergleichen und beurtheilen soll. Wenn diese und einige andere Mängel in dem Albertischen Buche verbessert sind, so wird es seinem wichtigen Zwecke näher kommen, und viel rechtschaffene christliche Väter und Mütter werden es ihm Dank wissen, daß er dem aufblühenden Verstande ihrer Kinder einen Unterricht in den wichtigsten Religionslehren vorlegt, der ihm so angemessen ist, und ihm die gesundeste und kräftigste Nahrung darreicht: und die Früchte und Eindrücke welche daraus bey achtsamen Kindern entstehen werden, werden vernünftigen Eltern wichtiger seyn; als es zu wissen, ob sie mit allen Formeln der symbolischen Bücher bekannt sind oder nicht.

Folgender Bogen enthält wieder eine

Anleitung zum Gespräch über des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertraute Gemeinen rc. wegen des Albertischen Lehrbuchs. Hamburg, bey Johann Michael Brauer, 1773.

Erst erzählt der Verf. ziemlich launigt, wie wenig Alb. Buch sowol als die Ministerial-Erinnerung den Leuten bekannt sey: dann urtheilt er eben so launigt über das Buch selbst, über Stellen in der Erinnerung, und über die katechetischen Gaben der meisten Schulmei-

ster;

ster; und macht seinem Ministerio einige Gegenanmerkungen, die nichts zu sagen scheinen und doch viel sagen.

Moralisch-kritische Vertheydigung der wichtigsten Weissagungen Es. 7, 14-16. und Kap. 8, 1-3. wider alle unrichtige Auslegung derselben, den Zweiflern zur Untersuchung, und allen Freunden der Wahrheit zur Befestigung. Hamburg, bey Joh. Mich. Brauer, 1773. 4 Bogen in 8.

Diese kleine Schrift gehört zwar nicht zur S terie, sie kann aber schon den Reigen schliessen: ist ein Weyhnachtsgeschenk an das Hochehrw. Mi sterium für genossene Wohlthaten. Wie moralis kritisch diese Vertheydigung sey, erhellet aus der f nen Regel S. 12. „Man lasse die scharfe Beurth lung der Richtigkeit immerhin auf Sachen der V im höchsten Grade gehen; aber in Sachen Gott der Seelen und des Genusses der Seligkeit muß bloße Vernunft im Zügel gehalten werden.„ man noch die gerechte Klage S. 13. hinzufügen; hat man ex ungue leonem. Sie lautet folgen maßen: „Zu unsrer Zeit setzt man bey Untersuch der Stellen heil. Schrift Regeln feste; man n die göttliche Weissagung vor sich, man durchs jetzt noch die ehemaligen Zeitumstände und die der damaligen Sachen und andres mehr, so uns scheinlich dünkt, und auf diese Weise betrachtet, theilet, schränkt man ein und kürzt man ab, gie Recht der Göttlichkeit oder nimmt es weg, auch dergleichen Beurtheilung jedermann; so muß sich die Weisheit von ihren Kindern rechtfer gen lassen!„

Der Verf. weis auch, daß Maria, die Mutter Jesu, ein Augapfel Gottes gewesen sey S. 49.; daß sie den vorzüglichsten Grad der Einsicht und Erkenntniß in das Geheimniß der Gottseligkeit erlangt habe S. 50.; und daß sie mehr davon besessen, als alle ihre Zeitgenossen, ja als viele Christen der folgenden Zeiten S. 57.; daß sie die schönste Erkenntniß von Jesu Mitleramte, und zwar mit dem Vorzuge für (vor) allen Zeitgenossen gehabt S. 59.: denn seiner Versicherung zu Folge hat sie das alles in der zärtlichsten Vertraulichkeit von Jesu in seinen ersten 30 Jahren gelernt S. 55. Was der Mann für Nachrichten haben muß, und doch bedauert er es S. 57. daß uns von diesen Lebensjahren Jesu keine Nachricht gegeben worden.

Em.

V.

Novi Commentarii societatis regiae scientiarum Goettingensis. Tom. 2. ad annum 1771. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 1772. 4. 49½ Bogen, 7 Kupferbl.

In der Vorrede werden die im Jahr 1771. bey der Societät vorgefallenen Veränderungen erzählt. Der tödtliche Hintritt beyder Curatoren von Münchhausen und von Behr, wie auch des berühmten Meermann, und hinwiederum die Aufnahme neuer Mitglieder und Correspondenten, eines *Maskeline*, *Demainbray*, *de Chandel*, von Scheffler, Rösler, machen in der Erzählung den Anfang, und besonders wird auch die jetzt bey der Societät herrschende Eintracht gerühmt. Hierauf folgt die An-

zeige der Preisfragen. Diejenige, welche die zwo Hauptmundarten der deutschen Sprache und ihren Ursprung und Verwandschaft mit den alten Gothischen Sprachen betrift, wurde von dem Würtembergischen Prediger Fr. C. Fulda hinlänglich beantwortet, und soll nächstens abgedruckt werden. Hingegen konnten die zwo ökonomischen Fragen von Aufnahme der Han lung an einem dazu nicht unbequemen Orte, und Unterschiede des Pflügens mit Ochsen und Pfer nicht gekrönt werden. Die Societät hoft inzwisc daß die für 1772. ausgesetzte Frage über die Töd lichkeit der Dünste in einigen Hölen bey Saue sern 2c. ein besseres Schicksal haben werde, und g auch für 1773. neue Frageu auf. 1. Ueber den E fluß der Wärme in die Stralenbrechung. 2. Uel die Vortheile und Nachtheile öffentlicher Kornma zine. 3. Ueber die Abschaffung der Frohndie (Man sehe allg. d. Bibl. XVI. B. I. St. S. 312.) Endlich werden die Abhandlungen vorgezählt, so sie der Ordnung nach vorgelesen, theils auch ein sandt worden. Die hier abgedruckten sind nun genbe. I. Physische und mathematische Abhandl gen. 1. Haller hatte kurz vor seiner Abreise von tingen unter seinen Zuhörern einen jungen Mens Andersch, der zu schwerern und lange dauern beiten Gedult und Ernst genug hatte. Diese gab er zu einer Inaugural-Disputation, den Ner des Herzens nachzuspühren. Andersch übernahm mit vieler Mühe, Gedult und österm Nachfra ließ von seiner Bemerkung zwo Figuren zeichnen, u arbeitete die Dissertation aus, wurde aber durch e Krankheit der Vernunft beraubt. Nach einer von 28 Jahren zieht nun Haller die zwo Figuren für, und sucht zu errathen, ob er alle darauf ang ten Theile benennen könne. Die beyde Figuren

ten in Kupfer gestochen und abgedrucket werden. Wir finden aber in dem Exemplar nichts als eine Nachricht an die Käufer und Buchbinder, daß diese zwo Kupferblatten nebst noch einer andern erst nachgeliefert werden sollen. Damit ist den Käufern nicht zum besten gedient. 2. Hr. Vogel unternimmt zu zeigen, daß man bey Untersuchung der Mineralwasser sich noch ziemlich versehe. Diese Wasser müssen bey der Quelle selbst geprüft werden, und bey Bestimmung ihrer Schwere muß man genauer als gewöhnlich verfahren. Das Schwarzwerden der Galläpfelauflösung beweist noch keine Gegenwart eines Eisenvitriols. Denn dieser müßte beym Abrauchen des Mineralwassers in Crystallen schiessen, welches doch bey vielen nicht geschieht, wenn sie auch gleich die Galläpfel schwarz färben. In Ansehung des alcalischen Mineralsalzes geht es nicht besser, und findet Hr. V. überhaupt, daß man bey solchen Prüfungen zu übereilt schließt, und nicht genug bedenkt, daß oft ganz ähnliche Wirkungen von sehr verschiedenen Ursachen herrühren können. Wir sind gänzlich eben der Meynung. Der Vitriol ist ein gemischter Körper, und allem Ansehen nach tragen nicht alle seine Bestandtheile sondern vielleicht nur eine Art derselben zum schwarzfärben der Galläpfel bey. Die Möglichkeit sich schwarz färben zu lassen, mag auch nur von einigen Bestandtheilen der Galläpfel herrühren. Es kann auch kein Chemicus behaupten, daß er solche Bestandtheile von den übrigen rein absondern könne. Gewöhnlich leiden sie bey seinen Processen Aenderungen und neue Mischungen. Und dieses macht, daß die chemischen Körper selten oder nie natürliche Körper sind. Es folgt also nicht, daß ein die Galläpfel schwärzendes Wasser Vitriol in sich halte; sondern höchstens, daß es diejenigen Theilchen enthalte, die im Vitriol eigentlich

lich das Schwarzfärben der Galläpfel bewirken. Hr. J. A. Murray untersucht die Natur abfallenl Baumblätter. Das hinzu gehörige Kupferbl. auf die 14te Seite, sollte aber bey der 54ten eingeheftet werden. Hr. M. nimmt erstlich l Bäume, so beständig grün bleiben, besonders: die i gen beschreibt er nach der Art wie, wenn und mit r chen Abwechslungen der Farben sie die Blätter liehren. Endlich forscht er auch den Ursachen Die Kälte und der abnehmende Zufluß des Sa nebst der Knüpfung und Verengerung des S scheinen ihm nicht hinreichend, und damit glaubt die eigentlichere Ursache in dem Herfürtreiben der gen zu suchen, aus denen im nächsten Frühling m Zweige wachsen. Dieses möchte nun eher eine Fi ursach, als die eigentlich wirkende Ursac se letztere muß immer in der Structur des Stiel , der Verstopfung und Verengerung seiner Gänge Saftröhrchen bey dem zurücketretenden Safte g werden. Der neue Saft, welcher im Herbste ei aufwärts treibt, findet dadurch den Weg in die B ter wo nicht geschlossen, doch weniger offen, und r dadurch genöthigt seitwerts zu drücken und Augen treiben. 4. Hrn. Richters Beobachtung über Bronchotomie. An mehrern Cadavern, an e Hunden und an einem lebenden Menschen hat J den sichersten Weg gesucht, beym Ersticken von entzündeten Bräune im Halse, der Luftröhre kommen, sie zu öfnen, und dem Patienten Luft ; schaffen. Er giebt hiezu eine krumgebog von ziemlicher Länge an, durch welche eine e gebogene Lancette aus- und eingeschoben werd Zuletzt fügt er noch einige Bemerkungen über dene Arten von Brüchen bey. 5. Hr. Joh. mann giebt an, wie die Versteinerte oder

mit Steinrinde umschlossene Körper nach der Art, wie sie in der Natur selbst sind, in Classen gebracht werden können. Das Verzeichniß dieser Classen und deren Unterabtheilung geht von S. 81. bis S. 130. Joh. Gesner und Linne haben darinn bereits in etwas vorgearbeitet. 6. Hr. Wrisberg beschreibt das überaus zarte Häutgen, womit bey ungebohrnen Kindern der Augenstern bedeckt und überzogen ist, und welches man vor etwan 40 Jahren noch nicht gekennt zu haben scheint. 7. Hrn. Kästners Berechnungen über die Hebarme bey Puchstempeln. Es ist hier die Frage, wie die Hebarme abgeründet werden sollen, damit das Anreiben am meisten vermindert, und der Puchstempel mit gleichförmiger Geschwindigkeit gehoben werden solle, wobey jedoch die bewegende Kraft nicht beständig bleibt, als nur sofern mehrere Puchstempel wechselsweise gehoben werden. Elvius hat Hr. K. zu dieser Untersuchung Anlaß gegeben. Im Grunde betrachtet ist sie ein leichterer Fall von der längst bekannten Aufgabe, die schicklichste Figur der Zähne an Räderwerken und Getrieben zu finden. Elvius betrachtete sie fürnehmlich in Absicht auf das Anreiben nach Newtons Art synthetisch, doch wie Hr. K. urtheilt, so, daß er oft auf das folgende verweiset, da hingegen die ächte synthetische Methode will, daß man sich immer nur auf das vorhergehende berufe. Dieses hätte nun Elvius sehr leicht thun können, weil bey geringer Aufmerksamkeit sogleich erhellet, daß die Linie, welche das Ende eines von einem Circul abgewundenen Faden durchläuft, die gesuchte Abründung des Hebearms giebt. Die Betrachtung wird etwas verwickelter, wenn man zugleich die Abründung des Dumlings am Puchstempel bestimmen will. Hr. K. nimmt die analytische Untersuchung vor, und thut ganz wohl daran, er zeigt, wie man ohne viel Kopf-

brechens die Figur als bekannt annehmen, und sodann durch eine Gleichung bestimmen und fin könne. 8. Hrn. Kästners geometrische Betrachti über das Feldgestänge. Die Aufgabe ist eigentli tetragonometrisch, weil sie, wenn bey einer viereckig Figur die vier Seiten gegeben sind, und noch dies zween Winkel mit in die Rechnung gezogen den, einen dieser Winkel vermittelst des ande der vier Seiten bestimmen lehrt. Der Fall doppelt, da die beyde Winkel sowol einander über als an gleicher Seite liegen können. Bey Feldgestänge kömmt ein solches Viereck vor, wo n lich der Halbmesser der Kurbel, der Bläuel, der H messer der großen Schwinge und der Abstand Mittelpunkts vom Mittelpunkt, um den sich die bel dreht, die vier Seiten abgeben. Hr. K. sagt, habe seine Geduld nicht hinlänglich befunden, Mechanische hiebey, nemlich die sehr veränder Verhältniß der Kraft und Last mitzunehmen. Hr. A. L. Meister handelt von der Wasserorgel Alten. Nach einigen in der Vorrede angebrat Entschuldigungen, durchgeht Hr. M. die vers Arten solcher Orgeln, sofern der Wind durch das ser erregt und unterhalten wird. Hierauf Hr. M. nach Philons Angabe eine solche O giebt eine Zeichnung davon, merkt auch zugleich an, wiefern *Vitruv* und die Ausleger von He gehen. Statt des Blasebalges ist ein metalle linder mit einem Kolben. Die Luft wird in umgekehrten metallenen Trichter geblasen u das darinn am Boden befindliche Wasser in Trichter ganz umschliessenden Cylindri durch die Oefnungen am Boden des Trichte Dadurch wird die Luft sowol im Trichter als sten, wenn dieser ganz geschlossen ist, zusammenge

ungefehr wie es in Windkesseln der Feuerspritzen geschieht. Man erhält dadurch einen ziemlich gleichen Druck und eben daher auch eine gleiche Stärke des Tons. Die Pfeifen werden nicht durch Klappen, sondern durch Verschieben eines Bretgens geöfnet und geschlossen, welches eine gleich große Oefnung wie die Mündung der Pfeife hat. Diese Oefnung wird vor die Mündung geschoben, wenn die Luft in die Pfeife dringen und sie anblasen soll. Im letzten Abschnitt vergleicht Hr. M. die alten Orgeln mit den neuen auch in Absicht auf den Streit, ob jene gegen diese, oder diese gegen jene gehalten, wenig besser als das Schnarrwerk eines Dudelsackes oder Polnischen Bockes anzusehen seyn. Kircher giebt den neuen, Vossius aber den alten Orgeln einen allerdings übertriebenen Vorzug. Hr. M. berechnet, was sich bey beyden berechnen und abzählen läßt, die Maße der Luft, die Stärke des Gebläses, die Anzahl der Pfeifen ꝛc. und schließt endlich, daß wenn die Alten keine bessere Orgeln gehabt haben, als die von Heron und Vitruv beschriebene, man ihnen ohne sich unwissend oder hartnäckig zu zeigen, nicht nur nicht den Vorzug zu erkennen, sondern sie tief unter den Werth unserer dermaligen Orgeln setzen müsse, ob aber bessere Orgeln bey den Alten gewesen, als die von bemeldten Schriftstellern beschriebene, das bleibe dahingestellt, die Verehrer des Alterthums werden es inzwischen immer glauben, und Stellen herfür suchen, wo die Alten ihre Orgeln mehr gerühmt haben, als es auf eine schlechte Orgel passen kann. Man spricht aber von dem besten so man hat, nnd ehe man sich etwas noch besseres in Sinn kommen läßt, allemal mit etwas übertriebenen Ausdrücken. Hr. M. findet auch nicht, daß das von den alten beyden Orgeln gebrauchte Wasser, unsern heutigen Orgeln einen besondern Vorzug geben könnte.

Genau betrachtet, mußten die Alten das Wasser für nothwendig ansehen, weil sie die Elasticität der Luft gar nicht kannten, und daher Wasser zugossen, welches der in den Trichter geblasenen Luft ausweichen sollte.

II. Historische und philologische Abhandlungen.

1. Hr. Walch handelt von den Verfolgungen der Christen unter den Römern, sofern diese nicht blos aus Staatsgründen sondern aus Gründen der Religion dazu sind bewogen worden. Die neuern Freygeister haben auf mehrere Arten versucht, den Verfolgungsgeist, so mehrere, auch selbst die besten römischen Kaiser gegen die Christen gezeigt haben, aus einem bloßen Staatsinteresse herzuleiten, um dadurch den sich besonders in neueren Zeiten unter den Christen selbst geäusserten Verfolgungsgeist desto schwärzer zu machen, und ihn als eine Folge der christlichen Lehren auszuschreyen. Hr. W. unternimmt hier mit gutem Erfolge, zu zeigen, daß die Religion bey den Römern immer auch ein Hauptgrund war, warum sie die Christen verfolgten, und sie nöthigten Christo zu fluchen und hingegen die Bilder der Götter und das Bildniß des Kaisers zn verehren und anzubeten. Die desolata templa, die intermissa sacrificia beym Plinius waren nun freylich dem gemeinen Volke eine Aergerniß, den Priestern ein ihrem Ansehen und ihren Einkünften schädliches Nachtheil, und der Kaiser und die Landvögte mußten nun, wenn sie auch gleich philosophischer und gemäßigter dachten, dennoch dem Volke und den Priestern Gehör geben, und thaten dieses natürlicher Weise um desto mehr, je mehr sie selbst gegen ihre Götterlehre noch einige Achtung hatten. Entstunde etwan eine Pest oder andere wegraffende Krankheit, so hieß es gleich die Schutzgötter des Lebens und der Gesundheit rächen sich an den Römern, weil

weil sie die Christen nicht auszurotten oder wenigstens zu bekehren suchten. Hr. W. führt alles dieses sehr umständlich aus. Nur wird dadurch zumal die römische Kirche nicht rein gewaschen, deren Inquisitionsgericht in allen Theilen der Welt ums Himmels Willen so viele Unbekehrte und Ketzer zur Hölle geschickt hat, daß Amerika, Spanien, Frankreich ꝛc. wo nicht verödet, doch wenigstens weniger volkreich und ansehnlich an Macht geworden, als es ohne eine so unmenschenfreundliche Lehre und Einrichtung würde gewesen seyn. 2. Hr. Heyne setzt hier seine Abhandlung von der ehmaligen vorgeblichen Beherrschung des Meeres, bis zum Ende fort. Die Rhodier hatten diese Herrschaft 23 Jahre, die Phrygier 25 Jahre, die Cyprier 22 Jahr, die Phönicier 45 Jahr, die Egypter eine Zeitlang, die Milesier 18 Jahr, sodann die Carier eine Zeitlang, die Lesbier 68 Jahr, die Phocäenser 44 Jahre, die Samier, die Hr. H. ebenfalls hieher rechnet, einige Zeitlang, die Spartaner 12 Jahre, die Naxier 10 Jahre, die Eretrienser 7 Jahre, die Aegineten 20 Jahre, bis so weit geht des Castors Tafel, wo eben auch nicht alle Völker vorkommen, die sich auf den Handel zur See gelegt, und um die Herrschaft oder Oberhand zur See gestritten oder sie sich angemaßt haben. Hr. H. thut demnach von den Atheniensern, Etruscern, Massiliensern, Syracusanern, Carthaginiensern, Römern, Idumäern, Arabern ꝛc. Erwähnung. 3. Hr. J. Ph. Murray von dem Wohnsitze der Studien in Britannien und Irrland, vom 6ten bis ins 10te Jahrhundert. Diese Länder hatten in den ältern Zeiten ebenfalls ihre Druiden, Euhagen und Barden: zu der Römer Zeiten wurden sie der Barbarey etwas mehr entrissen, wiewol die Bergschotten noch immer sehr rohe blieben. Inzwischen hat neulich Macpherson einen schätzbaren Ueberrest an den Oßianischen Ge-

dichten wieder vorgefunden, welche zu Ende des 3ten Jahrhunderts, oder zu Anfang des 4ten, verfertigt, und durch mündliche Ueberlieferungen bis auf unsere Zeiten gekommen seyn sollen. Hr. M. erzählt nachgehends, was die Einführung der christlichen Religion zum Wachsthum der Erkenntniß in England und Irrland mag beygetragen haben, und eben dieses thut er auch in Absicht auf die Reisen und Züge der Britten in andere Länder, und der Normänner, Dänen, Anglen rc. nach den Britannischen Inseln. Dabey werden immer diejenigen, welche sich wegen etwas mehrerer Kenntniß einigen Namen gestiftet haben, angeführt, und die Anlegung verschiedener Schulen als Beweise angesehen, daß man zeitig gedacht hat, den Unterricht in guten Kenntnissen gemeinnützig zu machen, wenigstens der gänzlichen Vernachlässigung vorzubeugen. Im Grunde betrachtet scheinen die Oßiansche Gedichte das einige vorzügliche Denkmal zu seyn, woraus sich schliessen läßt, daß die Brittischen Inseln ein ihnen eigenthümlich zugehöriges Homerisches Genie ehmals gehabt haben, welches allein schon fähig gewesen seyn mag, den Geschmack an poetischen Bildern eine Zeitlang bey der Nation zu unterhalten. Das geht nun aber eben nicht so weit, daß man sagen könnte, die Wissenschaften haben sich in England gleichsam von selbst empor geschwungen, oder die ehmalige griechische Gelehrsamkeit sey durch England bis auf die neuern Zeiten gebracht worden. Man weis vielmehr daß die griechischen, und besonders die medicinischen, chemischen, astronomischen und mathematischen Kenntnisse das erstemal nach Arabien und durch die Saracenen nach Spanien, das zweytemal aber durch einen kürzern Weg nach Italien gekommen. 4. und 5. Die Trauerreden oder das dankbare Angedenken beyder in kurzer Zwischenzeit

ver-

verstorbenen Curatoren der Universität und Königl. Societät von Göttingen: Münchhausens Verdienst bey Stiftung einer gleich vom ersten Jahre an blühenden Hohenschule, seine so viele Jahre lang ununterbrochene Fürsorge, sie durch einen von Geßner zu besorgenden Büchervorrath, durch Anlegung eines botanischen Gartens und anatomischen Gebäudes für Haller, einer Sternwarte für Mayer ꝛc. durch Stiftung mehrerer Societäten zur Aufnahme der Kenntnisse ꝛc. ansehnlich zu machen: Alles dieses ist zu bekannt, als daß es künftig sollte in Vergessenheit kommen. Behrs Verdienste konnte sich, wegen des baldigen Absterbens, gleichsam nur in Hofnung zeigen. Diese Hofnung war aber in allen Absichten sehr gegründet, und ihr Verlust verdiente billig bedauert zu werden.

Sw.

VI.

Nouveaux Memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et B. L. Année 1770.; avec l'histoire pour la méme année. Berlin, 1772. bey Voß; groß 4. 570 Seiten 3 Kupfertafeln.

Historie der Akademie.

Man hat eine neue Einrichtung mit der Ausgabe der Schriften der Akademie gemacht, weil die bisherigen Französisch seit 1744. herausgekommene, 25 Quartbände betragen.

Jedem Bande soll eine Geschichte desselben Jahres vorgesetzt werden. Die jetzige aber muß weiter zurück,

zurück, in der Mitte von 1750. anfangen, wo die 1752. herausgekommne Histoire de l'Ac. Roy. aufhört. Nächst dem was die Verfassung der Akademie betrift, findet man, die Mitglieder die seitdem der Hr. v. Maupertuis Präsident geworden, seit dem 30 Jun. 1746.; aufgenommen worden, bis den 26 Apr. 1770. Zur Ergänzung sind die gegenwärtigen Mitglieder beygefügt, die es zuvor waren. Die Preisfragen der Akademie. Die welcher Beantwortung sie nach dem Auftrage des Oberkriegs- und Finanzdirektorii beurtheilt. Verstorbene Mitglieder auf die Lobschriften verfertigt sind. Die Präsidentenstelle ist seit dem Hrn. v. Maupertuis nicht wieder ersetzt. Der König beschützt sie und ernennt die Mitglieder selbst allein. Die Geschichte von 1770. fängt mit den öffentlichen Versammlungen an. Denn, mit Nachrichten aus der Naturgeschichte. Hr. de Nort, 1769. Major auf der Insel St. Domingo, hat dem Könige einen Bericht von einer Mauleselinn geschickt, die ein Junges zur Welt gebracht. Er weis aber nicht, ob ein Esel oder ein Maulesel Vater ist. Die Akademie fand die Begebenheit nicht so ausserordentlich als sie Hr. v. N. mag geschienen haben. Hr. Batigne, Medicus der franz. Colonie zu Berlin, bestätiget als Augenzeuge, daß ein Landmann Wassersalamander von sich gebrochen; Er hatte davon einige Jahr lang Beschwerung empfunden, seitdem er bey einem großen Durste, faules Wasser aus einem Sumpfe getrunken. Hr. Marggraf hat der Ak. unterschiedliche surinamische Sachen, in Weingeiste, geschenkt, darunter sind Schlangen, ein weiblicher Philander, die Raua boans, Schildkröten, eine Frucht der Musa Crocodille, Skorpionen, Spinnen, Heuschrecken; die Ueberschrift dieses Verzeichnisses in der Historie, nennt es zusammen Insekten.

Un-

Unter der Aufschrift: Moral, findet sich die Anzeige einiger dahin gehörigen Aufsätze.

Zur Astronomie gehört, was Hr. Lambert der Akademie vom Kometen 1769. vorgelegt.

Zur alten Litteratur, eine Abhandlung des Hrn. Hauptmann Quintus Icilius, über die eigentliche Verhältniß des julianischen Jahrs zu dem alten römischen.

Zur neuen Hr. Formeys Betrachtungen über die französische Encyclopädie, wo unter andern, ein sonderbares Beyspiel der Verweisung eines Artickels auf den andern angeführt wird. Sobald der Buchstaben C herauskam, suchte jemand, durch die Zufälle die ihm Beschwerten veranlaßt, das Wort Crampe; Es verwies ihn auf Convulsion; da ward er auf Muscle verwiesen; als dies Wort einmal erschien, verwies es ihn auf Spasme; und endlich, Spasme ... Der sagte gar nichts von Crampe. Hr. F. erinnert, es müßte bey einem solchen Werke jeder Mitarbeiter, alles zu seiner Wissenschaft gehörige ausarbeiten. (So war es doch im Zedlerischen Universallexico angeordnet, welches ein deutsches dictionaire Encyclopedique lange vor dem Französischen, in vielem Betracht nicht so gar tief unter dem letztern war, und die Würzkramer lange Zeit versorgt hat). Hr. F. wünscht, daß eine Akademie der Wissenschaften, unter dem Schutze eines Königs sich mit so was beschäftigte, und etwa in zehn Jahren, eine preußische Encyclopädie lieferte. (Es läßt sich noch sehr viel darüber streiten, ob ein solches Universallexicon, nützlich sey; eine Akademie der Wissenschaften aber, hat eigentlich zu ihrer Beschäftigung neue Entdeckungen zu machen, nicht solche Sammlungen.) Aus 2 Abhandlungen Hrn. Toussaint, über die gelehrten Journale, finden sich hier Auszüge.

Zur

Zur Medicin, gehört ein vom Hrn. Castillon, vorgelegter Aufsatz des Hrn. Bilguer, über den cynischen Spaßmus bey Schußwunden.

Zur Vieharzney, des Hrn. Geh. R. Cothrenus Bemühungen.

Nun folgt ein Verzeichniß, der Schriften, Erfindungen u. s. w. welche der Akademie 1770. vorgelegt worden.

Eine Gedächtnißschrift auf den Freyherrn v. Bielefeld, macht den Schluß der Geschichte.

Experimentalphysick.

I. Hr. Marggraf, von der hiesigen Schildkröte. Er bekam 1748., ein paar Schildkröten, sie begatteten sich, das Weibchen legte Eyer und es kamen Junge. Das Männchen war kleiner als das Weibchen. Sie nährten sich von Brode, Abgängen von Fleische, am liebsten von Fischen, die sie erst todt bissen, und bis auf die Gräten verzehrten. Wo man Fischblasen schwimmen sieht, kann man Schildkröten vermuthen. Hr. M. gab die Alten weg, und bekam wieder Junge derselben. Eins hat er zu wiederholtenmalen sorgfältig gewogen. Den 20 Jan. 1752. wog es 3 Drachmen 38 Gran. Sein Gewicht nahm nach und nach zu, am Ende des Augusts 1754. starb es, und wog 1½ Unze. So langsames Wachsthum ist diesem Thiere vermuthlich bestimmt, damit es nicht so gar viel Fische verzehrt.

II. Hr. Gleditsch von der Debreziner Erde, zur Ergänzung der Naturgeschichte des mineralischen feuerbeständigen Laugensalzes. Die Beschreibung rührt eigentlich von einem Brandenburger, Hr Kagel, her, der sich lange in Ungarn aufgehalten hat. Die Erde enthält ein Salz von der vorhin genannten Art, welches im Frühjahr und Sommer, sich auf

ihr, ganz rein, wie ein Ausschlag zeigt. Man braucht sie zu Verfertigung einer Seife.

III. Hr. Meckel, wie die Feuchtigkeiten, die sich im Körper absondern, durch die Resorption zubereitet werden. Da sich von den feinsten anatomischen Entdeckungen Hrn. M. hier nicht ohne Weitläuftigkeit, und doch nicht ganz verständlich reden liesse, so können hier nur einige praktische Anwendungen derselben erzählt werden. Wenn die Milch gut seyn soll, so muß der Umlauf des Blutes frey seyn, der Zurückfluß und die Resorption durch die dazu bestimmten Gefäße ungehindert geschehen. Sind die Glandeln unter den Achseln scirrhös, so fehlen die resorbirenden Gefäße, welche der Milch das zu viele Wässerichte benehmen sollten. Vollblütigkeit verhindert den Zurückfluß des Blutes in den Venen, daraus entsteht unreine, käsichte Milch; zu schnelle Bewegung des Blutes, verursacht zu starken Zurückfluß durch die resorbirenden Gefäße, und vermindert die Menge der Milch. Das Zurücktreten der Milch ins Blut, wird von alten Weibern und Quacksalbern immer für die Ursache der Krankheiten angegeben, die Kindbetterinnen befallen, sie entstehn aber aus ganz andern Ursachen. Zur Resorption des Saamens aus den Saamenbläschen, sind auch Gefäße vorhanden, eine Bemerkung von wichtigen moralischen Nutzen; die sich einbilden, die Gesundheit erfodere den Saamen fortzuschaffen, werden dadurch widerlegt, und durch den Unterschied, welcher vermöge der Erfahrung zwischen Keuschen und Unkeuschen ist. Die Resorption des Urins, zeigte sich Hr. M. sehr stark, der sehr wenig Urin ließ, aber unter den Achseln eine Feuchtigkeit, die dem Urine völlig ähnlich war, ausschwitzte; Hr. M. ließ ihn täglich ein Bad mit Venetianischer Seife am Unterleibe brauchen, und unter die Achseln mit kalten Wasser benetzte

Tücher

Tücher legen, wodurch nebst innerlichen Mitteln der Urin wieder in seinen Gang kam. Er hat eben solchen Schweiß unter den Achseln, bey mehr Personen die schwer harnten, bemerkt.

V. Hr. Lambert, von Verstärkung des Lichts durch kegelförmige Röhren. Seine Untersuchung der Sprachröhre im vorigen Jahre hat ihn dazu veranlaßt, daher er diese Kegelstücke portelumiéres nennt. Ein Kegelstück von Bleche vor eine Lampe gestellt, bringt das Licht der Lampe mit großer Stärke sehr weit, daß man z. E. dabey auf 40 bis 48 F. lesen kann. Hr. L. bestimmt die Abmessungen desselben, zeigt wie der Ausschnitt des Kreises auf der Ebene zu zeichnen ist, welcher gehörig gebogen das Kegelstück giebt, wie man auf diesem Ausschnitte die Linie verzeichnet, nach welcher er abzuschneiden ist, damit das Ende, das gegen die Lampe gekehrt wird, die gehörige Gestalt bekommt u. s. w. Vermittelst eines solchen Rohres ward das Licht von einem 15 Fuß hohen Fenster, in solcher Stärke gesandt, daß man auf 60 Fuß weit jeden Strohhalm sahe u. dgl. m. Sie würden also bey Gassenlaternen sehr nützlich seyn. Hr. Brander in Augspurg bringt sie auch an Mikroskope an.

VI. Hrn. Lamberts Bemerkungen, bey Dinte und Papier. Sie sind durch gedruckte Bücher und Manuscripte veranlaßt worden, die sich drey Tage lang in Wasser befunden. Die Bücher, die auf Schreibepapier gedruckt waren, hatten meistens viel Schaden gelitten, die aber auf Druckpapier sich besser gehalten. Hr. L. schließt daraus, das Wasser löse den Leim nach und nach auf; und zerstöre also das Papier, wenn selbiges nur durch den Leim soll zusammen gehalten werden, Druckpapier läßt sich nur aus Zeuge machen, der nicht so gar sehr gefault hat, und dessen Faßern ziemlich stark zusammen hänge. Bey den

Ma-

Manuscripten hatte das Papier auch großentheils seinen Leim verlohren, und die Dinte ihre Farbe auf unterschiedene Art verändert. Hr. L. erfodert zur dauerhaften Dinte, daß die Auflösung des Vitriols mit häufigen Theilchen von Galläpfeln gesättigt ist. So bleibt die Schrift damit, auch in Wasser gelegt, schwarz, denn das Wasser benimmt den Galläpfeltheilchen die erlangte Schwärze nicht, allenfalls könnte es Vitriol auflösen, durchs Papier verbreiten, und solches dadurch gelb machen. Daß der Schimmel der Dinte vom Alaune herrührt, hat er sich durch Erfahrungen versichert, und schließt daher den Alaun aus.

VII. Ein Brief aus London, von Hrn. G. W. Schilling an die Akademie, den Zittevaal betreffend, der holländisch Beevertal heißt. Hr. Sch. hat bey einem dreyzehnjährigen Aufenthalte in Surinam, oft Gelegenheit gehabt ihn zu untersuchen. Im Julius 1764. bekam er einen kleinen, 6 Zoll lang, in der Mitte 1 Zoll dick, und setzte ihn in einer Schüssel auf den Tisch. Wer den Fisch anrührte, bekam einen starken Schlag, mit einer langen Erstarrung, doch einer mehr als der andere. Hr. Sch. selbst, bekam einen so starken Schlag, daß ihm der Untertheil des Armes, besonders um die Gegend des Ellbogens, wenigstens 2 Stunden, wie eingeschlafen war, und auch der Obertheil wenig Empfindung hatte, in den andern Gliedern bemerkte er nichts davon. Indem er über diesen Schlag nachdachte, fiel ihm ein, einen Magnet der vier Unzen hielt, dem Tische zu nähern, auf welchem sich der Fisch befand. Der Fisch bewegte sich ausserordentlich ängstlich im Wasser, ob ihn gleich niemand anrührte, desto stärker, je näher man ihm den Magnet brachte, blieb ruhig wenn der Magnet entfernt ward. Nun that Hr. Sch. den Magnet ins

Wasser, und der Fisch fing seine Bewegungen wieder an, doch ohne sich dem Magnete zu nähern; dieses dauerte einige Zeit, darauf ward er ruhiger, näherte sich dem Magnete, bis er ihn endlich berührte und wie ein Wasser das den Magnet umgab, hängend schien. Man brachte ihn mit einem Stückchen Holz vom Magnete ab, und nahm den Magnet aus dem Wasser, der Fisch schien abgemattet, nach dem Maaße aber, wie man den Magnet entfernte, ward er lebhafter. Es wagte jemand ihn anzurühren, und empfand keinen merklichen Schlag. Man brachte den Stein wieder ins Wasser, der Fisch ward wieder unruhig, bald aber henkte er sich von neuen an den Magnet. Etwa nach einer halben Stunde, sonderte er sich vom Magnete ab, ganz geschwächt, und auf der Seite liegend, doch noch lebend. Man nahm den Magnet aus dem Wasser, und rührte den Fisch an, ohne den geringsten Stoß zu empfinden, ob man ihn gleich in die Hände nahm, und sogar druckte. Nun betrachtete man den Magnet; die Bewaffnung beyder Pole fand sich ganz rauch, als hätte sie in Feilstaube gesteckt. Man that den Fisch in ein hölzernes Gefäß mit Wasser und warf ihm Brod, und andere Nahrung hinein. Die folgenden Tage schien er ganz lebhaft, nnd man konnte ihn ohne die geringste Beschwerlichkeit angreifen. Noch ist folgendes nachzuholen: Als er am Magnete hing, konnte man den Magnet anrühren, ohne was von der Kraft des Fisches zu empfinden; anstatt daß der Stoß stärker war, wenn man ihn mit einem Eisen anrührte, wenn man aber den Fisch mit den Fingern anrührte, bemerkte man nichts, seitdem er seine Kraft durch die Berührung des Magnets verlohren hatte. (In dieser Stelle ist undeutlich, ob die Berührung mit dem Eisen zu der Zeit geschehen ist, als er am Magnete hang. Es scheint

aber

aber wegen der Nachricht vom stärkern Stosse, zuvor) Man warf Feilstaub ins Wasser, und ließ den Fisch acht Tage darinnen, alsdenn wollte man ihn herausnehmen, aber derjenige der ihn anrührte, bekam einen ziemlichen Schlag, doch nicht so stark als im Anfange. Man näherte ihm den Magnet, er henkte sich an, aber nur einige Minuten, und sonderte sich alsdenn ganz geschwächt ab. Hr. Sch. hat diese Beobachtungen bey größern Fischen wiederhohlt. Je größer der Fisch ist, desto weniger und langsamer wird er anfangs vom Magnete angezogen, denn von sich selbst geht er nicht daran; Ausser dem Wasser windet er sich so, daß der Magnet ihn nie recht halten kann; berührt man ihn alsdenn mit dem Magnete, so empfindet der keinen Schlag, der den Magnet an ihn hält. Einem, der vier Fuß lang und einen Fuß dick war, konnte der Magnet nichts von seiner Kraft benehmen, nur empfand man keinen Stoß wenn man ihn mit dem Magnete anrührte. Hr. Sch. konnte keine stärkere Magnete bekommen, er verstärkte durch Veränderung der Bewafnung die seinigen, daß sie mehr trugen, aber das änderte bey dem Fische nichts.

Unter neuen Schwarzen die nach Surinam gebracht wurden, befand sich einer von vierzehn Jahren, von starker Leibesbeschaffenheit. Dieser faßte einen Fisch, den Hr. Sch. nicht ohne die stärkste Erschütterung anrühren konnte, lachend mit beyden Händen, nahm ihn aus dem Wasser, und hatte nicht die geringste Beschwerlichkeit davon. Er konnte die Landessprache noch nicht reden, deutete aber durch Zeichen an, er wollte den Fisch gern essen; dieses ward ihm nicht verstattet, weil der Fisch viel Geld kostete. Indessen, langte er den Fisch, so oft man wollte, aus dem Wasser. In einigen Tagen bekam er über den ganzen Leib einen starken Ausschlag. Dies wiederfährt

führt daselbst gemeiniglich den neuen Ankömmlingen und vergeht, durch abführende Mittel u. d. gl. oder von sich selbst, aber bey diesem Schwarzen verhielt es sich nicht so. Als er nach einiger Zeit die Sprache reden lernte, meldete er, er würde nie heil werden, wenn er nicht den Fisch essen dürfte. Das verstattete Hr. Sch. ihm doch nicht, ließ ihn aber auch den Fisch nicht mehr anrühren, und endlich ward er heil. Nach einigen Monathen, ließ man ihn den Fisch wieder langen, und der Ausschlag kam wieder, ward aber wieder auf die vorige Art geheilt. Diese Erfahrung ward drey bis viermal wiederholt. Andere Colonisten versicherten Hrn. Sch. wenn die Negern diesen Fisch anrührten, bekämen sie einen unheilbaren Aussatz.

Wenn man den Fisch ein wenig stark an so zieht sich seine Haut zusammen, und eigentlich der Stoß aus den beyden Punkten der Zusamme hung. Daher kann man ihn im Wasser gelinde thieren, ohne daß man was empfindet. Es ge wirklich eine zirkelförmige Zusammenziehung, Zurückziehung. Nähert man ihm einen e r Stab, so erfolgt die Zusammenziehung, noch e berührt wird, und der Stoß geschicht sogleich, wenn der Stab anrührt, sind Zusammenziehu Stoß stärker. Bey dem letzerwähnten Fische, e nete sich schon eine Zusammenziehung wenn d sen noch einen Fuß weit von ihm im Wasser n dem der das Eisen hielt, zitterte die Hand. man dem Fische eine Magnetnadel im Wasser ausser dem Wasser näherte, so drehte sich die N so lange sie nahe blieb, die Zusam nziehung i sche aber war fast unmerklich. I Fisch bleibt Stande der Zusammenziehung au nach d Magnet ihn seiner Kraft beraubt hat. er

ihn mit Siegellack, so empfindet man nur einen schwachen Stoß. Bey der Berührung mit andern Körpern richtet sich der Stoß nach ihrer Härte, doch nicht gänzlich, denn bey sehr weichen Körpern ist er so stark als bey einem harten Holze. Nie sieht man Funken, auch nicht wenn man den Fisch bey Nacht mit Eisen berührt. Die Kraft theilt sich durch die Berührung von einem Körper dem andern nicht so lebhaft mit als bey der Elektricität geschicht. Doch hat Hr. Sch. dies aus Mangel einer elektrischen Maschine nicht genau untersucht.

VIII. Auszug aus Hr. Beguelins Witterungs-Beobachtung zu Berlin 1770. Die mittlere Barometerhöhe, aus 1769. 1770. 27 Zoll 11, 525 Linien pariser Maaß. Den 3 Jan. 1770. Abends um 10 Uhr war es 28 Zoll 2, 5 Lin.; dreyßig Stunden darauf, den 5. des Morgens, war es 14 Linien gefallen. Denselben Tag senkte sich der Ziegenberg bey Außig in Böhmen um zehn Klaftern gegen die Elbe. Bey dem großen, langwierigen und schönen Nordlichte den 18 Jan. hat Hr. B. nicht die geringste Aenderung an der Magnetnadel bemerkt. Den 12 Jul. hat er zwischen den beyden gewöhnlichen Regenbogen, einem Dritten bemerkt, näher bey dem äussern als bey dem innern; er schiene auf eine Wolke, drey oder vier Grad über den Horizonte gestützt, nicht jenen beyden concentrisch, sondern zu einem größern Kreise gehörend, der den äussern in einem sehr spitzigen Winkel, etwas weniges unter der Wolke, die ihn begränzte, würde geschnitten haben. Dieser mittlere Regenbogen hatte die Farben in der Ordnung des gewöhnlichen ersten, das Rothe machte seinen äussern Streifen, und zog sich nach dem Punkte des Durchschnitts mit dem zweyten Regenbogen hin, sich daselbst, mit dem Rothen dieses zweyten zu vermengen. Diese beyden Re-

genbogen, der mittlere und der zweyte, schienen gleich breit, die Farben waren nur bis auf die grüne kenntlich. Sie verlohren sich nicht eher als der erste.

Mathematische Classe.

I. Hr. le Grange, neue Betrachtung die Tautochronen. Nach einer kurzen lehrrei n schichte dessen was hierinnen ist geleistet wo folgt die Auflösung einer bisher noch nicht aufge Aufgabe: Ein Körper, der von einem gege Punkte, mit einer gewissen Geschwindigkeit aus und auf seinem Wege beständig durch eine ver liche Kraft p gehindert wird, kann den Raum a l laufen; in der unbestimmten Zeit t, hat er den R zurückgelegt, und hat am Ende dieser Zeit die schwindigkeit u; Endlich ist L eine willkührliche gebene Funktion von x und a: Man fragt, für eine Funktion von u und x seyn muß, damit Zeit t; einer willkührlichen Funktion von L, ist? Hieraus läßt sich folgende Aufgabe aufl Das Gesetz der beschleunigenden Kraft zu finden, möge dessen, ein Körper immer einerley Zeit a det, jeden Raum zu durchlaufen, der ein g Verhalten, gegen den ganzen Raum a hat. wird hieraus in der zweyten Aufgabe der allg Ausdruck der beschleunigenden Kraft gefunden, cher zum Tautochronismus nöthig ist. Den E machen Anmerkungen, über des Hrn. la Font Auflösung der Tautochronen; Hr. la F. hatte schiedenes hierinnen an Hrn. la Gr. ausgesetzt.

II. Hrn. la Grange Beweis eines arithmetischen Lehrsatzes: daß jede ganze Zahl die sich nicht in Factoren zerfällen läßt (numerus primus) die Summe von vier, oder von wenigern Quadraten ganzer Zahlen ist. Der Satz selbst, ist von jeder ganzen Zahl, vom

Bachet

Bachet de Meziriac in seiner Ausgabe des Diophantus erwähnt aber nicht bewiesen worden. Hr. Euler hat in den neuen Comm. Petrop. T. V. den Weg angezeigt, den man bey solchen Untersuchungen zu nehmen hat.

III. Hr. la Grange, über die algebraische Auflösung der Gleichungen. 1) Ueber die Auflösung der cubischen nach Cardans Regel, und nach der weniger bekannten Methode des Hrn. v. Tschirnhaus, in den Act. Erud. 1683. Diese besteht darinnen, daß man von einer gegebenen Gleichung, so viel Zwischenglieder als man will wegschaffen kann; Sie erfodert aber oft Auflösungen von Gleichungen die einen Grad höher sind als die gegebene, daher ist sie über den vierten Grad nicht brauchbar. Hiebey macht Hr. la Gr. noch allgemeinere Bemerkungen z. E. über den Factor den eine reine Gleichung vom Grade $2p + 1$ mit $x - 1$ dividirt giebt. Es ist bekannt, was dieser Factor ist, und was er also für eine Gleichung vom Grade $2p$ giebt, wenn man ihn $= 0$ setzt. Hr. la Gr. zeigt, man könne sie auf eine vom Grade p bringen, und derselben Wurzel durch die Eintheilung des Kreises finden. (Das wird daraus gleich begreiflich seyn, daß die erwähnte Gleichung vom Grade $2p$ lauter unmögliche Wurzeln enthält, folglich, weil die unmöglichen Wurzeln allemal paarweise vorhanden sind, sich in quadratische Factoren zerfällen läßt, deren jeder $= 0$ gesetzt eine Gleichung mit unmöglichen Wurzeln giebt, und solche dreytheilichte Factoren vermittelst des Kreises anzugeben, hat Euler gelehrt.) 2) Ueber die Auflösung der Gleichungen vom vierten Grade. Der Rest dieses Aufsatzes soll in 1771. folgen, in welchem Jahre er auch ist vorgelegt worden. Das gegenwärtige Stück beträgt schon 82 Seiten.

IV. Hr. Joh. Bernoullis astronomische Beobachtungen im Junius 1770. Sie beziehen sich haupt-

sächlich auf den Jupiter, der zur selben Zeit der Sonne entgegengesetzt war, die sich zugleich in einem Kno- ten seiner Bahn befand. Daher enthalten sie Durch- gänge des Planeten, der Sonne und einiger Sterne durch das Fernrohr in der Mittagsfläche und Höhen des Jupiter.

V. Hr. Joh. Bernoullis Berechnung L sition des Jupiter 1770. Er zeigt zuerst, ie er Zeit vermittelst Durchgänge von Fixsternen lin h t, nach dem Verfahren das er im I. Th. sei cueil pour les Astronomes beschrieben hat. Bestimmungen aus unterschiedenen Sternen, stim aufs genaueste überein; nur α und β des Herk geben etwas von den übrigen, von fünf übri sammen stimmende Unterschiedenes, und Hr. muthmaßt aus andern Beobachtungen, der e ser beyden Sterne, habe ohngefähr um eine S ci Zeit größere Rectascension, als ihm in de verzeichnisse gegeben wird. Er giebt darauf die und Breite Jupiters für bestimmte Zeiten den 9 10 Jun. aus denen sich die Tafeln verbessern k

VI. Analytische Bemerkungen, von Hrn. bert. Eine vorläufige Erinnerung ist sehr ge daß man beym Vortrage der Erfindungen n dem Allgemeinsten, sondern von einf d besondern Fällen anfangen soll, wenn an wunderung erregen, sondern den Leser so wie der Verstand bey der Untersuchung selbst gen ist. Dieser Erinnerung gemäß, geht niger allgemeinen Sätzen, zu der Aufgabe: kührliche Funktion von x, ist einer willkührl tion von y gleich, man soll x, oder auch kührliche Funktion von x; durch y best n, dieses vermittelst Differentiationen. Aus el Anwendungen, welche diese so allgemeine

ben kann, bringt er besonders eine Formel bey, welche alle die Fälle enthält, wo sich in einer Differentialformel die veränderliche Größen von einander sondern lassen.

Spekulative Philosophie.

I. Hr. Beguelin, über die Indifferenz des Gleichgewichts, und das Principium der Wahl. Leibnizens Satz: Es gebe kein völliges Gleichgewicht bey der Seele, sie wirke nicht ohne überwiegenden Bewegungsgrund, nach der Vorstellung dessen was sie für besser hält, ist nach Hr. B. fast allemal wahr, aber er erfodert doch eine kleine Einschränkung. Dieses schließt Hr. B. daraus, weil es Fälle gebe, wo die Gründe für und wieder völlig gleich wären; er erläutert seinen Schluß mit einem Beyspiele dessentwegen er vorläufig so etwas sagt, als wenn man spricht: Mit Züchten zu melden. Demosthenes fand den Preiß eines Talents zu hoch, sich von der Lais Reue zu erkaufen; Gesetzt nun, hundert Drachmen, hätten ihm ein geringer Preiß dafür geschienen, so muß es doch zwischen hundert Drachmen und seinem Talente einen mittlern Preiß geben, der dem Redner gerade so hoch vorgekommen wäre, daß er nicht mehr Grund gefunden hätte, den Kauf zu schliessen, als ihn auszuschlagen. Und welches von beyden er nun auch gethan hätte, das hätte er also ohne Grund gethan. Hr. B. erinnert gleich darauf, der Wille messe die Stufen eben desselben Guten, nicht immer nach einem Maaßstabe. Die Wahl entscheide sich durch den Werth, den die Sache für uns in einem gewissen Augenblicke hat, und im folgenden nicht haben würde, durch Alter u. s. w. (Bey dieser richtigen Bemerkung hätte nach des Recensenten Gedanken, doch Hrn. B. leicht einfallen können, daß es kein solches Gleichgewicht giebt, wie

er annimmt. Wenn Lais ihre Nacht verauctionirt hätte, und hundert Drachmen, das erste Gebot gewesen wäre, Demosthen sich dabey vorgesetzt gehabt hätte, bis auf ein gewisses Gebot mitzuhalten, über dasselbe nicht hinaus zu gehen, so würde doch während des Bietens, entweder die Hitze, in die man beym Bieten geräth, Eifer einen andern zu überbieten u. s. w. ihn getrieben haben, höher zu gehen oder während des Bietens wäre ihm auch eingefallen: Du kannst ohngefähr eben so was, wohlfeiler haben. Du willst den Narrn, der dich höher hinaustreibt, mit seinem Gebote sitzen lassen u. d. gl. und so wäre er nicht einmal so hoch gegangen als er sich anfangs vorgenommen hatte; beydemal hätte er nach Gründen gehandelt, die in demselben Augenblicke, als er handelte, für ihn überwiegend waren, vielleicht auch, den Augenblick nachdem zugeschlagen war, empfunden, daß er zuviel gegeben hatte, oder daß er noch was mehr hätte bieten sollen. Diese Erfahrung hat der Recensent an sich selbst in Auctionen gemacht — nemlich in Bücherauctionen. Wenn Hr. B. einen Balancirer aufmerksam betrachtet hat, so wird er bemerkt haben, daß der Künstler nie Sachen im Gleichgewichte trägt, sondern ihr Fallen jeden Augenblick durch entgegengesetzte Bewegungen hindert die Stange mit dem Tischchen voll Gläser oben auf ihr, steht keinen Augenblick still, sie schwankt beständig, der Richtung entgegen, nach der sie fallen will, giebt ihr der Künstler eine Bewegung, und damit sie nicht dieser Bewegung gemäß fällt, den Augenblick darauf wieder eine andere. Eben so wird es sich mit der Seele verhalten, wenn die Bewegungsgründe für beyde Seite sehr beynahe gleich wären. Ein völliges Gleichgewicht läßt sich nur abstrakt denken, bey einzelnen völlig bestimmten Dingen (individuis) findet sich keins, nicht einmal in der

Kör-

Körperwelt. Daß eine Wage stille steht, macht die Friction der Zapfen; je geringer diese ist, desto schwerer ist es sie zum Stehn zu bringen, wie die gemeinste Erfahrung lehrt, man hat also bey keiner Wage, Gleichgewicht, sondern Gewichte, deren Unterschied weniger beträgt als die Friction.) Hr. B. beantwortet noch zwo Einwendungen, daß der Wille ohne Bewegungsgründe nicht wählen könne, daß die Wahl oft durch einen sehr unmerklichen Bewegungsgrund, eine dunkle Vorstellung bestimmt werde. Es ist zu weitläuftig was Hr. B. hierüber sagt beyzubringen. Ueberhaupt gesteht er die Richtigkeit der Einwendungen in den gewöhnlichen Fällen, auf die er seine Einschränkung nicht anwendet. Die drey Schwierigkeiten bey seinem Satze: Wie sich die Seele beym Gleichgewichte entschließt, wie bey dem Vermögen sich in solchen Fällen zu entschliessen künftige Begebenheiten gewiß sind, und von dem unendlichen Wesen vorher gesehen werden; die unternimmt er nicht zu heben. Dem Höchsten ist allein vorbehalten zu erkennen, wie sein Wille bewerkstelligt wird.

II. Hr. Merian, über des Molyneux Frage: Ob ein erwachsner Blinder, der Kugel und Würfel durchs Gefühl unterschieden hat, sie ohne sie anzufühlen durchs Ansehn unterscheiden wird, nachdem er sein Gesicht bekommen hat. Hr. M. erzählt und erläutert jetzo was Molyneaux und Locke darüber gesagt haben, und wird die Untersuchung in einer künftigen Abhandlung fortsetzen.

III. Hr. Sulzer, entwickelt den Begriff eines ewigen Wesens. Daraus daß Nichts Nichts hervor bringen kann, folgt allerdings, daß immer Etwas gewesen seyn muß. (Dieser Ausdruck ist nicht mit dem gleichgültig: daß Etwas immer gewesen seyn muß; der letzte nemlich sagte: daß ein bestimmtes Ding A,

immer gewesen seyn müsse, aber des ersten, und Hr. Sulzers Meynung, ist: Es müsse immer wenigstens ein Ding gewesen seyn, obgleich nicht immer eben dasselbe, z. E. erst A, darnach B u. s. w. (wenn auch A nicht mehr wäre.) Also muß wenigstens ein Wesen da seyn, das sein Daseyn von keinem andern hat, also nur von sich, also ein nothwendiges Daseyn, und so leitet Hr. S. aus diesem Begriffe die übrigen Eigenschaften her. Es ist ein unendliches Wesen in metaphysischem Verstande (infinitum reale) welches keine Theile, keine Kräfte die nach und nach wirken oder sich entwickeln, haben kann u. d. g. wie wir bey der Welt wahrnehmen. So widerlegt sich der Spinosismus, der nach Hrn. S. Gedanken hauptsächlich dadurch ist veranlaßt worden, weil man nicht begreifen kann, wie eine Welt ausser ihrem Schöpfer zur Wirklichkeit gekommen ist.

IV. Hr. Castillon, vereinigt entgegenges
nende Meynungen Cartesens und Lockens.
werden, wie er glaubt, unrecht verstanden, den
sagt er, liest man nicht mehr, und von m
redet wenigstens jeder als ob er ihn geles
(Hr. C. wird das Land kennen wo man so r
Der Recensent, der Cartesen und Locken geles
sollte glauben, wer sie nicht gelesen hat, möge
viel Fleiß auf die Philosophie gewandt haben,
über philosophische Dinge, kein sehr tüchtiger
ter seyn, am allerwenigsten über derselb
nungen) Cartes behauptet angebohrne
und Locke leugnet sie. Aber angebohrne
heissen beym Cartes, solche die wir uns ver
uns angebohrnen Vermögens aus Empfin
chen, beym Lock, angebohrne Grundsätze,
so wenig annimmt als er.

V. Hr. Toussaint, vom Afterreden (Sur la Medisance.) Eine moralische Abhandlung in des Ver-

fas-

fassers bekannter Manier, sehr gut in irgend ein deutsches Wochenblatt z. E. den Menschen, wo aber doch einige Anspielungen auf biblische Geschichte wegbleiben müßten.

VI. Versuch einer Taxeometrie, oder von Abmessung der Ordnung; von Hr. Lambert. Er nimmt die Wolfische Erklärung der Ordnung als eine fruchtbare Worterklärung an, bemerkt aber zweyerley Arten der Ordnung, eine symmetrische die nach äusserlichen Kennzeichen geht, eine andere nach innern Verbindungen, die er ordre legal, wie jene ordre local nennt, oder auch jene o. de liaison, diese o. de ressemblance. (Wenn Hr. L. den Gedanken zu veranlassen scheint, denn ganz deutlich sagt er ihn nicht, als gienge Wolfs Erklärung nur auf die erste Art der Ordnung, so gesteht der Recensent, daß ihm, seitdem er Wolfs Metaphysick kennt, beyde Arten darinnen kenntlich gewesen sind, daß er immer sich vorgestellt hat, es liesse sich z. E. eine Bibliothek nach den Formaten ordnen, oder auch nach dem Inhalte, da Hugenii horologium oscillatorium in fol. und Manleys Bericht von Sackuhren in 12. in ein Fach kommen könnten. Hr. L. Verbindungsordnung, gründet sich nur auf innere Aehnlichkeiten, wie seine Aehnlichkeitsordnung auf äusserliche. Selbst bey Wolfen kömmt oft ein hieher gehöriges Exempel des Unterschiedes beyder Ordnungen vor; Die Schulordnung, die in ein Kapitel zusammen bringt, was einerley Gegenstand betrift, die euklideische, wo die Sätze folgen, wie einer aus der andern fließt.) Hr. L. zeigt alsdenn, daß dasjenige gar nicht dient Ordnung auszumessen, was Baumgarten in der mathesi intensorum, von der größten und kleinsten Ordnung gesagt hat; und schränkt sich nun in gegenwärtiger Abhandlung auf die Aehnlichkeitsordnung ein, wo es nur auf die

Stel-

Stellen ankömmt. Die einfachste Art, hat nur eine Localabmessung, und ist linearisch. Bey einer Reihe Gegenstände, wie nach einer geraden Linie gestellt, kann man entweder blos auf ihre Entfernungen von einander sehen, sonst aber jeden in der Linie an welchen Ort man will stellen, wenn sie alle einander ähnlich sind, oder man muß sie nach ihrem Range stellen, wie z. E. die Personen in einer Proceßion; begeht man hier einen Fehler, so wächst der Mangel der Ordnung in zweyerley Betrachtung, nach der Zahl der Stellen, um welche man z. E. eine Person von der ihr gehörigen Stelle versetzt hat, und nach der Würde der versetzten Person. Dieser Mangel verhält sich also wie ein Produkt aus der Zahl in die Würde. Weil man nun in die Stelle, welche der zurückgesetzten Person gehörte, eine Person gesetzt hat, die an einen niedrigern Ort gehörte, so muß man dieses auch als einen Mangel der Ordnung ansehen: ihn mißt, eben wie vorhin, ein Produkt, aus dieser Person Würde, in die Zahl der Stellen, um welche sie ist zu hoch gesetzt worden, und beyde Produkte zusammen geben den Mangel der Ordnung der aus diesem Verfahren entsteht. Hr. L. berechnet einen Fall nach dieser Regel. Wenn vier Personen, deren Würden sich wie 1; 2; 3; 4; verhalten, in dieser Ordnung stehen sollten, so ist für dieselbe der Mangel der Ordnung — 0; für jede der übrigen 23 Versetzungen, welche diese vier Dinge haben können, läßt sich der Mangel der Ordnung nach Hr. L. Regel berechnen, für die Versetzung 4; 3; 2; 1, ist er $4 . 3 + 3 . 1 + 1 . 2 + 2 . 2 = 21$; Nemlich 4 ist um drey Stellen verrückt, 3 um eine u. s. w. (Dem Recensenten ist bey dieser theoretisch richtigen Berechnung, der juristische Satz eingefallen, daß bey der justitia distributiva die proportio geometrica beobachtet werde, ein an sich richtiger Satz, nach dem auch

bey

bey der Gesellschaftrechnung verfahren wird, aber bey Austheilung der Aemter, oder Bestimmung der Strafen, ist die Verhältniß in Zahlen nicht anzugeben. Eben so würde es schwer fallen, die Würden die Hr. L. als data annimmt z. E. bey königlichen Gesandten in Zahlen auszudrücken, und so möchten solche Berechnungen, weder bey Friedenscongressen noch bey Leichenproceßionen brauchbar seyn.) Hr. L. bemerkt hiebey, daß hie eigentlich nicht die Ordnung, sondern ihr Mangel, berechnet wird, die Ordnung selbst hat keine Stufen, sondern sie ist ganz da, wenn sie einmal da ist. Mehr Dinge würden die Reihe länger machen, aber nicht mehr Ordnung geben. (Nach Wolfs Begriffe, möchte doch wohl eine Reihe von mehr Dingen, jedes an seiner Stelle, auch mehr Ordnung zeigen) Fälle, wo die ganze Ordnung für eine Einheit kann angenommen werden, von der niedrigere Stufen durch Brüche vorgestellt werden, kommen alsdann vor, wenn die Sachen, die man ordnen soll, ihre angewiesene Plätze mit Recht einzunehmen, unterschiedne Bedingungen erfüllen müssen. So werden in einer Bibliothek, die Bücher erst nach ihrer Wissenschaft, denn etwa nach ihrem Alter, Formate u. s. w. geordnet. Wenn jedes Buch, alle Bedingungen hat, die es haben soll, an seiner bestimmten Stelle zu stehen, so ist die Ordnung ganz da, ein Theil von ihr, wenn etwas an diesen Bedingungen fehlt. Hr. L. führt dieses noch weiter aus; (So richtig seine Sätze allgemein sind, so unmöglich dürfte eine wirkliche Anwendung derselben fallen, da nicht abzusehen ist, wie sich die Zahlen dazu angeben lassen. Dergleichen Zahlen allenfalls in einem ganz bestimmten Falle aufzusuchen, wäre vielleicht nützlicher, als solche allgemeine, nicht anzuwendende Formeln zu machen. Und die Schwierigkeit, man darf fast sagen die Unmöglich-

lichkeit, Zahlen und Verhältnisse bey metaphysischen Gegenständen anzugeben, die hat wohl allein verursacht, daß sich unter Theilen der angewandten Mathematick bisher noch keine metaphysischen finden. Auf allgemeine Formeln von solchen Dingen kann man sonst gar leicht kommen, und es sind auch schon dergleichen von Unterschiednen gegeben worden, z. E. für die Größe des Vergnügens vom Craig.)

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Bitaubé über den Moliére. Der Werth des komischen Dichters, mit viel Feuer gepriesen, vielleicht auch mit ein wenig Partheylichkeit.

II. Hr. Weguelins erste Abhandlung über die Philosophie der Historie. Wie die Begebenheiten sollen verbunden, geordnet, zergliedert werden; wie ihr Verhalten, zu Maximen oder Gesinnungen der Menschen zu beurtheilen ist u. s. w. Eine solche Abhandlung von der historischen Kunst läßt sich nicht wohl im Auszuge darstellen, wo das allgemeine Verständliche aus ihr nicht neu, das Neue nicht verständlich seyn, Zusammenhang, Beweise und Brauchbarkeit durch die Abkürzung leiden würde.

III. Hr. v. Catt über die Physionomien. Noch wider Dom Pernety.

IV. Dom Pernetys zweyter Aufsatz, von den Physiognomischen Kenntnissen, für Kenntnisse der Merkmale genommen, daran wir die Sachen erkennen. So lehrt St. Paulus, daß wir von Gott eine physiognomische Kenntniß haben, wenn er sagt: Jesus Christus sey das sichtbare Ebenbild des lebendigen Gottes u. s. w. Von dem was man gewöhnlich bey dem Namen Physiognomie denkt, steht in diesem zwey Bogen langen Aufsatze nicht ein Wort.

V. Dom Pernetys dritter Aufsatz, über die physiognomische Wissenschaft und ihre Vortheile. Enthält zwar auch viel was nur D. P. Physiognomie nennt, z. E. daß man von den Kräften der Pflanzen aus ihren äusserlichen Ansehen urtheilen könne, (welches selbst von Linné und der von D. P. angeführte Gmelin, noch für ziemlich eingeschränkt und nicht gar zu sicher erkennen werden) aber doch schränkt er sich endlich auf den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes ein, und vertheydigt gegen Hr. de Catt, die Physiognomie sey möglich und nützlich.

VI. Dom Pernetys vierter Aufsatz, über die Vortheile der physiognomischen Kenntnisse; noch wider Hr. de Catt. In allen diesen Aufsätzen findet sich keine Beobachtung, keine Folgerung aus Beobachtungen die neu wäre; und das Alte bekannte hat zu unsern Zeiten seine Kraft zu beweisen verlohren, die ihm D. P. schwerlich wieder geben wird. Es verliehrt sogar noch mehr, wenn Dom Pernety es unter soviel gar nicht zur Sache gehörige Dinge mengt, le Brüns Schilderung der Leidenschaften, was die Schrift Hurenstirne sagt, u. d. g. zur Physiognomie rechnet. Doch vielleicht stehen diese Aufsätze, eben dieser Art von Ausführung wegen unter der Classe der belles lettres da man sonst Untersuchungen solcher Gegenstände, eher von der speculativen Philosophie erwarten würde.

B.

VII.

D. Johann Gottlieb Töllners theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes erstes

Stück. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1772. 336 Seiten in 8.

Hr. Töllner unternimmt etwas sehr nützliches, daß er sich der Freyheit, die dem Untersuchungsgeiste verstattet ist, bedient, und verschiedene Fragen aus der Theologie in Untersuchung ziehen will, welche theils der Untersuchung noch bedürfen, theils, nachdem sie lange für unverbrüchlich und ausgemacht gehalten worden, jetzt erst in nähere und freyere Untersuchung genommen werden. Von seinem Scharfsinn kann man viel lehrreiches erwarten; und von diesem lehrreichen, ist es Recensentenpflicht, einigen Vorschmack zu geben. Eine Abhandlung von theologischen Untersuchungen überhaupt macht den Anfang. „Es ist Pflicht, sagt er S. 8. 9. zu untersuchen, denn die Wiederbringer der reinen Lehre haben blos die augenscheinlichsten Verfälschungen und den gröbsten Aberglauben hinweggethan. Darauf ward es zeitig gefährlich, etwas weiter zu verbessern; die Erlaubniß dazu ist noch ganz neu, und nichts weniger als allgemein. Man hat so lange nicht untersucht, sondern blos überliefert.„ „Wer Scharfsinn hat, thut wohl S. 10. wenn er ganz allein denkt.„ — „Die Würde einer Wahrheit beruhet S. 11. vornemlich auf ihrem Einfluß in die Gottseligkeit.„ — „Man muß S. 14. mit einer heiligen Wahrheitsbegierde, mit Beyseitsetzung aller Vorurtheile, mit einer völligen Unpartheylichkeit untersuchen.„ Von einem Anfange in solchem Geiste kann man viel Gutes, Gedachtes und Brauchbares hoffen.

II. Vom Arianismus S. 18. Um die Gottesgelehrten zu einer ruhigen Untersuchung der Lehre von der Dreyeinigkeit, und zu mehrerer Gleichmüthigkeit gegen die, die den Arianismus vertheydigen,

zu

zu bewegen; beweiset er hier dreyerley. 1. Daß dieser sowol, als die Theorie der herrschende Kirche, beyde an sich, und auch biblisch möglich sind S. 23. Biblisch möglich unterscheidet er aber von wirklich biblisch und schriftmäßig: beyde scheinen ihm aber nicht hermenevtisch nothwendig zu seyn S. 25. f. 2. Beyde Theorien sind nicht ohne Schwierigkeiten und nicht ohne große Schwierigkeiten S. 29. f. Bey dem Arianismus große Unwahrscheinlichkeiten; und bey der Dreyeinigkeitslehre anscheinende Widersprüche. S. 34. (Bey dem, was S. 32. gesagt wird, daß zur Hervorbringung, Erhaltung und Regierung aller Dinge der Grad von Verstand und Kraft und Allgegenwart, der dazu erforderlich ist, einem endlichen Geiste schwerlich eingedrückt werden könne, fiel dem Recens. ein: daß ein endlicher Geist immer Unterricht bedürfe, und durch Unterricht erhöhet werden müsse; soll er also Gottes Mittelursach seyn, so muß er zu dem gehörigen Grad der Erkenntniß und Kraft durch mittelbaren oder unmittelbaren Unterricht gehoben werden. Die Frage ist also diese: Kann ein endlicher Geist mit Hülfe des göttlichen Unterrichts so weit kommen, um zu jenen Wirkungen tüchtig zu seyn, oder ist das unmöglich? Und wenn ein solcher Unterricht Gottes möglich ist, hört der endliche Geist dadurch auf selbstthätig zu seyn, und wird er zu einem blos leidenden Werkzeuge?) 3. Der Glaube an den Erlöser ist bey beyden derselbe S. 35. Alles worüber sie von einander abweichen, ist Philosophie über Christum, über seine Person, und beyden Stände S. 38. Aus dieser Vergleichung beyder Lehren folgt dreyerley. 1. Der Arianismus ist ein unschuldiger und unschädlicher Irthum. 2. Bey der Vertheydigung der wahren und ewigen Gottheit Christi lasse man denen, die sich an dieses Geheimniß stossen, weil es ihnen zu

schwer zu fassen ist, die arianisch ähnliche Vorstellungsart, wenn sie ihnen faßlicher ist S. 39. (Und wie viel offenbar unrichtige Vorstellungsarten muß man den Christen nicht lassen!) Und 3. verschone man den gemeinen Christen mit beyden. Er versteht sie zuverlässig theils gar nicht, theils unrecht S. 40. 41. Wie lange, schließt er S. 42., wird man es doch verkennen, daß Lehren, die der gemeine Christ nicht versteht und nicht verstehn kann, nicht in die Erkenntniß des gemeinen Christen gehören? (Wer so große Lust hat, Vorstellungsarten über die Beschaffenheit und das Verhältniß des göttlichen Wesens zu verketzern, der kann immer frisch weg seine ganze Gemeine verketzern; denn jedes Glied derselben weichet zuverläßig in diesem Stück auf vielerley Weise von der bestimmten Lehrformel ab.

III. Ueber Hebr. 1, v. 10. bis 12. S. 42. Diese Stelle wird wider Michaelis und Wetstein von Christo erklärt; wie es der Zusammenhang auch erfordert.

IV. Von der Freude aus den bösen Handlungen S. 64. Unter diesem etwas sonderbaren Titel findet man eine sehr scharfsinnige Untersuchung: woher es wohl komme, daß der Hang zu den bösen Handlungen gemeiner und größer sey bey dem Menschen, als zu den guten? Oder mit den Theologen gesprochen: woher rührt die Erbsünde? S. 72. Aber der Verf. versteht darunter keine Neigung zu allem Bösen und Abneigung von allem Guten: die Erfahrung ist dagegen S. 73. 74. — So weit es dem Recensenten möglich ist, des Verf. Sinn, dem er gänzlich Beyfall giebt, und der lange in seiner Seele geschwebt hat, ins Kurze zu fassen; so ist er dieser: Das sogenannte natürliche Verderben des Menschen oder vielmehr das Uebergewicht zu unmoralischen Handlungen entsteht ursprünglich aus den Schranken der menschlichen

lichen Natur selbst: nemlich, aus dem Uebergewicht der Empfindungen, besonders der sinnlichen, und der gegenseitigen Schwäche des Eindrucks von noch entfernten Gegenständen; und von der großen Neigung zu angenehmen, und Abneigung von unangenehmen Empfindunden S. 93. Und aus einer Unwissenheit, die zum Theil unvermeidlich ist, und daraus erwachsenden Irthümern S. 95. Alle Mängel in der Natur, davon der Mensch nicht selbst Urheber ist, rühren aus Schranken in derselben her, die davon nicht getrennt werden konnten, so lange der Mensch ein Mensch seyn sollte S. 107. Sie sind etwas angebornes, aber nicht etwas fremdes. Mit richtiger Erkenntniß Gottes, mit Liebe zu Gott, und mit wirklicher Fertigkeit gute und böse Handlungen zu unterscheiden, konnten wir nicht geboren werden S. 97. Gegen jene Gebrechlichkeit unsrer Natur und die dabey unvermeidlichen Verirrungen hat Gott sie mit so viel guten Richtungen versehen, als ohne Aufhebung derselben möglich war: mit dem Bestreben glücklich und dauerhaft glücklich zu seyn; mit einem wirklichen und unwiderstehlichen Gefallen an guten Handlungen; mit Trieben des Wohlwollens und der Menschenliebe; mit dem unerklärlichen Gefühl für Lob und Ehre; und welches das merkwürdigste ist, mit Liebe zum Wohlthäter, welche die Anlage zur ganzen Religion ist S. 96. Warum Gott es nicht anders habe einrichten können, wird S. 102. gezeigt: welches doch minder einleuchtend zu seyn scheint. Ueberhaupt kömmt es dem Recens. vor, daß diese wichtige Auflösung noch lichtvoller gewesen seyn würde, wenn sie nicht in wissenschaftlicher Form und Sprache wäre entwickelt, sondern auf dem Wege der Beobachtung, den jeder beynahe mitgehen kann, gefunden worden.

V. Die ganze Religion Dank: und die ganze Religion Vertrauen. S. 108 - 162. „Die ganze Religion ist gemacht, wenn dankbare Liebe gegen Gott in uns gemacht ist. Diese Liebe ist es auch, deren ein jeder fähig ist; nur mit dieser hängt der Wunsch, zum Wohlgefallen Gottes zu handeln, zusammen; diese und keine andere setzt sich die Schrift zum Zweck, nicht ein beschauliches Vergnügen an den göttlichen Vollkommenheiten; diese sollten die Diener der Religion, und durch die triftigsten Ueberzeugungen befördern.„ S. 108. 109. Eben so sollte auch das Vertrauen zu Gott, als die wahre Quelle aller Religion, vor allen Dingen bey den Christen befördert werden S. 110. Denn die Schrift leitet selbst alle Entschliessungen Gott zu gefallen, aus dem Glauben, d. i. aus dem auf Christum gegründeten Vertrauen zu Gott her, welches nicht blos in dem Vertrauen auf Christi Verdienst besteht S. 112; aus dem entgegengesetzten Mißtrauen rührte die Sünde der ersten Menschen her, so wie es an den Uebertretungen aller übrigen Menschen Schuld ist S. 115.; das ganze Erlösungswerk macht uns von der höchsten Menschenliebe Gottes gewiß, es erweckt also das stärkste Vertrauen zu ihm S. 117.; und das Verhalten der sämmtlichen göttlichen Religionslehrer erweiset es, daß in der Religion alles auf das Vertrauen ankomme S. 121. f. besonders das Verhalten Jesu S. 123. — Aus der Sache selbst erhellet es auch: denn die ganze Religion hängt an der Liebe Gottes, und diese am Vertrauen zu Gott S. 128.; alle Sünden und Laster hingegen entspringen aus dem Mangel des Vertrauens S. 130.; ohne Vertrauen ist keine Bekehrung, ja auch keine einzige tugendhafte Handlung möglich S. 131. 132. — Alles also, macht er S. 134. den Schluß daraus, was zur Religion in uns und andern Menschen ge-

schehen muß, kömmt darauf an, daß Vertrauen zu Gott in uns und andern Menschen werde. Die Bekehrungsmethode der Gesetzprediger wirkt gar keine wahre Religion S. 136., sondern die Ueberzeugung, daß Gott den Menschen liebt S 142. f. — Am Ende werden noch ein paar Einwürfe dagegen, daß alle Religion aus dem Vertrauen folgen müsse, gehoben S. 148. f. und S. 156. sehr richtige Regeln den Lehrern der Religion empfohlen, wie sie dies Vertrauen erwecken sollen. — In der Hauptsache bin ich völlig des Verf. Meynung; aber sollte wohl das Vertrauen auch vor der Liebe vorhergehen, wie S. 129. behauptet wird? Mich dünkt, erst muß man den lieben, zu dem man Vertrauen fassen will; man muß erst Wohlthaten von ihm erfahren haben, wenigstens wissen, daß er wohlzuthun geneigt sey.

VI. Die Beschaffenheiten eines wahren guten Werks S. 162. 198. Eigentlich will der Verf. beweisen, daß nicht blos die Handlung für ein gutes Werk angesehn werden müsse, welche aus vorläufigen Bewußtseyn entsteht; sonst müßte man alle blos aus Naturtrieb, guter Gewohnheit u. s. w. herrührende rechtmäßige Handlungen von der Zahl der guten Werke ausschliessen S. 165. In diesem Sinne sind gute Werke dem Menschen nicht möglich S. 166. f. Auch alle nur willkührliche Handlungen gehören in das Gebiete der Tugend S. 174. Haben wir unsre Handlungen einmal für rechtmäßig erkannt aus deutlichen Gründen; so sind auch alle ihnen folgende ähnliche Handlungen rechtmäßig, wenn sie gleich hernach ohne vorläufiges Bewußtseyn aus Naturtrieb, guter Gewohnheit, oder Nachahmung anderer herkommen S. 176. Ueberdem wirken zu jeder frommen Handlung noch andere Bewegungsgründe mit, als blos die Erkenntniß der Rechtmäßigkeit, die Liebe zu Gott und

das Bestreben ihm zu gefallen, z. E. Temperament, Selbstliebe u. s. w.; (und es kann nach der Natur des Menschen unmöglich anders seyn,) deswegen hört aber die Handlung nicht auf eine fromme Handlung zu seyn S. 178. f. Es entstehen auch viel gute Handlungen aus einer tugendhaften Gewohnheit S. 181., (und alle gute Gesinnung soll auch bey uns zur Gewohnheit werden,) sind sie deswegen nicht gut? (Wenn die Theologen die Forderungen zur Tugend so hoch spannen: so rein, so deutlich, so geschieden von allem, was Natur heißt, soll sie seyn! so fordern sie was unmögliches, übertreiben die Sache, und nehmen den Menschen Muth und Lust gut zu seyn.) Worauf es vornemlich ankomme, kann man S. 189. f. bey dem V. nachlesen. Es wäre wohl der Mühe werth, die Natur des Menschen genauer zu studiren, und mit den Forderungen der theologischen Moral, so wie sie da ist, näher zu vergleichen; um diese mit jener in das richtige Ebenmaaß zu setzen, darinn sie bey weitem noch nicht mit ihr stehen. Der Mensch kann nicht so gut, so vollkommen und so helle seyn, als sie ihn herausspeculiren wollen.

VII. Ist ein bestimmter Begrif vom Erlösungswerke nöthig? S. 199-241. Es ist nicht von einem gewissen bestimmten Begrif die Rede, sondern nur überhaupt davon, ob auch der gemeine Christ eine bestimmte Art erkennen müsse, wie Gott durch den Tod Christi versöhnet sey S. 201.? den Einfältigen spricht der Verf. S. 203. von dieser Erkenntniß frey, aber der fähige gemeine Christ könne und müsse einen deutlichen Begrif davon haben S. 205. f. der Beweis aus der Schrift S. 205-219. scheint dafür triftiger zu seyn, als der aus der Natur der Sache S. 220. f. wo es immer auf die individuelle Lage und Fähigkeit des Subjekts ankömmt; indem es gar nicht bestimmt wer-

werden kann: so viel Fähigkeit muß man zu dieser Erkenntniß haben, so viel Fähigkeit hat dieser und der, diese oder jene Klasse von Christen auch; folglich ist ihnen auch diese Erkenntniß nothwendig. Mich dünkt; der gemeine Christ muß freylich nach der Schrift, sofern sie sich nicht blos in Beziehung auf jüdische Begriffe darüber ausdruckt, auch die Art des Erlösungswerks kennen lernen: aber man kann nur bey dem allgemeinen mit ihm stehn bleiben, die ausführliche Erklärung davon, die zum Theil immer menschliche Vorstellungsart enthält, kann ihm weder in ihrem Umfange noch Lichte angemuthet werden; und überhaupt muß man es dem Gewissen jedes Christen überlassen, unter welcher Bestimmung er sich nach der ganzen Lage seiner Erkenntniß die Art der Erlösung denken könne. Der Mann, den der Verf. hier vor Augen hat, scheint in seinen aufgeworfenen Fragen in dieser Bibliothek B. 3. St. 1. S. 34. f. auch nur die Absicht gehabt zu haben, auf die Unmöglichkeit einer einförmigen Vorstellungsart in dieser Sache aufmerksam zu machen. Jeder macht die Verbindung, wovon der Verf. S. 225. redet, so gut er es aus der Schrift faßt und nach dem Maaß seiner Fähigkeit oder erlangten Erkenntniß kann. Am Ende kömmt der V. doch selbst dahin S. 230. f. daß er es darthut, der deutliche Begrif vom Erlösungswerke gehöre nicht schlechterdings zum seligmachenden Glauben, ja es sey derselbe den Fähigkeiten des größten Haufens kaum angemessen S. 237.

VIII. Die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel S. 241-264. In der Lehre der Apostel ist augenscheinlich mehr, als in der Lehre Jesu: ist das nur Commentarius, oder ist es Supplement zu dieser S. 246? der Verf. führt viele und darunter erhebliche Gründe an, warum sie nicht blos für Commentarius

rius zu halten sey: dem Recens. scheint sie weder das eine noch das andere zu seyn. Jesus lehrete freylich nur oft auf gegebene Veranlassungen, aber den Hauptzweck muß er doch gehabt haben, seinen Zuhörern, wenigstens seinen Jüngern, von der Absicht seiner Sendung und von der unterscheidenden Art seiner Lehre allgemeine Ideen zu geben. Er selbst entwickelte dieses allgemeine nur in so fern, als es die Veranlassung mit sich brachte, und die Lage, Fassung und Denkungsart seiner Zuhörer forderte oder verstattete. Seine Apostel sahen, nachdem sie erleuchtet waren, den Unterricht ihres Meisters in seinem rechten und ganzen Zusammenhange ein; es ward bey ihnen System. Natürlicher Weise mußten sie daraus verschiedene andere Wahrheiten herleiten, und nach den Umständen auch anwenden, die mit den bereits erkannten in Verbindung standen; ob sie gleich Christus nicht ausdrücklich erwähnt, noch seine Lehrsätze bis dahin, wenn man so sagen kann, determinirt hatte. Aus diesem Schatze der Erkenntniß wählten sie das zum Vortrage, was die Gelegenheit, der Zweck, die Lage, Denkungsart und sittliche Beschaffenheit ihrer Leser oder Zuhörer erforderte. Sie commentirten Jesu Lehren nicht, welche vielen unter den ersten Christen nicht einmal wörtlich bekannt waren; sondern sie trugen das jedesmal aus dem subjektivischen Umfange ihrer eigenen Religionserkenntniß vor, was nach Zeit und Umständen nöthig war; den jüdischen Christen zeigten sie die Uebereinstimmung ihrer Lehrsätze mit ihrer sonstigen religiösen Denkungsart, die einzige Art sie ihnen vernunftmäßig und mit dem Sinn des A. T. conform darzustellen; den Heyden gaben sie solche Erläuterungen, welche wieder zu ihren Grundsätzen und Denkungsformen ihre eigene Wendung hatten; diesen machten sie auf die sittlichen Folgen des Glaubens,

und jenen auf die Absonderung von Irthümern und Vorurtheilen, die er mit sich führte, aufmerksam u. s. w. Das Resultat oder die Conclusion ihrer Vorträge ist für alle Zeiten wahr, wiewol nicht jede davon für alle Zeiten gleich nöthig seyn mag; aber ist die Art ihrer Entwickelung, Anwendung, Beziehung, Vergleichung der Religionswahrheiten immer nur auf den allgemeinen Menschenverstand, oder oft nur auf die damalige Fassung und Denkungsart relatif? Und müssen wir nicht, die wir ihr Religionssystem nun seit Jahrhunderten auch durchgedacht haben, und andere Fassungen, Denkungsarten und Geisterformen selbst haben und vor uns haben, in ihren relativen Vorstellungen nothwendig bleiben? oder ist es der Vernunft und der Religion anständige Weisheit, die christlichen Lehrsätze in solchen Gesichtspunkten zu zeigen, und mit solchen Vorstellungsarten in Uebereinstimmung zu setzen, welche für die gegenwärtige Lage und Fassung des menschlichen Geistes mehr Licht, Kraft und Gewicht zu haben scheinen? Die Untersuchung und Entscheidung einer solchen Frage würde in mehr als einer Absicht sehr wichtig seyn.

IX. Was ist Philosophie über die Glaubenswahrheiten S. 264-307.? durch viele Distinktionen sucht es der Verf. deutlich zu machen, was eigentlich Philosophie über die Glaubenswahrheiten sey, und philosophiren darüber heisse; bey dem allen scheint doch gesunde Vernunft gebrauchen und philosophiren nicht sattsam unterschieden zu seyn. Jene soll jedermann zum Verstehen der heil. Schrift und zur Erkenntniß und Anwendung der Glaubenslehren gebrauchen; dieses ist nur für den Gelehrten, oft nur eine Bemühung des Schulgerechten. Was ist nun aber gesunde Vernunft? wie weit geht ihr Gebrauch? was gehört für ihren Gesichtskreiß? dazu haben wir freylich noch

keine Logick; es ist auch nicht leicht, die Gränze zwischen der gelehrten und gemeinen Vernunft zu bestimmen. Lehren zur Seligkeit können indessen nur die seyn, welche der gemeinen Vernunft faßlich und überzeugend werden können: alles was darüber geht, kann Philosophie heissen; es mag ächte oder unächte Philosophie, oder gar nur Schulweisheit seyn. Was jedermann erfährt und empfindet oder doch erfahren und empfinden kann; was aus diesen Erfahrungen und Empfindungen faßlich ist oder gemacht werden kann; was mit denselben und mit den Grundsätzen zu denken und zu handeln, die sich jedermann klar daraus bildet, übereinstimmt oder übereinstimmig dargestellt werden kann; was unmittelbar daraus folgt, ohne eine Reihe von Schlüssen und Vergleichungen dazu der gemeine Verstand nicht gewöhnt ist; was den allgemeinen Bestrebungen der Menschen gemäß ist: das scheint ohngefähr das Gebiet des gemeinen Verstandes zu seyn, und alles was ihm in diesem Gesichtspunkt gezeigt und faßlich und gewiß gemacht werden kann, für ihn zu gehören, um ihn zur gesunden Vernunft zu erheben. Die Grade der Fähigkeit und der Umfang der objektiven Erkenntniß kann verschieden seyn; aber über diese Gränze geht der gemeine Verstand nicht hinaus: so weit ein Mensch darüber hinausgeht, so weit ist er gelehrt; so weit ist er in der Erkenntniß seiner Religion ein Philosoph oder Theologe. Alles folglich, was nicht ohne vorläufige gelehrte Erkenntniß, sie mag nun historisch oder philosophisch seyn, gefaßt; nicht ohne Einsicht in den Zusammenhang oder in ein System von Wahrheiten, (denn der gemeine Verstand hat kein deutlich erkanntes System,) verstanden werden kann; alle Untersuchungen der Möglichkeit oder der Art der Möglichkeit, die nicht unmittelbar aus dem Kreise seiner Erfahrungen und

Empfindungen begreiflich und erweislich sind; alle Entwickelungen der Ursachen und Gründe, die den allgemein erkannten Grundsätzen der Menschen nicht genähert werden können; alles was aus der Schrift nicht blos in dieser Beziehung faßlich ist; alles was nicht eine Angelegenheit des Menschen ist, und seine Bestrebungen unmittelbar trift: das ist nicht Unterricht für ihn, nicht Religion, sondern bey den meisten unverstandene oder unrechtverstandene Philosophie. Viele Lehren der Religion können dem gemeinen Verstande noch immer vernunftmäßig dargestellt werden, die ihm entweder gar nicht, oder nicht nach seiner Fassung in ein vernunftmäßiges Licht gesetzt werden: und vieles wird ihm als Religion aufgedrungen, das er nicht fassen kann, oder unrecht fassen muß. Man kann also mit ihm, ohne philosophische Worte und Distinktionen, S. 285. philosophiren; d. i. zu seiner Vernunft reden: wenn man nur erst seine Vernunft recht kennet, mehr als bisher studiret, und aus ihrem Anschauen sichere Regeln gefaßt hat, wie man sie eigentlich behandeln solle. Dies ist für die allgemeinere Aufklärung des Verstandes und für die Religion gleich wichtig, und des Forschens eines Töllners und derer die ihm ähnlich sind, wohl werth. Dann werden vielleicht die Regeln, die der Verf. S. 290. f. über den Gebrauch der Vernunft bey der Erkenntniß der Glaubenswahrheiten für jedermann empfiehlt, noch einleuchtender, treffender und brauchbarer in der Anwendung seyn, als sie es, so wie die Sache noch steht, seyn können. Uebrigens hat er S. 301. sehr Recht: der gemeine Verstand muß nicht viel, aber er muß es gut und gründlich fassen; d. i. er muß es seiner Vorstellbarkeit gemäß fassen. Eben das Viele verdirbt den gemeinen Christen: darüber faßt er gar nichts, verliert das nützliche und ihm wichtige mit

dem

dem übrigen ganz aus den Augen, und behält im Grunde gar keine Religion: man müßte denn gewisse dunkle oder flache Eindrücke Religion nennen wollen.

Der Verf. hat mich durch seine Untersuchungen mit fortgerissen; nun muß ich wohl ein Ziel setzen; und seine letzte Untersuchung X. Vom rechten Gebrauch und Mißbrauch der zukünftigen Vergeltungen: um nicht zu weitläuftig zu werden, mit Stillschweigen übergehn.

R.

VIII.

Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum exhibentia Ephemerides sive observationes historias et experimenta a celeberrimis Germaniae et exterarum regionum viris habita et communicata, singulari studio collecta Tom. V. Accedunt appendix et Tabb. aen. Norimbergae, impensis Wolfgangi Schwarzkopfii, typis de Launoy, 1773. in 4.

In dem Verzeichnisse verstorbener Mitglieder finden wir verschiedene wichtige Männer, deren Verlust nicht allein die Akademie der Naturforscher, sondern auch die Gelehrten-Republick mit Recht bedauren muß. Hierher gehören Morgagni, von Fischer, van Swieten, Zacharias Vogel, u. a. m. Der hier gesammleten sogenannten Observationen sind vor diesesmal 76. an der Zahl, gute und schlechte auf 342 Seiten. Im appendice sind wir mit Recht über die morbonam Ritteri erstaunt. Recht sehr zu wünschen wäre, daß der Herr Präsi-

dent

dent Ferdinand Jacob Baier (Ioannis Iacobi filius) eine beſſere Auswahl der Aufſätze träffe, denn es ſind in der That verſchiedene unter denſelbigen, welche dem Publikum nicht den vortheilhafteſten Begriff von dieſer ſo ehrenvollen Geſellſchaft, und von den Einſichten dieſes ehrwürdigen Oberhaupts beybringen.

Hr. Melle handelt von der Verrenkung des Schlüſſelbeins und einer künſtlichen Wiederherſtellung der Bewegung des Arms. Dieſer Mann ſtarb an der Lungenſucht.

Hr. Alexander Peter Nahuys heilete den Biß einer wütenden Katze, ohne daß die Waſſerſcheu drauf gefolgt wäre. Die Wunde wurde ſogleich mit Salzwaſſer ausgewaſchen, und ein Spaniſch-Fliegenpflaſter drauf gelegt. Der Kranken wurde Rautenſaft mit Küchenſalz und Theriakal-Eßig vermiſcht, als ein ſchweißtreibendes Mittel eingegeben. Des andern Tages wurde die Wunde mit einer Salbe aus den unguento baſilic. mit ſpaniſchen Fliegen vermiſcht, verbunden, und derſelben das Queckſilber im Schleim des arabiſchen Gummi verrieben, in Geſtalt eines Tränkleins gereicht, und Abends ein Pulver aus Baldrian, Biebergeil und Campher.

Hr. Cornelius Pereboom ſahe durch die Harnröhre ſeines Vater ohne große Beſchwerde einen hölzernen Körper abgehen, welcher mit einigen Sandkörnern vergeſellſchaftet war. Die Urſach der Entſtehung dieſes Körpers in der Harnblaſe getrauet ſich der V. nicht zu errathen, als worinnen wir ihm gerne beypflichten.

Eben derſelbe Hr. Pereboom heilete ein Blutharnen mit Eiſenvitriol, der Peruaner-Rinde, der weißen Magneſie und andern ähnlichen Dingen, mit dazwiſchen gereichten Opiat-Mitteln. Da endlich das Geſchwür in der Blaſe zu eitern anfieng, ſo wurden

den balsamische Mittel verordnet, w. z. B. venedischer Terpentin, Myrrhen-Essenz u. d. gl. als ein Clystier gegeben.

Eben derselbe sahe durch den häufigen Gebrauch des Aufgusses vom Guajakholze ein Fieber entstehen, wodurch die Krätze geheilet wurde. Dieses Fieber wich hinwiederum dem Gebrauche der Peruanerrinde. Noch bemerkte derselbe die güldnen Adern durch die Harnwege periodisch abgehen, und zwar erfolgte diese Erscheinung gegen die Sonnenwende. Noch sind von eben demselben einige geometrische Aufsätze und der Entwurf eines neumodischen musikalischen Instruments.

H. Helmershausen handelt sehr scharfsinnig de singulari visus imbecillitate et tremore artuum ex atonia partium solidarum — was soll das heissen muneris et obligationis ratio? Hr. Bucholz erzählet in 44 Versuchen bisher unbekannte Auflösungsmittel, wodurch Gumata, Harze, Oele, Balsam u. d. gl. aufgeschlossen werden können, damit dergleichen Körper sich mit Wasser vermischen lassen.

Die pharmacopoeia bateana lehret das gelbe Wachs in Weingeist aufzulösen; Hr. B. aber löset solches unter gewissen Handgriffen im gelben vom Eye auf, und hält diese Mischung für ein wichtiges Mittel in der rothen Ruhr. Die übrigen Auflösungsmittel sind 1) ein Liquor aus dem Braunstein mit Schwefel reverberirt, und hernach mit Weineßig ausgezogen, diese Flüssigkeit löset verschiedene Substanzen auf. 2) Der concentrirte Schleim aus dem arabischen Gummi und Wasser. 3) Eingekochtes Bier. 4) Der Syrupus dialtheae fernelii. 5) Honig u. a. d. m. Das Mutterharz (galbanum) läßt sich z. B. in dem Schleime vom arabischen Gummi sehr gut auflösen. Eben dieses leistet auch der Sauerhonig

honig (oxymel simplex). Das Gummilack in Körnern ließ sich vom Salmiakgeiste größtentheils auflösen. Die Myrrha wird beynahe gänzlich (die Unreinigkeiten ausgenommen) durch den liquorem nitri fixi geschmolzen. Andere ähnliche Auflösungen übergehen wir.

Hr. Hannes sahe einen hypochondrischen Mann, welcher sich einbildete, das Herz würde ihm von einem Gewächse (polypus) zerspringen. Schon ein gegebenes Clystier brachte diesem Kranken eine andere Denkungsart bey. Einige Rhabarbermittel und ein Aderlaß stellten den äusserst gefährlichen Kranken wieder her.

Hr. Büttner beobachtete, daß bey einer Henne ein weißes Knöchelchen anstatt eines Eyes abgieng. Das Thier mußte sich 4 Stunden lang martern, ehe es diesen Körper (welchen man ein zusammengeschrumpftes und verhärtetes Ey nennen könnte) los wurde.

Hr. Consbruch heilete mit dem Schierlinge ein krebshaftes Geschwür mit dem Beinfresser (caries) am Schlafbeine, nachdem andere Mittel, wie z. B. die aqua phagadenica, der innerliche Gebrauch der Merkurialpillen, des Holztranks u. a. m. vergeblich angewendet worden. Die Auflösung des Schierlings-Extrakts wurde mit dem Bleyeßig geschärft.

Eben derselbe kurirte ein schlafsüchtig Fieber mit der Fieberrinde und den Blasenpflastern in kurzer Zeit.

Ein 40. Jahr lang gedauretes beschwerliches Schlingen, welches ein Krampf in der Speiseröhre verursachte, beschreibt auch Hr. Consbruch. Alle Mittel wurden vergebens angewendet, auch selbst wurmtreibende waren vergebens. Der Kranke glaubte, es rühre von einer verschluckten gekochten Pflaume her,

her, in welcher man ihm in seinem sechsten Jahre ein Laxiermittel eingewickelt. Ein andermal beobachtete eben dieser V. eine Scirrhum am Halse, welcher ebenfalls das Schlingen beschwerlich machte.

Durch das Einreiben des warmen Oels vertrieb nurgedachter Arzt hartnäckigte Krämpfe der untern Gliedmaßen. Schon Galenus hatte dieses Mittel in ähnlichen Fällen angepriesen.

Der feuerbeständige Salpeter heilete die Bauchwassersucht. Die übrigen kurzen Aufsätze dieses geschickten Beobachters (des Hrn. Consbruch) sind alle merkwürdig und lesenswerth.

Hr. Henkel verrichtete bey einer krummen und bucklichten Weibsperson in Berlin den Keyserschnitt sehr glücklich. Allein durch eigene Verwahrlosung der Kranken lief dieser Fall tödtlich ab. Die Wunden wurden, nachdem das lebendige Kind bey den Beinen herausgezogen, gehörig verbunden, und über den ganzen Unterleib erweichende und antiseptische Umschläge gelegt. Einige ungeschickte und ungestüme Bewegungen, welche die Kindbetterin in Abwesenheit der Wärter machte, verursachten, daß alle Hofnung zur Genesung vereitelt wurde; denn bald nach dieser Bewegung, da die Kranke die Küssen und Bettdecke sich selbst zurechte legen wollen, drangen die Gedärme hervor, es erfolgte ein heftiges Erbrechen, der Puls sank, sie fieng an irre zu reden, und starb aller äusserlichen und innerlichen schleunig angewandten Mittel ungeachtet.

Hr. Hannes ließ bey einem Manne einen Stein unter der Zunge auf der linken Seite des fraenuli herausziehen. Aehnliche Beyspiele werden aus verschiedenen Schriftstellern beygebracht.

Eben

Eben derſelbe ſahe bey einem Mädgen durch die Harnwege kleine Maden (aſcarides) abgehen, welche viele Schmerzen daſelbſt verurſachten.

Hr. Brüning ſahe die Waſſerſucht, zu welcher eine Schwangerſchaft kam. Bey der Geburt gieng das Waſſer zugleich mit ab, und die Kranke wurde geſund.

Noch beſchreibt derſelbe einen ähnlichen Fall.

Hr. Sprenger heilete eine durch den Schlag gelähmte Frau vermittelſt elektriſcher Schläge, welches weitläuftig beſchrieben wird.

Hr. Weikard erzehlet, daß der Gebrauch des Eiſens nicht allezeit in der verſtopften monatlichen Reinigung Hülfe leiſte, worüber wir uns eben nicht ſehr wundern. Hat Hr. Weikard nicht gelernt, daß ſich nicht alle Körper zu dem innerlichen Gebrauche des Eiſens ſchicken? Hat dieſes nicht bey atrabilariſchen und magern trocknen Körpern eine Ausnahme? und welcher Arzt wird wohl ohne den Körper vorher angefeuchtet zu haben, ſogleich anfangs Eiſenmittel verſchreiben?

Einige Fälle, worinnen ſich der Biſam bey Zuckungen und dem Tetano würkſam bewieſen, erzehlet Herr Zanetti.

Eben derſelbe ſahe die Nachgeburt über einen Monat lang bey einer Wöchnerin zurück bleiben, welche endlich durch innerlich und äuſſerlich angewandte erweichende Mittel fortgieng.

Nach eben dieſes Mannes Meynung ſoll das Rockenbrod (panis ſecalin.) wider die Verſtopfung des Stulganges helfen.

Hr. Wille beobachtete, daß eine Frau nach ausgeſtandner Ruhr in die Bauch-Waſſerſucht fiel. Dieſer Elenden wurde das Waſſer in 16 Jahren 46 mal abgezapft. Zuletzt fiel dieſelbe in ein hektiſches Fieber und ſtarb. Bey der Leichenöfnung fand H. W.

fast alle Theile des Unterleibes mit Wasserblasen (hydatides) besäet, welche bald in der Größe einer welschen. bald einer Haselnuß sich zeigten. Der mittlere Theil der Milz war knorpelicht, und widerstund dem anatomischen Messer. Eben so war die Mutter (uterus) mit Knoten und Verhärtungen angefüllt.

Auch bey einem wassersüchtigen Manne ließ Hr. Wille in 6 Jahren 26 mal das Wasser fruchtlos abzapfen, und die dienlichsten Arzneymittel dazu gebrauchen. Diese hartnäckigte Wassersucht schien von einer unzeitig zurückgetriebenen Krätze herzurühren. Bey der Zergliederung fanden sich noch 16 Pfund eines grünlichten stinkenden Wassers im Unterleibe, und die dünnen Gedärme brandicht. Auch waren Leber und Milz verdorben. Eben dieser Hr. Wille sahe eine Krankheit der Nerven, von einem plötzlichen Schrecken geheilet, ungeachtet das Uebel über vier Jahr gedauert hatte.

Wiederum Herr Henkel von einer Mißgeburt, dessen Häute mit den Häuten eines andern gesunden Kindes zusammen hiengen.

Hr. Isenflamm beobachtete eine Nieren-Kolik, welche sich endigte als die goldnen Adern durch die Harnblase fortgiengen. Freylich forderten hier die Vorhersagungen (prognosis) einen geübten Arzt. Dieser Fall lief tödlich ab.

Eben derselbe bemerkte, daß ein Geschwür hinterm Ohr (parotis) so während einem bösartigen Fieber entstund, äusserst heilsam war. Nachdem dieses heftig zu eitern anfieng, so nahmen die übeln Symptomen ab.

Hr. Ehrhart wundert sich, daß man ein Uebel, das doch nicht selten vorkommt, gleichwol so selten beschrieben findet, nemlich das Zerplatzen der Gebährmutter währender Geburt. Die Gebährmutter war

in

in dessen Grunde verhärtet, und knoticht (scirrhosum), die Zeichen, wenn ein solches Zerplatzen der Gebährmutter entstehen könne, werden vom V. sehr gut angegeben, und zwey dergleichen Fälle mit vieler Genauigkeit beschrieben.

Der Apotheker Demachy hat verschiedene kurze Aufsätze eingerückt, welche uns insgesamt, ihrer Schlechtigkeit wegen, sehr entbehrlich scheinen, denn es sind mehrentheils Dinge, die jeder deutscher Apothekergeselle wissen muß.

Eine sehr hartnäckigte aber glücklich geheilte Wassersucht beschreibt Hr. Bucholz. Der Fall wurde ihm von einem Arzte aus Oldenburg zugeschickt. Die Eisenmittel waren hier schädlich, aber bittere Extrakte mit dem alkalischen Salze aus den Bohnen-Stengeln von desto größern Nutzen. Die Kranke war die eigne Frau dieses gut beobachtenden Arztes.

Noch Hr. Bucholz sahe einen an der Wasserscheue wütenden Mann, dessen Nerven so empfindlich waren, daß er die geringste Bewegung der Luft im Zimmer empfand, welche doch die übrigen umstehenden keinesweges merkten. Ein Bissen von Moschus hätte ihm beynahe eine Erstickung wegen des starken Geruchs zugezogen. Dieser Elende starb am 5ten Tage, vermuthlich weil ihm noch 6 Stunden vorher reichlich war zur Ader gelassen worden. Des Beissens konnte er sich nicht enthalten, ungeachtet er seinen ihn wartenden Knecht dafür selbst warnte.

Hr. Herwig beschreibt eine zweyleibigte Mißgeburt und deren Zergliederung. Bey diesen zusammengewachsenen Kindern war nur eine Nabelschnur, und ein Mutterkuchen. Kurz nach der Geburt wurden die Kinder von dem Pfarrer in Kupferzell getauft, und starben bald darnach. Der V. fand nur eine einzige Leber, aber zwey Gallenblasen, zwey Mägen, eine

doppelte pancreatische Drüse, zwey Milzen, und jedes hatte zwey Nieren. Diese Zergliederung und deren Beschreibung hat dem V. vielen Verdruß von dem Pfarrer des Orts zugezogen. Diesem Aufsatze ist ein Kupferstich beygefügt.

Hr. Brüning erzählt die Geschichte einer Sack-Wassersucht, welche tödlich wurde. Die mehresten Eingeweide waren verdorben, rotzigt und brandigt. Die unterscheidenden Zeichen der verschiedenen Arten der Wassersucht des Unterleibes, sind sehr gut auseinander gesetzt, und zeigen von des V. praktischen Einsichten.

Hr. Geßner von der Geschichte eines in Nördlingen in den Jahren 1771-72. geherrschten Nervenfiebers. Im Anfange hatte diese Krankheit das Ansehen eines Catharrhal-Fiebers, welches Recens. auch beobachtet. Der V. ließ in einigen Fällen häufig zur Ader, bewürkte aber keine Erleichterung, bis einige gallichte Stühle und Erbrechen einen Nachlaß des Fiebers verursachten. Mehrentheils änderte die Krankheit ihre Gestalt am fünften Tage (eine Beobachtung mehrerer Aerzte von dieser Epidemie:) Rheumatische Schmerzen der Gelenke, des Nackens, Rückens, der Lenden u. dgl. waren sehr gewöhnlich, welchen eine Bitterkeit des Mundes, Eckel, Herzweh (cardialgia) Aufblähen der Gegend des Magens u. dgl. begleitete die Krankheit. Ganz recht bemerkt der V. daß diejenigen, welche die Hülfe des Arztes spät suchten, am Brande und tödtlichen Durchfalle starben. Bisweilen daurete die Krankheit bis zum 20ten Tage. Das vorzüglichste Mittel, welches bey diesem Uebel Nutzen schafte, war ein Brechmittel aus der Ruhrwurzel mit der Rhabarber und Weinsteinrahme vermischt. In der Folge wurde die Rhabarber mit der Fieberrinde vergesellschaft gereicht. Auch sahe während

rend dieser Epidemie der V. sein sogenanntes dickes Fieber, (febris crassa) wir wünschten einen mehr angepaßten Ausdruck. Wider die in der Folge der Krankheit erscheinenden Durchfälle wurde Theriak verordnet, (vielleicht wäre das arabische Gummi besser gewesen.) Die Krätze folgte oft auf diese Krankheit, wie mehrere Aerzte Deutschlands beobachtet haben.

Hr. Bonz bemerkte bey einem schwindsüchtigen Frauenzimmer eine eingebildete Geschwulst in der Speiseröhre.

Hr. Delius erzehlet das Versehen einer Kuh, welche eben schwanger geworden.

Hr. Hannes heilete an seinem eigenen Söhnlein eine Epilepsie mit Bisam, welche von einem Grindkopfe entstanden war. Der Schweiß des Kindes hatte einen Bisam Geruch, welcher 14 Tage lang anhielt. Eben diese Erscheinung hat auch der Hr. van Swieten bemerkt.

Hr. Rumpel handelt de glandulae thyroideae affectu scrophuloso cum aneurismate spurio, wobey die Zergliederungsgeschichte einer Frauensperson erzehlet wird.

Weitläuftig aber lehrreich sind die Beobachtungen des Hrn. Brüning, worinnen gewiesen wird, daß die Natur bisweilen ohne Mittel die Darmgicht (passio iliaca) heilen könne. Bey einem dergleichen Falle entstund eine Geschwulst in der Gegend des ilei, nebst darauf folgenden Apostem. Nachdem eine ziemliche Menge Eiter ausgeflossen, wurde die Weibsperson wieder gesund, und die natürlichen Auswürfe fanden sich wieder ein. Bey einem andern Falle fand sich ein Netzbruch neben dieser Krankheit ein, und der V. war so glücklich solchen zum Verschwären zu bringen, und zu heilen.

Hr. Rueff sahe einen Gallenstein von beträchtlicher Größe durch den Stulgang abgehen, welchen Abgang nach verschiedenen vergeblich gebrauchten Mitteln endlich noch ein Bad bewürkte, das mit erweichenden Aufschlägen in die Gegend der Leber abgewechselt wurde.

Eben derselbe rühmt sich, einige Personen geheilt zu haben, die von einem tollen Hunde gebissen worden, ohne daß eine Gefahr daraus erwachsen wäre. Freylich kamen die Gebissenen zeitig Hülfe zu suchen. Die Wunden wurden geschröpft, und mit der Egyptischen Salbe mit Theriak vermischt, verbunden. Innerlich wurde das *pulvis antilyssus Meadii* angewendet.

Einer der ersten Wundärzte Deutschlands, Hr. Theden, heilete eine brandigte Entzündung in der Gegend des peritonaei und den übrigen Geburts-Theilen. Das Uebel entstund von einem zurückgetretenen Grindkopfe, und die Verhaltung des Urins konnte durch nichts anders gehoben werden, als daß der Arzt vermittelst des Troicars eine Oefnung durch den Mastdarm und die Harnblase machte, zu welcher Urin mit Blut vermischt herausgieng. Die Peruanerrinde im Bleywasser gekocht, und äusserlich aufgeschlagen, erwiesen sich hier besonders kräftig.

Eben dieser Hr. Theden sahe einigemal die Wassersucht des Eyerstocks, und sagt seine Meynung über die Cur. Der Eyerstock war verhärtet, und die Wasser in dem Sacke unverdorben, nemlich durchsichtig und ohne Geruch. Hr. Theden hält mit Recht dafür, daß eine Verhärtung des Eyerstocks zu der Wassersucht Gelegenheit gegeben habe.

Hr. Gervais operirte einen Stein nach der Methode des *le Dran* in der regione perinaei. Der Stein war im Grunde der Blase angewachsen, und

von

von beträchtlicher Größe. Etwas mehr Deutlichkeit im Styl und Erzählen wünſchten wir dem V.

Hr. Consbruch bezwang einen krampfigten Schmerz in der Speiſeröhre vermittelſt erweichender Dämpfe, wozu Salbeyblätter gemiſcht waren. Zu dieſem Zufalle hatte ſich eine krampfichte Engbrüſtigkeit geſellet, welche mit antiſpasmotiſchen Mitteln vertrieben wurde. Zuletzt leiſtete die Fieberrinde mit Stahl verſetzt augenſcheinliche Hülfe.

Hr. Hannes beſchreibt die Einimpfung der Blattern an einigen Kindern in Weſel. Die Beſchreibung iſt in Geſtalt eines Briefs an den Hrn. Präſident der Akademie Ferd. Jac. Baier. Der V. ließ die Kinder nur 6 Tage lang in der Präparation. Nach dem Schnitte wurden die Kinder nach der Methode des Dimsdale der kalten Luft ausgeſetzt, und kamen alle glücklich durch die Blattern. Dieſen Beobachtungen ſind die Meynungen der neueſten Schriftſteller beygefügt, auch ſogar des Gatti, welchen Hr. Leibarzt Wagler in Braunſchweig erſt kürzlich herausgegeben. Das Blattern zum zweytenmale wird hier aus Erfahrungen der bewährteſten Männer widerſtritten.

Eine genaue Bekanntſchaft mit den beſten Schriftſtellern können wir übrigens dem V. nicht abſprechen, deren Meynungen hier angeführt und benutzt worden.

Hr. Kordenbuſch beobachtete die Sonnenfinſterniß am 26ten October 1772. auf dem Nürnberger Obſervatorium, und beſchreibt ſolche kunſtmäßig.

Hr. Delius betrachtet die Hervorbringung und Veränderungen der blauen Farbe in der ſogenannten Blutlauge. Einige andern Arten von blauer Farbe werden mit beygebracht, wie z. B. aus dem Weyd, dem Silber, dem Kupfer u. dgl. vermittelſt des Sal-

miakgeistes. Der Hr. V. nahm auch das feinste Capellen Silber, worinnen nicht die geringste Spur von Kupfer anzutreffen, lösete solches in Salpetergeiste auf, und tröpfelte eine hinlängliche Menge Salmiakgeist dazu, worauf die Flüßigkeit eine violette Farbe erhielt. Die blaue Farbe aus der spanischen Soda ist bekannt, und schon dem Henkel bekannt gewesen. Die Worte phlogiston, pingue, inflammabile, volatile, oleosum, sulphureum hält der V. einigermaßen für einerley — Ausserdem scheinen uns die meisten dieser chymischen Erfahrungen etwas sehr alltägliches zu seyn.

Eben dieser Hr. Delius trepanirte einen vierzehnjährigen Knaben glücklich, welcher das Stirnbein zerbrochen hatte. Die gebrochenen und eingedruckten Stücke der Hirnschale wurden herausgenommen, welche zwischen derselben und der harten Hirnhaut steckten, und der Knabe fieng wieder an zu reden, der kurz vorher nur schwache Zeichen des Lebens von sich gab.

Hr. Cadet untersuchte einen todten Körper chymisch, welcher seit 1621. in einem bleyernen Sarge gelegen. Der Sarg war hin und wieder mürbe geworden, wie auch der Kopf des Körpers mit einer salzigten Rinde überzogen war, welche nach Bleyzucker schmeckte.

In dem sogenannten Appendice dieses 5ten Bandes sind 7 stärkere Aufsätze, worunter man einige als ziemlich starke Bücher ansehen kann. Der erste ist überschrieben *morbona Ritteri*, und begreift die kränkliche Lebensbeschreibung des Verf. selbsten, welche er bey müßigen Stunden, nicht ohne viele Mühe zusammengetragen hat. In dem Eingange wirft er mit Tralles, Hofmann, u. a. m. die Frage auf: num valetudo medici in aegrorum commodum vergat? Der Himmel wolle jeden Arzt vor der

schreck-

schrecklichen Reihe von Zufällen und Krankheiten bewahren, welche der V. hier verzeichnet hat. Es ist alles in Columnen eingetheilet, deren 7. sind. Die erste enthält die Charakter und Constitution der Eltern. Merkwürdig ist, daß der Vater dieses Arztes allezeit das Nesselfriesel bekommen, so bald derselbe Krebse gegessen. Wenige Krankheiten werden wir hier verzeichnet finden, welche nicht der V. gehabt zu haben vorgiebt. Indessen müssen wir gestehen, daß es uns ein wenig unglaublich vorkommt, da doch der V. so viele Reisen gethan hat, und dergleichen Bewegungen insgemein den Körper eher stärken als schwächen. Sollten nicht oft eingebildete Krankheiten mit untergelaufen seyn? welches (S. 3.) wo die Melancholie zum 3tenmal, und eine febricula continua lentescens zum 6tenmale vorkommt, höchst wahrscheinlich ist. Man betrachte alle die Krankheiten, so der Verf. im 34sten Lebensjahre vom Heumonate dieses Jahres bis ins 35ste Jahr eben dieses Monats befallen haben, und erstaune: morbus navalis, nostalgia non helvetica (und wozu dieser Unterschied non helvetica? nam nostalgia est species melancholiae cum desiderio in patriam redeundi) palpitatio cordis, sputum cruentum, febris tertiana vera prima, palpitatio cordis. Icterus secund., haemorrhoides, cardialgia, febris tertiana notha prima, u. s. w.

Hr. Glaser beschreibt die vorzüglichsten Mineralien, welche in der Gegend um Suhl herum gefunden werden. Der erste Abschnitt handelt von einem Mineralwasser, so neuerlich bey Bennshaußen (einem Dorfe bey Suhl, entdeckt worden. Das Wasser färbte den Violensaft grün, und giebt Spuren von einem flüchtigen Laugensalze. Auch etwas Eisen in der Vitriolsäure aufgelöst, wird in diesem Gesund-

brunnen angetroffen. Im zweyten Abschnitte werden die Salzwerke bey Suhl beschrieben. Die übrigen Abschnitte müssen wir übergehen.

Eine in Europa seltene Krankheit beschreibt Hr. Gallandat in Flißingen, welche er Dracunculus sive Vena medinensis nennt. Diese Krankheit hat vieles mit dem sogenannten Guinen Wurm gemein, dessen James Lind Erwähnung thut. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses eine und eben dieselbe Krankheit ist, weil die Einwohner wegen des Handels nach Guinea und Ostindien dieses Uebel mit aus diesen entfernten Gegenden nach Europa bringen. Hr. Grimm fährt fort, die floram Isenacens. zu ergänzen, und Verbesserungen hinzuzufügen. Ein Werk, das Hrn. Grimm allezeit Ehre macht.

Hr. Lerche, ein Arzt in Moskau, beschreibt einige unbekannte Pflanzen, welche um Astrachan, und den Persischen Provinzen, so an das Caspische Meer stossen, gefunden werden. Er befleißigt sich nach der Methode des Ritters Linne solches zu bewerkstelligen, und fügt ein Verzeichniß aller, in diesen Gegenden wachsenden Pflanzen, die er hat habhaft werden können, hinzu. Die Perser wissen die Trüffeln nach einer ihnen eigenen Art zu finden. Die Vortheile, so der V. in diesen Gegenden erworben, hatte ihm die rußische Gesandschaft zum Schach Nadir, in deren Gefolge er reisete, bewürkt.

Den Schluß des Bandes machen die Lebensbeschreibungen der Herren Cappeler aus den actis Tigurinis genommen, und des Hrn. Wolfgang Bornneken, vermuthlich vom Hrn. Prof. Rumpel in Erfurt abgefaßt.

Sechs wohlgestochene Kupfertafeln sind diesem fünften Bande angehängt.

Dr.

Kur-

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesamte Theologie, herausgegeben von Heinrich Wilhelm Clemm, der Heil. Schrift Doctor und öffentlichen Professor der Theologie auf der Universität Tübingen, wie auch Superintendenten und Pastor der dasigen Gemeinde. Sechsten Bandes erstes Stück. Tübingen, verlegts Johann Georg Cotta, 1770. Zweytes Stück. 1771. Drittes Stück. 1771. Viertes Stück. 1772. 504 Seiten in 4.

In diesem sechsten Bande, dem noch ein siebenter folgen wird, berühret der Verf. eine Menge von Materien, aber selten führt er sie auf eine gründliche und denkenden Lesern genugthuende Weise aus. Eine Anzeige des Inhalts zu geben, würde eine unerträgliche Weitläuftigkeit erfordern. An dessen Statt wollen wir einige Aussprüche des V. sowol über theologische als philosophische Materien prüfen, und einige Anmerkungen hinzusetzen, wie sie der Verf. in seinen Vorreden von seinen Recensenten zu verlangen scheinet.

Zu den Rechten des Predigtamts rechnet der V. auch die Macht Sünde zu vergeben, so wie solche den Aposteln von Jesu verliehen, und von ihm selbst ausgeübt worden. Seiner Meinung nach, darf der Diener des Evangelii die Vergebung der Sünden nicht nur ankündigen, sondern als ein Knecht Gottes, im Namen seines Herrn, obschon nicht eigenmächtig, doch wahrhaftig mittheilen, wie sie Christus wirklich mitgetheilet hat. — Solte nicht der Streit, ob der Prediger die Vergebung der Sünden wirklich mittheilet, oder nur ankündiget, ein Wortstreit seyn? Wäre die Mittheilung von der Ankündigung verschieden, oder würde durch die erste mehr gegeben und ausgerichtet, als durch die letztere, so wäre die Streitfrage bey

deutend und erheblich. Nun aber, da durch die Absolution des Predigers, er mag die Vergebung der Sünden ankündigen oder mittheilen, in dem Zustande des Sünders nichts geändert, nichts entschieden wird, da die Mittheilung der Vergebung ihm nicht mehr Gewißheit, Beruhigung und Sicherheit giebt, wenigstens nicht mehr geben solte, als die bloße Ankündigung derselben; und überhaupt da er, falls er der Vergebung fähig ist, durch die eine eben das empfänget, was er durch die andre erlangt, und falls er es nicht ist, durch die eine eben so wenig empfängt, als durch die andre; so ist meiner Einsicht nach, die Unterscheidung nichtig und die Streitfrage ganz unbedeutend.

Von dem Kirchenbanne urtheilet der V., es wäre zu wünschen, daß das, was die H. Schrift uns davon belehret, geblieben und die Kirchencensuren nicht in weltliche Strafen verwandelt wären, dergleichen es heut zu Tage gemeiniglich sind. Er will, daß man so viel möglich sparsam damit umgehe, weil diese Censuren von den weltlichen, nach der wiewohl irrigen Meynung der meisten unserer Christen fast gar nicht unterschieden sind. Man solle die Excommunication nicht anders als im höchsten Nothfalle gebrauchen, sondern vielmehr alle andere Mittel, einen Sünder herumzuholen versuchen. — Hierinn geben wir ihm völlig Recht, und zwar, weil es, unsers Bedünkens, keine irrige, sondern gegründete Meynung ist, wenn die heutigen Christen die Kirchencensuren von bürgerlichen Strafen nicht unterscheiden. Sie sind nemlich alsdann immer zugleich bürgerliche Strafen, wenn die Kirche, welche diese Censuren auflegt, nicht nur in dem Staate herrschend, sondern auch demselben dergestalt einverleibt ist, daß das, was die Kirche thut, auch der Staat und die Obrigkeit thut, wenigstens genehmiget. Alsdann muß nothwendig die Excommunication aus der einen auch, gewissermassen eine Excommunication aus dem andern seyn, wenigstens Verlegenheit, Verunehrung, Unfähigkeit zu gewissen Societätsrechten und bürgerlichen Vortheilen nach sich ziehen. Der Bann kann als eine bloße Kirchenstrafe nur unter den Anhängern einer in dem Staate verachteten, gedrückten und höchstens geduldeten Religion statt finden. Hier haben die Kirchencensuren keinen Einfluß in die bürgerlichen Rechte des Excommunicirten, und verursachen ihm in Ansehung seiner zeitlichen Glücksumstände keinen beträchtlichen Nachtheil. Er höret blos auf ein Mitglied einer unbedeutenden, verächtlichen Secte zu seyn, und behält alle Rechte, die er als Bürger hatte. Daher mußte die Kir-

chenzucht verfallen, sobald die christliche Religion die herr- schende, oder die Religion des Staats ward. Solte sie sich aber in ihrem Ansehen und in ihrer Strenge erhalten, so mußte, wie es die Erfahrung in den Ländern, wo die Kirchenzucht noch fürchterlich geblieben ist, gelehret hat, das Priesterthum sich zu einer Gleichheit mit der bürgerlichen Obrigkeit oder wohl gar über dieselbe erheben, und die Kirche einen statum in statu ausmachen. Da wo die Kirchencensuren eigentlich nur statt finden, sind sie auch nur nöthig, weil sie das einzige Mittel sind, solcher Vergehungen und Ausschweifungen einzelner Glieder, die wenn sie gleich mit bürgerlichen Strafen nicht beahndet werden, dennoch die religiose Gesellschaft in Mißcredit bringen, vorzubeugen, und Aergernisse zu verhindern. Hier können Kirchenstrafen auch nur die abgezielte Wirkung hervorbringen und Nutzen schaffen, denn das gestrafte Mitglied kann bey allem Ansehen, das es sonst in dem Staate haben mag, denselben nicht wohl ausweichen, auch durch den Schutz der weltlichen Obrigkeit, die sich in die Religionshändel geduldeter Secten nicht zu mischen pflegt, nicht davor sichern, und weil es höchstens nur die Auffagung einer gottesdienstlichen privat Verbindung betrift, wird der Excommunicirte zur Widersetzung nicht so gereitzet und berechtigt, so empfindlich diese Censuren sonst auch demjenigen, der noch einige Empfindung der Religion hat, seyn mögen. Man siehet leicht, daß in allen diesen Absichten die Sache sich ganz anders verhalten und beydes die Nothwendigkeit und die Wirksamkeit der Kirchenstrafen, wo nicht ganz doch größtentheils wegfallen müssen, wenn sie von einer dem Staat einverleibten Kirche gehandhabt werden sollen. Man kann endlich hieraus urtheilen, was für eine Anwendung die Anordnung Christi Matth. XVIII. die für die ersten Zeiten des gedruckten oder blos geduldeten Christenthums so schicklich, nöthig und heilsam war, auf unsre ganz veränderte Kirchenverfassung und Umstände leiden könne.

Nur wollen wir auch noch einige philosophische Untersuchungen des V. prüfen, und zwar aus dem vierten Stücke, wo er dem Beweise für die Einfachheit und Substantialität der Seele eine neue Wendung geben und denselben leichter und faßlicher einkleiden will. Wenn es ihm hierinn geglückt wäre, so hätte er in der That etwas wichtiges geleistet, denn die gewöhnlichen Beweise haben, wie bekannt, ihre Schwierigkeiten, und je gründlicher sie sollen geführt werden, desto mehr metaphysische Einsichten und geduldiges und geübtes Nachdenken setzen sie zum voraus. Nicht so der Beweis, den der V.

geben will. Hier ist er in seinen eignen Worten in logische Form gebracht. „Wenn die menschliche Seele materiel oder „eine Maschine wäre, so würden die Thiere, weil ihre Ma„schinen zum Theil dauerhafter und organisirter, im Wesen „selbst aber von den menschlichen nicht unterschieden sind, theils „mehr, theils eben so viel als die Menschen wirken. Das „letztere aber ist nicht; also kann auch das erstere nicht statt „finden.„ Die Maschinen der Thiere, behauptet der Verf., sind zum Theil dauerhafter und organisirter als die menschlichen. Die Dauerhaftigkeit der Maschinen, deucht mich, kömmt wohl nicht in Betrachtung, wenn man frägt, ob die thierischen Körper zum menschlichen Denken eben so vortheilhaft gebildet sind, als die menschlichen? Diese Bestimmung konnte folglich als zur Sache nicht gehörig ganz weggelassen werden. Ob aber die thierischen Körper organischer sind als die menschlichen, ist nicht wohl auszumachen, wofern man nicht über die Bedeutung des Worts organisch, und über den Zweck, wozu sie organisirt seyn sollen, völlig einig ist. Der V. hat den Sinn dieses Worts nicht genau bestimmt, nicht gesagt, ob er es absolute oder relative nehme. Nimmt man es absolute, so ist die Organisation eines jeden thierischen Körpers an sich vollkommen, die zu den natürlichen Verrichtungen, die in dem Wirkungskreise des Thiers liegen, und wozu es durch seine Lebensart bestimmt ist, so geschickt, so genau angepaßt, daß eine jede vorgebliche Verbesserung derselben eine Verschlimmerung seyn würde. In dieser Betrachtung findet gar keine Vergleichung der thierischen und menschlichen Organisation und der Grade ihrer Vollkommenheit statt. Es kann also die Frage nur noch diesen Verstand haben: ob der menschliche Körper zu der Lebensart eines Bären, und zu den Bewegungen und Verrichtungen, welche dieselbe erfordert, eben so gut oder noch besser geschickt sey, als die Bärenmaschine; oder ob der Körper eines Bären oder eines jeden andern Thieres die Menge und Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Verrichtungen, die der menschliche auszuführen vermag, eben so geschickt oder noch geschickter ausführen könne, und wenn zu diesen Verrichtungen auch das Denken gerechnet wird, ob die Bärenmaschine auch hiezu eben so geschickt und vortheilhaft gebildet sey, als die menschliche? Ich denke, der V. wird keines von diesen bejahen wollen, er würde sonst behaupten müssen, daß eine menschliche Seele in dem Kopfe eines Bären eben so bequem wohne als in dem Haupte eines Menschen, durch die Werkzeuge der viehischen Sinne eben so gut menschliche

liche Empfindungen erhalten, und vermittelst des Gehirns und der Nerven eines Thiers eben so leicht menschliche Ideen hervorbringen, vergleichen, trennen und verknüpfen könne; mit einem Worte, er müßte alle Harmonie der Seele und des Leibes leugnen. Will und kann er dies nicht thun, so hilft es ihm zu seinem Beweise wenig, wenn er behauptet und darzuthun sich bemühet, daß so wenig in Absicht der äussern als innern Organisation der Menschen und Thiere ein wesentlicher Unterschied statt finde. Einiger Unterscheid ist doch unleugbar da, und man hat bisher noch kein Thier aufweisen können, daß in der äussern Gestalt und innern Bildung dem Menschen so vollkommen ähnlich sey, daß es hieran sich von demselben gar nicht unterscheiden lasse. Es ist nicht genug zu behaupten, daß einige Thiere eben die Sinnen und sinnlichen Werkzeuge haben, die der Mensch hat; man müßte auch zeigen, daß ihre Organen vollkommen eben so gebildet, und nicht mehr, nicht weniger, nicht stärkre und nicht schwächere Sensationen annehmen und die Empfindungen genau in eben der Proportion wie die menschlichen Organen, durchlassen; und wie läßt sich dies beweisen? Sollte auch hierinn nur dieser Unterscheid seyn, daß einige Thiere einige Sinnen schärfer, feiner u. s. w. haben als der Mensch, keines aber gerade in der Proportion, worinn sie der Mensch hat, so würde darinn ein wichtiger Unterscheid zwischen den menschlichen und thierischen Empfindungen und sodann weiter in den Vorstellungen und Ideen überhaupt gegründet seyn können. Der V. führt es zwar als einen Beweis der vollkommnern Organisation mancher Thiere an, daß sie einige Sinnen schärfer und die Nerven gespannter haben, als der Mensch; allein in Beziehung auf die dem Menschen eigenthümlichen Grad und Natur der Verstandeskräfte, ist dies vermuthlich keine Vollkommenheit, sondern eine Unvollkommenheit. Eben durch diesen Umstand wird das Thier desto gewaltsamer zu den Gegenständen solcher schärfern Sinne hingerissen, und die den Menschen unterscheidende Besonnenheit und Freyheit in den Vorstellungen bey dem Thiere unmöglich gemacht. Was der V. zur Beantwortung dieses Einwurfs sagt: daß wenn man den Menschen in Umstände setzt, wo er seinen Verstand wenig oder gar nicht braucht, er eben so unwiderstehliche Instinkte habe, als die Thiere, scheinet mir denselben mehr zu bestärken als zu heben. Denn eben darum gebraucht ein Mensch, der sich von einem thierischen Instinkt hinreissen läßt, seinen Verstand nicht und kann ihn nicht gebrauchen, weil seine sinnliche Empfindung so thierisch: d. i.

zu stark, zu hinreissend geworden, und die den Menschen gewöhnliche Besonnenheit ausschließt. Auch in Absicht des Gehirns und Nervengebäudes soll zwischen den Menschen und Thieren kein wesentlicher Unterscheid seyn. Und woher weis das der V.? gesetzt, daß sich auch unter dem schärfsten Auge und Messer des Zergliederers kein beträchtlicher Unterscheid entdeckte, so würde es doch zu übereilt geschlossen seyn, daß sich in den subtilsten infinitesimal Theilchen des Hirnmarks, wohin weder Messer noch Auge eindringen können, gar kein Unterscheid befinde? und es muß doch dem V. bekannt seyn, daß die Gegner, denen er seinen Beweis entgegen setzet, gerade von der Erschütterung und dem Spiel dieser allerfeinsten Theilchen die Wirkung des Denkens erwarten. Was will denn auch der Ausdruck wesentliche Verschiedenheit sagen, etwa eine Verschiedenheit die nicht zureichend ist, die Verschiedenheit der Seelenkräfte der Menschen und Thiere zu erklären? in jeder andern Bedeutung sagt es nichts, und in jenem Sinn genommen, setzt der V. das voraus, was erst bewiesen werden soll, denn so bald nur einige Verschiedenheit in der Menge, Grösse, Beschaffenheit, Gestalt, Lage, Proportion der Theile, sie mag uns auch noch so geringe scheinen, wahrzunehmen ist, so sind wir nicht berechtigt, sie ohne anderweitigen Beweis, für nicht wesentlich zu erklären. Entweder wir müssen es vorläufig ganz wegräumen, daß Organisation die hinlängliche Ursache des Empfindens und Denkens sey, oder wir müßten zeigen und genau angeben können, diesen Grad, diese Art des Denkens, kann die so und so eingerichtete Organisation hervorbringen, und diesen nicht — ehe wir hierinn einen Ausspruch thun können, keines von beyden hat der V. geleistet, und daher müssen wir seinen ganzen Beweis für einen fehlgeschlagenen Versuch erklären.

Eben so wenig finden wir die Widerlegung bündig, die der V. gegen den vom Hrn. Mendelsohn aus der Harmonie der Wahrheiten für die Unsterblichkeit der Seele geführten Beweis unternimmt. Wenn dies Leben, schließt Herr M. alles für den Menschen, sein einziges und höchstes Gut, wenn es ihm folglich nicht Mittel zu einem höhern Endzweck, sondern selbst der letzte Endzweck ist, so kann er nie verpflichtet werden, es aufzugeben, nie es zum Besten andrer, für das Wohl und die Errettung seines Vaterlands aufzuopfern, sondern er ist berechtigt es auf alle Weise zu erhalten, wenn auch die ganze Welt darüber untergehen sollte; nun ist aber das Vaterland berechtigt in gewissen Fällen, wenn nemlich der Untergang Al-

ler nicht anders abzuwenden ist, dies Opfer von ihm zu fordern, und ihm sein Leben zu nehmen; Es würde also nach dieser Voraussetzung ein Widerspruch der Rechte, ein Streit der Wahrheit statt finden u. s. w. Was der V. diesem Beweise entgegen setzt, ist in der That, um nichts härters zu sagen, so sonderbar, daß ich in Verlegenheit bin, wie ich es den Lesern in der Kürze mit einigem Schein von Bedeutung und Erheblichkeit vorlegen soll. Doch wir wollen ihn selbst reden lassen, um auch eine Probe von seiner sehr vernachläßigten Schreibart zu geben. „Man muß die Welt und die Menschen in „der Welt so ansehen wie sie sind; voller Kummer, Elend, „Mißvergnügen und Unruhe; das ist ja doch der Lebenslauf „der meisten: Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller „Menschen Leben; ich will aber jetzo nur sagen der meisten. „Wenn also der Tod für die Menschen eben das ist, was er „für die Thiere und andre Geschöpfe ist, die nicht zur Unsterblichkeit bestimmt sind, so muß es einen mit so mancherley „Noth in diesem Leben kämpfenden Menschen nicht nur gleichgültig seyn, wenn er sein Leben einige Tage früher verliert, „sondern er wird sich kein Gewissen machen, seinen Nächsten „um einen mitleidigen Mord zu bitten, damit er der Quaal „abkomme, und doch dabey kein Selbstmörder werde; nimmermehr wird er dieses Leben für sein höchstes Guth halten; „und tausend würden vielleicht eben so denken, bis ein weichlicher Sybarit oder ein wollüstiger Gourmand sich hier ein „ewiges Leben wünschte. Die Anzahl deren, die ihren Himmel auf Erden haben, ist sehr gering; die übrige alle, wenn „sterben und vernichtet werden, einerley wäre, würden den „Tod nicht fürchten — Ich rede von Menschen wie sie sind, „und bey denen also auch der Hang zur Unsterblichkeit unterdrückt werden müßte, wenn es ausgemacht wäre, daß die „Seele mit dem Körper sterbe; denn was ist daran gelegen, „etliche Tag länger zu leben, um desto länger zu sehen, oder „mit einem deutlichen Bewußtseyn es denken zu können: Alles ist eitel! Was ist daran gelegen, auch ein köstliches Leben, das bey aller Köstlichkeit eben doch Mühe und Arbeit „ist, einige Jahre früher oder später zu verlieren, wenn mit „dem Tod alles aus ist! ich sehe die Folge nicht ein, warum „ein Mensch eher den Untergang der ganzen Welt suchen „sollte, ehe er sein allertheuerstes Leben nur einen Augenblick „sich sollte verkürzen lassen! oder warum er sein Leben nicht „gern für andre aufopfern sollte, wenn er siehet, daß er „sichs durch die Verlängerung nur kummervoller, durch die

„Verkürzung aber den übrigen das ihrige angenehmer macht!
„In einem einigen Fall, der aber noch nie existirt hat, will
„ich sie zugeben. Es ist der Fall der Platonischen Republick;
„in dieser werden die Menschen genommen, nicht wie sie sind,
„sondern wie sie seyn sollten, oder wie sie Plato haben wollte
„u. s. w.„ Wie der V. diese Schilderung der Menschen, und diese Schätzung des menschlichen Lebens für wahr und nach der Natur gemacht, ausgeben könne, ist mir ganz unbegreiflich. Aus seiner eignen Empfindung und der allgemeinen Erfahrung wird ers doch hoffentlich nicht wissen, daß das menschliche Leben ein so erschreckliches Uebergewicht von Elend habe, daß der große Haufen der Menschen nicht nur gleichgültig gegen den Tod ist, sondern ihn sogar als eine Wohlthat wünschet. Giebt es denn in Gegenden, wo er lebt, so viele quos taedet coeli convexa tueri? So weit ich und andre die Menschen kennen, ist ein so ausnehmender Ueberdruß und Eckel des Lebens ein sehr seltner Fall, und Herrn Mendelssohn war es gewiß zu vergeben, daß er bey seinem Beweise hierauf nicht rechnete. Sollte vielleicht, wie es der V. anzunehmen scheint, der Gedanke, daß der Tod eine gänzliche Vernichtigung sey, diese Gleichgültigkeit, diesen Haß gegen das Leben hervorzubringen vermögend seyn! Weder Erfahrung noch Vernunftschlüsse konnten ihn zu dieser Vermuthung berechtigen. Die Geschichte giebt wohl Beyspiele, daß Menschen, die sich eines bessern Lebens nach dem Tode versichert hielten, dasselbe als eine unfehlbare Belohnung der großmüthigen Verachtung des gegenwärtigen erwarteten, sich in den Tod gestürzet haben; aber daß diese Sterbensbegierde gerade bey den Leugnern der Zukunft am meisten geherrscht habe, davon weis sie nichts, und keine Erfahrung bestätiget diese widersinnige Bemerkung. Wenn der Mensch wirklich einen natürlichen Trieb hat, sein Leben zu erhalten, so muß allem Ansehen nach, durch den Gedanken, daß dies Leben sein Alles, sein einziges und höchstes Gut ist, dieser Trieb nicht geschwächt, sondern vielmehr ausserordentlich verstärkt werden. Vernunft und Pflicht können auch in diesem Falle nie von ihm fordern es aufzugeben, denn es ist, wie Hr. M. ganz richtig behauptet, nicht Mittel zu einem höhern Zweck, sondern selbst der höchste und letzte Zweck; so wenig als es einen Menschen jemals die Vernunft rathen, noch Pflicht und Religion befehlen kann, sich zum Besten andrer zu einer ewigen Verdammung zu weihen, oder einer immerwährenden Unglückseligkeit Preis zu geben. Denn der Mensch der gezwungen ist, seinen letzten Zweck aufzugeben, und seinen

höch-

höchstem Gute zu entsagen, der nicht unglücklicher werden kann, als er es schon ist, nichts mehr zu verliehren hat, hat keine Pflichten mehr, und selbst der Allmächtige hat durch Befehle und durch Drohungen keine Macht mehr über einen solchen Menschen, kann ihn zu nichts verpflichten oder durch Gründe nöthigen. Wenige Menschen haben nach der Bemerkung des V. ihren Himmel auf Erden. Wenn dies auch wahr wäre, so wird es doch der V. wissen, daß sie ihn wenigstens auf Erden suchen; sollte er aber in seiner Gemeinde auch hievon das Gegentheil bemerkt haben, so wünschen wir ihm Glück dazu. Wie leicht muß es ihm nun werden, diese ungewöhnliche Art von Menschen auf die Ewigkeit aufmerksam zu machen, und zu einem derselben würdigen Wandel zu erwecken! — Doch genug, um unser Urtheil über dies weitschweifige und wortreiche Werk einigermaßen zu rechtfertigen.

Bs.

Erweis, daß die Worte 1 Joh. V, 7. 8. göttliches Ursprungs. Nebst einer kurzen Nachricht von den Handschriften des N. T. der Vaticanischen, Alexandrinischen, — — Von den Uebersetzungen, der Syrischen, Arabischen, Aethiopischen, der alten Deutschen, der Lutherischen — durch Lorenz Jacob Ibenthal, Freygebohrnen von Niß Hinrichsen. Hamburg, 1772. 149 Seiten in 8.

Nach den vielen, und zum Theil unnützen Worten, die über diese merkwürdige Schriftstelle unter den Gelehrten von je her sind verwendet worden, hätte der Verf. doch unsers Erachtens klüger gethan, wenn er die Welt mit dieser seiner so unnützen als erbärmlichen Schrift in Gnaden verschonet hätte. Er behauptet, die Stelle sey ächt: und das mit Gewalt, mit offenbarem Vorurtheil, mit Partheylichkeit, mit sichtbarem Eifer, alle anders urtheilende zu verketzern; gar nicht mit der Aufrichtigkeit, und mit dem kalten Blute, welches dem redlichen Wahrheitforscher, vorzüglich in der Kritick, so nöthig ist. Seine Beweise, seine Gründe, sind höchst dürftig, theils längst gesagt, und längst beantwortet, theils offenbare Zirkel oder petitiones principii. Man höre nur den Anfang: „Die Verheissung unsers Herrn, des Stifters seiner Kirche: Ich bin bey euch alle Tage u. s. f.

Matth. 28, 20. Luc. 16, 17. 21, 23. 1 Petr. 1, 23. . . . Matth. 24, 34. . . . Röm. 11, 25, 26: Die Verheissung ist der Grund unsers Glaubens von der Unvergänglichkeit des Worts Gottes: sie ist die Richtschnur unsers Urtheils bey Entscheidung des Wahren und des Falschen, wenn in der heil. Schrift sich Verfälschungen eingemischt haben. Die ewige Fürsehung hat, ausser dem Zeugnisse der heil. Schreiber mit eigenhändiger Unterschrift, bey dem Zeugnisse der Kirchen, ihren canonischen Schriften kein anderes äusserliches Kennzeichen eingedruckt, an dem die Christen die ohnfehlbare Gewißheit ihres göttlichen Ursprunges erkennen können.„ Dies giebt wohl schon genung zu verstehen, wo der Mann hinausdenkt. Aber eine andre Stelle, welche unsern braven D. Luther betrift, ist fast nicht zu verzeihen: Sie lautet S. 121. ff. von Wort zu Wort so; und mag zugleich eine Probe von unsers V. deutschem Styl seyn: „Daß in den Uebersetzungen Lutheri, da bereits das N. T. zu Wittenberg 1522. in Fol., und zu Augsburg in gleichem Format und Jahre, durch Syluanum Ottomar die Presse verlassen hatte, in der Ausgabe zu Wittenb. 1523. in 8., der oftbenannte 7. Vers, 1 Joh. V. nicht übersetzt; wie er denn auch nicht gefunden wird, in dem von ihm um 1524. verfertigten Commentario in Iohannis Epist. I.; so hat er solches doch nicht mit Fleiß gethan, massen er in dem griechischen Codice ihn nicht gefunden.„ — doch! der Recens. dächte, daß der gute sel. Mann dies allerdings mit Fleiß gethan; und das von Rechtswegen! Wer daran zweifelt, lese doch Lutheri eigene Worte in dem Vorbericht vor desselben N. T. Ausgabe 1546., angeführt in Michaelis Einleitung in d. N. T. 1766. 2ter Th. S. 1812. — „sondern, wie Herr — anführet, nemlich aus großer Liebe gegen den Grundtext, wie er ihn in Händen hatte, und aus *Diffidens* gegen die Vulgatam„ — Das dächten wir auch: Aus großer Liebe gegen den Grundtext! Und gelt! das hätte unser kritischer Verf. nicht so gemacht! Der Mann muß gar keinen richtigen Begriff von Kritick haben. Am Ende werden die Gründe folgendermaßen wieder aufgesummet: „Man kann es bey dieser Schriftstelle — zu einer Demonstration bringen.„ Und da erscheinen 1. die ältesten Kirchenlehrer. 2. Die ältesten bewährtesten Mspte. 3. Die Uebersetzungen u. s. f. Das alles ist längst gesagt, weit besser gesagt, wenigstens nicht in solchem unverständlichem Galimathias, wie hier. Und dann der Schluß: „Der göttliche Glaube, oder die innere göttliche Gewißheit des

Glau-

Glaubens — ist, da die heil. Schriften auf ihr inneres eigenes, auf ihrer Schreiber Zeugniß für göttlich angenommen, durch das innere Zeugniß des heil. Geistes aber, in den geschriebenen Worten selbst zuversichtlich bewähret worden. — Dergleichen bey einer zweifelhaften Stelle, die nach den äusserlichen wesentlichen ächten Kennzeichen, in ihrer göttlichen Authentia bewähret worden, geschicht, da die innere Natur der Schrift, deren wesentliches Theil sie ist, eben so kräftig durch den ihr beywohnenden nöthigen Verhalt zum Ganzen der Schrift, als die heil. Schreiber mit ihrer Hand zuvor, zeuget, wobey denn auch, das ihr inwohnende innere Zeugniß des heil. Geistes, sich nicht anders als kräftig erweisen kann.„ Aus diesen vorgelegten Proben mag der geneigte Leser selbst von dem Vortrage, und der Schreibart unsers V. urtheilen. Kurz, wir können uns diese erbärmliche Schrift nicht anders erklären, als so: daß sie schon vor 30. und mehr Jahren mag geschrieben seyn; und aus uns unbegreiflichen Ursachen jetzt wieder aufgelegt ist. Das wollen wir zum wenigsten aus Patriotismus immer lieber glauben, als daß noch heut zu Tage ein so erbärmliches Geschmiere im Fache der biblischen Kritick in unserm deutschen Vaterlande zum Vorschein kommen sollte.

No.

Exercitationes criticae in Iobi Cap. XIX. 23-29. accedit strictior expositio reliquarum ejus libri sententiarum, quibus religionis antiquissimae vestigia produntur, autore *I. C. Velthusen*. Lemgoviae, Meyer, 1772. 8 Bogen in 8.

Der Verf. sucht zu zeigen, daß diese merkwürdige Schriftstelle allerdings den Lehrsatz von einem ewigen Leben, und selbst von der Auferstehung des Fleisches, enthalte; folglich, daß dies schon einer von den Artickeln der allerältesten Religion gewesen sey. In der Ausführung seiner Erklärung verfährt er sehr richtig; er versäumt keins von den Hülfsmitteln, die die gute Auslegungskunst anräth: Grammatick, Sprachen, Philologie, alte Uebers., Varianten und Kritik; und was am Ende manchmal mehr hilft, als alles das zusammen, gesunden Verstand, Geschmack, Empfindung und Achtung auf Geist des Schriftstellers und den Zusammenhang des ganzen Buchs. Vorzüglich wegen dieses letztern

Matth. 28, 20. Luc. 16, 17. 21, 23. 1 Petr. 1, 23. . . . Matth. 24, 34. . . . Röm. 11, 25, 26: Die Verheissung ist der Grund unsers Glaubens von der Unvergänglichkeit des Worts Gottes: sie ist die Richtschnur unsers Urtheils bey Entscheidung des Wahren und des Falschen, wenn in der heil. Schrift sich Verfälschungen eingemischt haben. Die ewige Fürsehung hat, ausser dem Zeugnisse der heil. Schreiber mit eigenhändiger Unterschrift, bey dem Zeugnisse der Kirchen, ihren canonischen Schriften kein anderes äusserliches Kennzeichen eingedruckt, an dem die Christen die ohnfehlbare Gewißheit ihres göttlichen Ursprunges erkennen können.„ Dies giebt wohl schon genung zu verstehen, wo der Mann hinausdenkt. Aber eine andre Stelle, welche unsern braven D. Luther betrift, ist fast nicht zu verzeihen: Sie lautet S. 121. ff. von Wort zu Wort so; und mag zugleich eine Probe von unsers V. deutschem Styl seyn: „Daß in den Uebersetzungen Lutheri, da bereits das N. T. zu Wittenberg 1522. in Fol., und zu Augsburg in gleichem Format und Jahre, durch Syluanum Ottomar die Presse verlassen hatte, in der Ausgabe zu Wittenb. 1523. in 8., der oftbenannte 7. Vers, 1 Joh. V. nicht übersetzt; wie er denn auch nicht gefunden wird, in dem von ihm um 1524. verfertigten Commentario in Iohannis Epist. I.; so hat er solches doch nicht mit Fleiß gethan, massen er in dem griechischen Codice ihn nicht gefunden.„ — doch! der Recens. dächte, daß der gute sel. Mann dies allerdings mit Fleiß gethan; und das von Rechtswegen! Wer daran zweifelt, lese doch Lutheri eigene Worte in dem Vorbericht vor desselben N. T. Ausgabe 1546., angeführt in Michaelis Einleitung in d. N. T. 1766. 2ter Th. S. 1812. — „sondern, wie Herr — anführet, nemlich aus großer Liebe gegen den Grundtext, wie er ihn in Händen hatte, und aus *Diffidens* gegen die Vulgatam„ — Das dächten wir auch: Aus großer Liebe gegen den Grundtext! Und gelt! das hätte unser kritischer Verf. nicht so gemacht! Der Mann muß gar keinen richtigen Begriff von Kritick haben. Am Ende werden die Gründe folgendermaßen wieder aufgesummet: „Man kann es bey dieser Schriftstelle — zu einer Demonstration bringen.„ Und da erscheinen 1. die ältesten Kirchenlehrer. 2. Die ältesten bewährtesten Mspte. 3. Die Uebersetzungen u. s. f. Das alles ist längst gesagt, weit besser gesagt, wenigstens nicht in solchem unverständlichem Galimathias, wie hier. Und dann der Schluß: „Der göttliche Glaube, oder die innere göttliche Gewißheit des

Glau-

Glaubens — ist, da die heil. Schriften auf ihr inneres eigenes, auf ihrer Schreiber Zeugniß für göttlich angenommen, durch das innere Zeugniß des heil. Geistes aber, in den geschriebenen Worten selbst zuversichtlich bewähret worden. — Dergleichen bey einer zweifelhaften Stelle, die nach den äusserlichen wesentlichen ächten Kennzeichen, in ihrer göttlichen Authentia bewähret worden, geschicht, da die innere Natur der Schrift, deren wesentliches Theil sie ist, eben so kräftig durch den ihr beywohnenden nöthigen Verhalt zum Ganzen der Schrift, als die heil. Schreiber mit ihrer Hand zuvor, zeuget, wobey denn auch, das ihr inwohnende innere Zeugniß des heil. Geistes, sich nicht anders als kräftig erweisen kann.„ Aus diesen vorgelegten Proben mag der geneigte Leser selbst von dem Vortrage, und der Schreibart unsers V. urtheilen. Kurz, wir können uns diese erbärmliche Schrift nicht anders erklären, als so: daß sie schon vor 30. und mehr Jahren mag geschrieben seyn; und aus uns unbegreiflichen Ursachen jetzt wieder aufgelegt ist. Das wollen wir zum wenigsten aus Patriotismus immer lieber glauben, als daß noch heut zu Tage ein so erbärmliches Geschmiere im Fache der biblischen Kritick in unserm deutschen Vaterlande zum Vorschein kommen sollte.

No.

Exercitationes criticae in Iobi Cap. XIX. 23-29. accedit strictior expositio reliquarum ejus libri sententiarum, quibus religionis antiquissimae vestigia produntur, autore *I. C. Velthusen.* Lemgoviae, Meyer, 1772. 8 Bogen in 8.

Der Verf. sucht zu zeigen, daß diese merkwürdige Schriftstelle allerdings den Lehrsatz von einem ewigen Leben, und selbst von der Auferstehung des Fleisches, enthalte; folglich, daß dies schon einer von den Artickeln der allerältesten Religion gewesen sey. In der Ausführung seiner Erklärung verfährt er sehr richtig; er versäumt keins von den Hülfsmitteln, die die gute Auslegungskunst anräth: Grammatick, Sprachen, Philologie, alte Uebers., Varianten und Kritick; und was am Ende manchmal mehr hilft, als alles das zusammen, gesunden Verstand, Geschmack, Empfindung und Achtung auf Geist des Schriftstellers und den Zusammenhang des ganzen Buchs. Vorzüglich wegen dieses letztern

Stücks werden ihm gewiß alle Freunde der biblischen Exegesis recht vielen Dank wissen. Denn er legt in dem sogenannten corollario exegetico den Plan dieser ganzen Schrift (wenigstens, sofern er den Satz von einem zukünftigen Leben betrift) dem Leser schön vor Augen, und läßt ihn, bald durch Uebersetzung, bald durch Paraphrase, bald durch Auszug, das Ganze übersehen. Das wenige, was im Anfang von der biblischen Kritick und Exegesis gesagt ist, giebt eine eben so gute Probe von des Verf. reifem Urtheil; als die gewagete lateinische Uebersetzung dieser Stelle, von seinen poetischen Talenten.

Johann Dav. Michaelis Abhandlung von der syrischen Sprache. Göttingen, bey Vandenhöck, 1772. in 8.

Dies ist ein bereits bekanntes Buch, nur unter einem neuen Titel, oder vielmehr Verlage. Im Jahr 1768. kam es zuerst, nebst einer dabey befindlichen syrischen Chrestomathie, welche der Verf. nach und nach Bogenweis hatte abdrucken lassen, bey Barmeyer heraus: (Siehe unsre Bibliothek, Anh. z. d. *XII.* B. S. 959.) Dieser hat nachmals den Verlag dieser Abhandlung, doch ohne die Chrestomathie, an die Vandenhöckische Handlung käuflich abgetreten, und das ist gegenwärtiges Buch. Wir halten es für unsre Pflicht, dies anzuzeigen, damit unwissende Käufer sich nicht irren.

Na.

Samuel Bourns geistliche Reden über einige auserlesene Parabeln unsers Heilandes. Aus dem Englischen. Erster Band. Herausgegeben von Johann Jacob Dusch, Königl. Dänischen Professor in Altona. Altona und Bremen, 1771. 8. 360 Seiten. Zweyter Band, 1772. 402 S.

Es ist uns noch kein Ausleger der vortreflichen Parabeln unsers Heilandes vorgekommen, der in den Geist derselben tiefer eingedrungen wäre, ihren lehrreichen Inhalt nach der jedesmaligen Absicht ihres weisen Erfinders in ein helleres Licht gesetzt, die darinn liegende Moral richtiger angegeben, und alle ihre Theile so natürlich auseinander gelegt hätte,

als Hr. B. Der erste Theil enthält sieben Reden über die Parabeln im 13ten Kap. des Matthäus; der zweyte neune über die im 15ten und 16ten Kap. des Lucas. Beyde machen den ersten Band aus. Der dritte Theil enthält zehen Reden über die Nationalparabeln: oder diejenigen, welche den Charakter der jüdischen Nation und der verschiedenen Partheyen unter derselben bezeichnen, und den Untergang derselben weissagen; der vierte Theil aber, ausser der Einleitung, neun Predigten über solche Gleichnißreden Jesu, welche die Bekehrung seiner ersten Jünger, besonders der Apostel, zur Absicht hatten, und sie zu ihrem künftigen Amte geschickt machen sollten. Diese beyden letzteren Theile machen den zweyten Band aus. Wir wollen keine einzelne Stellen daraus anführen. Sie verdienen ganz gelesen zu werden. Alles ist darinn sehr treffend gesagt und auf das menschliche Herz, das sich unter allen Nationen und zu allen Zeiten immer gleich bleibt, gut angewendet.

F.

Gründe für die gänzliche Abschaffung der Schulsprache des theologischen Systems, von dem Verfasser der Schrift: Was für einen Werth kann man den schnellen Bekehrungen zueignen? Berlin, 1772. 80 Seiten in 8.

Eine Schulsprache werden wir in der Theologie so gut, wie in jeder andern Wissenschaft, allemal haben müssen, denn es wäre nicht abzusehen, wie den Studirenden ohne dieselbe eine zusammenhängende gelehrte Religionserkenntniß beygebracht werden könnte; aber freylich eine Schulsprache, die vernünftig, bedeutungsvoll, bestimmt und logisch richtig ist, in der man mit gewissen Wörtern und Redarten festgesetzte, deutliche, gesunde und wahre Begriffe verbindet. Indessen stosse sich niemand an den Titel dieser kleinen Schrift. Ihr Inhalt ist weniger zweydeutig als ihre Ueberschrift, welche einen beym ersten Anblick glauben macht, der V. wolle alle Schulsprache ohne Unterschied abgeschaft wissen, welches sich freylich nicht thun liesse. Dies ist aber auch ganz und gar nicht seine Meynung, wie ein jeder, der die Abhandlung bis auf das letzte Blatt durchgelesen hat, leicht sehen wird. — Der V. redet blos von dem elenden scholastischen Wörterkram, der sich von vielen Jahrhunderten her bis itzt noch immer unter

den Gottesgelehrten erhalten hat. Er eifert lediglich gegen die nichts bedeutende, leere und spitzfündige Terminologie, in der die christliche Glaubenslehre gewöhnlicher Weise von den akademischen Kathedern herabdocirt, von da wieder auf die Kanzeln gebracht und so in allen christlichen Gemeinen nachgeprediget wird. Diese dunkele, räthselhafte Schulsprache des theologischen Systems, wo gewisse Wörter oft ganz was anders, als im gemeinen Leben, bedeuten, wird aus guten Gründen mit Recht verworfen. — Sie dienet weder in den gemeinsamen populären Religionsunterricht auf der Kanzel oder in Schriften, weil sie die Christen zu keiner aufgeklärten, überzeugenden Einsicht in die Lehren des Evangeliums verhilft, sondern vielmehr Verwirrung und Dunkelheit in selbige hineinbringt; — noch zum Hülfsmittel einer gründlichen, gelehrten theologischen Erkenntniß, indem sie nicht die Vollkommenheiten einer nach den Regeln der Vernunftlehre bestimmten Schulsprache, aber wohl alle entgegengesetzte Fehler hat. — Der V. beweiset solches sehr einleuchtend an einzelnen Wörtern und Formeln aus der Dogmatick, wozu er die Wörter: Glauben und gute Werke, die Sätze: der Glaube allein macht selig, gute Werke sind nicht nothwendig zur Seligkeit, gewählt hat, und hebt die Einwendungen, welche ihm gemacht werden könnten, so, daß kein Zweifel dagegen übrig bleibt. — Die Erfahrung spricht laute genug für ihn, und er weis die Gründe, die sie ihm an die Hand giebt, auch wohl zu nutzen. — Bey dieser Gelegenheit werden denn über die theils verkehrte, theils mangelhafte Erziehungsart unserer jungen Geistlichen, über den Ursprung und Fortgang der scholastischen Theologie, über das Gute, das ihre Beybehaltung hindert, und den Schaden, den sie anrichtet, u. d. g. viel kräftige Sachen von dem freymüthigen V. gesagt, und die Theologen, besonders in den Brandenburgischen Ländern, ermuntert, das Joch der Menschensatzungen im Christenthum immer mehr abzuschütteln.

Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres. Erster Theil, welcher die sechs ersten Monate enthält. Zweyter Theil, welcher die sechs letzten Monate enthält. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1772. gr. 8. 3 Alphabeth.

Es hat seinen ohnstreitigen Nutzen, wenn durch dergleichen Schriften Lesern aus allerley Ständen und von verschiedenen Fähigkeiten einige Kenntniß von der weisen Einrichtung der Natur, woran es keinem vernünftigen Menschen gänzlich fehlen sollte, beygebracht wird, zumal wenn mit dieser Absicht noch eine andere, die würdigste unter allen, verbunden ist, nemlich durch die nähere Betrachtung der Naturbegebenheiten moralische Gesinnungen in den Gemüthern zu erwecken, und die Gedanken der Menschen von der sichtbaren Ordnung, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Geschöpfe zu der unendlichen Weisheit und Güte ihres großen Urhebers hinaufzuziehen. Der V. sucht sowol das eine, als das andere durch diese Betrachtungen zu erreichen. Er hat dem Buche die Einrichtung einer Monatschrift gegeben, auf jeden Monat ein Stück von sechs Bogen gerechnet, wovon wir in den angezeigten beyden Theilen einen Jahrgang vor uns haben. Eigentliche gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen aus der Physick muß man hier gar nicht erwarten, denn die gehörten nicht zu dem Zweck des V., den er sich dabey vorgesetzt hatte, sondern in jedem Stück, welche durchs ganze Jahr nach dem Kalender datirt sind, wird ein besonderes Phänomenon in der Natur auf eine faßliche Art kurz erklärt, und dann werden einige gewöhnliche moralische und religiöse Reflexionen darüber gemacht. Das mehreste ist, wie es uns vorkommt, aus andern Schriftstellern genommen. Manche Stücke sind ganz gut ausgearbeitet, aber vielmal hätte der V. auch wohl etwas tiefer in seine Materie eindringen, und die Wißbegierde der Leser, wenn wir so sagen dürfen, statt des oben abgeschöpften Schaums mit etwas sättigenderer Speise nähren können. Z. B. den 16 Jänner will der V. den Schaden und Nutzen der ausserordentlichen Kälte gegen einander abwägen. Der Schade wird auch angeführt, aber der Nutzen nicht, sondern blos S. 49. gesagt: „was ist das alles gegen die Vortheile zu rechnen, welche wir „dadurch erhalten„ und damit gut. Die Unannehmlichkeiten einer gar zu großen Kälte fühlt ein jeder ohne des V. Anzeige, aber den Nutzen möchte mancher gerne von ihm lernen, und den erfährt er auf die Art gerade nicht. Vielleicht verläßt sich der V. manchmal darauf, daß die Leser, für welche er eigentlich schreibt, leichter zu befriedigen sind, als es ein Publikum seyn würde, das in seinen Kenntnissen und seinem Geschmack nicht so weit zurück wäre.

T.

Zwölf Predigten über die Geschichte von Pauli Bekehrung, der christlichen Gemeinde vorgetragen, von D. Theod. Christoph Lilienthal, der Kniphof. Thumkirche Pfarrern, und der Schwed. Gesellschaft pro Fide et Christianismo Mitgl. — Königsberg, bey Zeisens Wittwe und Hartungs Erben, 1772. 375 S. in 8.

Um über die Materie von der Bekehrung der Menschen mit Erfolg zu predigen, braucht's nicht sowol vieler theol. dogmatischer, oder scholastischer und exegetischer Kenntnisse, — diese greifen gar nicht, rühren nicht, werden angehört, auch wohl angestaunt, und vergessen; — sondern einer ausgebreiteten und innigen Kenntniß der verschiedenen menschl. Charactere, und Auftritte des Lebens, kurz des Menschen, um den Zuhörern die vielfache Berückungen ihres Herzens, den Gang und die mannichfaltige Abänderungen ihrer Neigungen, die Art, wie sie sich stärken, und wie auch manches einen entfernten Einfluß darein hat, anzeigen; um ihnen die Folgen der verschiednen Arten ihrer Handlungen, nach der strengsten Wahrheit entworfen, vorlegen; um ihnen, — damit sie nicht immer wähnen; es sey von andern, nur nicht von ihnen, die Rede, sondern: *de me* fabula narratur, jeder lebendig erkenne — einen getreuen Spiegel vorhalten, ein getroffnes Bild ihres Herzens und Lebens darstellen; um ihnen, nach ihrer unterschiedenen Denkungs- und Sinnesart, auch wieder die vielartige Hülfsmittel, ihre Neigungen und Leidenschaften glücklich zu bekämpfen, oder zu stärken ꝛc. anweisen zu können. Wird alles dieses, und das übrige hiemit verwandte, in einem wahrhaftig populären, und recht herzlichen Ton, mit allem Glimpf, zugleich auch durch treffende Beyspiele aufgehellt, vorgetragen: kein Zweifel, daß es von vorstechenden Wirkungen werde begleitet seyn.

Diese Lilienthalsche Predigten von der Bekehrung der Menschen, sind nichts weiter, denn eine Zusammensetzung aus ganzen biblischen Sprüchen, aus einzelnen Worten und Redearten daraus, Versen aus alten geistl. Liedern, aus Dogmatischen, und auch etlichen Mystisch-Ascetischen Floskeln ꝛc. allgemein und kalt, — für den Zuhörer und Leser daher nichts weniger als Licht, überzeugend und rührend. Die Erzählung Apostgesch. 9. von Paulo, ist auch dazu minder gut gewählt; sie

sie enthält wohl wahrscheinlich die Geschichte seiner Ueberzeugung von der Wahrheit der Auferstehung Jesu, und der Göttlichkeit seiner Religion, und nicht eigentlich die seiner Sinnesbesserung und Lebensänderung, welche jedem Menschenbeobachter, überall nicht als ein Werk von Wochen und von Monaten, sondern als die Frucht jahrlanger Bemühungen, sich darstellen muß. Wie der Mensch noch heut zu Tage, der die festeste Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion erhält, oder besitzt, doch deswegen nicht immer auch sogleich gebessert wird, nicht immer zugleich bekehrt ist, sondern dabey verkehrt seyn kann, und deswegen in einer Reihe von Jahren, durch tägliches Nachdenken, anhaltende Betrachtungen, fortgesetzte Uebungen u. dgl. an sich zu bilden hat: so gut fand wohl dieses auch bey Paulo Statt. — Nun noch einige andre Anmerkungen.

S. 166. „Paulus war ein notorischer und berüchtigter Feind alles Guten, ꝛc.„ Ist, wie mehreres in dieser ganzen Stelle, und an andern Orten, aus der Luft aufgegriffen. Man betrachte doch die Menschen, ob nicht bey den sogenannten Haupttemperamenten und Charakteren, neben den ihnen anklebenden Fehlern, auch wieder verschiedene Tugenden parallel gehen, ob das nicht allgemein wahr sey? — Andrer Gründe hier nicht zu gedenken.

Und was mag doch die Meynung von einem besondern Kreuz der Frommen, in der achten Pr. von den Trübsalen, auf welche sich der bekehrte Sünder gefaßt halten muß, seyn? eine Meynung, die zwar gewöhnlich ist, aber wenn man über die Idee der wahren Frömmigkeit, und deren Folgen nachdenkt; um sich ins menschliche Leben hinaus, sieht, und die Schriftstellen recht erwägt, gar keinen Grund hat. — Wenn man doch nur auch genau und bestimmt angäbe, worinn das besondre Creuz, der Frommen eigentlich bestehe, und was für welches sie mit dem Rest der Menschen nicht gemein, sondern, ausser dem allgemeinen Loos der Menschheit, als ein Apanage ihrer Frömmigkeit, so zu sagen, voraus und eigenthümlich haben? Noch gerade möchte es Zeit seyn, daß diese Grille vom besondern Creuz der Frommen, aus den Köpfen so mancher Prediger einmal ausführe. An den S. 228 : 231. angeführten Schriftstellen Apostg. 14, 22. 2 Tim. 3, 12. hat sie vollends keine Stütze; diese betreffen ja augenscheinlich blos jene erste der Christenheit traurige Zeiten.

Ist es wahr, daß es „ein elend jämmerlich Ding sey um aller Menschen Leben?„ wie S. 250. steht. Das soll

nun eine andächtige Sprache seyn. Tritt man aber näher, und wirft einen Blick auf die mit so mannichfaltigen Gütern von Gott ausgefüllte Erde, und auf den mit der Fähigkeit das Schöne und Gute zu empfinden, und andern erhabnen Vorzügen, begabten Menschen, was ist sie anders, als unrichtig und gegen den Urheber alles Guten unerkenntlich? — Ist's auch um jemands Leben ein elend jämmerlich Ding, hat das Böse darinn das Uebergewicht, so schlage er nur an seine Brust, und bekenne, daß nicht Gott, sondern er selbst, die meiste, wo nicht alle Schuld habe.

Wenn manche Leute S. 236 : 244. u. an a. O. von „Satans Engel, der Paulum mit Fäusten schlug, lesen, was werden sie sich für Begriffe machen? Es hätte wohl zugleich kurz erklärt, oder gar weggelassen, seyn können. — Eben so räthselhaft wird S. 305. „das Pfand und Siegel des H. „Geistes„ seyn, wie es daselbst gesetzt ist. — Manche Ausdrücke hätten auch umgeschmolzen seyn können, z. B. Maulchristen, aufmuzen, Gott eine Seele aufs Herz binden, u. a. m.

Noch mag, damit man den Verf. etwas näher kennen lernen möge, das Verzeichniß der Predigten hier stehen: 1. Der verblendete Sünder. 2. Der von Gott ergriffene Sünder. 3. Der aufmerkende Sünder. 4. Der niedergeschlagene Sünder. 5. Der inbrünstig zu Gott bätende Sünder. 6. Die Aenderung des Sinnes in der Bekehrung. 7. Der freudige Ruhm an Jesu bey dem bekehrten Sünder. 8. Die Trübsale, auf die sich der bekehrte Sünder gefaßt halten muß. 9. Die mehrere Erleuchtung des bekehrten Sünders. 10. Die Erquickung desselben. 11. Die verschiedne Urtheile über den bekehrten Sünder. 12. Die nöthige Stärkung des bekehrten Sünders im Guten. — Zu wünschen, daß sie nicht ohne Wirkung seyn mögen; zu glauben aber, daß sie zwar kein Böses eben stiften werden, doch aber auch wenig oder kein Gutes.

N.

D. Wilhelm Abraham Tellers Predigten von der häuslichen Frömmigkeit und dem gottesdienstlichen Gesang. Berlin, bey Joh. George Bossen, 1772. 8. 312 Seiten.

Je häufiger die Christen glauben, daß die Frömmigkeit, als ein von dem übrigen menschlichen Leben ganz abgesondertes Geschäft, blos auf die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche, oder eine Morgen- und Abendandacht im Hause eingeschränkt sey; desto nöthiger thut ihnen ein näherer, ausführlicher Unterricht, woraus sie lernen können, wie die wahre Frömmigkeit in alle Handlungen des Privatlebens, in jede häusliche Verbindung, ihren sichtbaren Einfluß zeigen, und uns überall dahin bringen müsse, daß wir rechtschaffen gesinnet sind, und gewissenhaft handeln. Diesen so wichtigen und gemeinnützigen Unterricht hat der V. in den angezeigten Predigten gegeben. Sie sind, die letzte ausgenommen, an einem Wochentage gehalten, und werden, da sie nun jedermann lesen kann, gewiß viel Gutes stiften.

Die erste Abtheilung enthält allgemeine Betrachtungen über den häuslichen Gottesdienst, oder die Hausfrömmigkeit in dreyen Predigten. Ps. 119. 54. — Die zwote handelt in zwo Predigten von dem Werth und Entwurf (dieses Wort möchten wohl anfänglich nicht alle Zuhörer verstanden haben) der häusl. Frömmigkeit. Ps. 101. 1. — Die dritte, in dreyzehn Predigten über Ps. 101. 1. Von den Pflichten der Eltern. 2. Von ihrem gewissenhaften Verhalten in der Fürsorge für ihre Kinder. 3. Von der gewissenhaften Zucht der Kinder. 4. Von dem Ernst in der Kinderzucht. 5. Von den Pflichten der Eheleute und zuerst ihrem fürsichtigen Betragen gegen einander. 6. Von dem gewissenhaften Verhalten gegen einander. 7. Von der ehelichen Treue. 8. Von der Uebereinstimmung christlicher Eheleute in frommen Gesinnungen. 9. Von den Pflichten der Herrschaften und ihres Gesindes. 10. Von der herrschaftlichen Gewissenhaftigkeit. 11. Von dem Ernst, den Herrschaften zu beweisen haben. 12. 13. Von dem frommen Diener. — Die vierte Abth. enthält zwo Predigten von den Hülfsmitteln der häusl. Frömmigkeit. 1. Der häusl. Andacht. Apostel Gesch. 1. 14. 2. Der häusl. Eingezogenheit. Sprüche Sal. 7, 11. Eine andere Predigt, über eben diese Materie aus den Erbauungsschriften des Herrn Toblers, welche Hr. T. der seinigen hat beydrucken lassen. — Die fünfte Abth. beschreibt das Glück der häusl. Frömmigkeit. Ps. 128, 1. 2. 3. Den Anhang macht eine Predigt über den Werth gottesdienstlicher Gesänge, nach Anleitung Luc. 1. 39-56. aus.

Man

Man kann diese Sachen nicht gründlicher und überzeugender auf der Kanzel abhandeln, man kann nicht populärer, faßlicher und in das Herz eindringender davon sprechen, als der V. gethan hat. Alles, was vorgetragen wird, ist unmittelbar aus dem menschlichen Leben, aus dem, was in dem engen Zirkel der häuslichen Familiengesellschaften vorzugehen pflegt, hergenommen, und dem Christen wird genau gesagt, was da von einem jeden Gliede der Gesellschaft geschehen und nicht geschehen muß, wenn wirkliche Frömmigkeit ein Hauswesen regieren, wenn Ordnung, Tugend und Glückseligkeit dar'nn herrschen sollen. Wir wünschen, daß diese Predigten in recht vielen Familien gelesen und künftig eines der Hauptandachtsbücher in allen Häusern werden mögen.

Die Ursache, warum der V. nicht auch die Pflichten der Kinder gegen die Eltern darinn abgehandelt habe, läßt sich in der Vorrede, sehr wohl hören. Ein kleiner litterarischer Irrthum ist am Ende derselben aus Versehen eingeschlichen, daß nemlich die Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu, die den itztlebenden Herrn Heß in Zürch zum V. hat, Hrn. Tobler zugeschrieben wird.

Johann Friedrich Hähns Predigten. Dritte Sammlung. Berlin, in Verlag der Realschul-Buchhandlung, 1772. 8. 556 Seiten.

Da Hr. Hähn alles, was er denkt, und an jedem Ort, wo er sich aufhält, in seiner Einsamkeit, oder auf der Kanzel, oder bey Besuchen Hochgräflicher, Hochfreyherrlicher und Hochadelicher Herrschaften auf ihren Landgütern mit Gott und Menschen spricht, sehr wichtig findet; so darf man sich nicht wundern, daß er es auch dem Publikum zum lesen mittheilt, zumal wenn christliche Freunde so sehr darum anhalten, und sich nicht zufrieden geben wollen, bis Hr. H. ihren Wünschen Genüge thut. Zu den beyden ersten Predigtsammlungen hat er also nun die angezeigte dritte, welche neun Predigten enthält, hinzuthun wollen. Die drey letzten darunter sind bereits vor dreyßig und mehr Jahren in Dresden, Braunschweig und Cottbus auf einer Durchreise, die beyden ersten in Stendal als Antritts- und Abschiedsreden, die übrigen aber in Havelberg, Wittstock, Lenzen, und Perlberg vor zwölf bis funfzehn Jahren bey Einführung neuer Inspektoren gehalten worden. Man muß es dem apostolischen Manne nicht verdenken, daß er solche alte Vorträge noch im Jahr 1772. bey

dem

chen läßt, denn so lange noch eine gläubige Seele aus der zahlreichen Versammlung vornehmer und geringer Personen, die ihn gehört haben, lebet, so lange wünscht sie auch, daß jedes Wort, so er geredet, zum unvergeßlichen Andenken in ihr Herz geschrieben stehe. Ist dieses Wort der Wahrheit hernach gedruckt, so kann sie es doch alle Tage wieder lesen, und sich daran laben.

Hr. H. hat nun einmal von vielen Jahren her das vorzügliche Glück, welches nicht alle Prediger haben und deshalb man ihn nicht beneiden muß, daß, wo er nur predigt, alles in Bewegung kommt. Der treue Heiland, wie er selbst rühmt, begleitet seine Betrachtungen immer ausserordentlich mit Gnade und Segen. Bey denen, die seine Vorträge angehört haben, entsteht gleich ein anhaltendes Verlangen, die vorgetragenen Wahrheiten im Druck zu sehen. Was kann Hr. H. dabey machen? Auf inständiges Ersuchen opfert er seinen Willen dem Willen Gottes und des Nächsten auf, und übersendet die Predigt, die man nachgeschrieben hatte und schon der Presse zu übergeben drohete, wenn er von dem Ort wieder weggereiset ist, als ein Traktätlein zum Druck. Ich melde nichts, als wovon ich hier die wörtliche Nachricht gefunden habe. So gieng es in Cottbus, wo Hr. H. im Jahr 1742. durchreisete; so gieng es in Dreßden, wo der hochselige Graf Bees, damaliger Preußischer Ambassadeur am sächsischen Hofe, ihn selbst wollte predigen hören, bevor er ihn zum Pfarrer auf seine Güter in Schlesien berief, den Auftrag der Predigt veranstaltete, ohne daß Hr. H. darum ausgehen und darum bitten durfte, ihm auch selbst den Text dazu gab, dann viele hohe und vornehme Standespersonen zu deren Anhörung einlud, und, da Gott dem V. Herz und Mund eröfnete, daß er ganz freymüthig die göttlichen Wahrheiten vortragen konnte, alsdenn den gehörten Vortrag gedruckt zu haben verlangte; wobey Hr. H. zwar damals Bedenklichkeiten fand, aber nachher auf ernstliche Aufforderung des Grafen ihn so aufsetzte, daß er zum Druck befördert werden könnte, weil er leider! aus Erfahrung wußte, wie nachgeschriebene Predigten, wenn sie dann so gedruckt werden, beschaffen sind — Und so geht es überall. Wider Dank und Willen des Hrn. H. sind seine Predigten beym Buchdrucker, die Exemplare gehn reissend ab, von weit und breit verlangen hochgräfliche Excellenzen, hohe Gönner und Freunde, die zweyte, dritte Auflage. Der gepreßte Mann weis keinen andern Rath, und wir wüßten ihm selbst bey solchen gedrängten Umständen keinen bessern zu geben,

ben, als daß er ohne die unlautere Absicht, sich dadurch bekannt zu machen, auf inständiges Verlangen sie lieber in einigen Bänden zusammendrucken läßt. Ich denke, wenn es bis zur vierten Sammlung kommt, so wird er uns auch einige seiner Studenten- und Candidatenpredigten liefern; denn es müßte viel seyn, wenn sich von deren Wirkungen in dieser irrdischen Sphäre der Geisterwelt nicht auch solche merkwürdige Geschichtchen erzählen liessen, als man in dieser und den ersten Sammlungen lesen kann.

Eine Kritik über die obenangezeigte dritte Sammlung würde wohl sehr überflüßig seyn. Daß Herr H. nicht unter zwo bis drey Stunden predigt, daß er darinn vom Heilande und dessen Blute, vom Glauben, von der Gnade u. s. w., ohne das Ende finden zu können, immer einerley Gerede macht; daß seine Reden deshalb einförmig hintereinander ablaufen, wie eine Uhr abläuft, wenn sie aufgezogen ist; daß er, wenn er einmal eine Viertelstunde lang wahre und gute Sachen gesagt hat, die darauf folgende wieder lauter Geschwätz vorbringt; daß sein Christenthum, welches er die Leute lehrt, zum Theil wahrhafter Fanatismus ist, — das weis die vernünftige Welt und hat es schon lange an ihm getadelt. Wozu dürften wirs also aus verjährten Predigten mit neuen Zeugnissen belegen? An Hn. H. Vorträgen muß ohnehin alle Kritik doch zu schanden werden, denn „Gott, sagt er, hat durch ihren Ab„druck, was ich selbst nicht glaubte, offenbar gemacht, wie „leicht es ihm sey, auch aus solchen Predigten, welche nach „dem Urtheil vieler, der itzt lebenden Schriftgelehrten, zu „einfältig und thöricht seyn möchten, etwas zu machen, zum „Lobe seiner herrlichen Gnade.„ Und wenn wir ihm das fehlerhafte und schwatzhafte in seiner Methode zu predigen auch noch so deutlich zeigen wollten, so würde das bey einem Manne doch nicht angebracht seyn, der sich mit der fromm scheinenden Antwort aus der Sache zieht: „Ich muß mich „gegen aller Menschen Gewissen beweisen, als einen Knecht „Jesu, dem es ein geringes ist, von Menschen gerichtet zu „werden.„

Also nur noch ein Wort von der Vorrede, worinn er von seiner letzten Amtsveränderung, da er von Kloster Bergen nach Ostfriesland versetzt worden, Actenmäßige Schutz- und Trutznachrichten für Freunde und Feinde giebet. Ueber die Umstände, welche sich im Jahr 1771. mit ihm ereignet haben, hat man ungleiche Urtheile gefället. (In öffentlichen Schriften, die einer öffentlichen Widerlegung bedürften, unsers Wissens

ſeus doch nicht?) Weil er nun gewiſſermaſſen vielen, wie er ſich mit einem David ausdrückt, ein Wunder worden, ſo meldet er dem chriſtlichen Leſer, wie, nach ſeinem Weggehen von Magdeburg, „Gott, ſein Erbarmer und verſöhnter Vater in „Chriſto, ihn durch Gnade ſtille, gelaſſen und ſtark gemacht, „nicht geringe Leiden zu ertragen und die mächtigen und er„quickenden Tröſtungen des Heil. Geiſtes, als des höchſten „Tröſters in allen Nöthen, habe erfahren laſſen.„ Nach dem Abzuge von Bergen habe er es für eine Gnade von Gott gehalten, ſich von einer der mühſeligſten und gefährlichſten Würden und Bürden befreyt zu ſehen. Seine Gedanken wären damals geweſen, „die kurze Zeit ſeines übrigen Lebens in „dem Dienſt ſeines Gottes und ſeines Nächſten, zwar nicht „müßig, doch ganz in der Stille, an einem einſamen Ort zu„zubringen, „ in welcher Abſicht er auch eine gewiſſe Reiſe gethan hätte. Es ſey ihm auch bald ein doppeltes Zoar bekannt und geöffnet worden, „wo er hätte einſam und gemein„ſam mit dem beſten Freunde ſeiner Seelen und Vollender ſei„nes Glaubens umgehen, und ſich ungeſtörter zu einer ewigen „Seligkeit zubereiten laſſen können.„ Allein die ihm gut geſchienene menſchliche Gedanken wären nicht Gottes Gedanken geweſen. Da er ſich eben in einem Hochfreyherrlichen Hauſe einige Monate aufgehalten, hätte er ein huldreichſtes königliches Schreiben, welches denn auch wörtlich abgedruckt da ſtehet, erhalten, worinn ihm zum drittenmal eine Generalſuperintendentur, wäre allergnädigſt angetragen worden. Er hätte dabey alle Kennzeichen eines beſondern göttlichen Rufs bemerken und die deutlichſten Spuren einer Herzenlenkenden Kraft Gottes wahrnehmen können; und alſo wäre es ihm als eigenſinnig, unlauter und ſträflich vorgekommen, den huldreichſten Antrag Sr. Königl. Maj. von Preuſſen allerdemüthigſt abzulehnen.

Wozu alle dieſe Erzählungen in einer Vorrede vor dreyßig Jahr alten Predigten? wird ein kluger Leſer denken. Wozu das wiederholte laute Gerede von eigener unbeweglicher Frömmigkeit und demüthigen Verehrung Gottes im Leiden? die eine große Tugend iſt, wenn ſie im ſtillen geübt wird. Wozu die ſüſſen niedrigen Schmeicheleyen, womit der heil. Mann, um ſeine Hochgräflichen, Hochfreyherrlichen und Hochadelichen Wohlthäter und Wohlthäterinnen herumkriecht? Wozu die öffentlichen Rechtfertigungen ſeiner Unſchuld, da kein Menſch öffentlich oder heimlich auf ihn gehalten hat? Wozu die Vorſpiegelungen von Feinden, durch deren Verfolgung er gelitten,

welche vielleicht nirgends als in seiner Einbildung vorhanden sind? Wozu endlich die eigene Bekanntmachung und der Abdruck königlicher gnädiger Rescripte, die ja ohnehin nie vom Landesherrn eigenhändig geschrieben, sondern von seinen Ministern in Ausdrücken, wie ihn der Kanzleystil mit sich bringt, expedirt werden? Es wäre möglich, daß mancher dabey dächte: Wenn nicht die Absicht, alle Stillen im Lande von sich als einem gottseligen Märtyrer sprechen zu machen, nicht die Begierde, den Geruch seiner Heiligkeit desto weiter und stärker um sich her duften zu lassen, — kurz, Eigendünkel und unter lauter Demuth versteckte geistliche Ruhmräthigkeit der Grund davon ist, so kann gar keiner vorhanden seyn; denn ein Mann, der nicht glaubt, daß seine persönlichen Angelegenheiten das ganze Publikum intereßiren, würde schwerlich selbst von sich schreiben, was Hr. H. nach alter Art in dieser Vorrede wieder geschrieben hat. Der Rec. will zwar das Herz des V. nicht auf die Weise richten, weil keines Menschen Gesinnungen und Absichten von andern untrieglich beurtheilt werden können. Es wäre aber zu wünschen, daß der V. um sein selbst willen auch den Schein der Ruhmräthigkeit möchte vermieden haben.

Uebrigens denke ich nicht, daß dies ganze Urtheil von Hrn. H., das er selbst veranlaßt hat, zu strenge seyn wird. Ich würde es mir selbst nie vergeben, wenn ich jemals bey der Recension eines Buchs die unwürdige Absicht hätte, dem V. wehe zu thun. Aber ich halte es auch, zur Besserung, besonders unserer theologischen Scribler, für eigentliche Pflicht eines ehrlichen Recensenten, dem schlechtem Schriftsteller offenherzig zu sagen, daß er ein schlechter Schriftsteller sey; wenn es ihm an Beurtheilung dessen, was schicklich und nicht schicklich zu schreiben ist, fehlt, ihn aufmerksam darauf zu machen, und wenn er bey aller seiner Schwäche so sichtbar verräth, wie sehr er von sich eingenommen sey, ihm etwas mehr Bescheidenheit zu empfehlen, deren sich besonders ein Theologus, wenn er auch Generalsuperintendent ist, befleißigen muß. Man handelt damit nicht wider das Gewissen, wie Hr. H. meint, und ladet keine Verantwortung vor Gott auf sich. Ueberdies macht es auch der jetzige Zustand der Religion aus bekannten Ursachen schlechterdings nothwendig, daß man dahin arbeite, die Lehren des Evangeliums in keine dunkle Mystick einzuhüllen, sondern sie jedermann verständlich zu machen: daß man den schädlichen Geist des Fanatismus dämpfen helfe, und sich der unnatürlichen sogenannten pietistischen Andächteley, welche die wahre ungeheuchelte Gottseligkeit bey vielen nicht befördert, sondern hin-

hindert, dreist entgegensetze. Und dieses haben sich die theologischen Mitarbeiter an der A. d. Bibl. unter andern mit zum Zweck gemacht.

F.

---

2. Rechtsgelahrheit.

I. L. E. Püttmanni ICti et Antecessoris Probabilium Iuris Civilis Liber singularis. Accedit ejusdem Dissertatio Iuris Canonici de Legislatore Ephesino ad Cap. 5. X. de Praescripsit. Lips. apud S. L. Crusium, 1768. 208 S. in 8. Probabilium I. C. Liber secundus. Ibid. 1773. 180 Seiten in 8.

Unsern Lesern dürfen wir die Püttmannischen Schriften nicht erst empfehlen; denn sie sind allen Freunden der ächten Rechtsgelehrsamkeit längst bekannt; aber dieses wollen wir, nur zum Besten unsrer jungen Studirenden anmerken, daß Herr D. P. ein Beyspiel ist, wie gut sich ein glücklicher und sehr geschäftiger praktischer Rechtsgelehrter und ein gründlicher Kenner der Rechte vereinigen lassen. Die Schüler des Cujaz sind, wie bekannt, in Deutschland gar selten.

In beyden Sammlungen, die wir zusammennehmen, weil wir den ersten Band der Probabilium in unsrer Bibliothek noch nicht angezeigt haben, beschäftiget sich der Hr. D. vorzüglich mit Erklärung der gewöhnlichen, oder vielmehr florentinischen, Lesart der Pandekten, und mit Abweisung unnöthiger Verbesserungen Andrer. Wir wollen nur einige Anmerkungen zur Probe auszeichnen.

Den Anfang macht ein Lib. Sing. Probab. eine umständliche Erörterung einer Stelle, worüber schon viele Kritiker sich die Köpfe zerbrochen hatten, den L. 57. D Mandat. Den Worten des Papinians, die wir nicht abschreiben mögen, legt der Hr. D. folgenden Sinn bey. Die Erben eines Bevollmächtigten, dem eine Anzahl Knechte zu verkaufen war aufgetragen worden, hatten nach dessen Tode, weil sie nicht wußten, daß die Vollmacht mit dem Tode der Bevollmächtigten aufhört, und in der Meynung, daß sie den Willen des Erblassers erfüllen müßten, die Knechte verkauft. Den Käufern,

fern, die in bona fide versierten, weil ihnen die Aufhebung der Vollmacht durch den Tod des Bevollmächtigten nicht bekannt war, gebührte sonach unstreitig die nachher erfolgte Usucapion. Ein Sklavenhändler aber, der einen Knecht gekauft hatte, war bald darauf, noch vor Ablauf der zur Verjährung nöthigen Zeit, verreist, und der Knecht gieng wieder zu seinem alten Herrn. Diesem Sklavenhändler allein spricht der Jurist das Recht der publicianischen Klage wider den alten Herrn des Knechts ab, und behauptet, dieser habe gegen jenen die Ausrede des rechtmäßigen Eigenthums, weil ihm der Irrthum der Erben des Bevollmächtigten nicht schaden dürfe. Uns deucht diese Erklärung und die Bestimmung des Falls, worüber der Jurist befragt worden, ungemein wahrscheinlich; obgleich die Basiliken, die καλῶς übersetzt haben, statt Publiciana actione non utiliter acturum, müssen non inutiliter gelesen haben, welches sich selbst auch in einigen Handschriften und Ausgaben der Pandekten findet.

Nicht ganz so wahrscheinlich und etwas gezwungen scheint uns die Erklärung der L. 22. C. de Fidejuss. im zweyten Kapitel; doch möchten wir sie lieber annehmen, als eine andre uns bekannte, und zumal die neueste Erklärung dieser Stelle, die Hr. P. hier nicht anführen konnte, von Hrn. Joh. Cannegieter ad Collat. LL. Mos. et Rom. Tit. III. p. 97. daß aber schon Brunnemann der Meynung gewesen, ist dem Hrn. D. entgangen. Beyde nemlich wollen, daß von dem Falle die Rede sey, da jemand einem andern die Vollmacht gegeben hatte, einer Frauensperson eine gewisse Summe zu leihen, und noch darüber etwas zu bezahlen sich anheischig gemacht hatte; und daß die Frage, ob ein solcher Bürge auch zur Leistung des letztern Versprechens könne angehalten werden, mit Nein entschieden werde. Sollte man nicht hier, so wenig wir sonst zumal dergleichen Verbesserungen geneigt sind, die Wortversetzung, si ultra hoc quod daturum te scripsisti, accepit ea, die Hr. Prof. Köhler Verisimil. I. C. Spec. I. Cap. 8. vorschlägt, weil ihr doch die Basiliken beyzustimmen scheinen, annehmen dürfen?

Eine sehr feine und richtige Bemerkung enthält das sechste Kapitel zur L. 2. §. 4. D. de O. I., worinn Bach und andre einen Irrthum zu finden glaubte, und die Bynkershoek deshalb änderte. Pomponius sagt, wie Hr. P. gar wohl bemerket, nicht, daß zehn Gesandten von Rom nach Griechenland geschickt, sondern daß zehn Männer in Rom bestellt worden,

den, die aus den eingehohlten griechischen Gesetzen die zwölf Gesetztafeln verfertigen sollten.

Das neunte Kapitel erklärt sehr glücklich die bekannten Schlußworte der L. 23. D. de R. I. in his quidem et diligentiam. Reinold, in einer eignen Abhandlung über die Stelle, wollte, wie die Vulgate hat, quidam lesen; Hr. P. aber zeigt, daß die florentinische Lesart nicht geändert zu werden brauche, weil man die Worte nur allein von der negotiorum gestione verstehen dürfe, als ob Ulpian geschrieben hätte: in his quidem (negotiis gestis) et diligentiam exigimus.

Im eilften Kapitel werden Rygerbos, im zwölften Voeckens Verbesserungen verworfen. Die Erklärungen des Hrn. D. sind durchgehends sehr leicht und natürlich. Z. B. in den Worten Ulpians L. 156. D. de R. I. Cum quis in alii locum successerit, non est aequum ei nocere hoc, quod adversus eum nocuit, in cujus locum successit; wenn Rygerbos liest, quod adversus eum. NOcuit, d. i. non nocuit, und Hr. Sammet dieselben Worte gar durch quod alteri fuit utile erklärt, setzt Hr. P. nur am Ende ein Fragzeichen, und nimmt non für nonne. Im §. 19. L. 9. D. de O. I. schlug Bynkershoek eine harte Versetzung der Worte magistratus tamen habebantur legitimi vor, Voeck rückt nec ein; ausser Streit aber sind damit nur, wie Hr. P. bemerkt, die zunächstgenannten Tribuni Celerum gemeynet, und werden dadurch von den vorhingenannten Magistris Equitum unterschieden.

Das 16te Kapitel ist eine neue Erklärung der L. 40. D. de Hered. instit., wobey Hr. P. anmerkt, daß Tribonian dieselbe nicht sollte, wie mehr altes römisches Recht, in die Institutionen §. 4. de Vulg. subst. gebracht haben; weil längst, laut der L. 3. C. de Hered. instit., ein ander Recht galt.

Im 17ten Kapitel wird gegen Bynkershoeken gezeigt, daß das päbstliche Recht den Wittwen vor Verlauf des Trauerjahrs zu heyrathen erlaubt habe, und die Gründe, weswegen Andere dieses für unerlaubt halten, verworfen. Das Frauenzimmer, meynet der Hr. D., besonders die Wittwen, hätten selten die Gabe der Keuschheit.

Im 18ten Kapitel wird gegen Gottfr. Mascoven, (dessen Werke wir bald vom Hrn. D. gesammlet wünschten) und gegen die gemeine Meynung erwiesen, daß durch den tiberischen Rathschluß, worinn verordnet wurde, daß die Verurtheilten nicht eher denn zehn Tage nach gesprochenem Urtheil

sollten hingerichtet werden, der Kaiser die Macht des Senats habe einschränken wollen, und daß sich derselbe nur auf die vom Senate verurtheilten Verbrecher erstreckt habe. Pilatus handelte sonach nicht dawider, als er gleich nach der Verurtheilung Christi die Hinrichtung desselben erlaubte. Diese Frist von zehn Tagen ist auch nicht, wie man insgemein glaubt, vom Theodos dem Großen bis auf dreyßig Tage verlängert worden.

Das letzte, 21ste Kapitel widerlegt die Meynung des Toullieu, daß auch den Curatoren, so gut wie den Vormündern, auctoritas, nicht nur consensus, zugestanden. So lange die auctoritas ein actus legitimus war, wird sie nur den Vormündern beygelegt, nachher auch den Curatoren.

In der angehängten Abhandlung über das Cap. 5. X. de Praescript. tritt Hr. P. zuerst, nach Anführung der Meynungen Andrer, denen bey, die unter dem Ephesino Legislatore Theodos den Jüngern verstehen; und im zweyten Kapitel wird alsdann die päbstliche Verordnung selbst erkläret.

Das zweyte Buch der Probabilium des Herrn P. enthält 22 Kapitel. Im ersten wird das jus commentitium in der L. 20. D. de Poen. gegen einen der grösten Kenner des römischen Rechts unsrer Zeit, Hrn. Herm. Cannegieter, dessen Bruder der unglückliche Kriticker, Hr. Joh. Cannegieter ist, vertheydiget. Cannegieter wollte communi toto, oder communi antiquo jure, anstatt commentitio jure, lesen; aber Hr. P. zeigt, daß man hier gar wohl eine Fiktion annehmen dürfe, und fügt zugleich einige nicht allgemein bekannte Anmerkungen von den juristischen Fiktionen bey.

Eine besonders lesenswerthe Abhandlung, auch für den praktischen Juristen, weil in den Gerichten die Frage oft vorkömmt, ist das dritte Kapitel. In legato a pluribus heredibus solvendo partesne debeantur viriles, an hereditariae? Der letztern Meynung, daß Erbtheile entrichtet werden müssen, ist Paulus L. 17. D. de Duob. reis constit; und Hr. P. behauptet, daß man dieser vor den Urtheilen des Horatius L. 124. D. de Legat. I. und des Pomponius L. 54. §. ult. D. eod. den Vorzug geben müsse, nicht nur quia hereditas eos obligat, wie es im Gesetze heißt, sondern auch weil Paulus lange nach den beyden erwähnten Juristen gelebt habe, und bey Widersprüchen in den Pandekten die Meynung der neueren Juristen gelten müsse; denn auch hier trete die Regel ein; Jus tempore posterius esse hoc, quod illud praecessit. Hr. Voorda meynete, man müsse in solchen Fällen

len nach Gründen entscheiden; allein wie ungewiß ist das Recht nicht, wenn dieses dem Urtheil des Richters überlassen ist!

Im fünften Kap. macht der Hr. D. die L. 9. pr. D. de Poen., die Jak. Voorda und Herm. Cannegieter anders lasen, blos durch Berichtigung der Interpunktion verständlich: Nonnunquam in perpetuum interdicunt, nonnunquam ad tempus. (Interdictum) vel annis metiuntur vel etiam tempore, quo provinciam regunt.

Bey Lesung des neunten Kapitels, das Observationum anticriticarum Decas überschrieben ist, waren wir doch nicht allemal der Meynung des Hrn. D. Z. E. in der L. 8. D. de Reb. eor. qui sub tut. liest Hr. P. conjunctim tutoribus curatores accipiuntur, (wie aber schon Haloander hat) und erklärt es durch in oratione severi conjunguntur. Könnte man nicht die Lesart der florentinischen Manuscripte, die zwar Taurelli nicht hat drucken lassen, aber in der Anmerkung anzeigt, annehmen: et conjuncti tutoribus (pupilli sub tutoribus constituti) curatores accipiunt? Uns gefällt nicht übel, die vom Arnthen angezogene Erklärung der L. 25. D. pro Soc., und besser als die Püttmannische; und der Erklärung des Hrn. D. vom Paulus R. S. III, 6, 67. können wir der Worte sed et wegen nicht beytreten, noch weniger aber Hrn. Joh. Cannegieter, dessen Einfall, wie gewöhnlich, sehr seltsam ist.

Im zehnten Kap. behauptet der Hr. D. gegen Jenichen und Hier. von Alphen, daß der jüngere Plinius Glauben verdiene, wenn er in einem Briefe vom Priscus Javolenus sagt, daß er dubiae sanitatis, das heißt, nicht recht gescheid gewesen. Die Abhandlung des Hrn. Rektor Lindners zu Arnstadt (de Prisco Iavoleno Prolusio, Arnstad. 1770. 4.) die der Hr. D., wie er anzeigt, nicht gelesen hat, und gegen den Plinius gerichtet zu seyn glaubt, ist vielmehr eine gründliche und wohlgeschriebene Widerlegung der Schrift des Hrn. von Alphen. Die Frage aber finden wir hier nicht berührt, ob dieser Priscus Javolenus eben der sey, von dem wir Fragmente in den Pandekten übrig haben, und der auch unter dem Trajan lebte; welches Hr. Lindner nicht für wahrscheinlich hält, weil dieser vom Pomponius unter die Rechtsgelehrten vom ersten Range gezählt werde, und ein Mann mit einem verrückten Gehirn nicht so viel Kluges hätte schreiben können. Wir denken, der lebhafte Ausdruck des Pli-

nius, *) in einem Briefe an einen vertrauten Freund, sey so gar strenge nicht zu nehmen; und daß ein etwas närrischer singulärer Mann kluge Schriften schreiben könne, davon haben wir ja Beyspiele genug. Auch Labeo, den Horaz insanum nennet, war, wie der Hr. D. hier beyläufig anmerkt, nicht rasend, sondern nur ein wunderlicher, eigensinniger Mann; und man darf nicht mit Bentleyen Labieno insanior lesen.

Zur L. II. C. de Fer. werden im eilften Kapitel zwey Anmerkungen gemacht. Die erste ist, daß man unter voluptates Schauspiele verstehen müsse; wobey uns das über den Nutzen der Komödie gefällte Urtheil, daß man die Bühne nicht als eine Lehrmeisterin der Tugend ansehen dürfe, weil Tugenden und Laster auf derselben einander zu nahe gestellet würden, nicht gefallen hat. Als ein Gemählde des menschlichen Lebens, das uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt und in so verschiedenen Situationen zeigt, ist unstreitig ein gutes Schauspiel ein sehr lehrreicher und ergötzender Anblick. Und ein guter Schauspieldichter weis jeden Charakter in ein solches Licht zu stellen, daß man nicht Laster für Tugend halten kann. Die zweyte Anmerkung aus dem erwähnten Gesetz und aus Cap. 5. X. de Fer., gegen die gemeine Meynung unsrer praktischen Rechtsgelehrten, ist, daß am Sonntage keine gerichtliche Ladung erlaubt sey.

Das vierzehnte Kapitel ist, wie wir sehen, ein neuer etwas vermehrter Abdruck eines schon bekannten Programms des Hrn. D. vom J. 1765. de judicio Curiano. Insbesondre hat uns das achtzehnte Kapitel de poenis pro frequentia delictorum temperandis gefallen, aber nicht die Erklärung eines unsers Bedünkens sehr verständlichen und richtigen Urtheils des Paulus: Nonnunquam pro frequantia delictorum judicantis sententia temperatur.

Cl.

Ue-

*) Die Worte des Plinius Lib. V. Ep. 15. sind: Passienus cum recitaret, ita coepit dicere, Prisce jubes? Ad hoc Iavolenus Priscus, ego vero non jubeo. Cogita, qui risus hominum, qui joci. Est omnino Priscus dubiae sanitatis: interest tamen officiis, adhibetur consiliis, atque etiam jus civile publico respondet: quo magis quod tunc fecit, et ridiculum et notabile fuit.

Ueber die sogenannte entscheidende Stimme des Cammer-Richters bey einer Stimmen Gleichheit der Beysitzer von Wilh. Aug. Rudloff — Hannover, bey Schmidt, 58 Seiten in 4.

Herr R., der jetzt als würklicher Hofrath und geheimter Consulent beym Königl. Ministerio in den Departement der auswärtigen Affairen zu Hannover stehet, schreibt gegen das berüchtigte votum decisivum des Cammer Richters, welches Haas und Riefel vertheydiget haben. — Der Richter hatte ehedessen bey den Deutschen nie eine Stimme, sondern es votirten nur die Schöppen. Selbst der Kaiser frug blos im Fürsten-Rath die Stände. Bey der bekannten Reformation Friedrichs III. war das Projekt, das bey den Austrägen so sehr gewöhnliche Institut eines Obmanns auch auf die zu errichtende Reichsgerichte anzuwenden, und dieser Obmann sollte der Richter, also beym Cammergericht der Cammer-Richter, seyn. Daraus ist die Verordnung von dem Zufall des Cammer-Richters, wenn die Beysitzer in gleiche Theile fielen, in der C. G. O. von 1487. und 1495. entstanden. Hernach kommt aber die C. G. O. von 1555., und giebt mit Weglassung dieser Verordnung eine ganz neue Vorschrift Th. I. Tit. 13. §. 10. wie es in dem Fall der Stimmen Gleichheit gehalten werden sollte. Hiedurch ist, wie hier S. 15. u. f. vollständig gezeigt ist, die Disposition der alten C. G. O. von des C. R. Zufall gänzlich abgeschaft und aufgehoben. Die folgenden, bey den jährlichen Visitationen so häufig erschienenen Verordnungen für das C. G. kennen denselben auf keine Weise. Das berüchtigte „juxta ordinationem cameralem bis terminabitur„ des Westphälischen Friedens wird S. 29-45. aus den Friedenshandlungen gründlich erörtert, und gezeigt, daß ohne die größte Ungereimtheit solches auf die entscheidende Stimme des Cammer-Richters nicht gezogen werden kann, hingegen die gesunde und richtige Erklärung dieser Stelle beygebracht. Eine wichtige Bemerkung ist S. 50. u. f., daß über die ganze Sache auf dem Reichstag nicht votirt werden kann, da durch das Vorstellungs-Schreiben des Corpus Evangelicorum vom 8. April 1720. im Grunde dieselbe schon in die Lage einer Trennung beyder Religionstheile gekommen ist, mithin sich blos zu Traktaten a corpore ad corpus qualificirt. Ohne dies kommt es auf eine authentische Auslegung des W. F. dabey an, die von beyden Religionstheilen, als

den

den Pacifcenten, allein geschehen muß. Die entscheidende Stimme ist der Stelle des C. R. ganz und gar nicht angemessen, indem gar keine Rechtswissenschaft bey ihm erfordert wird. Sie ist für alle Reichsstände, besonders für Evangelische gefährlich, da allezeit die Reichs-Friedens-Schluß-mäßige Parität dadurch gekränket wird. Endlich, sie ist unnöthig, und die Sache findet ohnedem ihren Ausgang. Man darf nur, wenn, welches doch bisher höchst selten vorgekommen ist, bey allen Adjunktionen, und auch im Pleno die Gleichheit der Stimmen fortwährte, für den Beklagten, wie auf solchen Fall die gemeine Rechte schon verordnet haben, sprechen. Dieses ist um so weniger unbillig, da die beständige Stimmen-Gleichheit menschlicher Weise bezeugt, daß es sehr ungewiß ist, welcher Theil Recht hat, und heißt es ja in den Rechten: in dubio pro reo pronunciandum. Es braucht auch nur die Sache blos auf sich beruhen zu bleiben; denn wenn der Kläger die gesuchte Condemnatoria nie erhält, so ist es eben das, als ob der Beklagte ausdrücklich absolvirt wäre.

Kp.

Frid. Behmeri — novum jus controversum — T. I. et II. Lemgoviae ex officina Meyeriana. 3 Alphab. 15 B. in 4. ohne die französische Zueignungsschrift an die russische Kaiserinn, Vorrede und Inhalt.

Mit einem Wort, das Werk, welches Herr B. in dem in dieser Bibliothek 14 Band 1 Stück angezeigten Plan ankündigte. Und so ist zugleich der Recensent der Mühe überhoben, den übrigen Theil des Titels, der auch noch ein Motto aus der bekannten Instruction der Kaiserinn von Rußland enthält, abzuschreiben.

Dem Herrn B. ist in der Vorrede so viel gutes von sich selbst, von seinem Umgang mit dem sel. Cocceji, von seinen Bedienungen, von ausgeschlagenen Anträgen zu andern Stellen, der Feder entschlüpfet, daß ich mich billig enthalte, noch mehr rühmliches von ihm zu sagen, und nur sofort von dem Inhalt des Werks reden muß. Beyde Theile enthalten zusammen 151 Observationen, von welchen ich einige auszeichne.

Die I. Observation, die, weil sie in ihrer Art die einzige war, auch besonders in französischer Sprache verkauft wird, ist aus dem Völkerrecht, und handelt von Aufbringung und Detinis

tinirung neutraler Schiffe und Waaren. Was wegen der von den Englischen Kapers im österreichischen Succeßionskriege weggenommenen preußischen Schiffe vorgekommen, ist bekannt genug; es ist inzwischen nicht unangenehm, hier die Grundsätze beyder Nationen, und was dazumal wegen dieses Streits vorgekommen, hier bey einander zu finden. — Die im letzten Kriege von preußischen Kapern aufgebrachte Livornoschiffe, deren Ladung für die daselbst etablirte Kaufleute fremder neutraler Nationen war, sind gute Prisen, weil gedachte Kaufleute wegen ihres Etablissements unter toscanischen Schutz, als toscanische, und nicht als Unterthanen ihrer ursprünglichen Nation anzusehen sind. IX. Obs. Daß bey der praescriptione exstinctiva keine bona fides auch nach canonischen Rechten erfordert werde, wird nach Cocceji vom B. behauptet. Der Böhmersche Gegengrund, daß nach den c. ult. X. de praescr. ratio peccati evitandi zum Grunde liegt, ist übergangen. XI. Von Contributionen, Domänen, Accise. Etwas sehr neues ist es, wenn es heißt: „in Germania ante 300. „annos *omnia praedia fuerunt allodialia et hereditaria et* „*postea saltem feudalia effecta.*„ Ich nehme gerne meinen Verstand dabey gefangen, und bekenne, daß mir das zu hoch ist. Die *felicissima conjectura*, daß mit dem milite mercenario die Steuern aufgekommen, ist aber mir und vielen andern sehr wohl bekannt. Weil die ersten Steuern precario gegeben wurden, so kam daher der Name Beede. Würklich? von Beede, kommt Aufgeboth her. Ist wieder so was neues, wobey der Recensent fast auf die felicissimam conjecturam fallen möchte, daß Herr B. in der deutschen Verfassung ein Fremdling sey. Gundling kriegt seine Abfertigung, daß er behauptet, unsere deutsche Fürsten hätten keine Domänen, im eigentlichen Verstande nemlich, in welchem im jure publico universali das Wort genommen wird, sondern ihre Güter wären Lehne, oder Allodien. Dagegen sagt uns Herr B., daß dem Lande die Güter eigenthümlich zustehen, und von selbigem dem Fürsten nur zum Unterhalt assignirt, also würkliche Domänen sind. Meines Erachtens haben die deutschen Fürsten ihre Güter nach dem Zeugniß der Geschichte, sich durch Belehnungen, durch ihre Waffen, durch Kauf, Heyrath, Succeßionsverträge u. d. g. selbst sauer erworben, und nicht ihren Unterthanen zu verdanken. Kaum sollte man sichs einbilden, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch jene von allen redlichen und verständigen Rechtsgelehrten längst verworfene Lehre behauptet zu finden. Unveräusserlich

lich bleiben solche Güter dem ohngeachtet; aber nicht, weil sie dem Lande zustehen, sondern weil sie dem ganzen Hause vom ersten Erwerber hinterlassen sind, und also ohne Einwilligung der Agnaten nicht darüber disponirt werden kann. XX. Eine ausführliche Erläuterung der neuen Märkischen Constitution, daß Seiten-Verwandte, wenn sie mit der Wittwe in Ansehung ihrer statutarischen Portion concurriren, das von dem Erblasser ihnen bey seinen Lebzeiten geschenkte, nicht conferiren dürfen. XXV. Töchter bekommen in der Mark überhaupt nur den fünften Theil von der Erbportion der Söhne, allein kein Pflichttheil aus dem Lehne. Und dies findet nach XXVII. nicht blos bey adelichen statt, ob gleich die Neumärkische Lehnsconstitution hauptsächlich auf splendorem familiae conservandum Rücksicht zu nehmen scheint, sondern eben dieses trift auch bey Bürgerlehen ein, weil vor der Allodification der Märkischen Lehen kein Unterschied unter adelichen und unadelichen vorhanden war, bey derselben aber alle Familien und Successions-Rechte geblieben sind. XXVIII. Eine adeliche, die einen Unterofficier heyrathet, bekommt demnach ihre ganze Ausstattung aus dem Lehn; nicht aber, wenn der Mann ein gemeiner Soldat ist. XXXIII. Eine sonderbare Anekdote von dem verstorbenen Premontval und seiner Dame. XL. Der Text II. I. 45. findet in der Mark seine Anwendung nach der größten Strenge. XLIII. In Schlesien hat das gemeine Sächsische Recht völlig ein gesetzliches Ansehen. Was XLV. von dem praktischen Unterschied des Revocations- Abtriebs- und Verkaufs-Rechts vorkommt, sind bekannte compendienmäßige Sachen. XLVI. Wider die Verschickung der Akten. Herr B. mag seine Sache mit den Facultisten ausmachen. Herr von Selchow hat schon die Nase darüber gerümpft, wie sichs verstand. Zwey Urtheile der Göttingischen und Wittenbergischen Rechtsgelehrten sind von den Akten removirt, weil sie nach dem Sachsen-Recht gesprochen waren, welches gar in der Mark nicht gilt. Schlimm genung! Aber deswegen sind nicht alle auswärtige Urtheile null und schlecht. Von der bekannten Meserschen Disputation de transmissione actorum, welche Herr B. vertheydigt hat, ist ein Stück hier eingerückt. LII. Zwey Helmstädtische Responsa vom Hagestolzen-Recht sind lesenswürdig. LIII. Der Abschoß findet in den Preußl. Staaten bey Veränderung der Wohnung, oder Translation der Erbschaften aus einem Lande in das andre nicht statt. Denen Städten und Adelichen aber, welche dies Recht hergebracht haben, ist er unbenommen, wird aber auch gegen sie wiederum von dem

Amts

Aemtern ausgeübt. Bey den Erbschaften kommt es hiebey nicht auf die Person des Erben, sondern des Erblassers an. LVI. Ein gerichtlich errichtetes aber wieder zurückgenommenes Testament, ist dadurch für widerrufen nicht zu halten, und dessen Gültigkeit hängt von der Aufbewahrung im Gericht bis zur Publication keinesweges ab, sondern das gerichtliche Ansehen ist lediglich zu der Handlung der Testamentifaktion erforderlich. Sehr gründliche Entscheidungsgründe des Königl. Cammergerichts und Tribunals. LXVIII. Bey Gelegenheit der höchstweisen preußischen Verordnung wider den Kindermord unehelicher Kinder, und Verheimlichung der Schwangerschaft und Niederkunft, etwas unerwartet ein Stück aus Bayle Pensées sur les comètes. LXXII. Das Jahr 1740. und dessen Besitzstand ist das Entscheidungsziel der Unterthanen in den Preußischen Landen gegen den Fiscus. LXXIV. Die Folter findet in denselben nur bey dem Laster der beleidigten Majestät, der Landesverrätherey, und großen Mordthaten, wo verschiedene Menschen umgebracht sind, oder gegen die Mitinquisiten anders nicht die Untersuchung geschehen kann, Platz. LXXV. Eine unerwartete Vertheydigung des Nachdruckens der Bücher. Ich verstehe, offenherzig zu bekennen, nicht, was der V. mit seinen dafür vorgetragenen Gründen eigentlich will. Freylich kann der Buchhändler über sein gekauftes Exemplar disponiren, weil er es rechtmäßig eigenthümlich an sich gebracht hat; allein eben deswegen das Verlagsrecht, weil er es nicht rechtmäßig an sich gebracht hat, sich so wenig anmaßen, als nach dem Brief eines andern, den er erhalten hat, dessen Hand nachmachen, und falsche Wechsel fabriciren. Sonderbar genung ist es, daß Herr V., das ein schädliches Monopolium nennt, wenn der Verleger allein das Recht hätte, das Buch drucken zu lassen. Wenn ich also mir bey einem Schneider ein Kleid machen lasse, so dürfte der andre Schneider jenem mein Tuch aus dem Hause stehlen, weil solcher sonst ein Monopolium mit meinem Rock exercirte. LXXVI. Den deutschen Reichsständen stehet das Recht in den Adelstand zu erheben, der Regel nach zu. Das der Regel nach, ist allzuunbestimmt und übereilt; die allgemeine heutige Observanz zeugt der Regel im Gegentheil; aber etwas ist hier allerdings, das eine nähere Untersuchung verdiente. In den preußischen Landen darf sich keiner des anderwärts, auch vom Kaiser, erhaltenen Adelbriefs ohne Königl. Genehmigung bedienen. LXXXII. Bey den Soldaten, sowol Gemeinen, als Officiers, kommt es in Ansehung der Erbfolge auf das forum ori-

originis an, und das Standquartier begründet kein eigentliches domicilium. LXXXV. Eine verziehene Tochter ist, wenn sie ihre Ausstattung bekommen hat, zur Erbschaft nicht zuzulassen, wenn gleich der Verzicht nicht eidlich geschehen ist. LXXXIX. Ein Verlöbniß, worein die Eltern gewilligt haben, ist für ein öffentliches zu halten, ob gleich bey dessen Vollziehung gar keine Zeugen gegenwärtig gewesen sind. Im allgemeinen ist dies schwerlich richtig. Es sind ohnstreitig Länder in Deutschland, wo Beydes copulative erfordert wird, und man kann wohl sagen, daß dieses die Regel nach deutschen Rechten sey. XC. Der alveus derelictus gehört dem Fiscus nicht, sondern dem Besitzer des daran stossenden Guts. CVI. Im Preußischen wird die Ehescheidung zugelassen, wenn beyde Ehegatten solche durchaus verlangen, weil dieses eine unversöhnliche Feindschaft zum Grunde hat; nur muß es nicht bloßer Leichtsinn beyder Theile seyn. CXIV. Was der Vater den Kindern vor entstandenen Concurs geschenkt hat, nehmen sie in demselben voraus, und wird nicht, als ein peculium perfectitium betrachtet. Von den der Ehefrau vom Manne während der Ehe geschenkten Kleidern, hat das Tribunal derselben nur die alltäglichen zuerkannt, die bessern aber zur Concursmasse gezogen. CXX. Durch eine Königl. Verordnung ist die Provision der Mäckler bey Geldmäcklen auf ein Viertel von Hundert festgesetzt, und ein mehreres soll nicht stipulirt werden. CXXIV. In Pommern darf der Sohn das vom Vater veräusserte Lehn weder revociren, noch auch retrahiren. Nach der Magdeburgischen Policeyordnung hingegen kann vom Vater zum Nachtheil des Sohns, ohne dessen Einwilligung über das Lehn durchaus nicht disponirt werden. CXLIII. Ein Jesuiter-Convent wird nach den Regeln des Ordens durch die bloße Handlung des Superiors verbunden. CXLV. Was der Besitzer des Lehns an Lehnsschulden abgetragen hat, kommt dem Lehnsfolger gegen die Töchter und Allodial-Erben zu gute. CLI. Vorsichtigkeitsregeln bey Cautionsbestellungen, und Ausleihung der Capitalien. —

Im Ganzen zu urtheilen, ist wohl das Fach des V. nur das Bürgerliche- und Privat-Recht. Aus diesem hat er viele brauchbare, und auch einige ganz wohl ausgeführte Aufsätze. Weit mehrere aber sind höchst alltäglich und mittelmäßig, entsprechen dem Thema gar nicht, oder enthalten davon ein paar compendienmäßige Zeilen, allenfalls blos das Erkenntniß des Tribunals. Tief geschöpfte und schwere Bemerkungen hat der

Recens.

Rerens. gänzlich vermisset. Ueberhaupt dürfte dieses Werk den Rechtsfällen eines Ludolfs, Cramers, Struben, Puffendorfs, Pütters u. dgl. nicht an die Seite zu setzen seyn.

Fr.

---

3. Arzneygelahrheit.

Rudolphi Augustini Vogel, Phil. et Med. Doct. Archiatri Regii et in Universitate Goettingensi Profess. med. ord. Academ. Imp. Nat. Cur. Reg. Suec. et Elector. Mogunt. sc. sodal. Soc. Reg. scieut. Goetting. Membri ordin. Principatus Goetting. Phys. Academicae praelectiones de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani affectibus. Goettingae, apud viduam Abr. Vandenhoeck, 1772. 1 Alph. 20 Bogen in gr. 8.

So wie überhaupt die guten praktischen Bücher, obgleich die meisten Aerzte ihre Wissenschaft ausüben, gerade die geringste Zahl ausmachen: so sind auch die brauchbaren Handbücher darinn die seltesten. Ausser Heister, Ludwig, Ludwig, Platner und Haen hat man schwer jemanden zu nennen, der in diesem Stück Aufmerksamkeit verdiente. Indessen ist der Geschmack sehr verschieden, und am liebsten und bequemsten lieset man über einen selbst verfasseten Leitfaden. Des Hrn. V. Handbuch hat den Vortheil, daß er die Alten fleißig studiert hat, und manche Krankheiten hinzugefügt, die sonst gemeiniglich übergangen werden. Dahin gehöret die Essera, febris bullosa, die Haemorrhagia oris, Haemorrhoides vesicae, die Haemorrhagia penis, die er stymatosis nennt, die Hydatides und Molae intestinorum, die Ruminatio humana. Die Krankheiten werden überhaupt in 9 Hauptklassen getheilet: 1. Febres; 2. Profluvia; 3. Apocenoses; 4. Epischeses; 5. Spasmi; 6. Adynamiae; 7. Hyperaestheses; 8. Cachexiae; 9. Morbi mentis. Man kann eben nicht über eine zu große Mannichfaltigkeit der Arzneyen klagen: doch scheint der Hr. V. mehr für die zusammengesetzten chemischen, als einfache Mittel zu seyn.

Das Wesen des Fiebers setzt er in einer widernatürlichen Hitze. Ein Kennzeichen, das sich doch nicht für den ersten

sten Zeitraum schickt. Da aber der Puls auch bey der Kälte geschwinder ist: so würden wir vielmehr das Fieber durch die Beschleunigung des Pulses erklären. Brechmittel giebt er kurz vor dem Anfall des Wechselfiebers ohne Bedenken. Unter den Mitteln dawider steht der Salmiak oben an, und mit Fleiß erst weit hinten die Chinarinde, die er doch sonst sehr schätzet. Durch Mercurialmittel hebt er hartnäckige Quartanfieber, noch fürchtet er sich vor der Gegenwart des Speichelflusses. Zu grausam kömmt ihm vor, die Spanischen Fliegen auf wundgewordenen Stellen zu erneuern, zudem bey der Beschwerlichkeit, die in den Harnwegen sodann verspürt wird. Das Englische Nervenfieber ist bey ihm eine maligna lenta. Das Gallenfieber sieht er als eine Gattung des Causus an. Einmal hat er durch die Anagallis einen gebissenen Menschen geheilet. Zweymal des Tages bis 3 Wochen lang giebt man ein halbes Quentgen, trinkt dabey den Aufguß, und wäscht die Wunden mit dem Dekoct aus. Die Entzündung des Magens ist bisweilen nach dem Tode unkenntlich gewesen. Das Blutspeyen zieht nicht immer eine Schwindsucht nach sich. Daß in dem Fluxus coeliacus ein wahrer Milchsaft zwischen den Excrementen sich befinde, wird geläugnet, der Hr. V. kennt ein Frauenzimmer, dem Büschel von Haaren durch den After abgehen. Er hat selbst in Epidemien die Ruhr ohne Brechen und Purgiermittel gehoben, und andere Aerzte dieselben nachtheilig verschreiben gesehen. Er stellt sich das Uebel als einen Schnupfen vor, in welchem die Schärfe nur mehr Materie hervorlockt, und durch den Reitz schadet. Die Alten sind auch ohne dieselben fertig worden. In einigen Fällen können sie doch Dienste leisten. Die Colica pictonum scheint ihm nicht neu. Der Rheumatismus und die Gicht werden, so wie das hypochondrische und hysterische Uebel, mit einander verbunden, und einerley Mittel in beyden Krankheiten vorgeschlagen. Den Aussatz der Araber hat der Hr. V. zweymal gesehen, und er beschreibt sie nach diesen seinen Beobachtungen. Er läugnet, daß er ansteckend sey. Der Campher ist an sich ein gutes Mittel in dem venerischen Uebel: niemals hat er aber erfahren, daß er die speicheltreibende Kraft des Quecksilbers dämpfet. Das Pulver des Filix Mas mit einigen Gran Gummigutt, hält er für die beste Arzney wider den Bandwurm. Die Rödererische Trichuris (die Hr. von Linné in der Mantissa 2. plant. S. 543. unter dem Namen Ascaris trichiura aufgenommen,) hat auch hier einen

Platz

Platz unter den Würmern des menschlichen Körpers gefunden.

Kr.

D. *Ioannis Iacobi Reichard* Flora Moeno-Francofurtana enumerans stirpes circa Francofurtum ad Moenum crescentes secundum methodum sexualem dispositas. Pars prior. Francofurti ad Moenum typis Henrici Ludovici Brönner, 1772. 7 Bogen in gr. 8.

Hr. R. bleibt hier diesmal bey der Polyandria stehen. So wie er dem Ritter v. Linné in der Ordnung folgt: so thut er es auch in den Geschlechtsnamen; nur theilt er das Panicum in zwey Geschlechter, davon das eine den Namen behält, das andere Digitaria nach dem Hrn. v. Haller genannt wird. Bisweilen werden einige eigene Beschreibungen angehängt. Die Synonymen sind nur Hallersche. Von allen wird der Geburtsort und die Blühezeit angegeben, und abstechend sind die Apothekerpflanzen und ihre Theile angezeigt. Gut ist es auch, daß der Geschlechtscharakter voranstehet. In der Zuschrift an den Hrn. Hofr. Senkenberg wird dessen medicinischer Stiftungen erwähnt, dahin auch der botanische Garten nebst dem Gewächshaus gehört. Es verdient dies zur Aufmunterung anderer bemittelter Männer wiederholt zu werden. Hr. R. liefert aber eine Probe, daß er des botanischen Faches bey dieser Stiftung würdig ist. Es sind auch einige Gewächse aufgenommen, welche man doch nicht eigentlich einheimisch nennen kann, worinn der Hr. R. andere zu Vorgängern hat. Unter denen ist die Syrene, der Borretsch, der Kerfel, der Dilo, die Feuerlilge, welche Hr. Senkenberg auch gefüllt gefunden. Zu den selteneren möchte man die Carthäusernelke, die Daphne Creorum, die Gypsophila muralis, die Oenothera biennis, das Epilobium tetragonum, das Anthericum ramosum, das Selinum Carnifolio, die Scabiosa sylvatica u. s. w. rechnen.

Dr.

Io. Ern. Gunneri — theologiae et philosophiae Doctoris, illiusque professoris; dioecesis Nidrosiensis in Norvegia Episcopi, academiarum

et societatum scientiarum reg. Hafn. Holm. etc. et societat. reg. norv. propraesidis ac directoris perpetui, Flora norvegica, observationibus praesertim oeconomicis panorque norvegici locupletata. Pars posterior cum iconibus. Hafniae, A. O. R. 1772. impensi Fr. Chr. Pelt.

Der ehrwürdige Bischof endigt hiemit seine Norwegische Flora. An dem Verzug des zweyten Theils hat der Verleger Schuld, als der ihn schon vor 2 Jahren erhalten gehabt hat. In den Drontheimer Abhandlungen und sonst irgendwo wird der Hr. V. die etwa noch übergangenen Pflanzen anzeichnen. Die Zahl der in beyden Theilen angemerkten, macht doch 1112 Gewächse aus. Hinkünftig werden diese in systematischer Ordnung, zur Erleichterung der botanischen Spaziergänge erscheinen. Als seltene sind anzusehen, die Valisneria spiralis, Arenaria norvegica, Gentiana serrata, Saxifraga cornua, verschiedene Fuci, die Vicia maxima u. a. m. Auf die Anwendung in der Oekonomie ist dem Hrn. V. jetzt eben so sehr zu thun gewesen, als vorher. Das weiße Veratrum wächst oft zur Mannshöhe an. Die Zostera marina wird doch vom Vieh gefressen. Die Lappen brauchen den Zunderschwamm anstatt der Mora. Aus den Alpkirschen wird ein Wein in Norwegen gemacht. Die unter dem Namen Schwaden oder Mannagras vorkommenden Gräser, werden genauer auseinander gesetzt. Die Betula nana wird von der Erzeugung der Leberkrankheit bey Schafen frey gesprochen, und hingegen der platte Wurm als die wahre Ursache angegeben. Es gehören zu diesem Theil 9 Platten.

Kr.

Carl Friedrich Dieterichs Anfangsgründe zu der Pflanzenkenntniß mit zwölf Kupfertafeln. Erfurt, im Verlag, bey Johann Daniel Müller, 358 Seiten in 8., hinter der Vorrede steht d. J. 1771.

Für Anfänger und solche, welche die Botanick nicht lateinisch studieren, ist dieses Buch zusammengeschrieben. Es besteht aus einem historischen Theil, welcher die Terminologie und die botanische Methode abhandelt, und einem physikali-

schen

schen Theil. In dem ersten geben Linnes Philosophia botanica und Hrn. Oeders Einleitung zur Kräuterkenntniß vornämlich den Stoff her; an dem zweyten sind mehrere Schriftsteller zu Rathe gezogen worden, die der Hr. V. doch nicht immer, wie zu wünschen gewesen wäre, genannt hat. In einigen Stücken schreibt der Hr. V. gar zu treuherzig nach: z. E. daß die Filices (ohne Einschränkung) durch die auf der Rückseite befindlichen Fructificationstheile sich unterschieden, und die Algä (Aftermoose) keine einzele zu unterscheidende Theile hätten. Natürliche Methode heißt diejenige, welche die Pflanzen so ordnet, wie sie von der Natur selbst geordnet worden sind. Dies ist sehr unverständlich. Ausser Ray, van Royen und von Haller haben doch andere die natürliche Methode festzusetzen gesucht. Sie haben sie aufgesucht, sagt der Hr. Verfasser. Warum werden Gerhard, Scopoli, Cranz gar nicht genannt? Adanson sahe zu weit hinaus, als daß er seine Familien mit dem bescheidenen Namen der Fragmente, wie Linné, belegen wollte. Die Physick der Pflanzen verdient, als ein guter Auszug, gelesen zu werden. Anstatt fortdaurend (*perennis*) wollten wir vieljährig übersetzen. Schläuche (Utriculi) ist wohl zu plump für Verhältnisse, die ohne Vergrösserungsglas sich nicht entdecken lassen; warum nicht, Saftbehältnisse? Die Kupfer sind theils aus Linnes Philosophia bot. theils aus der Oederschen Einleitung.

Dr.

D. David Schulz von Schulzenheim, Königl. Leibarztes, Professors der Entbindungskunst, Assessors des Collegii der Aerzte, und Mitglieds der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm u. s. w. gekrönte Preisschrift vom Friesel. Mit einer Vorrede von D. Zacharias Vogel, der Römischkaiserl. Akad. der Naturforscher, der Königl. französ. zu Montpellier, und der Königl. Schwed. zu Stockholm Mitglied. Aus dem Schwedischen. Lübeck und Leipzig, bey Donatius, 1772. 47 Seiten in 8.

Diese kleine Schrift verdient den Beyfall, den sie erhalten hat, vollkommen. Der V. zweifelt, daß der Friesel eine Krankheit für sich sey; er ist, sagt er, gemeiniglich, die Folge ei-

einer andern Krankheit. Er ist weder ansteckend, noch endemisch. Unter den Vornehmern, vornemlich Frauenzimmern, ist er sehr häufig, bey Kindern und betagten Personen hingegen sehr selten anzutreffen. Im Herbste ist er in Schweden weit häufiger als im Frühlinge. Diejenigen, die bey hitzigen Krankheiten erhitzende und schweistreibende Mittel meiden, auf die gehörige Reinigung des Darmkanals sehen, und den Kranken eine reine freye Luft geniessen lassen, bemerken den Friesel sehr selten. Zufolge der glaubwürdigsten Erfahrung findet sich nie, als nur alsdann ein Friesel ein, wenn durch eine vorhergehende Krankheit, oder durch unschickliche Arzneymittel viel Entzündung und Fäulniß in den Säften des Körpers verursacht worden ist. Man kann den Friesel also bey allen Krankheiten verhüten, wenn man den Magen und die Därme reinigt, die Feuchtigkeiten kühlt, der Fäulniß widersteht, und die Absonderungen der Natur nicht stöhrt. Vornemlich stellt sich der Friesel leicht bey hitzigen, faulen und langsamen Nervenfiebern ein. Vor der Erscheinung des Friesels gehet gemeiniglich ein ungleicher, geklemmter Puls, abwechselnder Schauder, trockner Husten, unruhiger Schlaf, übelriechender Schweiß, eine Beklemmung in der Brust u. s. w. vorher. Der Ausschlag selbst kann viele Tage fortdauern, und dabey das Fieber gleich stark anhalten. Die klaren Frieselflecken, die nach und nach milchfarbig werden, sind die gefährlichsten. Nach gefährlicher sind die dunkelrothen oder Bleyfarbnen.

Der Friesel gesellt sich zuweilen zu andern Ausschlägen, als Pocken und Masern, auch zu Entzündungsfiebern. Zeitige Abführungsmittel, verdünnende und kühlende Getränke, der Aufenthalt in reiner frischer Luft, eine Aderlaß, zu Anfange der Krankheit, wenn es nöthig ist, und zu Ende derselben gelinde Abführungen, und hernach China, verhüten den Friesel in diesen Fällen gewiß. — Zuweilen gesellet er sich zu inflammatorischen Krankheiten, als dem Seitenstiche, der Lungenentzündung, auch zu Entzündungen, die durch äussere Ursachen, Wunden, Beinbrüche u. s. w. erregt werden. Hier ist er immer der Hintansetzung einer guten antiphlogistischen Methode zuzuschreiben. — Bey Colicken, Durchfällen und der rothen Ruhr entsteht er leicht, wenn anhaltende geistige Mittel gebraucht werden. Man sieht leicht, daß ihn in diesen Fällen hinreichende Abführungen verhüten.

Bey vornehmen Kindbetterinnen ist der Friesel eine sehr gemeine Krankheit. Die Ursach sucht der V. in der weichlichen Erziehung, der stillsitzenden Lebensart, und dem Genusse

der

der eingeschlossenen Stubenluft. Oefters Magendrucken, Schwere des Haupts, mehr als gewöhnliche Schmerzen im Unterleibe, ein stinkender Urin und Stuhlgang, ein fieberartiges Ansehen während der Schwangerschaft, verkündigen den Friesel im Kindbette zum voraus: Oeftere Bewegungen, der Genuß der freyen Luft, und gelinde Abführungen verhüten ihn. Erhitzende Mittel, um die Geburt zu befördern, die Einkerkerung der Kindbetterin in ein warmes Federbette, die Gewohnheit die Kinder nicht zu stillen, alles was die Lochia hemmet, als Mohnsaftmittel, erhitzende Arzneyen, eine zufest angelegte Binde u. s. w. allerhand unnütze Mittel die man den Sechswöchnerinnen giebt, als Mandelöl, um die Nachwehen zu lindern, welches leicht ranzicht wird, alle Herzstärkende Nahrungsmittel und Arzneyen, sind die wahren Ursachen des Friesels. Es ist merkwürdig, daß diejenigen Sechswöchnerinnen, die wenig Pflege haben, und das Bette bald verlassen, diejenigen, die ein kühles Regimen beobachten, nie das Friesel bekommen, und ihre Kräfte sehr bald wieder erhalten.

Von keiner Krankheit läßt sich weniger etwas mit Gewißheit zum voraus sagen, als vom Friesel. Nicht einmal die Dauer desselben kann man bestimmen; er dauert zuweilen acht Tage, zuweilen 3 Wochen. Auch ist der Ausgang ungewiß; unter dem besten Anschein erfolgt oft der Tod. Bey der Cur sind alle erhitzende und schweißtreibende Mittel äusserst schädlich. Salpeter, Cremor Tartari, verdünnende kühlende Getränke sind die vorzüglichsten Mittel; der Kranke muß eine freye reine Luft geniessen, täglich das Bette und Bettzeug verändern, und alle Tage durch Klystiere oder Rhabarbertinktur Oeffnung erhalten. Das stärkste blutreinigende Mittel ist eine reine frische Luft. Nach vollendeten Ausschlage ist eine Aderlaß selten nöthig; im Anfange aber, wenn der Puls hart und gespannt ist, wenn Entzündungszufälle da sind, wenn die Lochia verstopft sind, kann dasselbe zuweilen statt finden. Zuweilen liegt die Quelle des Frieselgifts im Magen und in den Därmen, und dann sind gelinde Brechmittel sehr zuträglich: wenn keine besondere Anzeige zu diesen Mitteln da ist, sind Abführungen zureichend. Die China hat beym Friesel mehr geschadet als genuzt.

Der rothe Friesel verhält sich gegen den weißen wie Entzündung gegen Brand; bey guter Wartung wird er selten gefährlich. Bey einer Vermischung von rothen und weisen Friesel ist mehr Gefahr als beym weißen Friesel allein.

Von der Uebersetzung nur ein paar Worte. Der Uebersetzer scheint eben so wenig ein Arzt, als ein Sprachkundiger zu seyn; zum Beweise mögen folgende Stellen dienen. — Er hat seine Gedächtnißmünze entgegen genommen; statt angenommen. — Die Allgemeinheit: statt das Publikum. — Seltsam: statt selten. — Der Bedrukte der Brust: statt Beklemmung. — Eine ebentheuerliche Crisis; ein ebentheuerliches Erbrechen; die Krankheit wird ebentheuerlich, sind Ausdrücke, die wir gar nicht verstehen. — Der Durchfall hat sich gestaunt: statt gestopft. — Eine Brennkrankheit: statt hitzige Krankheit. u. s. w.

Gm

Erfahrungen und Wahrnehmungen über die Ursach des Todes der Ertrunkenen, nebst denen dabey sich ereignenden Erscheinungen; welche in Gegenwart der dazu ernannten Abgeordneten in der Königlichen Vieharzneyschule zu Lyon öffentlich angestellet worden. Durch die Herrn Champeaux und Faissole, Wundärzte zu Lyon. Aus dem Französischen übersetzt. Danzig, bey Flörke, 1772. 8.

Aus diesen zahlreichen und mit vieler Genauigkeit angestellten Versuchen erhellet; daß lebendig Ertrunkene allezeit ein schaumiges Wasser in der Luftröhre und deren Aesten haben; daß man diesen Schaum viele Tage nach dem Tode noch bemerkt; daß man in vorhergetödteten und hernach ins Wasser geworfenen Körpern nie ein solches schaumiges Wasser in der Luftröhre findet; daß der Kehldeckel in lebendig Ertrunkenen allemal in die Höhe gehoben und nie geschlossen ist, und daß daher die Bronchotomie ein unnützes Mittel in dergleichen Fällen ist; daß endlich die Blutgefäße im Gehirn nie widernatürlich mit Blute angefüllt sind. Die Versuche wodurch alles dieses bestätigt wird, hat eine gewisse Streitigkeit, über die Todesart eines im Wasser gefundnen Körpers veranlaßt; man darf sich also nicht wundern, wenn, wie in allen Streitschriften, auch in dieser das Brauchbare und Erhebliche sehr zerstreuet und mit vielen uninteressanten Sachen vermischt ist. Der H. D. Gladbach, Anhaltzerbstischen Hofrath und Hofmedicus hat diese Uebersetzung besorgt.

P.

Jo-

Johann Friedrich Zückert, der Arzneygelahrheit Doktor, der Römischkaiserl. Akademie der Naturforscher, und der Churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften Mitglied. Von den wahren Mitteln, die Entvölkerung eines Landes in epidemischen Zeiten zu verhüten. Berlin, bey August Mylius, 1773. 84 Seiten in 8.

Dieses sehr nützliche Büchlein ist in 3 Kapitel eingetheilet. Im erstern werden die Ursachen der epidemischen Krankheiten untersucht. Im zweyten wird von der Vorhersehung und Vorbeugung epidemischer Krankheiten gehandelt. Das dritte Kapitel aber beschäftigt sich mit der Unterdrückung epidemischer Krankheiten. Freylich ist die Anzahl von Menschen, die bey der letztern Epidemie Deutschlands dem Tode entrissen worden, in Vergleichung der großen Menge derer aus dem Volke, welche sich selbst überlassen waren, so geringe und unbeträchtlich, daß die Erhaltung dieser kleinen Anzahl in einem Staate kaum zu merken ist. Die Ursachen davon legt der Hr. V. den Obern im Volke vor, und äussert den lebhaften Wunsch, daß doch den Obern und Vorstehern des Volks die Mittel bekannt würden, die das Volk vom Untergange retten; und daß doch der Staat von diesen Mitteln den nachdrücklichsten Gebrauch machen möchte. Den Vätern des Vaterlandes und den Häuptern des Volks empfiehlt der Hr. V. diese Bogen vorzüglich, um Hand an das Werk zu legen, und das auszuführen, was nach medicinischen Grundsätzen, zur Rettung des von Krankheiten und Seuchen geplagten Volks, wesentlich nöthig ist. Die Hauptsache in Erstickung epidemischer Krankheiten beruhet lediglich auf der Anlegung einer zureichenden Anzahl Hospitäler, und auf der Errichtung einer besondern medicinischen Policey, und hierinn hat der V. vollkommen Recht, denn wir haben von der guten Würkung ähnlicher guter Anstalten in verschiedenen kleinen Staaten Deutschlands die besten Proben gehabt, da durch die Polizey die Bemühungen des Arztes unterstützt wurden. Epidemische Krankheiten sind oft die Folgen von öffentlichen Drangsalen, z. B. des Mangels an Lebensmitteln oder der Hungersnoth, des Schreckens u. s. w., welches alles auf die Jahre 1771. 1772. angepaßt ist. Zu den Vorbeugungen epidemischer ansteckender Krankheiten gehören Grenzpostierungen und Cordons, Verbesserungen der Luft, hinlängliche Nahrungsmittel auch

für die geringsten im Volke. Die besondern Vorbauungsmittel im zweyten Kapitel sind: Aderlässen unter gehörigen Umständen, Enthaltung von erhitzenden Getränken, Bewegung, Austrocknungen der Moräste und Sümpfe, Ausräucherungen der Stuben, (was unter den blutreinigenden Präservativmitteln zu verstehen sey, hat der Hr. V. nicht angegeben) das übrige müssen wir übergehen. Zur Unterdrückung epidemischer Krankheiten gehören 1) die Gesunden vor der Ansteckung zu bewahren, 2) alles zu entfernen und zu vermeiden, was die Krankheit verschlimmern und also bösartiger, ansteckender und tödtlicher machen kann; und 3) den Kranken unter dem gemeinen Volke mit mehrern Nachdruck beyzustehen, und zu ihrer Wiederherstellung besserere Anstalten, sowol durch Arzney- als Nahrungsmittel, auch im Fall der Noth auf öffentliche Kosten zu machen. Es ist doch besonders, daß in den mehresten Gegenden Deutschlands in den Jahren 1771. und 1772. die Wirthe und Schenken in denen Städten und Dörfern, wo Hauptstraßen durchgiengen, allesamt mit Frau, Gesinde, und Kindern krank wurden, auch viele starben. Viele Reisende haben offenbar gespürt, daß sie die Krankheit in einem Wirthshause, wo sie über Nacht geschlafen, durch Ansteckung bekommen hatten. Vorzüglich geschiehet dieses, wenn Menschen, Hunde, Katzen, Hüner, Tauben u. d. gl. in einer niedrigen Stube beysammen leben. Die lobenswerthen Anstalten des Gesundheitsraths in Bern, welche Herr Leibarzt Zimmermann in seinem Buche von der Ruhr erzehlet, werden hier zum Beyspiele auch erzehlet. Wichtige Rathschläge stehen noch auf den letztern Blättern dieses sehr brauchbaren Buchs, deren Erfüllungen jeder patriotische Arzt mit Rechte wünschen muß.

D. Johann Ludwig Lebrecht Löseke, Materia medica, oder Abhandlung von den auserlesenen Arzneymitteln nach derselben Ursprung, Güte, Bestandtheilen, Maaße und Art zu wirken, nebst Vorschriften, wie dieselben aus der Apothecke zu verschreiben sind. Vierte Auflage, durchgängig verbessert und mit den neuen Entdeckungen bereichert von D. Johann Friedrich Zückert. Mit Königl. Preußl.

Preußl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheit. Berlin und Stettin, bey Friedr. Nicolai, 1773. in 8. 614 Seiten und einem vollständigen Register.

Der Werth der Schriften des seel. Lösecke und besonders gegenwärtiger Materia medica, ist unter den Aerzten längst entschieden, deswegen wir uns auch nicht dabey aufhalten, sondern nur etwas von den Zusätzen und Verbesserungen des Hn. D. Zückerts reden wollen. Der seel. Lösecke hatte dieses Buch vorzüglich für Wundärzte geschrieben, und besonders zu seinen Vorlesungen bestimmt, auch noch bis jezt werden auf einigen berühmten Universitäten Vorlesungen darüber gehalten, welches diesem Buche zu keiner geringen Empfehlung ist. Was die Claßificationen der Arzneymittel anbetrift; so hat der Hr. Herausgeber daran nicht viel ändern wollen, sonsten hätte derselbe gewissermassen ein neues Buch schreiben müssen. Damit das Buch auch den Titel: auserlesene Arzneymittel behaupten möge, so sind in dieser vierten Auflage verschiedene in den vorigen weitläuftig abgehandelten Mittel weggelassen worden, die insgesamt sehr gut entbehrt werden können, wozu wir noch eine ziemliche Anzahl unkräftiger Mittel, womit noch heutiges Tages die Apothecken belästiget werden, gefüget hätten. Die weggelassenen Mittel sind folgende: Flores antimonii, regulus antimonii, sulphur antimonii primae praecipitationis (warum nicht auch antimonium diaphoreticum simplex et martiale, nebst der cerussa antimonii?) croc. metallorum, cornu et ungula alcis, rad. thysselini, dentes apri et hippopotami, ebur, mandib. Lucii pisc. unicornu, cornu rhinocerotis, lap. manati, alkekengi, und parcira brava. Unter den neuern Mitteln, so der Hr. D. Z. hinzugefügt hat, finden wir auch die terram salis sedlicens., welche unsers Bedünkens weniges kräftigers hat. Carex arenaria soll nach des Hrn. Prof. Gleditsch alphabetischen Verzeichniß der gewöhnlichen Arzneygewächse, einen harzigten Fichtengeruch und einen süßlichten Geschmack haben, und daher besser auf den Schweiß und Urin würken, als die theure und unkräftige Sarsaparillwurzel. Der Artickel von der Violenwurzel ist ganz neu und vermehrt. Die Wurzel der Färberröthe (Rubia tinctorum) soll in der englischen Krankheit in schleimichten Brustkrankheiten, in Verschleimungen des Magens und der Leber, vorzügliche Dien-

Dienste thun. Die Senegawurzel ist in vielen Apotheken noch unbekannt. Aeusserlich siehet sie der Ipekakuanha ähnlich, nur etwas dicker, auch kommt sie in Ansehung des Geruchs, Geschmacks und der Würkung damit überein. Der Rec. hat solche in der schleimichten Engbrüstigkeit mehr leisten sehen, als jedes andere bekannte Mittel. Hr. Prof. Gleditsch ziehet solche mit Rechte der Meerzwiebel vor. In allen Arten von Brustkrankheiten, selbst in der Entzündung der Lunge und des Rippenfells, kann diese Wurzel mit den besten Nutzen gebraucht werden. Der Wasserfenchel (Phellandrium) wird als ein besonderes balsamisches Mittel, auch in alten krebsartigen Geschwüren, wie nicht weniger bey angehender Lungensucht, angepriesen. Freylich wurde das Lob der Quassia (Surinamischer Bitterholzbaum) im Anfange übertrieben. Hr. Z. hat ganz recht, wenn er zweifelt, daß dieses Holz viel mehr leiste, als unser Enzian und die Rinde der Bruchweide. Der Chinarinde ist es in Wechselfiebern würklich weit nachzusetzen. Unter den neuern Mitteln finden sich noch die Lysimachia, uva ursi, die Coneßirinde, (würkt beynahe wie die Simaruba, ist aber mehr einschläffernd) und die Goulardischen Bleymittel. Mit Vorsatz sind die vom Hrn. Störk angepriesenen giftigen Mittel weggelassen worden, weil ein jeder, der dergleichen zu verschreiben Lust hat, sich aus den darüber herausgegebenen Schriften, selbst belehren kann. Hr. Z. glaubt mit Hrn. Gleditsch, daß die Squilla und deren gewöhnliche in den Apotheken anzutreffenden Präparate, mehr leisten, als was man von dem Oxymel. Colchic. (Zeitlosen Honig) erwartet hat. Das Campecheholz, die Lopetia, und Columba, deren Gaubius in seinen adversariis varii argumenti, (so vor einiger Zeit vom Hrn. D. Bucholtz deutsch herausgegeben) gedacht, sind hier übergangen worden. Ausserdem sind noch sehr viele Verbesserungen vom Hrn. Z. in diesem Buche gemacht worden, welche wir übergehen müssen.

Dr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Die Schule der Liebhaber ein Lustspiel in fünf Handlungen aus dem englischen des Herrn Whitehead. Hamburg, 1771. bey Bohn, 7 Bogen 8.

So

So viel wir wissen, ist dieses Stück auf einer deutschen Bühne mit Beyfall aufgeführet worden, es ist auch unterhaltend und mag durch geschickte Akteurs vielleicht anziehender werden, als man beym Lesen vermuthet. Der innern Einrichtung nach sollte man es eher für ein französisches als für ein englisches Produkt halten. Der V. hat seine Aufmerksamkeit mehr auf die Intrigue als auf die Charaktere gerichtet, die leztern sind ziemlich alltäglich, die erstere aber ist mit Delicatesse behandelt und weil der V. die sehr gewöhnlichen Charaktere in das Gewebe der Handlung gut einzuflechten gewußt hat, so erwecken sie wenigstens keinen Ueberdruß. Er stellet zwey Liebhaber neben einander, einen furchtsamen, bescheidenen, zärtlichen und einen aufgedunsenen, flatterhaften, wankelmüthigen. Der leztere Baron Minnall, gerade da er im Begriff ist, das Fräulein von Waldheim sich zu vermählen, spinnt eine neue Liebesintrigue mit einem ganz unschuldigen Kinde, dem Fräulein Gerbrand, Freundin seiner Braut an, doch mit dem Vorsatz seine erste Liebe zugleich mit zu unterhalten. Das Fräulein Gerbrand giebt ihm, durch allerley Vorspiegelungen hintergangen, auch einigermassen Gehör. Sie wird insgeheim von ihrem Vormund, Bruder der Fräulein v. Waldheim geliebt, der zu blöde ist sich zu erklären, den hat aber die Mutter der Gerbrand sich zum Gemahl auserfehen, und wendet alles an, ihn in ihr Netz zu ziehen. Daraus entspringt eine Verwickelung die dem Zuschauer auf den Ausgang der Sache begierig macht. Minnals Ränke kommen endlich an den Tag, er wird beschämt, hat aber durch Reue und ein offenherziges Geständniß noch Hofnung von seiner Braut Verzeyhung zu erhalten. Das Fräulein Gerbrand giebt ihre Hand dem zärtlichen Vormund, so sauer auch dazu die Mutter sieht. Diese mißfällt uns mit ihrem französisch deutschen Jargon, im ganzen Stück am meisten. Der Uebersetzung fehlt das expreßive im dialogischen Styl, jede Gattung von Menschen bedient sich im gemeinen Leben gewisser Idiotismen, die der Uebersetzer eben sowol als der theatralische Dichter studieren muß, wenn der Dialog den Personen anpassen soll. Wer darauf nicht achtet, raubt seiner Uebersetzung eine wesentliche Vollkommenheit und übersetzt matt und frostig, denn der getroffene Sensus, und die bloße Sprachrichtigkeit sind zu einer guten Uebersetzung eines theatralischen Stücks noch nicht hinreichend.

Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, bey Weidmanns, 1773. 5½ Oktavbogen.

Eine ernsthafte deutsche Oper hatte sich seit langen Jahren kein Dichter gewagt, und dies poetische Feld war desto sicherer, lange unbearbeitet zu bleiben, je mehr die Italiänische Poesie und Musik auf den Opernbühnen Deutschlandes ihren Sitz befestigte, und je weniger die ganze Lage der Umstände, und die gewöhnliche Mittelmäßigkeit der singenden Schauspieler unter uns zu dergleichen Arbeiten aufmuntern konnte. Vielleicht trug auch selbst die elende Beschaffenheit der ältern deutschen Opern dazu bey, diese Dichtungsart beynahe ganz in Vergessenheit zu bringen. Es war einem Dichter, der fast nichts ohne glücklichen Erfolg unternehmen kann, Herrn Wieland war es vorbehalten, dieselbe wiederherzustellen, und wir freuen uns sehr über die Veranlassung, die er dazu erhielt. Gerade er war der Mann von aller der Fruchtbarkeit des Geistes und der Einbildungskraft, welche zur Bearbeitung eines simpeln, nicht in viele einzelne Vorfälle verflochtenen Subjekts fähig ist, von aller der Herzenskenntniß, welche die Zergliederung der Gesinnungen und der wahre Ausdruck der Empfindungen voraussetzt, und von aller der Fähigkeit zum harmonischen und blühenden Ausdrucke, den die Musik und der Gesang erfodert. Die Wahl des Inhalts zu diesem ersten Stücke ist untadelhaft, ob er gleich schon mehrmals, auch für die Opernbühne, bearbeitet ist. *) Der Verf. nahm sich kein andres Muster, als den Euripides, und gieng doch, sowol in der ganzen Einrichtung, als in der Ausarbeitung einzelner Stellen oft sehr von ihm ab. Er selbst hat davon im ersten Bande seines deutschen Merkurs am besten Rechenschaft gegeben; und wir können nach der umständlichen Zergliederung, die der Verf. daselbst über die Vorzüge und einzelne Schönheiten seines Stücks, und über sein ganzes Verfahren, bey Verfertigung desselben, mit dem edlen Bewußtseyn eines großen Meisters, angestellt hat, in unsrer Beurtheilung um so viel kürzer seyn. Nur glauben wir, daß Euripides bey der Vergleichung weniger verlieren werde, wenn man auf die Verschie

*) In *Drammaturgia* von *Leone Allacci* findet man S. 24. f. allein vier verschiedne Opern, und zwey Trauerspiele dieses Inhalts beygefügt. Dazu kömmt noch der Text derjenigen, die der Ritter Gluck vor wenig Jahren gesetzt hat. Im Französischen hat man eine Alceste von Quinault. S. Recueil general des Opera. T. I. p. 205.

schiedenheit der beyden Gattungen, des Zwecks, und fürnemlich des Zeitalters, Rücksicht nimmt. Auch waren viele seiner Reflexionen, die uns izt gemein vorkommen, damals so abgenutzt noch nicht, und die Erinnerung an manche sehr bekannte moralische Grundsätze, wenigstens für den großen Haufen, sehr heilsam. Vielleicht war auch die Simplicität, die wir an unsrer Wielandischen Oper vorzüglich bewundern, hauptsächlich eine Frucht des sorgfältigen Studiums der griechischen Trauerspieldichter; denn selbst über die Simplicität des Metastasio geht sie hinaus, dem sonst der Verf. die Ründung der musikalischen Perioden, aber nicht völlig das abwechselnde, der Musik gleichsam begegnende Sylbenmaaß der Arien abgelernt zu haben scheint.

Warum seine Oper fünf Aufzüge hat, sagt er uns ebenfalls in seinen Briefen darüber, da sonst gewöhnlich nur drey zu seyn pflegen. Wir gestehen indeß, daß uns der vierte Aufzug nicht so vorzüglich, als die andern vorgekommen ist, nicht in Ansehung der Poesie, die vortreflich ist, sondern wegen des geheimnten Verlaufs der Handlung. Von schönen, edeln Gesinnungen, schön und edel ausgedrückt, ist das ganze Stück voll; und wer konnte das von einem solchen Dichter anders erwarten. Die Art, wie Herkules die Frage Admets über das Wie? seiner Hinabfahrt in die Unterwelt, der Rettung Alcestens, und des dortigen Zustandes, ausweicht, ist ein Meisterzug.

Der, für die Sängerinn beschwerliche, Umstand, daß Alceste im ersten Aufzuge ganz allein, und drey Arien nach einander singt, scheint der Wahrnehmung des Dichters entgangen zu seyn. Ueberhaupt scheint es, daß sich über die Bequemlichkeit und das Verhältniß der Worte zur Musik, noch einige Anmerkungen machen liessen, die wir aber lieber einem musikalischen Kunstrichter überlassen wollen. Der Recensent hat dies Stück, nur als vortrefliche Poesie gelesen.

Daß diese Oper nach der Composition des Hrn. C. M. Schweizer, am Weimarischen Hofe mit großem Beyfall aufgeführt worden, ist bekannt. Alle Nachrichten stimmen darinn überein, daß diese Composition viel vorzügliches habe. Wir wünschten sehr, daß die Partitur gedruckt würde, damit Kenner der Musik, die Verdienste dieser Composition näher auseinander setzen könnten. Denn blos Kenner der Musik, und zwar blos mit der Partitur in der Hand, können musikalische Werke, richtig beurtheilen.

Die treuen Köhler, eine Operette in zween Aufzügen. Weimar, bey Hoffmann, 1773. 12¼ Bogen in 8.

Eine glückliche Idee, die vollends für den Ort und die Gelegenheit ihrer nächsten Bestimmung, viel Wirkung und Intresse haben muste. Zwar hat der Verfasser nicht, wie es unsers Erachtens vortheilhafter wäre, die Rettung der Prinzen selbst zur Handlung dieses Stücks gemacht, sondern nur den Erfolg derselben, die Belohnung des Köhlers, seine Beruffung nach Hofe, und seinen Abzug dahin. Von Seiten der theatralischen Kunst ist also wenig darinn angebracht, fast gar keine Verwickelung, nichts, was den Zuschauer lange in Erwartung setzte; nur lauter kleine Vorfälle, die eben soviel Behelfe des Dichters zu seyn scheinen. Dem ungeachtet hat diese Operette doch viel Verdienst, besonders in Ansehung des ungemeinen natürlichen Dialogs, der nicht in das abgenutzte, geschwätzige, und langweilige verfällt, des schicklichsten Ausdrucks redlicher Gesinnungen der unverderbten Landleute, wobey doch Kontrast und abstechende Charaktere nicht verabsäumt sind. Man vergleiche z. B. die im Grunde gleich edle, und doch verschiedene Denkungsart der beyden Töchter des Köhlers, die wirksame Leichtfertigkeit und harmlose Schalkheit der Else, u. s. f. Auch die Arien sind dem Dichter mehrentheils geglückt, wenn wir ein paar, als S. 170. u. a. ausnehmen, die dem übrigen nicht gleich kommen. Die Anspielungen auf die itztregierende Durchl. Herzoginn von Weimar, und ihre beyden hoffnungsvollen Prinzen, die bey der ersten Vorstellung dieser Operette eben von den Blattern gerettet waren, sind so natürlich und so ungezwungen angebracht; und das Divertissement zum Schlusse des Stücks wird auf eine ungemeine glückliche, und zugleich interessante Art herbeygeführt. Alle diese einzelnen Schönheiten halten uns für das Mangelhafte des Plans und der Erfindung gewissermassen schadlos. Die Zuschrift ist an den Hrn. Hofrath Triller in Wittenberg: und fast glauben wir, es müste diesem Gelehrten selbst bey allen seinen übrigen Verdiensten, seltsam vorgekommen seyn, daß seines sogenannten epischen Gedichts vom Sächsischen Prinzenraube, nicht nur noch gedacht, sondern als eines Meisterstücks erwähnt wird. Ueberhaupt hat uns die ungelenkige Schreibart der Zuschrift und Vorrede, verglichen mit dem Tone der in der Operette selbst herrscht, nicht recht gefallen wollen.

Mo.

Die Apothecke, eine komische Oper, in zwey Aufzügen. Leipzig, bey Dyks, 1772. 7 Bog. in 8.

Man muß es dem Verf. Dank wissen, daß er einmal den oft nur seynsollenden naifen Ton unsrer Operetten mit einem durchgehends komischen Stücke abgewechselt hat, das, so sehr es Possenspiel ist, doch durchgehends einen Mann von Genie, lebhafter Laune, und Menschenkenntniß verräth. Auch seine Zuschrift, an Hrn. Bause, ist ein Beweis, daß er mit Einsicht gearbeitet hat; sie enthält einige sehr richtige Bemerkungen über das Possenspiel, unter andern folgende: „Man würde gut thun, wenn man aus allen Possenspielen Operetten machte. Unser Publikum sieht diese Possen gerne, und möchte doch gerne das Ansehen haben, als wenn es sie verachtete; es lacht von Herzen über die Goldonischen Stücke, und zuckt die Achseln darüber, wenn sie aus sind. Vielleicht thut man gut, wenn man dieser kleinen Schamhaftigkeit schont, und dem Publiko den Vorwand giebt, als wenn es nur der Musik wegen in das Possenspiel gienge. Ueberdies kann man auf diese Weise mit einem Steine zwey Würfe thun. Man macht zu lachen, und man erweckt einigen Geschmack an der Musik.„ — So unerheblich übrigens der Stof, und so kunstlos der Plan dieses kleinen Stücks ist, so hat doch der Verfasser denselben mit Einsicht zu behandeln gewußt, und bey seiner Schilderung des niedern bürgerlichen Lebens, die dem Dichter noch schwerer fallen muß, als das Gemählde ländlicher Sitten, hat er doch das Platte, Niedrige und Pöbelhafte zu vermeiden gewußt. Die einzige Situation des eingeseiften Apotheckers, die bey der Vorstellung Gelächter genug erregen mag, ist vielleicht der Erfindung dieses Dichters nicht ganz würdig. Sonst sind die Charaktere der Personen nach dem Leben gezeichnet; Krönchen, z. E. ist gerade so, wie ein Mädchen von ihrer Erziehung seyn muß, und der Apothecker selbst dem großen Haufen seines Standes sehr ähnlich, und hat doch viel Eigenthümliches. Die Arien sind meistentheils sehr glücklich, und zur Musick sehr bequem gerathen: die Abwechselung des Sylbenmaases und die eingeschränkte Länge sind ihnen sehr vortheilhaft.

Dz.

Almanach der Deutschen Musen, auf das Jahr, 1771. Unter allen Meridianen zu haben, 179 S. in klein 8.

Einen alten Calender wirft man sonst bey Seite, wenn das Jahr um ist, und achtet seiner nicht mehr. Aber so darf es ein allgemeiner Bibliothekar mit einem Musenkalender wohl nicht machen, wenn er so nachläßig gewesen ist, ihn nicht früh genug anzuzeigen. Verfasser und Leser werden es ihm also vergeben, daß er ihn wieder hervorsucht.

Gar lustig ist es anzusehen, wie der Verfasser dieses Almanachs in der Zuschrift an den Herrn van Göns, Kaiserl. Rath und Professor zu Uetrecht, sich die Miene geben will, als ob er von dem Verfasser des vorjährigen Almanachs verschieden wäre, und als ob der gröste Theil des Publikums sehr unrecht gehabt hätte, den Herrn Christian Heinrich Schmid für den Urheber desselben zu halten. Zwar thut er, als ob man mehr ihm, als diesem Manne, durch jene Vermuthung zu nahe getreten wäre. Er will nur nicht gerne „aufessen, was dieser eingebrockt hat.„ O! man kennt den Herrn Sudelkoch schon, der überall seine Kalteschalen macht, und hernach nicht in der Küche gewesen seyn will, wenn sie keinem Menschen schmecken. Aber Schade, daß man so gar bald dahinter kömmt! Denn auch der seichte Schriftsteller hat sein kenntliches Gepräge, wenn er oft schreibt; und wer hat dem unsrigen in Eilfertigkeit, Zuversicht, Aneckdotenhascherey, und Kompilation bisher den Rang, abgelaufen? Immer also hinter der Maske hervor!

Die Rangordnung der auf die Sonn- und Festtage gesetzten Dichter ist von der im vorigen Jahre verschieden; wer dabey interessirt ist, wird schon selbst verglichen haben, ob es zu seinem Vortheile oder Nachtheile geschehen sey. Uebrigens ist die Einrichtung die nämliche. Die Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahre 1770. kann immer ganz brauchbar seyn, wenn man sich nicht zu sehr auf die beygefügten Urtheile verläßt. Denn wie kann ein Mann, der so wenig versteht und der so viel schreibt, eine solche Menge von Schriften mit gehöriger Musse und Sorgfalt gelesen und geprüft haben, um darüber ein richtiges und treffendes Urtheil zu fällen. Die meisten Beurtheilungen müssen daher nothwendig allgemein und flüchtig, sehr oft auch partheyisch, und nach Vorurtheilen bestimmt, ausfallen. Aber, wie gesagt, als blosse Notiz, ist dies immer ein nützlicher Theil des Calenders. — Unter den Gedichten sind verschiedene vorzüglich gute, die größtentheils schon gedruckt sind, aber doch hier gesammelt vielen angenehm seyn werden; die mittelmäßigen darunter, deren es mehr als im vorigen Jahre giebt, sind als Lückenbüsser anzusehen. — Daß in

der

der Tabelle unsrer itzt lebenden Dichter und schönen Geister diesmal ihre gegenwärtigen Beschäfftigungen weggeblieben sind, ist recht gut, da sie doch im vorigen Jahre meistentheils nur halb richtig, oft auch ganz falsch, angegeben waren.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1772. Leipzig, 158 S. in 8.

Er hat wieder eine Vorrede unter der Gestalt einer Zueignungsschrift; auch dieser Umstand characterisirt den Verfasser; sie ist an Herrn Karl Friedrich Kretschmann, Advokaten zu Zittau gerichtet. Wieder Klagen darüber, daß man diesem Almanach so gram ist; aber der Verfasser hat bisher, wie er sagt, noch immer so viel Fassung gehabt, allen jenen zischenden Schlangen entgegen zu lächeln, und sich mit der Gunst solcher Männer, wie sein Mäcen ist, zu trösten. Man würde vielleicht weniger wider die Notitz poetischer Neuigkeiten haben, über welche sich der Verf. vertheydigt, wenn sie nichts weiter als Notitz, als ein raisonnirter Katalog, wäre, ohne daß er seinen Tadel einmischte, wozu er, der offenbaren Flüchtigkeit, und wir möchten fast sagen, seiner menschlichen, wenigstens doch schriftstellerischen Eingeschränktheit wegen, nicht berechtigt seyn kann. — Auf die in dieser Vorrede befindlichen Vorwürfe gegen unsre Bibliothek zu antworten, wäre verlohrne Mühe.

Der Calender fehlt diesmal wenigstens bey allen Exemplaren, die wir gesehen haben. An dessen Stelle steht wiederum die Tabelle der itzt lebenden witzigen Köpfe, mit einigen Vermehrungen. Die Recensionen sind mit den ehemaligen von einerley Werth. Den Anfang der Gedichte macht ein Vorspiel von dem sel. Michaelis, Herkules auf dem Oeta, das viele Schönheiten hat. Von ihm, Denis, der Karschin, Ramler, Kretschmann u. a. zeichnen sich verschiedne Stücke sehr vortheilhaft aus. Die Erscheinung vom Hrn. Schmid, und diejenigen Poesien, die im Verzeichnisse den Verfassern des Almanachs beygelegt werden, zeichnen sich ebenfalls aus, aber ganz gegenseitig. Auch sind von einigen Ungenannten herzlich mittelmäßige Sächelchen aufgenommen, z. E. das Gespräch der Nacht und des Tages, S. 43.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1773. Leipzig, bey Schwickert, 224 Seiten in 8.

Die Zuschrift an den Hrn. Curtius zu Marpurg ist fast lauter Triumphton über den glücklichen Fortgang unsrer Literatur, und besonders unsrer Dichtkunst. Die Lobsprüche und Glückwünsche würden gerechter seyn, wenn sie ohne Parallele mit den Ausländern gemacht wäre; Aber itzt kommen sie etwas Gottschedisch heraus, der auch immer seine Lust daran fand, den Franzosen und Engländern deutsche Produkte entgegen zu stellen, um ihnen darüber Schamröthe abzujagen. Sehr zu wünschen wäre die Wahrheit folgenden Ausrufs: „Wo ist die Schaar der elenden Uebersetzer, mit welcher die Literaturbriefsteller Krieg führten? In die Pfanne gehauen ist sie!„

Die Einrichtung dieses Almanachs ist übrigens von den vorigen Jahren beybehalten; der Calender ist wieder da; und die Tage sind mit den Namen verstorbner Dichter, alter und neuer, ausländischer und einheimischer, bezeichnet. Die Notiz poetischer Neuigkeiten befaßt wieder eine zahlreiche Menge von Recensionen. Man sieht freylich vielen derselben die Eile und Flüchtigkeit ihrer Verfertigung an; indeß wundern wir uns noch immer über die Geduld und den geschäftigen Fleiß des Verfassers, womit er sich die Musterung eines so zahlreichen Heers, wie unsre witzige Schriftsteller ausmachen, gefallen läßt.

Unter den Gedichten finden wir einige schätzbare Ueberbleibsel von der Muse des sel. Michaelis, aus denen sein Genie und seine reichhaltige Denkkraft hervorschimmert; einige beyfallswürdige Stücke von Kretschmann, besonders die Romanze S. 17. ff. eine schöne Ode von Denis S. 42.; ein Gesang auf den Frieden, von eben demselben, S. 52.; eine glückliche Romanze, Narziß und Echo, von einem Ungenannten, S. 58. eine schöne Elegie auf einen Taubenschlag, S. 164. und so nach verschiedne andre Stücke, die der Sammlung sehr würdig waren. Einige hätten wir hinweggewünscht, z. E. S. 26. S. 61. S. 133. S. 151. u. a. m.

Der Landpriester im Oberrheinischen Kreise an die Herren Verfasser des Leipziger Musen-Almanachs vom Jahr 1773. Mannheim, bey Schwan, 1773. 2½ Bogen in 8.

In eben dem treuherzigen, naifen Tone, wie das Sendschreiben an die Zeitungsschreiber und Journalisten, welches wir zu seiner Zeit angezeigt haben; und doch haben sehr

beissend und treffend. Mit einer recht guten Wendung werden dem Verf. des Almanachs alle seine tadelhaften Seiten vorbehalten, und der Prof. Schmid in Giessen wird auf die überzeugendste Art von dem unverdienten Argwohne, er sey dieser Verfasser, losgesprochen. Die Erinnerungen selbst, welche dies Schreiben enthält, sind eben nicht sehr erheblich; am längsten verweilen sich die Verfasser bey der Unzerischen seynsollenden Chinesischen Elegie, und bey den Wolken von Aristophanes. Zuletzt merken sie einige Gedichte an, die ihnen nicht gefallen haben. Wegen der S. 13. gebrauchten Metapher vom Lösen und Binden, und wegen der, unten auf eben der Seite vorkommenden biblischen Ausdrücke mögen sich diese Herren Landpriester bey ihrem Superintendenten verantworten.

An den Herrn Schmid zu Giessen, den Verfasser und Herausgeber der Theaterchronick und des Almanachs der deutschen Musen. Frankfurt und Leipzig, 1773. 5 Bogen in 8.

Derber und nachdrücklicher ist wohl nie dem Hrn. Schmid seine Blöße unter die Augen gestellt worden, als in diesen Bogen geschieht, zu welchen sich der Verfasser des Schreibens über die Kochische Schauspielergesellschaft in der Vorrede bekennt; es wäre denn in der Wochenschrift, der Deutsche, aus welcher aber auch zwey ihn betreffende Stellen, um die Dosis recht bitter zu machen, hier eingerückt sind. Es ist allemal ein trauriges Schauspiel, Gefechte und Hetzen von dieser Art unter Schriftstellern anzusehen; allein, wenn je einer wenig Schonung verdient hat, so ist es Hr. Schmid, und sein unbesonnener, zudringlicher Ton, und seine nach Zeit und Umständen gestimmte und abgeänderte Urtheile, womit er das Publikum zu äffen wagt. Von diesen letztern ist ihm hier öffentlich eine sehr beschämende Probe vorgelegt, durch den Abdruck derjenigen Bogen, welche er einmal Hrn. Klotz zur Einrückung in seine Bibliothek zugeschickt hatte, und hernach, da er sich eines bessern besann, von dem Verleger, weil sie schon abgedruckt waren, mit 15 Rthlr. wieder auskaufte, und unterdrückte. Welche Niederträchtigkeit! Jedermann weis, daß er der vorgegebene Hr. v. Schweigerhausen ist, und die Briefe desselben stehen mit dem gedachten Aufsatze in dem größten Widerspruche, da der letzte die Wäsersche Schauspielergesellschaft auf Kosten der Kochischen preiset, und in jenen der Fall

gerade umgekehrt ist. Wahrlich, wie der Verf. sagt, der Bauer in der Fabel, mit dem der Satyr nicht essen wollte, weil er warm und kalt aus einem Munde blies!

Zr.

Theatralisches Wochenblatt. Breßlau, bey Korn, 1773. 26 halbe Bogen in 8.

Seit der Lessingischen Dramaturgie sind fast eben so viele kleine Nachahmer dieses vortreflichen Kunstrichters aufgestanden, als es deutsche Schaubühnen giebt; nur wählten sich diese Herren den leichtesten Theil der dramatischen Kritick, die Beurtheilung der Schauspieler nach einzelnen Vorstellungen, die freylich, um gründlich zu seyn, viel Kritick und Einsicht erfodert, die sich aber diese Herren sehr leicht zu machen wissen. Allgemein interessant können dergleichen Beurtheilungen unmöglich werden, wenn nicht reichhaltige allgemeine Beobachtungen eingemischt sind; sie bleiben daher lokal, und auf diejenigen eingeschränkt, welche, Zuschauer der beurtheilten Schauspieler zu seyn, Gelegenheit haben. Das angezeigte Wochenblatt betrift die Wäserische Gesellschaft, die, während der Verfertigung desselben zu Breßlau spielte. Es ist, wie der Verf. selbst im 16ten Stücke sagt, ein Gemisch von Relation und selbst eignem Urtheile, das meistentheils noch in einem ganz guten Tone gesagt ist, oft aber durch seine Unbestimmtheit, und durch die unnatürliche Art, mit der es ausgedrückt ist, einen angehenden noch nicht genug gebildeten Schriftsteller verräth. Die oft sehr weit getriebenen Lobsprüche der Schauspieler sollten uns auch fast etwas mißtrauisch machen. Herr Schuch muß sich z. B. sehr zu seinem Vortheile gebessert haben, wenn er allen Ruhm der Lobrede verdient, womit der Verf. das 15te Stück angefüllt hat. „Er besitzt alle Eigenschaften eines grossen Schauspielers, wenn folgendes S. 117. von ihm gilt: „Er hat für jede Rolle ein eignes Gesicht, eine eigne Stimme, einen eignen Körper, einen eignen Geist; geht mit erstaunender Leichtigkeit von einer zur andern über, und reißt den Zuschauer, zur Freude und Traurigkeit, zur Bekümmerniß und Verzweifelung fort. Wie ein andrer Proteus nimmt er mit jedem Tage eine andere Gestalt an, und gefällt in jeder.„

Schöne Worte! aber nun, was sagt der Kenner, der diesen Schauspieler sieht?

Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters. Erstes Stück. Herausgegeben von Johann Jost Anton von Hagen. Halle, bey Curt, 1773. 14 Bogen in 8.

Vermuthlich hat der Verf. von Schmids Parterre und Theaterchronick die erste Idee seiner periodischen Schrift genommen, und, ob er gleich beyde Kompilationen nicht viel zu schätzen scheint, so gleicht ihnen doch die seinige völlig, in Ansehung des seichten, grundlosen Raisonnements, und der von der Oberfläche weggeschöpften Anmerkungen, die man darin überall antrift. Ungeachtet der Bezeugungen seiner Gerechtigkeitsliebe, welche er in der Zuschrift giebt, trift man doch hie und da auf offenbar partheyische Urtheile und Animositäten. Ein Sendschreiben über die Eckhofische Schauspielergesellschaft macht den Anfang dieses ersten Stücks, und geht, ohne geendigt zu seyn, bis zur 69sten Seite. Die darinn gemachten Bemerkungen betreffen mehr die Schauspieler, als die aufgeführten Stücke. Lob und Tadel scheinen uns sehr oft darinn übertrieben zu seyn; aber wir müßten äusserst umständlich werden, wenn wir uns auf einzelne Beyspiele davon einlassen wollten. Urtheile dieser Art haben immer so viel Einseitiges: sie sind leicht hingeschrieben, aber für den Leser, der weder Mitglied noch Zuschauer der Gesellschaft ist, wenig interessant. Man muß hier wirklich unwillig werden, wenn der Verf. den vortreflichen Eckhoff beständig neckt, und dem steifen Brandes beständig erheben und hervorziehen will.

Von eben der Art sind die Anmerkungen über die Kochische Gesellschaft, S. 69-101, worin man indeß schon mehr ein widriges Vorurtheil gewahr wird, das manchen Ausspruch gestimmt haben mag. Ziemlich abgeschmackt ist das, was S. 77 von der monotonen Stimme der Madame Koch gesagt wird, und von dem Abfalle derselben gegen eine Neuhofinn, „deren „volltönende, und fast eine Reihe von zwey Oktaven durchlaufende Stimme jeden Zuhörer, sobald seine Leidenschaft „erregt werden solte, hinreissen mußte.„ Ob dieser Schreiber wohl wissen mag, was zwey Oktaven eigentlich sind. — Das höchst mittelmäßige Schauspiel, die Feuersbrunst, wird S. 101. ff. mit großer Behaglichkeit und noch immer viel zu vortheilhaft beurtheilt. — An der Emilia Galotti sucht der Verf. 112 ff. zum Ritter zu werden; aber über den armseligen Ritter! Es wäre verlohrne Arbeit, diese zudringliche und zum Theil äusserst elende Kritick beantworten zu wollen.

Der Verf. der seine Einwürfe und Schwierigkeiten aus seinem eigenen Gehirne herausgesponnen hat, mag sich selbst wieder herauswickeln, oder lieber, wenn er gutem Rathe folgen will, das ganze Gespinnste zerreissen, um heller zu sehen. Was er über die Vorstellung dieses Stücks auf der Kochischen Schaubühne gesagt, läßt der Recensent, der nicht Augenzeuge davon war, dahin gestellt. — Die Operetten von Michaelis (S. 131 ff.) hätten ein vortheilhafteres Urtheil verdient. Desto lauter, aber ohne den Kenner zu verrathen, ist Wielands Alceste gelobt. Der Diamant, ein von Hrn. Engel nach dem Französischen verfertigtes Nachspiel, wäre vielleicht besser weggekommen, wenn der Verf. nicht etwas wider diesen Dichter zu haben schiene, den er auch schon S. 133 angestichelt hat. Gerechter ist die Beurtheilung der Lustspiele ohne Heyrathen, von dem Verf. der empfindsamen Reisen durch Deutschland; und freylich war diese Beurtheilung sehr leicht, und des Lustspiels, Leichtsinn und gutes Herz. Den Beschluß macht eine Beurtheilung der Theaterchronik, worin sich der Verf. beyläufig für den Verfasser der Bogen angiebt. Hrn. Schmid wird ziemlich derbe mitgespielt; es ist aber höchstunangenehm, wider Schmids höchst seichte Urtheile, hier höchst seichte Widerlegungen zu lesen. Wir fragen den Verf. welchen Nutzen er wohl glaubt, daß die Welt, aus einem solchen Streite ziehen könne?

Mo.

---

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Berlin. Von der Sammlung von Kupferstichen, nach den Handzeichnungen berühmter Meister, in der K. Sammlung von Zeichnungen auf der K. Bibl. zu Berlin, wovon wir die erste Sammlung in der Bibl. XV. B. I. St. S. 246. angezeigt haben*, ist nun auch die zweyte erschienen. Sie enthält: 1) Einen Entwurf zu einem Altargemählde; gezeichnet mit schwarzer Kreide von A. v. Diepenseck, in gleicher Manier gestochen von J. C. Krüger. 2) Die Himmelsleiter; gezeichnet mit Tusch und Feder von Hans Bocksberger, geäzt von J. D. Laurenz. 3) Michael und

und seine Engel streiten mit dem Drachen; gezeichnet mit Tusch und Feder von Johann Rotenhamer, gestochen von J. C. Krüger. 4) Eine Gegend; nach der Natur gezeichnet, mit Tusch und Feder v. M. Merian; geäzt von J. D. Laurenz. 5) Die stehende Figur eines alten Mannes von H. Golzius gezeichnet, gestochen von J. C. Krüger. 6) Zwey Originalzeichnungen von Jacob Callot: a) Eine sitzende Mannsperson. b) Der Einzug Christi, geäzt von J. D. Laurenz.

Der Berlinische genealogische Calender von den Jahren 1771. bis 1774. ist von Hrn. Dan. Chodowiecki mit sehr niedlichen Kupferstichen gezieret worden. 1771. enthält 12 Geschichte aus dem Don Quixote. 1772. 12 dergleichen aus Ariosts rasenden Orlande. 1773. 12. dergleichen, aus Geßners neuen Idyllen. 1774. Enthält in 12 Auftritten, eines Petitmäters. Hier hat der Künstler sehr glücklicher Weise nach Hogarths Art, in einer Folge von Gemählden, eine moralische Absicht durchgeführt, ohne in Hogarths Carricatur zu verfallen. Dies ist unsers Wissens der erste Versuch dieser Art von einem deutschen Künstler.

Zwey Blätter in Folio von Hrn. J. W. Meil, 1771. radirt, verdienen angemerkt zu werden. Sie sind beyde nach J. H. Tischbeins Zeichnungen und betitelt 1) a Basalt-Rock near Gudensberg in Hassia. 2) Felsberg a castle in Hassia situated on a Basalt-hill. Da die Platten nach England zu den Philos. Transactions gesendet worden, so werden die Abdrücke in unsern Gegenden sehr rar werden.

Hr. Andreas Ludwig Krüger in Potsdam hat folgende Folioblätter, nach Gemählden in der Königl. Gallerie und dem Cabinette zu Sanssouçi radirt. 1) La Sainte Marie Madelaine nach A. van Dyk, 1769. 2) Portrait de Rembrand, nach Rembrand, 1769. 3) Le Patriarche en Meditation nach Rembrand, 1770. 4) Hagar repudiée nach Govaert Flink, 1770. 5) Moyse venant du Mont Sina, 1770. nach Rembrand, 1770. 6) La Vieillesse nach Gerard Dow, 1770. 7) Esau donnant sa Benediction nach Joh. Lyvens, 1770.

Der Hr. Lieutenant Hennert hat 1772. einen sehr genauen Plan von Reinsberg, dem Lustschlosse, S. K. H. des Prinzen Heinrichs, und der umliegenden Gegenden aufgenommen und auf einen Bogen radirt.

Hr. J. C. Rhode, Geograph der K. Akademie der Wissenschaften, hat auf Veranlassung gedachter Akademie, 1772. ein

einen neuen und sehr genauen geometrischen Plan der Stadt Berlin aufgenommen, welcher von F. G. Berger, dem ältern, auf einem großen Fol. Bogen gestochen worden. In demselben sind die neuesten Veränderungen dieser Residenzstadt befindlich, welche noch täglich an Gebäuden vermehret, und verschönert wird.

b) Musik.

Lieder mit Melodien, componirt von Johann Adam Hiller. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius, 1772. in kleinem Querfolio, 16½ Bogen.

Manche von diesen Liedern haben anfänglich theils in einer besondern Sammlung, theils in den musikalischen Nachrichten gestanden, und sind itzt, hie und da, doch mehr in Ansehung der Harmonie als der Melodie, verändert worden. Die meisten aber doch sind ganz neu componiret. Sie haben alle den leichten, angenehmen, ausdrückenden Gesang, den man in des V. Sangcompositionen, kleinen und großen, zu hören schon gewohnt ist. Im Drucke ist die Melodie weder durch Sing- oder gar Spielmanieren, noch durch Mittelstimmen überladen. Auch gut.

Im Vorberichte sagt der V.: „daß ihm die gute Proportion des Ganzen, die Richtigkeit der Deklamation, der „eigentliche Grad des Affekts, bey der Arbeit des Componirens immer lebhafter in den Gedanken schwebten, als jene „sehr willkührlich vorgeschriebenen Regeln von der Gleichheit „der Rythmen, und dem Vorzuge der geraden Rythmen vor „den ungeraden.„

Wir räumen ein, daß zerstörte Deklamation, übelgetroffener Affekt ꝛc. noch ein größeres Uebel in einem Singstücke seyn würden, als ein verschobener Rythmus. Wir räumen ein, daß in vielen Oden die Gleichheit der Rythmen unmöglich beobachtet werden kann, ohne den Text jämmerlich zu dehnen oder abentheuerlich zusammen zu pressen. Wir räumen ein, daß Hr. Hiller recht gethan hat, wenn er bey vorwaltenden Umständen hie und da Ausnahmen von den strengen rythmischen Regeln gemacht hat. Allein wir sind auch überzeugt, daß Hr. H. den Werth eines guten Rythmus, in seinem Vorberichte allzu schwankend macht, wenn er daselbst die Regeln, die etwan einer oder der andere hie und da, um den musikalischen Rythmus in Ordnung zu bringen und darinn zu erhalten,

ten, gegeben hat, sehr willkührlich vorgeschriebene Regeln nennet.

Uns deucht Erfahrung und Empfindung überzeuge einen jeden Aufmerkenden hinlänglich, daß gerade musikalische Rythmen angenehmer und leichter fäßlich sind, als ungerade, und gar zu oft vermischte und unter einander geworfene. Ausser eben dieser Empfindung selbst, überzeugt uns auch noch der Sinn des Gesichts, durch die feine Empfindlichkeit, mit welcher er die Uebertretung der Symmetrie, in Gegenständen die für sein Gebieth gehören, mit Widerwillen bemerket, daß aller Sinne Empfindung unstreitig, jede nach ihrer Art, auf einen gewissen gleichen Verhalt, und ein gewisses Ebenmaaß gestimmet sey.

Es würde also unstreitig die melodische Proportion des Ganzen in einem Musikstücke noch immer desto besser seyn, je strenger die musikalische Eurythmie dabey in Obacht genommen worden wäre, oder hätte genommen werden können. Eine in allen andern Betrachtungen sonst gute Melodie würde sich allemal noch besser ausnehmen, wenn sie auch noch diese gute Eigenschaft besäße. Allein daraus würde weiter folgen, daß man keine andere Musik exte, mit Noten, in denen die Melodie herrscht, versehen müßte, als solche Texte, die, so wie andere also auch diese wesentliche Eigenschaft einer guten Melodie so wenig als möglich hinderten, und entweder gar keine oder doch nur die wenigsten Ausnahmen erfoderten. Wenn nun auch gleich, nur seit der Erfindung des Notendrucks, eine große Menge solcher Oden, die der Musik unbequem sind, bey deren Verfertigung der Dichter aber auch oft wohl an nichts weniger gedacht haben mag, als daran, daß sie einmal in Musik gesetzt werden würden, ohne eine solche Musik als bisher nach der Mode darüber gemacht worden, geblieben wäre; wie groß würde denn nun das Unglück wohl gewesen seyn?

Oft ist die Ursache so mancher unmusikalischer Musikgedichte, die aber andere Vorzüge haben können, blos diese, daß dem Dichter die Erfordernisse und Beschaffenheit eines guten musikalischen Rythmus, wenn er nicht etwan selbst der Musik in einem ziemlichen Grade kundig ist, oder etwan musikalische Freunde gehabt hat, unbekannt gewesen sind. Es ist zu beklagen, daß, vorzüglich in dieser Absicht, Marpurgs Anleitung zur Singcomposition unter den Dichtern so wenig bekannt geworden zu seyn scheint. Sie würden sonst sehen, daß die Erfordernisse zu einem guten Musikgedichte, und also auch zu einem bequemen Rythmus desselben, nicht so schwer sind, als

als man sich dieselben wohl vorstellen möchte. Und wenn die Componisten ja, wie es freylich auch in größern Singstücken, und sogar in Instrumentalstücken, (die doch in diesem Punkte viel leichter zu setzen sind als Singstücke, weil der Componist hier seine völlige rythmische Freyheit hat,) nicht ganz zu vermeiden ist, hie und da rythmische Freyheit zu brauchen genöthiget wären: so würden ihrer doch nicht so viele, und nicht so beträchtliche seyn.

Ohne also einer richtigen Deklamation, und einem richtigen Ausdrucke das geringste an seinen Vorrechten entziehen zu wollen, wünschten wir doch auch einen richtigen und schicklichen, unserer itzigen Musik angemessenen Rythmus so viel möglich bey seiner genauen Beobachtung erhalten zu sehen. Er scheint uns aber, wie wir schon gesagt haben, beynahe unbeträchtlich und ganz willkührlich gemacht, wenn Hr. H. noch weiter deutlich und klar schreibt: Kurz, das Sylbenmaß des Dichters bestimmt den Rythmus des Componisten, und nicht die so höchstnöthige Einschränkung dazu setzet: der Dichter muß aber sein Sylbenmaß so eingerichtet haben, daß der Componist es in einen guten musikalischen Rythmus bringen kann. Wir können nicht umhin, uns zu wundern, wenn Hr. H. kurz vor dieser Stelle schreibt: „Wer mich wegen dieser „Ausnahmen„ (von den rythmischen Regeln, welche Regeln vielleicht ein oder der andere empfindungsvolle Componist durch lange und vieljährige Erfahrung, und durch die genaueste Aufmerksamkeit, abstrahiret haben mag,) „wegen dieser Ausnahmen tadelt, der muß nicht wissen, daß an gewissen Orten die „neueste und beliebteste Art der Composition durchaus eine „Ausnahme von der Regel ist.„ So! — Der Recensent bittet Hrn. H. diesen ohne Zweifel halb im Spaße hingeschriebenen Satz noch einmal zu überdenken. Der Recensent glaubt, daß wenn dieser Satz eine völlige schliessende Kraft hätte, es nicht schwer seyn würde, alle Unordnung und alle Unregelmäßigkeit, die iemals in der Welt vorgefallen, daraus zu vertheidigen und als ordentlich und regelmäßig zu behaupten. Denn wie viel Gutes, Ordentliches und Regelmäßiges giebt es denn wohl in dieser Zeitlichkeit, vom dem nicht etwann einmal, an irgend einem Orte, das Gegentheil in der herrschenden Mode gewesen seyn sollte.

Doch Hr. H. ist so sehr nicht wider die Regeln vom Rythmus aufgebracht, als er vielleicht bey dem ersten Anblicke scheinen möchte. So sehr er auch, an den aus dem vorhabenden Vorberichte angeführten Stellen, auf die Seite der Freygeister

im Rythmus, auf die Seite der Leute an gewissen Orten, wo die neueste und beliebteste Art der Composition durchaus eine Ausnahme von der Regel ist, sich hinschleichen zu wollen Mine macht; so erklärt er sich doch, weiterhin, wieder, wie es einem rechten Deutschen eignet und gebühret, viel standhafter und billiger. Er sagt, daß er die Regel nicht verwerfe, sondern daß er nur behaupte, daß man ihr nicht überall folgen könne, noch folgen dürfe. — Eben dieses sagen wir ja auch. Nur möchten wir nicht gern die Ausnahmen angelegentlicher vertheidiget und wohl gar angepriesen sehen, als die Regeln selbst, so lange diese noch durch keine stärkern Gründe, als die bisher beygebrachten, widerleget sind. Am allerwenigsten möchten wir dergleichen Vertheidigungen, wie wir hier finden, von Herr Hillern lesen, dem sein fliessender, angenehmer, schöner Gesang, unter den theoretischen sowohl als ausübenden Gesangslehrern eine so bemerkenswürdige Stelle anweiset: da ja selbst diese gegenwärtige Odenmusiksammlung unstreitig unter die schönsten gehöret, die seit der Erfindung des Notendrucks das Licht gesehen haben.

Ueberhaupt, wir gestehen es gern, ist die Lehre von dem Rythmus in unserer heutigen Musik, höchst bedürftig, für Sang- und Instrumentalmusik gründlicher untersuchet und deutlicher auseinander gesetzt zu werden. Die Rythmik der alten Musik werden wir aus dem Pindar und Horaz u. s. w. doch nie völlig verstehen lernen. Sie würde uns auch zu unserer itzigen Musik wenig oder nichts helfen: obgleich unsere Dichter die alte poetische lyrische Rythmik aus ihnen glücklich nachahmen können.

Es wäre sehr zu wünschen, daß jemand dieses Verlangen, den Rythmus der neuern Musik recht in Ordnung gebracht zu sehen, erfüllen möchte. Hr. Hiller selbst hat schon lange in den musikalischen Nachrichten dazu eingeladen, ist aber bis itzo noch nicht dieses Wunsches gewähret worden. Und nun eben hört er mit den musikalischen Nachrichten auf:

Lieder für Kinder, mit neuen Melodien, von Gottlob Gottwalt Hunger. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772. In kleinem Querfolio. 20½ Bogen.

Diese Lieder sollten, wie uns der Vorbericht saget, bereits vor einigen Jahren im Drucke erscheinen: da aber Hr. Hiller zu eben der Zeit die Composition der seinigen geendiget hatte,

hatte, hielt der Verfasser, (billige und rühmliche Bescheidenheit!) es für Schuldigkeit, diesem verdienstvollen Manne nachzustehen, und den Druck der seinigen noch einige Zeit aufzuschieben. Itzo, auf eine neue und besondere Veranlassung, treten sie ans Licht. Niemand der billig denkt, wird das Unternehmen des V. widrig beurtheilen; denn die Melodien sind gut, leicht, fliessend, angenehm und ausdrückend. Einige ganz geringe Flecken wollen wir in diesem größtentheils guten Werke nicht aufsuchen; sondern uns lieber das Vergnügen machen, es mit den andern guten Compositionen über so gute Texte als die vorhabenden sind, singend gegen einander zu halten. Es wird zugleich Vergnügen und Nutzen bringen.

Ka.

---

6. Romanen.

Der Eigensinn der Liebe und Freundschaft, eine engländische Erzählung, nebst einer kleinen deutschen Liebensgeschichte, aus dem Französischen übersetzt. Zürich, bey Orell und Comp. 1772. 9 B. in 8.

Dieser kleine Roman von der Frau Geh. Räthin la Roche ist ursprünglich französisch geschrieben, aber doch ein einheimisches Produkt, indessen ist es mehr nach dem Geschmack der französischen kleinern, als der anglisirenden deutschen Romane geformt. Die neue Wendung im Plane der Geschichte, unterscheidet ihn aber auf eine vortheilhafte Art von den alltäglichen Contes moraux, die sich in der Erfindung und im Fortgange der Geschichte immer so gar gleich sind. Das wesentliche der Geschichte ist folgendes: Lord Allen, ein Wittwer, der ungefehr funfzig Jahr hat, ein rechtschaffener gutherziger Mann, wird durch seine Schwester mit einer jungen, in der Liebe unglücklichen Lady Sophie Tyr ** bekannt, die er, wegen ihres vortreflichen Charakters glücklich zu machen wünscht. Eben dieser Lord hat einen Neffen, den er zärtlich liebt und der präsumtiver Erbe seiner Güter ist, diesem bestimmt er in seinem Herzen die junge Lady zur Gemahlin. Weil aber der Neffe ausserhalb Landes ist, und es mit dessen Vermählung noch Anstand findet, nimmt sich der Onkel vor, indessen selbst Bewahrer der Tugend der jungen Lady zu seyn und, um

sie von allen andern Verbindungen abzuhalten, vor der Hand selbst sie zu heyrathen. Sie willigt ein, aber es versteht sich, daß nur eine platonische Liebe unter diesem Paare statt findet. Der junge Lord Allen, der eben so wenig als Lady Sophie etwas von den geheimen Absichten des alten Lords vermuthet, heyrathet unterdessen eine junge französische Dame von gutem Hause ohne Vorbewußt seines Onkels, kehrt darauf in sein Vaterland zurück, um unter dem Vorspruch seiner gütigen Tante wegen seiner Heyrath Verzeihung von demselben, und die Erlaubniß zu erhalten, seine Gemahlin heimführen zu dürfen. Diese kommt, ihrer Entbindung nahe, mit Bewilligung ihres Gemahls nach England und selbst nach Allenhausen, und wird von einem Freunde des jungen Lords dem Hrn. von Feret, als die Gemahlin eines seiner Freunde daselbst eingeführt, um sie vor der Entdeckung durch ihre persönlichen guten Eigenschaften beliebt zu machen. Kurz vor Entbindung derselben wird dem Onkel das Geheimniß eröfnet. Dieser siehet dadurch seinen ganzen Plan vernichtet, ist gegen seinen Neffen äusserst aufgebracht, wird durch Sophien mit dem jungen Paare bald wieder ausgesöhnt; grämt sich aber über sein mißlungenes geheimes Projekt, seine vortrefliche Sophie dem jungen Lord zur Gemahlin zu hinterlassen, dergestalt, daß er anfängt zu kränkeln und wenig Wochen darauf, nachdem er seine Absichten seinen Neffen entdeckt, verstirbt, nicht ohne Verdacht, daß er sein Ende freywillig beschleuniget, um seiner Gemahlin freye Hand zu lassen, einen Gemahl aus Neigung nun zu wählen. Das erfolgt auch einige Zeit nachher durch Vermittelung des Lords Allen mit dem angeblichen Herrn von Feret oder eigentlich dem Lord Kilmar. Dieser war eben der erste Liebhaber Sophiens, durch den die Zufriedenheit ihres Herzens war gestöhret worden. Dieser Lord hatte einmal unerkannter Weise Sophien bey einem Bal belauscht, sie wegen ihrer vortreflichen Gesinnungen gelobt, und um sie angehalten. Der Verlöbnißtag war angesetzt, man wartete nur noch auf die letzten Berichte von Mylord und man vernahm, daß er sich unterwegs mit der jüngsten Tochter des Mylord, Herzogs von * * * vermählt habe. Sophie zu edelmüthig zur Rache, ertrug ihren Kummer in der Stille und begab sich aufs Land zur Schwester des Lord Allen. Kilmar führte mit seiner Gemahlin dagegen eine höchst unglückliche Ehe, verläßt sie und gehet nach Frankreich. Unterdessen stirbt seine Gemahlin im ersten Kindbett und Sophie bekommt durch einen Zufall Gelegenheit, eine edle Rache dadurch an Kilmarn zu üben, daß sie dessen verlassene Tochter wie ihr

eignes Kind erziehet. Der Lord wird selbst hiervon ein Augenzeuge, da er in Allen Hause unter der Gestalt eines Ausländers sich eine Zeitlang aufhält. Von heimlichen Gram durchdrungen, verseufzt er hier seine Tage bis der alte Lord stirbt und er mit der liebenswürdigen Wittwe desselben vermählt wird.

Die zwote Geschichte ist nicht minder artig und zeigt in einem lebhaften Gemählde, unter welchen Umständen und Bedingungen es einem jungen Frauenzimmer erlaubt sey, ohne den guten Anstand zu verliehren und in den Augen der Mannspersonen verkleinert zu werden, selbst auf die Heyrath auszugehen.

Die Uebersetzung läßt sich, einige Schweitzeridiotismen ausgenommen, daran sich das deutsche Ohr wohl niemals gewöhnen wird, ganz wohl lesen.

Zuverläßiger Briefwechsel über die merkwürdige Geschichte eines zweyten Josephs, in der Person des sächs. Amerikaners, welcher bisher in Döbeln gewesen ist. Erstes bis viertes Stück. Amsterdam, 1772. 247 S. in 8.

Wie ein Tuchmacher aus Döbeln vorzeiten einmal auf die Wanderschaft gegangen, nach Suriname geschifft, daselbst zu großem Vermögen gelangt, endlich aber mit Schätzen beladen in sein Vaterland zurückgekehret ist, gegen seine armen Anverwandeten sich wohlthätig erwiesen, auch unter seine guten Freunde ein paar Centner Coffe ausgetheilet, der aber einen Nachgeschmack hat, gerade nicht mehr und nicht weniger; wer dieses in 40 Briefe weislich vertheilt mit einer ganz gemeinen Art von Laune versezt, auch vielen ganz guten aber langweiligen moralischen Betrachtungen durchflochten zu lesen Lust hat, der kauffe.

Hr.

---

7. Weltweisheit.

Joh. Gr. Sulzers vermischte philosophische Schriften aus den Jahrbüchern der Ak. d. W. zu Berlin gesammlet. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1773. gr. 8. 388 Seiten.

Ein Auszug aus diesen vierzehn Aufsätzen wäre wohl überflüßig, da sie alle längst bekannt, zum Theil selbst in dieser Bibl. angezeigt sind. Nur muß hier erzählt werden, was für Aufsätze diese Sammlung enthält. Sie stehen nicht nach der Ordnung, in welcher sie zuerst erschienen sind, doch ist diese Ordnung auch beygefügt. 1) Ueber den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen. 2) Erklärung eines psycholo gischen paradoxen Satzes, warum der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilt und handelt. 3) Von der Energie in den Werken der schönen Künste. 4) Ueber die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst. 5) Ueber den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache und der Sprache in die Vernunft. 6) Vom Bewußtseyn und seinem Einflusse in unsere Urtheile. 7) Ueber den unterschiedenen Zustand, darinn sich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, sich etwas vorzustellen, und zu empfinden befindet. 8) Zergliederung des Begriffs der Vernunft. 9) Psychologische Betrachtung über den sittlichen Menschen. 10) Entwickelung des Begriffs vom Genie. 11) Ueber die Glückseligkeit verständiger Wesen. 12) Ueber einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften des Körpers eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems des Materialismus. 13) Entwickelung des Begriffs vom ewigen Wesen. 14) Versuch einen festen Grundsatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts zu unterscheiden.

Da man hoffentlich Hr. Sulzern unter die Deutschen zählt, da er auch besonders Leibnizische Gedanken glücklich zu Erweiterung unserer Kenntnisse angewendet: so muß es einem Deutschen angenehm seyn, daß man diese Aufsätze nun in der Sprache des Volks lesen kann, dem sie eigentlich gehören, und das auf sie stolz seyn darf. Hr. Garve hat diese Ausgabe veranlaßt, und Anmerkungen beyfügen wollen. Seine Gesundheitsumstände haben ihn daran gehindert, und noch sind die Freunde der wahren Philosophie, seinetwegen sowol als wegen Hrn. Sulzers in Furcht. Könnte man sich den Wunsch sie zu behalten durch Opfer versichern, wie gern würde man sie durch Hekatomben tiefsinnig oder witzig seyn wollender Dummköpfe erkaufen.

I.

Neue Bestätigung des Schlusses von der Möglichkeit des Allervollkommensten Wesens auf dessen Wirklichkeit. Nebst einigen Errinnerungen gegen des Hrn. Moses Mendelsohn neue Wendung dieses Beweises, in dessen Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften. 1771. Clausthal bey Wendeborn, 4. 6½ Bogen.

Der ungenannte Verfasser nimmt hier einen Stoff vor, worüber schon viel nachgedacht und geschrieben worden, wobey man sehr viel mit Worten spielen kann, und wo noch immer etwas verworrenes zurücke zu bleiben scheint. Man kann allerdings sagen, daß das allervollkommenste Wesen, vor allen andern minder vollkommenen einen ganz vorzüglichen Anspruch auf das Wirklichseyn hat. Entweder es existirt gar nichts, oder das allervollkommenste Wesen existirt. Schon im Reiche der bloßen Möglichkeit muß es als selbstständig, unabhängig, mit unendlicher Weisheit, innerer Güte, Allmacht und Allwissenheit begabt, und als schlechterdings nothwendig gedacht, und jede andere Wesen als von demselben abhängig betrachtet werden. Also nochmals: Existirt etwas, so existirt das vollkommenste Wesen vor allem voraus. Es ist nun eigentlich um die Entwicklung dieser Sätze zu thun. Das wahre darinn soll nicht blos empfunden, sondern mit Worten deutlich auseinander gelegt, und das hypothetische categorisch gemacht werden. Hiebey würde nun das erste seyn, daß man genau bestimme, was zu dem Begriffe eines vollkommensten Wesens gehört. Allerdings unendlich viel und dieses unendlich viele geht weit über unsern Gesichtskreis hinaus. Nun liegt in dem Begriffe des unendlich Vollkommenen so etwas absolutes, daß dabey alle Vergleichung wegfällt. Das vollkommenste Wesen ist unendlich. Alles andere ist endlich. Insofern läßt sich das vollkommenste Wesen mit minder Vollkommenen nicht vergleichen. Indessen können auf eine andere Art, nemlich den Eigenschaften nach, Vergleichungen angestellt werden. Hr. Moses Mendelsohn in der auf dem Titel angeführten Schrift, hält sich besonders an den Begriff der Unabhänglichkeit. Die innere Möglichkeit des vollkommensten Wesens beruht auf der unbedingten Harmonie aller seiner Eigenschaften. Also ist es an sich möglich, von jeden innern Widerspruch frey. Sollte es nun nicht wirklich vorhanden seyn, so fehlt ihm die Selbstständigkeit, und sein Daseyn sowol

wol als sein nicht Daseyn hängt von äussern Dingen ab. Damit aber würde es nicht das vollkommenste Wesen seyn. Dieses ist aber der Voraussetzung zuwider, folglich geht es nicht an, daß das vollkommenste Wesen nicht wirklich sey. So ungefehr schließt Hr. Mendelsohn. Unser Verfasser lößt diese Art zu schliessen in zwo förmliche Schlußreden auf, um was er daran vermißt, besser zeigen zu können. 1. Glaubt er, der chenden Grundes voraus, besonders da, wo von der Abhängs Beweis setze den zum Theil noch bestrittenen Satz des zureis lichkeit die Rede ist. 2. Sagt er, daß Hr. M. die Vorstellung der Sache mit der Sache selbst vermenge, und daß aus seinem Beweise noch weiter nichts folge, als der Begriff der Existenz gehöre mit zum Begriff des vollkommensten Wesens, so daß, wer sich ein allervollkommenstes Wesen gedenkt, zugleich mit gedenken müsse, daß es existire. Dieses sey aber alles nur noch blos gedacht. Es folge nicht, fügt er bey, daß ein Geist in der That existire, weil ich mir ihn als existirend gedenken muß, so bald ich mir ihn in Gedanken als wirkend und leidend vorstelle. Dieses folgt nun allerdings nicht. Wir sehen aber auch nicht ein, daß der Mendelsohnsche Beweis dadurch entkräftet werde.

Denn in demselben ist nicht blos von der gedachten sondern von der reellen Existenz durchaus die Rede. Der Verfasser ordnet die zwo Schlußreden, in welche er den Mendelsohnschen Beweis auflößt, so an, daß der Untersatz in der ersten Schlußrede unbewiesen bleibt. Da dieser Untersatz nun in dem Mendelsohnschen Vortrage selbst zugleich mit bewiesen ist, so enthalten bemeldte zwo Schlußreden den Mendelsohnschen Beweis nicht ganz. Um den Leser in Stand zu setzen darüber zu urtheilen, wollen wir diese beyde Schlußreden herschreiben, und wegen mehrerer Deutlichkeit die Bestimmung (Real) einschieben.

I. Wessen zufällige (Real:) Existenz einen Widerspruch enthält, das kann nicht blos möglich seyn. Des allervollkommensten Wesens zufällige (Real:) Existenz hält einen Widerspruch in sich.

Daher kann das A. W. nicht blos möglich seyn.

II. Was nicht blos möglich ist, das muß, wofern es nicht zu den unmöglichen Dingen gehört, wirklich seyn.

Das A. W. ist nicht blos möglich (vermöge des ersten Schlusses) und gehört auch nicht zu den unmöglichen Dingen.

Folglich ist das A. W. wirklich.

Hier muß nun allerdings noch erst bewiesen werden, daß des A. W. Existenz nicht eine blos zufällige Existenz seyn könne.

Dieses ist der Untersatz der ersten Schlußrede. Hr. M. M. beweist ihn dadurch, daß die zufällige Existenz eine Abhänglichkeit voraussetzt, und damit eine Unvollkommenheit ist, die das A. W. nicht haben kann. Hier sagt nun unser Verfasser, daß bey der Abhänglichkeit der Satz des zureichenden Grundes mit unterlaufe, da er doch wegbleiben sollte ꝛc. Es hätte nun aber der Begriff der Abhänglichkeit aus dem ohnehin zu wortreichen Mendelsohnschen Beweise wegbleiben können; denn abhänglich seyn, und nicht selbstständig seyn, sind Begriffe die hier für einander gesetzt werden können. Hr. M. M. gebraucht beyde, wie in Form von Synonymen. Er konnte erstern weglassen und schlechthin sagen, ein nicht selbstständiges Wesen sey unvollkommener als ein selbstständiges, folglich müsse das allervollkommenste Wesen selbstständig seyn, und könne eben daher keine bloß zufällige Existenz haben. Bey allem dem sind wir nicht in Abrede, daß in dem Beweise ein und anders noch nicht genug entwickeltes oder vom Mißverstande freygemachtes zurücke bleibe.

Unser Verfasser sucht in dem Begriffe des allervollkommensten Wesens eine andere Beschaffenheit auf, woraus er auf dessen Daseyn schliessen könne, und findet, daß das A. W. schlechterdings nothwendig seyn müsse. Ein schlechthin oder an sich nothwendiges Wesen enthält jede zur Existenz erfoderliche Bestimmungen in sich selbst. Dadurch ist es an sich schon vollkommener als jede andere Wesen. Das allervollkommenste Wesen kann demnach nicht eines von diesen andern Wesen seyn. Da es nun doch ein Wesen seyn muß, so folgt, daß das A. W. zugleich auch das schlechthin Nothwendige Wesen sey. Sein Nicht-Vorhandenseyn ist demnach nicht gedenkbar, folglich kann sein wirkliches Daseyn nicht geläugnet werden. Denn wer es läugnet, muß sein Nicht-Daseyn als gedenkbar ansehen, dieses ist aber dem Begriffe des schlechthin nothwendigen Wesens zuwider. So ungefehr schließt der Verfasser. Denn sein Beweis ist nebst den beygefügten Erläuterungen und Beantwortungen von Einwürfen in eine solche Menge von Worten eingehüllt; daß der Verfasser selbst dabey noch mehrere Klarheit wünschte.

Die Philosophie der Natur, aus dem Französischen. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, 1773. in 8.

Das

Das Werk soll eine Art von Recht der Natur, oder Moral, oder sonst so was seyn. An sich ist es ein Gemische von Sentenzen, die ein geistreiches Ansehen haben sollen, von übel verdauter Belesenheit, von Histörchen, Romanchen rc. Der Verfasser dedicirt es seiner Palmyre, der Uebersetzer in seiner Emilia. Vermuthlich übersetzt man solche Schriften, wenn es nicht um den Taglohn geschieht, um den Deutschen zu zeigen, wie weit Grotius, Puffendorf, Leibnitz, Wolf rc. in Ansehung der Ordnung und Gründlichkeit des Vortrages über die Verworrenheit und das Flittergold des französischen Witzes erhaben sind.

Praecepta grammatica atque specimina linguae philosophicae sive universalis ad omne vitae genus adcommodatae. Auctore *G. Kalmar*, V. D. M. sumtibus Fautorum Berolini degentium, 772. 4to $7\frac{1}{2}$ Bogen 2 Kupferbl. In Commißion zu haben bey Jacobäern zu Leipzig.

Die Erfindung einer allgemeinen Sprache hat seit Anfang des vorigen Jahrhunderts schon viele Gelehrte beschäftigt, und wurde bald mit dem Steine der Weisen, der immerwährenden Bewegung, der Quadratur des Circuls rc. in gleiche Classe gesetzt, bald auch als etwas an sich sehr mögliches, wiewol auch sehr schweres angesehen. Die Abstammung der wirklichen Sprachen von einander gab einigen Sprachforschern Anlaß, sich eine Ursprache zu gedenken, welche die ersten Wurzelwörter anbieten und die Ableitungsart jeder Sprachen aus denselben angeben sollte. Andere, wie Solbrig, wollten die menschlichen Begriffe durch Zahlen numerotiren. Dieses hat den Vortheil, daß, da man die Zahlen sehr leicht lesen und verstehen lernt, man ein solches Register ohne vielen Vorbericht gebrauchen kann. Es ist aber dabey nichts für das Gedächtniß. Solbrig hätte wenigstens seine Zahlen nach Tausenden und Hunderten in Klassen ordnen sollen, die nach den Klassen der Dinge und Begriffe hätten abgetheilt werden können, vorausgesetzt, daß keine der höhern Klassen über 10, und keine der niedrigsten über 100. Unterabtheilungen habe. Wilkins hat sich mit Ausfindung solcher Klassen viele Mühe gegeben. Cartesius, Leibnitz, Wolf und andere mehr sahen die Sache philosophischer an, und stellten sich vor, daß in der all-

gemeinen Sprache die Zeichen so wie die Begriffe selbst immer zusammengesetzter werden müßten. Es kommen übrigens hierbey noch einige Unterschiede vor, auf die man nothwendig zu sehen hat, z. E., ob die allgemeine Sprache für die Ohren oder für die Augen, gesprochen oder geschrieben, oder beydes zugleich seyn soll? Und eben so, ob sie nur dienen soll, seine Gedanken blos anzuzeigen, oder ob sie eine solche mechanische Einrichtung haben soll, daß man dieselbe, so wie in der Mathematick die Algebra, zum Erfinden gebrauchen könne.

Diese letztere Art würde unstreitig weit die vorzüglichste seyn, und sich wegen des Gebrauches sehr auszeichnen. Es ist aber bisher die Syllogistick allein, wo Ploucquet und Lambert wirkliche Proben geliefert haben. Die Schwürigkeit des Problems von Erfindung einer oder mehrern der erstbemeldten Arten von allgemeiner Sprache muntert übrigens noch von Zeit zu Zeit einige Genies dazu auf, Versuche zu wagen, und in diesem Fache die Geschichte des menschlichen Verstandes zu bereichern, dessen vielfache Wendungen man aus solchen Versuchen am besten kennen lernen kann, wo die Sache nur nach und nach stückweise, bald vor, bald rückwärts geht. Zu dieser Geschichte gehört nun auch, was wir über den vor uns liegenden Kalmarschen Versuch werden zu sagen haben. Der Verfasser ist bekanntermaßen einer der größten Sprachenkenner, und in dieser Absicht war er vorzüglich im Stande, diejenige Zeichenkunst, die bereits in den Sprachen liegt, und die Vortheile einer jeden zu nutzen. Seine neue Sprache ist nun eigentlich für die Augen, das will sagen, sie besteht aus geschriebenen Zeichen, die sodann jeder in seiner Sprache muß verstehen oder lesen lernen. Ferner ist die Kalmarsche Sprache nicht so wie die Algeber, zum Erfinden eingerichtet, sondern dient unmittelbar nur seine Gedanken auszudrücken. Durch diese beyden Merkmale wird sie demnach von den übrigen vorhin erwähnten Arten der allgemeinen Sprache überhaupt unterschieden. Es bleibt nun noch zu sehen, wie ihre besondere Einrichtung beschaffen ist.

Hr. K. hat sich, wie er sagt, ungefehr 400. Grundzeichen ausgesucht. Diese sollten nun eben so viele der einfachsten Grundbegriffe vorstellen, wenn seine Sprache philosophisch eingerichtet wäre. Wir haben aber bereits gesagt, daß Hr. K. diese Absicht nicht hatte. Er wählt demnach seine 400. Grundbegriffe so, daß er überhaupt in der Ableitung damit am weitesten reichen zu können, gedenkt. Da er aber hier nur die Einrichtung und Form seiner Sprache angiebt, so bringt

bringt er auch nur hin und wieder von seinen Grundzeichen einige als Beyspiele an, und in so fern können wir über das ganze System derselben kein Urtheil fällen, ob wir gleich, die so hier vorkommen, grösstentheils zusammen aufgesucht haben.

Indessen sind diese 400. Grundzeichen von sehr verschiedener Art. Einige haben mit den unmittelbar dadurch angezeigten Dingen eine sehr merkliche Aehnlichkeit. Von dieser Art sollten wohl alle seyn. Bey andern hat er sich nach dem Costume gerichtet, und daher die algebraischen, astronomischen und chemischen Zeichen meistens beybehalten. Dieses ist wenigstens eine Erleichterung für diejenigen, so diese Zeichen bereits kennen. Da er aber damit noch lange nicht an die 400. reicht, so bedient er sich noch eines andern Mittels, welches für Sprachenkenner vielleicht gut gewählt seyn kann. Man hat nemlich behauptet, die Sprachen seyn nicht so sehr von einander abgeartet, daß in den Worten nicht etwan ein oder etliche wesentliche oder Urbuchstaben geblieben seyn sollten. Auf diese Art bedeutet bey ihm M. ein Mesch, *t* die Zeit *b*. die Glückseeligkeit, *r*. das Schreiben. *d*. das Reden, *w* den Ort rc. Diese Auswahl kann man wohl nicht mehr als für etwas willkührliches ansehen, wenn man nur auf das geschwinde Memoristren, Rükſicht nimmt. Ferners bedient sich Hr. K. um die Länder zu bezeichen, der Heraldik, und sucht für einfache, doppelte, weise, schwarze Adler, Löwen, Einhörner, Lilien, sieben Pfeile rc. kurze Zeichen, die übrigens gut gewählt sind. Die Namen der Städte, ingleichen die Taufnahmen der Männer und Weiber setzt er nach verschiedenen Combinationen der größern und kleinern Lateinischen und Italienischen Buchstaben in Form der alten Römischen Abkürzungen zusammen, welche letztere er ebenfalls beybehält. Es gehören aber diese Namen der Länder, Städte, Personen, rc. nicht mit zu den oft erwähnten 400. Grundzeichen, so wie sie aus einer allgemeinen philosophischen Sprache ebenfalls wegbleiben können. Was die Ableitungen betrift, bedient sich Hr. K. vielerley Mittel. Wenn an dem vordern Theile eines Zeichens etwas wegbleibt, so bedeutet es den Mangel oder auch das Gegentheil der Sache. Dadurch wird nun allerdings die Anzahl seiner 400. Grundzeichen verdoppelt, ohne dem Gedächtniß mehr zur Last zu fallen. Bleibt das Zeichen am hintern Theile mangelhaft, so bedeutet es das Aufhören der Sache. Auch hiedurch entstehen 400. Begriffe mehr, ohne Beschwerniß des Gedächtnisses. Dieses thut nun freylich schon etwas. Eine ergiebigere Quelle zu Abkürzung seiner Sprache findet Hr. K. darinn,

daß er durch ein jedes Grundzeichen nicht nur den Hauptbegriff sondern alle damit verwandte Begriffe ausdrükt, und hierinn geht er so weit, als ihm immer das in jeden Sprachen Uebliche Erlaubnis giebt, so daß er nach Art des lateinischen valetudo, sacrum &c. auch entgegengesetzte Bedeutungen gelten läßt, die erst aus der Absicht und dem Zusammenhange der Rede ihre eigentliche Bestimmung und Bedeutung erhalten.

Ferner läßt er seine Grundzeichen durch alle sogenannte Partes Orationis durchlaufen. Ursprünglich sind es Nennwörter, und in sofern bleiben sie unverändert. Wenn eines das andere regiert, oder dieses adjective gebraucht wird, so wird es nachgesetzt. Mit Decliniren lernen hat man sich demnach in der kalmarschen Sprache nicht zu schleppen. Hingegen wird das Conjugiren umständlicher. Hr. K. hat zwar nur eine Conjugation, aber er treibt sie weiter als alle Conjugationen aller Sprachen zusammengenommen, auf eine recht sehr methodische und wissentschaftliche Art, mit bloßen Versezungen einiger Strichelgen, wodurch er Zeit, Personen, und mehrere Modificationen der Handlungen andeutet, und zwar auch mehrere und auf verschiedene Arten zusammengenommen mit einemmale. Hr. K. ist dabey auf den Reichthum seiner Sprache bedacht. Denn eine allgemeine philosophische Sprache kann hiebey viel einfacher und kürzer seyn.

Die Verwandschaften werden von Hrn. K. ebenfalls sehr methodisch gezeichnet. Er dehnt sie auf so viele Ahnen und Abkömmlinge aus, als man will, und zeigt noch nicht an, ob und wo die Fortpflanzung durch Söhne oder Töchter geschehen ist.

Zuletzt fügt Hr. K. noch ausführliche Uebersetzungen von Stellen aus verschiedenen Schriften und Sprachen nebst dem Grundtexte bey, jedoch ohne fernere Erklärung. Man sieht daraus, daß seine Sprache über 6 mal kürzer ist, als die an sich schon kurze lateinische Sprache. Wenn wir nun daß bisher gesagte zusammen nehmen, so ergiebt sich daraus, daß Hr. K. in der That in mehrern Stücken viel geleistet, und alle die vor ihm einen Versuch in dieser Sache bekannt gemacht haben, sehr weit übertroffen hat. Um vollständiger darüber urtheilen zu können, müßte man seine 400. Grundzeichen haben. Er hat sich aber vorbehalten, diese in einem großen Werke bekannt zu machen, welches so wohl alles was im ausgedehntesten Verstande zur Sprachlehre gehört, als eine auf verschiedene Arten eingerichtetes Wörterbuch enthalten wird, und wovon der erstere Theil 40 der andere 60 Bogen stark seyn soll. Seine

Charactern will er giessen lassen, damit sie in den Text, welcher latein und französisch seyn soll, können gedruckt werden. Dieses wird freylich für die Leser bequemer seyn, weil es in der vor uns liegenden Sprachlehre mühsam fällt, die im Texte citirten Zeichen in den Kupferblatten aufzusuchen. Es wird aber bey dem Giessen mit den oben erwähnten 3 mal 400. Characteren nicht genug seyn, und demnach das an sich große Werk sehr kostbar werden. Hr. K. sucht Subscribenten. Diesen kann die Sache vorläufig nur als ein an sich in der That merkwürdiger und in vielen Stücken gut ausgefallner Versuch in der allgemeinen Sprache angetragen werden, der wegen seiner Ausserordentlichkeit und in sofern er zur Geschichte sowohl der Sprache als des menschlichen Verstandes dient, wenigstens in öffentlichen Bibliothecken so wie in denen von Liebhabern solcher Untersuchungen und merkwürdiger Bücher zu stehen verdient. Wir müssen noch nachholen, daß Hr. K. seiner Sprache eine ganz besondere Suada zueignet, und sie der poetischen Schönheiten fähig erklärt. Wir glauben dieses in Ansehung seiner reichhaltigen Zeitwörter. Und da er sich ein ganz neues System von Grundbegriffen und zwar von solchen ausgesonnen, die auf eine vielfache Art metaphorisch und bilderreich werden können, so ist es auch möglich, daß ihm dadurch neue Quellen zu poetischen Vorstellungen eröfnet sind, wenigstens sofern jede Sprache, wegen ihrer Grundbegriffe und deren besondern Wendungen in Ansehung der Poesie etwas ihr eigues hat.

Sw.

---

8. Mathematick.

Lehrbegriff der gesammten Mathematick von Wencesl. Joh. Gust. Karsten; der Ph. D. und Rath Prof. zu Bützow der Ch. B. Ak. der W. zu München, und der Holl. Ges. der W. zu Harlem Mitgl. Der VI. Th. Beschluß der Hydraulick und der Pneumatick. Greifswald, 1771. bey Röse, 800 Oktavseiten 8 Kupferpl.

In der Vorrede rechtfertiget sich Hr. K. besonders, daß er die Lehren der höhern Mathematick mit in der Mechanick, nach dem Gebrauche den sie da nach und nach hatten, vorgetra-

tragen. Seine Gründe sind vornemlich, daß nicht jeder der gewisse praktische Theile der Mathematick zu seinen Hauptzwecke hat, alle theoretische Untersuchungen brauche, daß man den Schüler der praktischen Mathematick oft abspenstig macht, wenn man ihn zu lange mit der theoretischen Mathematick aufhält, und daß viele nur bey dieser stehen bleiben, und dadurch bey Leuten die praktische Kenntnisse haben, der Theorie den Vorwurf unnützer Pedanterey zuziehen. Uebrigens könne allerdings jemand, der erst die Theorie im Zusammenhange lernen wolle, sich der Bücher bedienen, wo sie so vorgetragen ist. (Das letztere scheint doch immer am rathsamsten, und Hr. Karstens Mathesis theoretica, nimmt selbst darunter eine vorzügliche Stelle ein. Wären die Anfangsgründe der Analysis des Endlichen und des Unendlichen so weitläuftig, daß man von ihnen erst sehr spät, auf die praktische Anwendung käme, so wäre Hn. Karstens Methode ohnstreitig die einzige die sich beym Lehren der praktischen Mathematick wählen liesse, beym Erfinden ist es die, welche wirklich ist gebraucht worden, denn die meisten Lehren der Analysis, selbst viel der gemeinen Geometrie sind nach praktischen Veranlassungen aufgesucht worden. Aber die Anfangsgründe der Analysis sind ja nicht so sehr weitläuftig, daß man nicht bey mäßigen Fleiße in einem Jahre ziemlich gesetzt darinnen werde, Algebra, Differrentiiren und Integriren, vollkommener lernen könnte, als der Rechtsbeflissene in gleicher Zeit die Institutionen lernt. Ist es also von jemanden der z. E. die praktische Mechanick treiben will, zu viel gefodert, wenn man von ihm fodert, ein Jahrlang Dinge zu treiben, die nicht unmittelbar praktisch sind? Jeder Lehrer der Jurisprudenz fodert dieses und noch viel mehr, von dem künftigen Advocaten, und der Advocate braucht zuverläßig bey weiten nicht so viel Theorie als der Maschinenbaumeister. Warum sollte der letztere nicht in seinen theoretischen Lehrjahren, etwa ein paar krumme Linien, die er wirklich darnach nicht wieder braucht, eine Cissoide oder Conchoide kennen lernen, wenn der erstere, die stipulationem aquiliaram, die Lehre de substitutionibus, und hundert anders lernen muß, von denen ihm am Ende gesagt wird, daß sie heut zu Tage nicht mehr im Brauche sind? Freylich, wer nichts weiter als Analysis gelernt hat, und wenn er alle Quartanten Eulers von der Rechnung des Unendlichen durchstudirt hätte, der ist nur in dem Verstande ein Mathematickus, in welchem jemand ein Rechtsgelehrter wäre, der das römische Recht vollkommen wohl inne hätte, aber auch nur das allein. Endlich, sind ja von der an-

ge-

gewandten Mathematick Lehrbücher vorhanden, die der Lernende aus den gemeinen Anfangsgründen der Arithmetick und Geometrie verstehen kann; Er findet in ihnen Sätze von denen er ohne höhere Mathematick weder überzeugt wird, noch einen Gebrauch machen kann; Und eben das wird ihn nun veranlassen die höhere Mathematick zu lernen. So viel, nur zur Vertheydigung des gewöhnlichen Vortrags dieser Wissenschaften; es ist aber zu ihrer Ausbreitung nützlich, daß sie auf allerley Art vorgetragen werden, weil für Einen diese, für den Andern jene, besser ist; Und so hat man auch Hn. K. für den Vortrag den er gewählt hat, zu danken.)

Die Fortsetzung der Hydraulick, fängt mit der Zurückwirkung des Wassers auf die Gefäße an, welche Theorie auf Maschinen, besonders des Hrn. von Segner Wassermaschine angewandt wird. Von der letzten ist bekannt, daß sowol Hr. Leonhard Euler, als Hr. Joh. Alb. Euler, darüber unterschiedene Berechnungen angestellt, einige Einrichtungen beygefügt und geschlossen haben, sie verdiene den Vorzug vor allen andern Wassermaschinen. Hr. K. erinnert indessen einige von den Hrn. Eulern nicht bemerkte Umstände, welche vielleicht den theoretischen Vorzug dieser Maschine, in der Anwendung etwas vermindern möchten. Die Neigungen der Canäle gegen den Horizont, kommen nach der Rechnung etwas kleiner heraus als sie wohl seyn durften; daß die Summe der untern Oefnungen des obern Gefäßes, kleiner seyn muß, als der obern Oefnungen der beweglichen Trommel, scheint auch nicht in Betrachtung gezogen zu seyn. Ferner bringt Hr. Alb. Euler den Widerstand des Mühlsteins bey einer Kornmühle zu geringe in Anschlag, wie Hr. K. aus der mit Erfahrungen bestärigten Belidorischen Theorie zeigt. Die kleinen Oefnungen der Maschine, dürften oft durch Unreinigkeiten verstopft werden. Nur alsdenn, möchten sie in der Ausübung mit Nutzen gebraucht werden, wenn man einen beträchtlichen Wasserzufluß und hinlängliches Gefälle hätte, daß also allemal die Frage bleibt, ob nicht eine gewöhnliche oberschlächtige Mühle besser wäre.

Ferner folgt die archimedische Wasserschraube; wobey Hr. K. unterschiedene Erinnerungen, gegen Hn. Hennerts Berlinische Preisschrift macht, auch bemerkt, daß die Theorie, die auf sehr enge Röhren eingeschränkt ist, mit der Ausübung nicht übereinstimmen könne, da man diese Röhren immer ziemlich weit macht, ja die innere Gestalt der Schraube ganz anders, z. E. nach Art einer Wendeltreppe einrichtet; Er glaubt

deswegen in der Ausübung könne man sich immer noch mit der Pitotschen und Bernoullischen Theorie befriedigen, die nur auf die Gesetze des Gleichgewichts gebaut sind.

Nun folgen Schöpfwerke, Kastenkünste u. a. zu Hebung des Wassers dienliche Einrichtungen, Paternosterwerke und Schaufelwerke; Untersuchungen wie die Maschinen in Classen abzutheilen sind, die Theorie der Stampfmühlen und der Sägemühlen.

Was Hr. K. Pneumatick nennt, unterscheidet sich von der Aerometrie der gewöhnlichen Handbücher, wie Hydraulick von der Hydrostatick. Er gesteht aber gern, daß wir in Ansehung der physischen Grundsätze, die Bewegung elastischer flüssiger Materien zu berechnen, noch sehr weit zurück sind. Zuerst löset Hr. K. für Luft, die aus einer gegebenen, an einem Ende verschlossenen Röhre, herausströmt, ohngefehr so eine Aufgabe auf, wie Joh. Bernoulli in seiner Hydraulick, für Wasser, aufgelößt hat. Hrn. Eulers physische Theorie der Federkraft der Luft, ist ihm nicht befriedigend, indessen giebt er Hrn. E. Gleichung zwischen Dichte und Federkraft der Luft, wenn etwa ferner Erfahrungen bey starken Zusammenpressungen sie noch bestätigen sollten. Er betrachtet darauf, die Bewegung der Luft durch kleine Oefnungen und enge Röhren, und versucht eine Theorie der Luftpumpen, die er aber selbst, zur Anwendung ganz unbrauchbar erklärt. Darauf beschreibt er die Luftpumpen nach der Zeitordnung, und zeigt, wie man aus gegebenen Abmessungen einer Luftpumpe, ihre Wirkungen berechnet, ingleichen, wie der Druck der Luft auf die Gefässe, und die den letztern nöthige Festigkeit berechnet werden. Nun folgt die Theorie der Windbüchsen, und weil es hier darauf ankömmt, wie die Kugel durch eine flüssige Materie, die sich ausbreitet, fortgetrieben wird, so werden die hier gefundenen Formeln auch auf das Pulver angewandt. Nun betrachtet er den Stoß des Windes, wobey er H. Schobers Versuche im 9. B. des Hamb. Magaz. beybringt, und mit der Theorie vergleicht. Den Schluß dieses Bandes machen die Windflügel, ebene, krumme, und solche, deren Umlaufsaxe der Richtung des Windes nicht parallel liegt.

Wenn Hr. K. auch blos Sammler wäre, so würde er so einer nützlichen Wissenschaft als die Kenntniß des Maschinenwesens ist, einen wichtigen Dienst leisten. Da er aber seiner Vorgänger Bemühungen prüfet, in vielen berichtiget, ihnen eigne Gedanken beyfügt, Brauchbarkeit und Gränzen

der

der Theorie bestimmt, so ist sein Werk dieserwegen noch hö-her zu schätzen.

B.

F. W. Gerlachs bestätigte Vorschrift über die beste Erleuchtung einer Ebene mittelst einer Lampe, nebst der Untersuchung darüber, von Hrn. Hofr. Kästner. Wien, 1772. gedruckt mit Ghelenschen Schriften, 2½ Bogen in 8.

Es sind hier drey kleine Schriften beysammen. Die erste ist ein Schreiben des Hrn. Gerlachs an die Verfasser der K. K. Realzeitung. Nachdem ihm eine Kerze ziemlich herab gebrannt war, und er eine andere längere anzündete, und auf den Tisch setzte, so wurde alles gleich heller. Die Höhe des Lichtes ist also nicht gleichgültig, und es muß eine Höhe geben, die am hellesten macht. Diese Höhe setzte sich nun Hr. G. vor, aus Gründen zu bestimmen. Dabey legt er zum Grunde, die Helligkeit auf dem Tische verhalte sich gerade wie die Höhe des Lichtes und umgekehrt wie das Quadrat seiner Entfernung von dem erleuchteten Punkt der Fläche. Daraus folgt sodann, die Erleuchtung sey da am stärksten, wo der Einfallswinkel von 45 Graden ist. Die zweyte Schrift ist aus dem Hannöverschen Magazine, wo die erste ebenfalls abgedruckt worden. Hr. Hofr. Kästner untersucht darinn, unter welchen Bedingungen die Gerlachsche Vorschrift richtig seyn könne, und legt bey seiner Berechnung zum Grunde, daß die Helligkeit sich gerade wie das Quadrat des Sinus des Einfallswinkels und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalte. Er sagt zwar dieses nicht mit eben den Worten. Indessen folgt es aus seinem 7, 15 und 19 Satz, wiewol er den letztern nur als etwas, das man annimmt, ebenfalls annimmt. Auf diese Art ist nach Hrn. K. die Erleuchtung nicht nur der von G. berechneten nicht gleich, sondern jene wächst wie das Quadrat von dieser. Da nun aber, wenn eine Größe ein Größtes ist, auch ihr Quadrat ein Grösstes ist, und hinwiederum; so treffen in Absicht auf die grösste Erleuchtung beyde Rechnungen zusammen, so fern es nemlich die Frage ist, die Höhe des Lichtes zu bestimmen, in welcher es einen fürgegebenen Punkt des Tisches am meisten erleuchtet. Hr. K. dehnt übrigens seine Untersuchung auf verschiedene andere Fälle aus.

Die dritte Schrift ist eine Erläuterung der ersten in Rücksicht auf die Kästnersche Beurtheilung, mit welcher H.

G.

G. nicht so schlechthin zufrieden ist. Der vorhin erwähnte 19te Satz ist ihm sehr anstößig, und doch kann Hr. G. ohne ihn gelten zu lassen, nicht sagen, daß er die blos lineäre Erleuchtung, Hr. K. hingegen die Erleuchtung nach dem Flächenraume berechnet habe. Hr. G. hält sich demnach an der Dunkelheit des Kästnerschen Vortrages auf, und giebt sich zuletzt damit zufrieden, daß beyde Rechnungen in Bestimmung der größten Erleuchtung zusammentreffen.

Damit ist nun aber die Sache an sich noch nicht richtig. Das einige was man in beyder Berechnungen kann gelten lassen, ist das Quadrat der Distanz. Hingegen muß in der Gerlachschen Rechnung anstatt der Höhe des Lichtes, und in der Kästnerschen anstatt des quadrirten Sinus des Einfallswinkels schlechthin nur der Sinus dieses Winkels genommen werden. Und wäre die Flamme des Lichtes nicht so durchsichtig, daß auch die innern Lichttheilchen ihre Strahlen auf den Tisch werfen könnten, oder wäre es blos eine leuchtende Fläche, so würde noch der Sinus des Ausflußwinkels mit in die Rechnung gezogen werden müssen. Da nun aber dieses letztere hier wegfällt, so bleibt nur noch, daß die Erleuchtung gerade wie der Sinus des Einfallswinkels und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung ist. Darauf hin läßt sich die Rechnung doppelt machen. 1. Wenn die Höhe des Lichtes über dem Tische bestimmt ist, und man will finden wo es auf dem Tische am hellesten sey. Dieses ist nun gerade unter dem Lichte selbst, so fern nemlich diese Stelle nicht beschattet wird. 2. Wenn der zu beleuchtende Punkt auf dem Tische in gleichem derjenige gegeben ist, über welchem das Licht stehen soll, so frägt sich wie hoch das Licht stehen müsse, wenn die Beleuchtung des fürgegebenen Punkts auf der Fläche des Tisches am stärksten seyn soll. Die Rechnung giebt, daß man es bis dahin erhöhen müsse, wo die Tangenten des Einfallswinkels dem Sinus von 45° gleich wird und demnach der Einfallswinkel 35 Gr. 16 Min. beträgt. Und damit stimmt auch die Erfahrung überein.

Fm.

P. M. Hell Ephemerides anni 1773. ad Meridianum Vindobonensem, 1773. 8. 27 Bogen 1 Kupferbl.

Die Einrichtung ist überhaupt wie in den vorigen Jahren. Nur ist bey den 12 Monaten die Columne von der Höhe des Monds im Wienermeridian weggelassen, und dafür die

Länge

Länge des Monds um Mitternacht gesetzt worden. In der Tafel findet sich noch das Bradleysche Verzeichniß von 387 Sternen, und die Vergleichung desselben mit deme von *La Caille*. Der Anhang enthält des Hr. P. Hell Abhandlung von der mittelst des Durchganges der Venus 1769. bestimmten Sonnenparallaxe und deren Vertheydigung gegen Hrn. de la Lande. Wir vernehmen, daß letzterer endlich seine Rechnung mit der von P. Hell einstimmig gemacht hat. Dadurch weicht er wohl mehrern solcher Anfälle aus, die Hr. P. Hell hier auf ihn thut, wo er ganz Europa wider ihn und seine Landsleute aufbringt.

J. E. Bode Monatliche Anleitung zur Kenntnis des Standes und der Bewegung der Planeten und des Mondes vom Monat May 1773. bis Monat April 1774. nebst Berechnung der mittlerweile vorfallenden Himmelsbegebenheiten. 1773. 8. Berlin bey Haude und Spener. 7. Bogen. 2. Kupferblat.

Die Anordnung dieses Stückes ist überhaupt so wie in den vorhergehenden. Auf der ersten Kupferblatte wird der Lauf der Planeten und die Sonne für die auf dem Titel bemeldte Zeit nach dem Copernicanischen System dergestalt vorgestellt, daß es sich zeigt, wie der scheinbare Ort der Planeten daraus geschlossen wird. Eben das Kupferblatt stellt auch die scheinbare Gestalt der Venus für jeden Monat, und ihren scheinbaren Lauf um die Sonne von 6 zu 6 Tagen vor. Auf dem 2ten Kupferblatt ist nebst 4 Bedeckungen des Aldebaran von dem Monde, die Mondfinsternis vom 30. Sept. 1773. dergestalt vorgebildet, daß man den Fortgang des Erdschattens über der Mondscheibe von Zoll zu Zoll und in Rüksicht auf die Mondflecken darauf sehen kann. Die Sichtbarkeit dieser Finsterniß wird S. 43. für mehrere Oerter aus der Connoissance du tems angegeben. Am Ende liefert Hr. B. ein Verzeichniß der vom 30. May 1773. bis zum 7 Febr. 1774. sichtbaren Verfinsterungen der Jupiters Trabanten und giebt zugleich die Nachricht, daß er von dieser Arbeit noch eine einige Fortsetzung liefern werde, welche sich bis auf das Ende des Jahres 1775. erstrecken soll. Von 1776. an werde sich das wesentlichste und zwar mit den genausten Bestimmungen in den Ephe-

meriden befinden, welche die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin in deutscher Sprache jährlich herauszugeben entschlossen ist, und wovon der erste für das Jahr 1776. gewidmete Band auf Michaelis 1773. erschienen und die letzte Hälfte ein förmliches astronomisches Magazin seyn soll.

D.

J. W. Haasens Beschreibung sieben Arten von Rammmaschinen, welche den von dem Königl. Preußischen General- Ober- Finanz- Kriegs- und Domainen-Direktorio, durch die Königl. Akademie der Wissenschaften, auf das Jahr 1770. ausgesetzten Preis erhalten hat, nebst bemeldten Hrn. Haasens nachgeschickten Zusätzen, und noch drey andern Abhandlungen, welche wegen bemeldten Preises eingeschickt und der Bekanntmachung würdig erachtet worden. Mit 19 Kupferbl. 1771. Berlin, bey Haude und Spener, 5 Bogen in 4.

Die Absicht der Frage gieng, wie wir aus der Vorrede sehen, nicht dahin, daß die gemeine Ramme entbehrlich gemacht werden sollte, weil sie wegen ihrer einfachen Einrichtung immer ihre Vorzüge behält; sondern es sollten neue Rammmaschinen für solche Fälle angegeben werden, wo man die Kräfte des Wassers, des Windes oder auch der Thiere gebrauchen kann, und diese Maschinen sollten am dauerhaftesten und einfachsten seyn, der Bär möge nun viel oder wenig gehoben, oder allenfalls nur wie ein Puch- oder Hammerwerk getrieben werden. Hr. Haase hat nun allerdings diese besondere Absichten sowol einzeln vorgenommen, als auch mit einander vereinigt, und seine neuerfundene Maschinen dazu eingerichtet. Der Einfall, Rammmaschinen in Form eines Puch- oder Hammerwerkes einzurichten, scheint Hrn. H. besonders aufmerksam gemacht zu haben. Er giebt derselben auf der 1, 2ten und 3ten Kupferblatte drey verschiedene Arten an, die besonders beym Einschlagen nicht allzudicker Pfähle mit Vortheil gebraucht werden können. Auf der 5ten Blatte richtet er ebenfalls das Hammerwerk so ein, daß es zu Schiffe durch die Kraft des fliessenden Wassers getrieben werden kann. Die Schwürigkeit, daß der Hammer, je nach dem der Pfahl mehr in die Tiefe getrieben wird, nicht zurücke bleibe, hat Hr. H.

H. bey diesen viererley Einrichtungen gut und auf eine sehr leichte Art gehoben. Die vierte Blatte stellt eine Art von Puchwerk vor, wo die Arbeiter nebst dem Pocher sich selbst aufwinden, und im Fallen die Kraft desselben verstärken. Dabey muß freylich der Kurbel die erforderliche Länge gegeben werden. Die 6te Tafel stellt eine eigentliche Ramme zu Schiffe vor, wo der Bär vermittelst eines Hebels in die Höhe gezogen wird, und zugleich mit demselben fällt. Der Hebel selbst wird durch das Wasserrad, ungefehr wie ein Hammerwerk getrieben. Die 7te Tafel stellt eine Rammmaschine zu großen sowol gerade als schiefe stehenden Pfählen vor, welche in die Höhe gewunden wird, und sowol von Menschen als von Thieren kann in Gang gebracht werden. Die Zeichnungen sind überaus deutlich, theils perspektivisch, theils Grund- und Standrisse. Auch die kleinern Theile sind so vorgestellt, wie sie wirklich seyn müssen. In den nachgeschickten Zusätzen stellt Hr. Haase solche Rammmaschinen vor, deren Erfindung ihm nach bereits zuerkennten Preise von der K. Akademie der Wissenschaften angetragen worden, um die Sammlung zu einer Art von systematischer Vollkommenheit zu bringen. Es kömmt dabey vorzüglich auf die Anwendung verschiedener einfachen Maschinen auf die Rammmaschine an. Die erste Tafel zeigt eine Ramme, wo der Rammbär mittelst eines Schwengels gehoben wird, und wenn der Schwengel zurücke geht, fällt. Beydes geschieht durch einen beweglichen Hebebaumen, der auch, so wie der Pfahl immer mehr eingetrieben wird, herunter gelassen werden kann. Die folgenden drey Tafeln stellen eben so viel Pfahlrammen vor, wobey die bewegende Kraft unmittelbar an eine Schraube angebracht wird. Jede ist von besonderer Einrichtung, die aber besser aus der Figur als aus Worten begriffen werden kann. Auf der 5ten Tafel kommen verschiedene Arten vor, den Rammbären aus- und einzuhaacken. Endlich giebt Hr. H. auf der 6ten Tafel an, wie die Kraft des Windes bey Rammmaschinen gebraucht werden kann. Die Zeichnungen sind auch hier überaus deutlich und umständlich. In den drey zuletzt angehängten Schriften zeigt die erste, wie der Schwengel bey Rammaschinen gebraucht werden könne. Die zweyte, welche französisch und zugleich mit der deutschen Uebersetzung begleitet ist, giebt eine etwas ins große fallende Rammmaschine, und dann auch einen beyläuftigen Entwurf an, mehrere Pfähle durch Kraft des Wassers zugleich einzurammen. Der dritte gleichfalls französischen und mit der deutschen Uebersetzung begleiteten Schrift, geht ein vorläufiger Bericht vor, welcher

den nach des Verfassers Modell gemachten Zeichnungen und selbst auch seiner Schrift zur Erläuterung dient. Die Maschine ist von artiger Erfindung, bedarf aber einer noch genauern Berichtigung, so wie überhaupt die in dieser Sammlung angegebenen Maschinen zu fernerm Nachsinnen dienen können.

Sw.

J. Bösens verbesserte, deutlich beschriebene und gezeichnete Hebmaschine, so Peter Sommer in der Schweiz 1759. erfunden, womit man Bäume mit ihren Wurzeln, auch Stücken von abgehauenen Bäumen aus der Erde heben kann. Nebst Anweisung und Zeichnungen wie eine Saugpumpe von Bley zu verfertigen. 1771. Göttingen, bey Barmeyer, 8. 72 Seiten 2 Kupferbl.

Hr. B. hat aus bloßen Beschreibungen die Hebemaschine so gut er konnte, zu seinem eigenen Gebrauche nachmachen lassen. Es gelung freylich nicht gleich alles, indessen nachdem bald Rollen, bald Ketten, bald Wagebalken, bald die eisernen Hörner gebrochen, und theils stärker, theils sorgfältiger widerhergestellt worden, ergab sich die Sache wenigstens so weit, daß einige Bäume damit umgeworfen, dadurch halb und sodann ganz aus den Wurzeln gerissen werden konnten. Mit bloßen Stöcken von Bäumen, wo nemlich der Stamm bereits weggehauen war, wollte es nicht durchaus angehen, sie gerade hinauf in die Höhe zu ziehen. Die größern Stöcke räth demnach Hr. B. an, vorerst mit Pulver entzwey zu sprengen, um die Wirkung der Hebelade zu erleichtern und theils auch vorerst möglich zu machen. Hr. B. mußte bey seinen Versuchen viel auf den Erfolg ankommen lassen, was er nicht vorläufig durch Rechnung bestimmen konnte. Z. E. die Stärke jeder Theile der Maschine, die Größe und Maße des mit den Wurzeln zugleich gehobenen Erdreiches ꝛc. Wir hätten aber gewünscht, daß Hr. B. bey den Proben jede Umstände genauer angegeben hätte. So z. E. wenn ein Stock mit den Wurzeln auszuheben, so wird die zu hebende Last wenigstens dem Gewichte des Erdschollens gleichzusetzen seyn, welcher die sämtlichen Wurzeln umfaßt. Dazu kommen noch die Cohäsionskräfte, weil dieser Schollen von dem übrigen Erdreiche muß losgerissen werden, dafern man ihn nicht wenigstens in der

der Rände herum absticht. Aus der Last wird sodann die Dicke der eisernen Nägel und der Hörner des Hebebaumes, die Breite der Unterlage, die Kraft, ihre Entfernung vom Ruhepunkt rc. zu bestimmen seyn, hinwiederum kann man aus der Kraft, und dem Gewichte des mit den Wurzeln ausgehobenen Erdschollens auf die Cohäsionskräfte rückwärts schliessen. Dazu aber müssen die Angaben aus unmittelbaren Erfahrungen und genauen Maaßen genommen werden. Das Ausreissen der Bäume mit dieser Maschine geht allerdings nicht sehr geschwinde von statten. Hr. B. giebt die Zeit, so er gebraucht, nicht an. Und in so fern bleibt unbestimmt, ob nicht das Ausgraben eben so hurtig und wohlfeil von statten geht, wenn man die Unterhaltungskosten der Maschine, den Zeitverlust, wenn etwas daran bricht, das hin- und herschleppen derselben, ihre jedesmalige Zurichtung und Versetzung, wenn der Baum nicht das erstemal umgeworfen wird rc. mit in die Rechnung zieht.

Der Wittwen- und Waisenversorger, oder Grundsätze, nach welcher dauerhafte Wittwen- und Waisensocietäten, auch Sterbekassen gestiftet und verbessert werden können. Zum Nutzen unbelehrter Leser, welche Aufseher oder Glieder dieser wohlthätigen Anstalten sind, aufgesetzt von C. D. Küster, Consistorialrath und Prediger in Magdeburg. Leipzig, bey Junius, 17 Bogen in 4.

Der Verfasser, theilt seine Abhandlung in 29 Kapitel ein und fügt denselben am Ende noch die Statuten der Gräflich-Lippenschen Civilwittwen- und Waisenkasse bey. Im ersten Hauptstücke wird der Nutzen der Wittwen- und Waisenverpflegungsgesellschaften untersucht. Diese bestehen größtentheils aus solchen Mitgliedern, welche ausser einem Einkommen, das mit dem Tode aufhört, gewöhnlich nicht viel eigenes haben. Das Einkommen reicht oft kaum zu, sich selbst, geschweige dann noch eine Familie nach Standesgebühr zu unterhalten, und der Verfasser stimmt, wie er sagt, der lauten Klage bey, welche ein großer Theil der Arbeiter in hohen und niedern Landescollegien führet, daß der Staat der Erzeuger vieler unglücklicher Wittwen und Waisen ist, da viele in Aemter gesetzt werden, welche ihren Besitzern kein hinlängliches Brod oder nur ein kümmerliches Auskommen geben. Mit den bisherigen Waisenhäusern reiche man nicht aus, und

es seyen besonders noch viel zu wenige Anstalten zu Waisenhäusern für Kinder vom Stande ꝛc. Es ist überhaupt viel Wahres in diesen Betrachtungen. Indessen können sie auch leicht übertrieben werden, wenn man die Sache nicht von allen Seiten her überdenkt. Wenn man nimmt, durch welche niederträchtige Wege oft die auch noch so geringhaltige Bedienungen gesucht und erhalten werden, und wie es vielen nur um ein gemächlicheres Leben zu thun ist, und wie solche unter dem Schutze eines Ehrentitels sich gewöhnlich mehrere Ueppigkeit, Wohlleben und Verschwendung erlauben, als es in geringerm Stande geschehen könnte, so sieht man nicht ab, daß solche Taugenichts viel Mitleiden oder bessere Anstalten zur Unterhaltung verdienen, welche das: Arbeiten mag ich nicht, und doch schäme ich mich zu betteln zum Wahlspruche haben. Eben diese Fehler sind bey den Frauen gewöhnlich in einem noch lebhaftern Grade. Wir haben solche gekannt, die bey ihres Mannes Lebzeiten durchaus müßig waren, nach dessen Tod aber, wo alles Verdienst aufhörte, sich mit ihrer Handarbeit ganz ordentlich erhalten konnten. Es ist offenbar, daß der Müßiggang würde fortgedauert haben, wenn eine Wittwenkasse den Abgang des Verdienstes auch nur nach Nothdurft, ersetzt hätte. In dieser Absicht würden von Seiten des Staats solche Anstalten zu Versorgung der Wittwen zu treffen seyn, wobey das, was sie durch Arbeiten verdienen können, sicher zu Gelde gemacht, und auf ihren gemeinsamen Unterhalt vertheilt, auch allenfalls zum Wiederverheyrathen eine Aussteuer besorgt würde. Auf diese Art könnten mehrere Stiftungen für Wittwen von allen Ständen angelegt, und die Arbeiten nach Standesgebühr proportionirt werden. Auch könnte die Hofnung aus einer geringern Stiftung in eine bessere versetzt zu werden, ein Beweggrund zu mehreren Fleisse seyn. Auf eine andere Art kann sich der Staat der Wittwenverpflegung nicht wohl annehmen. Ausser den Hebammen, Pflegemüttern in Spitälern und Waisenhäusern ꝛc. giebt es für Wittwen zur Zeit noch nicht viele Bedienungen.

Frauenzimmerarbeiten giebt es inzwischen immer genug, und von dieser Seite her lassen sich allerdings Anstalten zum Unterhalte der Wittwen vorfinden. Dabey können immer auch besondere Wittwen-Verpflegungsgesellschaften statt haben, wo die Ehemänner, auf Rechnung hin, daß sie vor ihren Frauen sterben, nebst einer anfänglichen Einlage jährlich etwas fixes in die Kasse darschiessen, um ihrer künftigen Wittwe einen Unterhalt zu verschaffen. Es sieht aber mit solchen Gesellschaften über-

überhaupt betrachtet, etwas mißlich aus. Der Beharrungsstand dabey ist so beschaffen, daß 100. Ehemänner ausser ihren 100. Ehefrauen noch 50, und auch wohl bis 60. Wittwen ernähren müssen.

Nun sind, wo nicht alle, doch die meisten dieser Ehemänner in solchen Umständen, daß sie genug zu thun haben, um ihre eigene Familie zu erhalten, und daher nicht leicht einen solchen jährlichen Beytrag, der sich bis auf den vierten Theil ihres Einkommens erstrecken kann, alle Jahre darzuschiessen. Solche Gesellschaften haben mehrere Umstände, welche die Auslage sehr groß machen. 1. Die Wittwer hören auf beyzusteuern, und dieses vermindert den Beytrag. Denn wenn gleich ihre Stelle wieder ersetzt wird, so geschieht es nur mit neuer Last, weil jeder seine Frau mit in die Gesellschaft bringt. 2. Ein vor seiner Frau sterbender Ehemann hört nicht nur auf beyzusteuern, sondern seine Wittwe fängt nun an auf Kosten der Gesellschaft zu leben. 3. Wer eine kränkliche Frau oder auch nur eine ältere Frau hat, als er selbst alt ist, wird sich selten oder gar nicht entschliessen in die Gesellschaft zu treten, hingegen werden sich 4. immer solche Ehemänner, die schwächer und älter als ihre Frauen sind, zudrängen, Mitglieder der Gesellschaft zu werden. Die Gesellschaft besteht demnach aus solchen Mittgliedern, die in gedoppelter Absicht ausgesucht sind, und damit können die Grade der Sterblichkeit nicht nach den gemeinen Sterbtabellen berechnet werden. Kerseboom hat eine Tabelle von solchen geliefert, die von Leibrenten gelebt haben. Es erhellet daraus, daß bey denselben der Grad der Sterblichkeit fast doppelt kleiner als nach dem gemeinen Mittelschlage ist: Nach der Kerseboomischen Tabelle müßten demnach die Wittwengehälter berechnet werden. Für die Ehemänner müßte man ganz im Gegentheile den Grad der Sterblichkeit, wo nicht doppelt, doch wenigstens um die Hälfte, größer setzen, als er nach dem Mittelschlage ist. Setzt man nun noch mit dem Verfasser, daß die Frauen bey solchen Gesellschaften überhaupt wenigstens 8. Jahre jünger sind als ihre Männer, so wird die Anzahl der Wittwen die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft wo nicht übertreffen, doch wenigstens nicht geringer seyn, und damit hätte jedes Mitglied nebst seiner Frau noch eine Wittwe zu erhalten. Dieses wird wohl niemand als die allerkränklichsten Ehemänner anlocken in die Gesellschaft zu treten, und wenn die Gesellschaft nun aus solchen Ehemännern bestehen sollte, so wird die Anzahl der Wittwen noch größer, und jeder wird davon noch mehr abgeschreckt. Wir kommen daher wiederum

dahin zurücke, daß der beste Fond zu den Wittwen-Verpflegungen aus den Handarbeiten der Wittwen muß genommen werden, und die Anstalten von Seiten des Staates dahin zu richten sind. Im 2ten Hauptstücke werden die verschiedene Arten von Wittwenkassen durchgemustert, und im dritten sind die Ursachen angegeben, warum bisher so viele Wittwen- und Waisensocietäten zu Grunde gegangen. Der Verfasser führt 12. solcher Ursachen an, denen man aus erstangeführten Betrachtungen noch leicht mehrere beyfügen kann. Im 4ten Hauptstücke giebt der Verfasser 58 Wittwen auf 100. stehende Ehen an. Er hätte aber so gut 100. auf 100. rechnen können, weil bey freyen Gesellschaften nicht wohl weniger herauskommen.

Das 5. und 6. Cap. handelt von Vermehrung und Verminderung der Pensionswittwen, ꝛc. Auf diese Art geht der Verfasser den ganzen Verlauf von solchen Gesellschaften durch, und fügt am Ende noch berechnete Tabellen zu einem Entwurfe bey, die er sich von einem Rechnungsverständigen hat verfertigen lassen. Sie sind nicht so beschaffen, daß man nach derselben Wittwen-Verpflegungsgesellschaften sicher errichten konnte, sondern sollen nur überhaupt dienen, einen Begriff von solcher Rechnung zu geben. Es bleibt aber dabey noch viel zurücke, welches der Verfasser selbst von geschickten Rechnern nachgeholt zu sehen wünscht. Es ist ihm übrigens auch nicht alles bekannt, was hierinn bereits geschehen, und das mißlichste ist, daß je genauer die Rechnungen gemacht werden, sie desto mehr solche Gesellschaft von einer wenig anlockenden Seite zeigen.

D.

---

9. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Neue alchymistische Bibliothek für den Naturkündiger unsers Jahrhunderts ausgesucht und herausgegeben von S. Zweyte Sammlung. Frankfurt und Leipzig, bey Brönnern, 1772. 314 S. in 8.

In dieser zweyten Sammlung befinden sich folgende vier Abhandlungen, als 1) Sebald Schwärzers und einiger anderer Metallverwandlungskünste, mit allgemeinen philosophischen Anmerkungen. 2) Des Abts Ferrarius chymische Abhand,

handlung an den Pabst. 3) Das Buch von den Anfängen der Natur und chymischen Kunst, und 4) Kornelius Drebbels Abhandlung von der Quintessenz, von Joachim Morsius. Von der alchymischen Wissenschaft hat man allezeit gesagt, daß sie eine Kunst ohne Grundsätze sey. Wenigstens hat man aus dem abscheulichen Schwarm der Schriften von dieser Kunst solche nicht erkennen können. Sollte also ein kurzer zusammenhängender Entwurf dieser Wissenschaft nicht verdienen, bemerket zu werden? wenn es auch nur zu dem Endzweck wäre, um sich einen theoretischen Begrif von dieser abstrakten Wissenschaft zu machen. Wir können keinen gegründeten Tadel erkennen: im Gegentheil aber sehen wir so viel mit Grunde ein, daß ein naturgemäßer Begriff und Aufklärung dieser Kunst, welche dennoch allemal mit erstaunlichen Schwierigkeiten verknüpft bleiben wird, den beträchtlichen Nutzen haben kann, daß zum Denken fähige Arbeiter ihre Blöße erkennen lernen, furchtsam werden, und nicht mehr so unbesonnen mit ungewaschenen Händen an die Arbeit lauffen, und vielleicht Zeit und Vermögen besser zu Rathe halten. Es ist in allen Wissenschaften wahr, daß die Dümsten die Verwegensten, und am allermeisten wird es bey den Liebhabern der Alchymie beobachtet. Das geringste Handwerk erfodert seine Lehrjahre, und der Töpfer muß den Thon, den er bearbeiten will, und die Handgriffe in der Arbeit kennen. Doch sind Menschen so thöricht, die so tiefsinnige Kunst der Alchymie, worzu eine genaue Erkenntniß der innern Naturkräfte der Dinge gehöret, zu treiben, ehe sie auch nur den allergeringsten ihrer unterhabenden Körper nach seinen gröbern Bestandtheilen und Verhältnissen gegen andere Körper kennen gelernet haben. Man sollte es nicht glauben, wenn es nicht leider die alltägliche Erfahrung sattsam lehrete. Warum beschäftigen sich denn aber die von aller Welt für geschickt erklärten Scheidekünstler am allerwenigsten, und wenn sie es thun, am allerbehutsamsten, mit der Alchymie, wenn dieses nicht von der erlangten Erkenntniß der Körper und Einsicht der Schwierigkeiten herrührete? Und warum trauen die allermeisten einer jeden gewissenslosen versprechenden Vorschrift, sudeln in den Tag hinein, und bringen sich und die Ihrigen voll von süsser Hofnung, an den Bettelstab, wenn nicht ihre Unwissenheit und mangelnde Beurtheilungskraft sie darzu verleitete? Hierdurch haben wir uns rechtfertigen wollen, wenn man es uns zur Last legen sollte, daß wir von einer alchymistischen Abhandlung einen ganzen Auszug liefern. Es befindet sich in

der vor uns habenden Sammlung ein Originalaufsatz eines ungenannten Verfassers, welchen derselbe an den Herausgeber S. eingesendet, in welchen die Schwärzerischen Arbeiten eingekleidet sind, wodurch dieselben erläutert, und aus der Arbeit die Grundsätze gezogen worden sind. Bey dieser einzigen Abhandlung wollen wir uns aufhalten, weil sie unsere Aufmerksamkeit vor vielen andern zu verdienen scheinet. Nach derselben befinden sich alle diejenigen auf einem erschrecklichen Irrwege, welche sich einbilden, daß die Alchymie im Goldmachen bestehe. Die Kenntniß der Metalle und das Goldmachen hat nur blos deswegen eine genaue Verbindung mit der höhern Chymie, weil die Metalle die dichtesten von allen Körpern sind, deren Mischung die feinste und deren Scheidung die schwerste von allen ist, und in ihnen die wachsendmachende Naturkraft von der Natur aufs höchste befestiget ist. Die Alchymie besteht blos in derjenigen geheimen Scheidekunst und feinsten Mischung, welche uns lehret, aus allen Körpern den sogenannten geistigen Körper, oder den verklärten Lichtkörper zu scheiden, und denselben durch eine neue Bestmachung nachher wieder in eine um so feinere und dichtere körperliche Mischung zu bringen. Scheiden und Mischen ist alles, was die gemeine Scheidekunst thut und lehret: aber so fein zu scheiden und zu mischen, als es in der Alchymie erfodert wird, lehrt uns die gewöhnliche und bekannte Chymie nicht. (Eine gründliche Wahrheit!) Dies ist das Vorrecht der höhern und geheimen Scheidekunst, welche sich mit der innersten Aufschliessung der Körper, der Erkenntniß ihrer Kräfte und des geistigen Leichtwesens, und mit der Bindung desselben beschäftiget. Im 2ten Kapitel wird von der Natur des Körperlichen gesagt: daß sich in allen Körpern ein gewisses gefesseltes geistiges, treibendes und selbst bewegendes Wesen befände, auf welchen die Naturkräfte der Dinge beruheten. Diese Naturkraft, welche die Alchymisten beherzigen, wird von ihnen Quintessenz, oder die geheime Natur, auch nicht selten Merkur genennet. Die ganze Natur hat drey Anfänge. 1. Die gedachte geistige, treibende, selbst bewegende Naturkraft, welche sich in den Körpern durch eine auseinandertreibende, ausspannende innere Bewegung äussert: Dieser Grundanfang aller Dinge wird Licht genennet. Der 2te Anfang der körperlichen Natur ist ebenfalls nicht grob körperlich, welcher die erste unvermischte feurige Flüßigkeit ist, und Aether oder Himmel genennet wird. Und der 3te materielle Anfang der Natur ist die reinste Erde, welche nach der Scheidung aus den Körpern

als

als glasachtig erfunden wird, die aber im Grunde noch unvermischter und selbst als unkörperlich wenigstens gedacht werden kann, wenn sie gleich in der Welt, unter der Gestalt einer Erde, nicht anders als vermischt und von Licht und Aether durchdrungen angetroffen wird. So bald diese 3. Anfänge sich verbinden, so entstehet ein Körper, und die vermischte körperliche Natur, und mit ihr nothwendig derjenige salzigte Urstoff, welchen die Weisen den Merkurius der Natur genennet haben. Salz ist nichts anders als die mit einer Flüßigkeit unscheidbar verbundene Erde. Nun ist aber kein anderer Körper, als durch eine solche Verbindung des Dichten und Flüßigen, oder, als durch diese Vermischung möglich. Folglich ist Salz der Urstoff und Merkur von allen Körpern — Die allerhöchste körperliche Vollkommenheit ist ohne Zweifel diejenige, wo das mehreste Lichtwesen concentrirt und zugleich dergestalt fixirt sich befindet, daß der ganze Körper zu schwerer Saamenskraft werde, nicht aber so ganz verdichtet sey, daß er in seiner Bindung nichts mehr wirken könne. — (Daß glasartige Körper in der Natur wachsen, ist keinem Naturforscher unbekannt; diejenigen Fälle aber sind wirklich selten, da durch Vermittelung der Kunst eine solche naturähnliche Wachsung wahrer glasartiger Körper, als Bergkristallen, dem Künstler gleichsam unter den Händen vorgehet. Deshalben verdienen die hier S. 29. von dem Herausgeber S. angemerkte 2. Erfahrungen alle Aufmerksamkeit, wenn anders kein Irrthum dabey vorgefallen.) Der Alchymist muß die Natur nicht blos in derjenigen Vollkommenheit kennen, welche sie in ihrer Saamenskraft dargiebt, sondern er muß sie auch in ihrem Innersten und Verborgenen dergestalt erkennen, daß er sie in dieser ihrer eigenen Lichtsgestalt hervorziehen und nutzen könne. Sie bestehet aus einer Menge stärkender Lichttheile, welche in überflüßigen, flüßigen und schwerem Aether, und weniger Erde, folglich in einer fettigen, flüßigen und salzigen Substanz dergestalt fest verschlossen sind, daß sie sich davon binden, und wenn man will, wirklich verengen und verdichten lassen. Dieses ist die geistige Vollkommenheit des Körpers, die alchymische Natur, der Lichtkörper, oder die Quintessenz, welche nur dann erst wieder zu einem um so viel reichern Saamen wird, wenn sie die gehörige Haltbarkeit durch Fixation erhalten hat, wird auch mit dem Namen fixer Naturschwefel beleget. Dieser Schwefel, als der männliche Saamen, ist die Hauptsache, worauf es in der Alchymie ankommt, weil in ihm das Licht stecket, welches den Lichtkörper zu einem allgemeinen Saamen der

ganzen Natur bilden soll. Das metallische Reich hat vor allen den Vorzug, daß sich solches am leichtesten und besten zu allen übrigen aufs neue specificiren lässet. Und dieses deswegen, weil es die wenigste, aber kalchartige Erde hat, welche einzig und allein fähig ist, das Licht in sich zu halten. Im 3. Kap. heißt es von der metallischen Natur insbesondere, daß sie vom Quecksilber genährt und verbessert wird, wenn solches durch das beygemischte Lichtwesen in eine solche Bewegung gebracht ist, daß es die Kalcherde verfeinern kann. Die Schwere erhalten die Metalle, durch die Verfeinerung ihrer Kalcherde, welche entstehet, wenn das bewegende innere Licht mehr und mehr durch das Flüßige auf sie wirket. Da sich nun in allen Metallen dieses treibende und auflösende Wesen befindet, so wird die schon aufgelößte Erde immer feiner und feiner aufgelöset, und dann verbessern sich die Metalle in Absicht ihrer Schwere und innern Güte. — Salz ist kein Element der Metalle, aber ein ganz anderes Ding ist das fettige arsenicalische Metallsalz, welches sich in der Erden nur sehr selten rein befindet, und der wahre Saamen der Metalle ist, voll von mineralischen Quecksilber und Schwefel. Nach dem 4. Kap. ist die Alchymie eine Scheidung, die der Natur nachahmet, keine Scheidung mit Zerstörung der Körper, sondern eine solche, welche nur auf ihre Fortpflanzung und neue Mischung der besten innersten Theile bedacht ist. Die Alchymie kann der Natur nicht so weit nachahmen, daß sie die specificirten Saamen derselben nachmache, wenn sie die erhöhete Saamenskraft der ganzen Natur darstellt, welche sie nachmals mit den verschiedenen Saamen der Natur specificiren und zur Stärkung und Wachsthum der Natur gebrauchen kann. Bis auf die Bildung und Organisation der Saamentheile erstreckt sich selbst die Kraft der Natur nicht, ohne einen Schöpfer, dessen ordnender Finger zuerst diese Bildungen hat hervorbringen müssen. Daß der Künstler so weit kommen könne, ist die Meynung nicht. Es kann aber dennoch derselbe die Natur übertreffen, daß er ihrer Saamen feinste Kraft in einen viel reinern Lichtkörper viel feiner und dichter koncentrirt darstellet, um ihre Saamen damit zu vermehren, und die innern Naturkräfte aller Körper damit zu verstärken. — Die physische Wirkung, welche das verlangte Hauptprodukt der Alchymie überhaupt auf die Körperwelt haben soll, ist nichts anders, als daß dasselbe eine jegliche Erde entweder feiner zertheilt und dadurch die Mischung vollkommner macht, oder die zu groben Theile gegentheils absondert und von sich stößt, die Saamens-

kraft

kraft der Körper aber stärket und befruchtet, und also sie machsend machet, um sich mit einer wahren Verbesserung zu mehren. Bey einem solchen Wesen kommt es auf nichts so sehr als auf das Licht und die bewegende Kraft an, um solches in Menge habhaft zu werden, es gehörig zu fesseln, damit es nicht ganz gebunden sey, aber doch auch nicht verfliege, damit es auf alle Körper wirksam gemacht oder ihm seine Einwirkungen durch eine genauere Verbindung erleichtert werden. Hierzu muß der Künstler sich Körper suchen, welche vor allen übrigen vorzüglich das Licht in Menge besitzen. Da aber in allen seinen Körpern das Licht entweder viel zu sehr gebunden, oder zu sehr verunreiniget und flüchtig ist, so muß der Künstler dasselbe in eine solche gelinde Bewegung zu setzen wissen, daß es den Körper auflöse, entweder reinige und scheide, oder noch feiner mache, als er vorher schon war. Dieses kann nicht anders, als durch eine langsame und innige Auflösung des Körpers geschehen, die man ihm von aussen durch ein zweytes Hülfsmittel beybringt, so wie man die Gährung in dem Pflanzenreiche befördert. Hierbey kommt es auf den proportionirten Grad der Hitze an. Es ist aber nicht genug, daß das in dem Körper enthaltene Licht in Bewegung gesetzt sey, sondern es muß auch vermehret werden, und dieses geschiehet durch das geheime Feuer, welches eben so, wie man die Luft in der Gährung befördert, hinzukommen und den Lichtkörper erschaffen muß, welchen wir suchen. Wenn nun die innige Verbindung des Feinsten in einer neuen Mischung geschehen ist, so hat der Künstler noch an der wirklichen Absonderung und Scheidung zu arbeiten, und durch fortgesetzte mehrere Wärme die Quintessenz seines Körpers in gehöriger Bedeckung wieder zu einer fettigen Salzgestalt zu figiren, um solche der Bestimmung gemäß zu brauchen. So wird er ein lichtes und schweres doppeltes Merkurialwesen erhalten, das innigst und beynahe unauflößlich verbunden, in der Wärme aber von allen Flüßigkeiten auflößlich in alle Körper eindringen und wirken wird. Das beste Sinnbild von dieser Sache würde der Alcohol seyn, wenn ihm nicht nebst der fein aufgelößten Kalcherde, das Licht in derjenigen Maße fehlte, welches ihn zu einem wahren Lichtkörper machen könnte. Denn ohne diese Kalcherde kann, weder das Licht gefangen, noch der Aether in hinlänglichem Maaße bis zur Schwere darzu eingeführet werden. Ob zwar bey der Fixation die allerfeinste Auflösung der Kalcherde die Hauptsache ausmacht, so wird doch solches allein dazu nicht hinlänglich seyn, da die Sache bis zu einer flüßigen öhlichten Auflösung getrieben werden muß. Diesem Oele darf es an einem Gleichgewichte

wichte hinlänglich feiner irdischer und flüchtiger Theile nicht fehlen, und so lange es daran fehlt, muß der Mangel durch neue Auflösungen desselben Körpers, aus welchen man gearbeitet hat, ersetzet werden. Wodurch das Licht dergestalt gefesselt wird, daß der feine Körper immer mehr und mehr in sich selbst zusammen tritt, und zuletzt wie ein Salamander aus dem brennenden Feuer sich nähret und befestiget. Nach dem 5. Kap. ist es ein Irthum, daß es überhaupt nur eine einzige Materie gebe, welche ausser dem Golde mit einem salinischen Merkur verbunden und zu Saamen lebendig gemacht werden müsse. Zu Erfindung der schicklichsten Materien werden folgende Regeln gegeben. 1) Daß es auf einen körperlichen Stoff ankomme, der Licht genug und im Ueberfluß enthalte, und also ein wahrer Naturschwefel sey. 2) Daß die vorzüglichste Materie mineralisch und kalchartig seyn müsse. 3) Da nun diese Kalcherde höchst fein seyn muß, nirgends aber eine solche Feinheit als in den Metallen zu finden, so wird auch nothwendig die Materie metallisch, und wirklich goldisch seyn müssen. Und hierdurch sieht man also vermuthlich, warum es die Alchymie immer mit dem Golde zu thun habe, obgleich keine nothwendige Verbindung der wahren Alchymie und der Goldchymie statt findet. 4) Ein lebendiger metallischer Saamen der Natur ist besser als die Metalle selbst, die doch erst in lebendigen Saamen verwandelt werden müßten, wenn man sie brauchen wollte. 5) Gehöret auch Quecksilber dazu, daß aus dem metallischen Schwefel ein doppelter ölichter Mercurius und völliger Saame werde. 6) Wird zum alchymischen Stoff nichts weiter fehlen, als das geheime Feuer der Weisen, mit welchem die Lichtkraft des Körpers vermehret werden muß. Dieses Feuer muß mit dem übrigen Stoffe voll Licht und schweflicht im alchymischen Verstande, aber nicht anders brennen, als wie Quecksilber und Salz oder Alkali uns brennet, und öligt seyn. Im 6ten Kap. werden Beyspiele von der Wirklichkeit der Verwandlungskunst angeführt. Das 7te Kap. handelt von der Beschaffenheit und Wirkung eines Goldsteins. Es muß derselbe ein merkurialisches und für die Metalle zugleich glutinöses Wesen seyn, welches, während des Flusses der Metalle, im Feuer die durchdringendste Auflösung ihrer Bestandtheile schnell verrichtet und als ihre Wurzelfeuchtigkeit bey ihnen bleibt. Er muß daher zugleich öligt und im Grunde salzigt seyn, um nach geschehener Zertheilung und Scheidung die neue um so festere Bindung zu machen. Der Goldstein muß also ein innigst verbundenes Quecksilber und Schwefel,

und

und zwar metallisch seyn. Das heißt, es muß aus der feinsten Kalcherde bestehen. Nebst der verfeinerenden Wirkung muß dieses Quecksilber auch feuerbeständig seyn, damit es sich an die Metalle hängen und von ihnen nicht wiederum getrennt werden könne; und wenn das ganze unreine Metall oder sein Quecksilber in Gold wirklich verwandelt werden soll, dann gehört noch vielmehr dazu; und es muß alsdann die Dauerhaftigkeit des Goldes von der Tinktur erhalten, die es von der erwähnten bloßen Verfeinerung nicht erhalten kann. Das tingirende Wesen des Steins muß also ausser Quecksilber, nicht allein wirkliches Gold zugleich seyn, sondern es muß auch ein so concentrirtes Gold seyn, daß es ein Saamen desselben werden und die wirkliche Verwandlung des Quecksilbers bewirken könne. Daraus folget, daß Gold, oder wenigstens etwas in seinem Gewebe unzerstöhrliches Göldisches, die Hauptsache beym Goldstein sey, obgleich hierzu keine große Menge erforderlich ist, denn dessen Farbe läßt sich unglaublich weit ausdehnen. Daß im Golde sein Saamen schon stecke, daran wird wohl niemand erst jetzt noch zweifeln. Das Gold muß also in einen Saamen verwandelt seyn, und seine Saamenskraft überflüßig gestärkt werden; das erstere kann ein öligter Merkur verrichten, zu dem andern aber gehört das Feuer und der Stein der Weisen. Das Gold ist des Merkurs Licht, das ihn feurig macht und bewegt, nachdem er es vorher so aufgeschlossen hätte, daß es gähren oder faulen, und sich in ihm bewegen konnte. Er selbst aber ist die vermehrende Saamenskraft. Im 8ten Kap. heißt es von der Entstehungsart und Bereitung eines Goldsteines überhaupt: wer nicht in metalschen Materien suchet, der wird die metallische Tinktur und den metallischen Saamen in Ewigkeit nicht finden. Dieser bestehet aus metallischen doppelten Quecksilber und metallischem Schwefel, deren eines das andere aufschließt und beweget, und dann heißt es ein philosophischer Merkur. Dieser muß ein für allemal aus einem Quecksilber der Natur und einem fixen, aber dennoch bewegten und freywirkenden Schwefel bestehen. Der nächste und geradeste Weg zum Goldsteine ist die Composition aus dem metallischen Quecksilber selbst, wobey dasjenige allgemeine arsenikalische oder merkurialische metallische Wesen, welches sich im Dunste bey allen Erzten beynahe, als ihre wahre Saamenskraft befindet, nicht ausgeschlossen ist. Dieser also bereitete Merkur kann dennoch keine Tinctur für sich abgeben. Er kann die Metalle verfeinern, aber nimmermehr in ihnen einiges Gold zuwege bringen, das nicht schon vorher in ihnen

ist. Soll also daraus ein Goldstein werden, so muß nichts anders, als das Gold selbst auf diese Weise durch den Merkur erst verfeinert und aufgeschlossen werden, doch nur so weit, daß es lebendig werde und keime, ohne zu faulen. Dann ist es der Saamen oder Keim des Goldes und ein Goldstein, eine metallische Tinctur, welche in jedem Metall, als seiner rechten Erde, wächset und sich vermehrend ausbreitet. Das 9te Kap. handelt von Bereitung einiger Goldsteine aus dem Sandarach, und aus dem gemeinen Salze. Das 10te enthält Bereitung einiger Goldsteine aus Vitriol, Eisen und andern Metallen, und Salzen, nach Sebald Schwärzers Anleitung. Das 11te, Bereitung einiger Steine aus den zwey Lichtern, Gold und Silber, mit Salmiak und Quecksilber, nach Sebald Schwärzers Anleitung. Und endlich das 12te Kap. von Bereitung und Scheidung des Goldes zur Tinctur, nach Sebald Schwärzern. Wir gestehen, daß auch die in dieser Abhandlung gebrauchten alchymistischen Redensarten und Kunstwörter noch immer viel unverständliches enthalten. Es wird aber ein aufmerksamer Leser durch die in den vier letzten Kapiteln beschriebenen Arbeiten von allen einen solchen deutlichen Begriff bekommen, daß man über eine unvernünftige Dunkelheit sich nicht beschweren darf.

Solten wir nun aber über diese Materie unsere Beurtheilung hieherseßen, so würden wir in große Verlegenheit gerathen. Denn sagten wir, daß in dieser Abhandlung das ganze Geheimniß der Alchymie gründlich entworfen sey, und andern die Ausführung anrathen, so thäten wir etwas wider unsere Erfahrung und Absicht; und das wollen wir nicht: Solten wir aber die entworfene Theorie tadeln; das können wir wieder nicht, aus Mangel der Erfahrung. Denn wer wird alles tadeln, was er nach dem verliehenen Maaße seiner Erkenntniß nicht begreiffen kann, und besonders, so lange die Sache nicht schnur gerade wider alle Vernunft lauft. Eine solche Halsstarrigkeit findet nicht einmal in geringen mechanischen Künsten statt, vielweniger bey der Scheidekunst. Diese Abhandlung hat uns zur Speculation gefallen, das können wir einem jeden sagen; ob sie aber praktisch nachgeahmet werden könne, das wollen wir andern zu beurtheilen überlassen. Genug, wer Arbeiten kennet, und die Grundsäße der Scheidekunst wohl inne hat (wer diese nicht erlernet hat, ist auf allen Fall, wenn er auf die Alchymie verfällt, verlohren) wird durch die Erkenntniß der vielen Schwierigkeiten, welche sich bey dergleichen Arbeiten äussern, weniger Anfechtung hierzu bekommen,

und mehr abgeschrecket als angereitzet werden. Und, daß dieser ausführliche Auszug in der wohlmeynenden Absicht hieher gesetzet worden, mögen wir nicht verläugnen.

Neue alchymistische Bibliothek, für den Naturkündiger unsers Jahrhunderts ausgesucht und herausgegeben von S. Des zweyten Bandes erste Sammlung. Frankfurt und Leipzig, bey Brönnern, 1773. 424 Seiten in 8.

Es ist weltkundig, daß die allermeisten Schriften von der Alchymie so beschaffen sind, daß man ganz und gar nichts davon verstehen kann, und sicher alles verwetten darf, daß ihre Verfasser selbst nicht verstanden, was sie geschrieben, und alle Blätter nur mit leeren Hirngespinsten überzogen haben. Die besten alchymistischen Schriften dagegen, worunter man diejenigen mit Recht zählen kann, die in der angeführten Bibliothek gesammlet worden, sind von der Art, daß man darinnen doch ein zusammenhangendes Lehrgebäude erkennen kann. Dies ist der Vorzug dieser Sammlungen, den sie vor allen andern haben; sonst können wir aber von der alchymischen Kunst auch gar nichts bestätigendes sagen. Es leugne oder glaube sie, wer da will; wir sind einem Theile so geneigt als dem andern. Wer sich indessen davon einen Begriff verschaffen will, dem wissen wir keine bessere Schriften vorzuschlagen, als eben diejenigen, so in dieser Bibliothek gesammlet worden, welche auch durch die beygefügten Anmerkungen sehr erläutert worden sind. Im gegenwärtigen Stücke befinden sich folgende Abhandlungen:

D. Gabriel Clauders Abhandlung vom Universalstein; Abbildung der geheimen Philosophie, von D. Claude Germain, aus Paris; Eine wahrhafte Lehre der Philosophie von Gebährung der Metalle, und ihrem rechten Beginne; Endlich Reime von der geheimen Philosophie der Chymisten.

Ti.

David Cranz, Historie von Grönland. Zweyte Auflage, mit 8 Kupfertafeln und einem Register. Barby, bey Ebers, und in Leipzig in Commißion bey Weidmanns Erben und Reich, 1770. 3 Alphabet in 8.

Fort-

Fortsetzung der Historie von Grönland, insonderheit der Missionsgeschichte der Evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels von 1763. bis 1768. nebst beträchtlichen Zusätzen und Anmerkungen zur natürl. Geschichte von David Cranz. Barby und Leipzig, 1770. 1 Alph. 1 B.

Die zweyte so bald erfolgte Auflage der Historie, zeigt, daß sie auch Leser gefunden, die sich nicht hauptsächlich aus ihr erbauen wolte. Da die erste in der deutschen Bibliothek angezeigt ist, so ist hier nur von der Fortsetzung zu reden. Diese ist nach Proportion für Liebhaber der Naturgeschichte und moralischen Kenntniß der Völker, noch lehrreicher als die Historie selbst. Die Grönländer glaubten (S. 110.) die Seele eines Verstorbenen fahre bald wieder in ein neugebohrnes Kind, dem sie des Todten Namen geben. Bis er so ihrer Meynung nach, wieder aufgelebt ist, hören sie ihn ungern erwähnen. Die Religion hat sie von diesem Wahne befreyt. Einen Grönländischen Christen, beklagte einer seiner vorigen Cameraden, S. 111. daß er sich nun nicht mehr mit ihnen lustig machen dürfte.. Nicht dürfen? antwortete er; ich mag nicht. Zu diesen Beyspielen, daß durch die Religion wirklich die Gesinnungen der Grönländer geändert worden, wird auch gezählet S. 111. daß dieses Volk nicht von Jugend auf aus Gewohnheit beten gelernt, selbst in natürlichen Dingen keine Bitte von einander gewohnt ist, so, daß mancher eher zu Tode hungert oder friert, ehe er dem andern ein gut Wort um etwas gäbe. Wenn also ein Grönländer seines Herzens Anliegen seinem Heilande klagt, so muß ihm auch der Geist, der unserer Schwachheit aufhilft, die Worte dazu gegeben haben.

Der Winter zu Anfange 1763. war in Deutschland sehr streng, S. 116. aber in Grönland, bey meist heitern Himmel selten kalt, so warm, als in etlichen dreyßig Jahren kein Winter gewesen war, und es im Sommer kaum zu seyn pflegt, daß im April der Schnee vom Sonnenschein schon weggeschmelzt war. Die starke Angewohnheit an den Schnupftoback S. 168. ist den Grönländern so nachtheilig, als andern Nationen starkes Getränke, nur daß es sie nicht toll macht. Ein Grönländer hatte sich ihn so angewöhnt, daß er nicht so viel verdienen konnte, als er brauchte, und zu stehlen anfieng. Er besserte sich nachdem, und ließ den Schnupftoback.

Auf

Auf der 242. S. u. f. stehn Zusätze zu der Historie von Grönland, wo geographische Bemerkungen den Anfang machen. Ihnen folgen S. 252. eines Chirurgi Brasens Beobachtungen besonders aus der Naturlehre und Naturgeschichte. Er hat den 4. Jan. 1768. eine Mondfinsterniß zu Neuherrnhut im Balsrevier beobachtet, deren Anfang nach Mitternacht um 12 Uhr 6 M.; Mittel 1 Uhr 17 M.; Ende 2 Uhr 28 M. war. Berlin sah diese Begebenheiten um 4 Uhr 7 M.; 5 Uhr 1 M.; 6 Uhr 30 M.; woraus folgt, daß Neuherrnhut 4 St. östlicher als Berlin liege. (Es ist zwar keine Nachricht ertheilt, wie Hr. B. die Zeit bey seiner Beobachtung bestimmt hat und aus den angegebenen drey Bemerkungen erhellt, daß er nur mit blossem Auge observirt hat, indessen stimmen sie doch mit den drey Berlinischen verglichen, unter sich genauer überein, als man erwarten sollte, und als manchmal Beobachtungen einer Mondsfinsterniß an einem Orte, wo mehr Bequemlichkeiten dazu vorhanden sind, übereinstimmen, daß man sie also schon bis auf bessere annehmen kann. Die nordliche Polhöhe von Neuherrnhut setzt er 64 Gr. Er hat auch, mit Instrumenten, die ihm Hr. Kratzenstein mitgetheilt, 1767. 1768. Witterungsbeobachtungen angestellt, die man hier findet.

Die 289. u. f. S. enthalten wichtige und überzeugende Nachrichten, daß Eskimaux und Grönländer ursprünglich ein Volk sind. Jenshaven, hat grönländisch mit den Eskimos gesprochen, und ist von ihnen verstanden und mit Freuden aufgenommen worden. Sie haben nur ein wenig eine andere Mundart, übrigens auch eben die Sitten. Auf der 281. u. f. S. findet sich eine grönländische Flora, die Hr. Dr. Johann Christian Daniel Schreber in Leipzig, aus Sammlungen von Kräutern und Moosen, die zum Theil Hr. Cranz mitgebracht, geordnet hat. Sie enthält hier einige Zusätze.

Den Schluß macht die Geschichte eines jungen Eskimos, der bey einem Gefechte mit den Engelländern gefangen, in Engelland von Herrnhuthern unterrichtet und getauft worden, und in einem Alter von 14. bis 16. Jahren gestorben ist.

J.

10. Philologie, Kritick und Alterthümern.

Q. Horatii Flacci Eclogae, cum scholiis veteribus. Castigavit et notis illustravit *Gulielmus Baxterus*. Varias lectiones et observationes ad-

addidit *Jo. Matthias Gesnerus.* Editio secunda emendatior. Lipsiae, sumtibus Caspari Fritsch, 1772. 8.

Die Verbesserungen bey dieser zweyten Ausgabe des bekannten Geßnerischen Horaz bestehen darinn, daß die addenda und emendanda der ersten an dem gehörigen Orte eingerückt sind. Auf die Verbesserung der Druckfehler in der ersten Ausgabe ist wenig Fleiß gewendet.. Zwar sind einige verbessert; aber die mehresten sind stehen geblieben, und in die Stelle der verbesserten sind so viele andre neue gekommen, daß diese Ausgabe fehlerhafter, als die erste ist. Papier und Druck ist auch nicht so gut.

K.

Fragmenta *Stesichori* Lyrici in unum collecta, certo ordine digesta et interpretatione illustrata, auctore *Jo. Andr. Suchfort.* Cum Epistola *Heynii* ad Auctorem. Goettingae, apud Io. Christ. Dieterich, 1771. 6 Bogen in 4.

Mit Vergnügen zeigen wir die Arbeit eines jungen bisher unbekannten Gelehrten an, der, wie wir wissen, der Sohn eines armen Landmanns, und gegenwärtig nur noch Kollaborator an der Schule zu Göttingen ist. Mich. Neander, Heinr. Stephanus und Fulvius Ursinus hatten bereits, wie bekannt ist, die Fragmente des Lyrikers Stesichorus gesammlet; Hr. Suchfort hat sie in bessre Ordnung gebracht, und die Stücke zusammen gestellt, die aus einem Gedichte genommen zu seyn scheinen, und eine Erklärung hinzugefügt, worinn wir einige feine Erläuterungen alter Geschichte und Fabellehre (z. Ex. S. 15. des Bechers, worinn Herkules nach Erythia schiffte, um Geryons Stiere zu hohlen) und insbesondre verschiedne sehr glückliche Muthmassungen, sowol über andre Schriftsteller, als über das wahrscheinliche Sylbenmaaß der Fragmente des Stesichorus gefunden. Wenn dergleichen Muthmassungen gleich immer sehr ungewiß bleiben; denn meistens citirten wohl die alten Schriftsteller die Fragmente aus dem Gedächtniß und dem Sinne nach, ohne sehr auf die Worte und die Ordnung der Worte zu achten: so zeugen sie doch allemal von dem glücklichen Genie und der Sprachkunde

des Verfassers. S. 25. hätte wohl nicht sollen des Meursius Vermuthung verworfen werden; oder auch müßte man lesen: τρῶες δ' οἱ τότ' ἔσαν. Beym Durchlesen der Fragmente aus der Helena des Stesichorus kam es uns so vor, als ob das ganze Gedicht in Hexametern wäre geschrieben gewesen. In der Vorrede, worinn vom Nutzen solcher Sammlungen von Fragmenten richtig geurtheilt ist, und vom Leben des Dichters eine kurze Nachricht ertheilt worden, verspricht Hr. Suchfort eine zwote Sammlung solcher Fragmente des Dichters, wovon das Gedicht, wozu sie gehörten, gänzlich unbekannt ist.

Der Brief des Hrn. Hofr. Heyne an Hrn. Suchfort handelt beyläufig von einer wichtigen Materie, vom Erziehungswesen. Der Hr. Hofr. unterscheidet gar wohl, worauf man bisher bey Schulverbesserungs-Vorschlägen, so viel uns bekannt ist, nicht genug geachtet, eine gelehrte Erziehung und eine Erziehung junger Leute zu bürgerlichen Geschäften. Zu wünschen wäre es, dünkt uns, daß in jedem Lande sowol gelehrte Schulen, als ungelehrte (Realschulen, wenn man sie so nennen will) da wären. Denn seltsam ist es freylich, wenn der künftige Kaufmann, Staatsmann oder General denselben Unterricht in der Jugend bekömmt, den ein künftiger Professor oder Schullehrer braucht. Aber auch sehr unrichtig geurtheilt ists, wenn man allen Unterricht in Sprachen, der in Schulen ertheilt wird, als eitle Wortkrämerey verwirft, und dafür Sachen, solche nämlich, die man im gemeinen Leben zu Geschäften braucht, junge Leute in Schulen will gelehrt wissen. Wenn es wahr ist, daß unsre ganze Theologie, Philosophie und Geschichte auf alte Litteratur und Sprachkenntnisse gebaut sind, wenn man den Geschmack am beßten aus den Alten bilden kann, wenn man in jeder Wissenschaft das lernen muß, was andre darinn vor uns gedacht haben: so müssen wir doch wohl den bisherigen Schulunterricht, der uns die Alten verstehen lehrt, beybehalten. Daß aber unsre Schulen selbst, an den meisten Orten wenigstens, einer großen Verbesserung bedürfen, ist leider nur gar zu wahr, und der Recensent hat darinn einige Erfahrung gehabt. Allein so lange man nicht die Schullehrer besser besoldet, und nur solche Leute dazu nimmt, die sonst zu nichts taugen, und, wenn einmal ein geschickter Mann an einer Schule lehrt, ihn gleich, um ihm Brod zu geben, zu einer andern Stelle hilft: so lange werden wohl, so viel auch in unsern Tagen übers Erziehungs-

wesen geschrieben wird, unsre Schulen immer das bleiben, was sie sind.

Pl.

M. Joh. Ad. Weber's, des Gymn. zu Altenb. Prof. Lexicon Encyclion, oder kurzgefaßtes lateinisch-deutsches, und deutschlateinisches Universal-Wörterbuch, zu nöthigem Verstande der lateinischen Schriftsteller und gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache. — — Th. 1. 2. 3. — — — Nebst einem zu dem, besonders lateinischem, Alterthume dienlichen Anhange. — Bey dieser dritten Ausgabe mit Fleiß durchgesehen, viel vermehret und verbessert, von M. Joh. Dan. Heyde, des Gymn. zu Gera Conrektor. — — Dreßden in der Waltherischen Buchhandlung, 1770. 9 Alph. 14 Bogen in gros 8.

Dies Buch hat hauptsächlich seine Beziehung auf die alten klaßischen lateinischen Schriftsteller und auf die Uebungen im Lateinschreiben bey jungen Leuten; zugleich aber hat es auch zur Nebenabsicht, theils die Lektüre späterer lateinischen Schriftsteller des Mittelalters zu erleichtern und zu befördern, theils die Stelle eines historischen, geographischen, mythologischen, litterarischen, Kunst- und Zeitungs-Lexici zu vertreten, mit einem Worte, ein allgemeines oder encyclopädisches Lexicon zu seyn. Diese weite Grenzen sind schuld, daß es in keinem Stücke die gehörige Vollkommenheit oder Zuverläßigkeit erhalten hat.

Die beyden ersten Bände oder Hauptheile sind zum analytischen Gebrauche, und sollen das Lesen der lateinischen Schriftsteller erleichtern, indem, so viel möglich, alle Wörter, die irgend vorkommen, darinn enthalten und deutsch übersetzet sind. Der Verf. hat die beträchtlichsten Handlexica, die vor seiner Zeit geschrieben worden waren, zu Rathe gezogen und selbst die beträchtlichsten Schriftsteller in der Absicht durchgelesen, um mangelnde Wörter in sein Wörterbuch hineinzutragen. Wenn also Vollzahligkeit (wir verstehen unter diesem Worte aber viel weniger, als ein anderes Wort: Vollständigkeit, sagen will) eine gute Eigenschaft eines Lexici ist, wie

wie sie es ohnfehlbar seyn muß, so kann diesem Weberischen Buche in diesem Stücke einiges Verdienst nicht abgesprochen werden. Und dies um so viel mehr, da der V. demselben in Ansehung der spätern und mittlern Zeiten einen Vorzug verschaffet hat. Er hat nemlich aus dü Fresne *Glossario Latinitatis mediae atque infimae*, einen Auszug eingeschaltet, der alle Wörter enthält, die wahrscheinlicher Weise am gewissesten oder häufigsten vorkommen. Unterdessen ist Vollzähligkeit auch wohl das einzige, was wir bey diesem Theile dieses Werkes rühmen können. Denn wenn der Verf. glaubet, daß man mittelst dieses Lexici, die Schriftsteller aller Zeitalter lesen und verstehen, oder wie er S. IX. der Vorr. zu verstehen giebt, wohl gar dü Fresne entbehren könne; so irret er sich darinn ohnfehlbar recht sehr. Bey solchen Wörtern, deren Aufklärung man hauptsächlich in Lexicis zu suchen pflegt, um ganze Stellen zu verstehen und nicht aufgehalten zu werden, findet man hier allzuwenigen Trost. Wir wollen zwar nicht unsere ganze Erfahrung mittheilen, die wir bey Durchblätterung dieses Buches gemachet haben, aber doch müssen wir einige Wörter auszeichnen, aus denen, als aus Beyspielen ersehen werden kann, was man sich zu versprechen habe, wenn man hier Hülfe suchet. Ueberhaupt also ist wohl daraus schon die große Unzulänglichkeit dieses Buches zur Erklärung eines Schriftstellers abzunehmen, daß blos durch einzelne deutsche Wörter, die für gleichbedeutend angesehen worden sind, der Verstand und Gebrauch derselben gelehret wird. Bey vielen möchte dies hinreichend seyn: aber bey vielleicht eben so vielen wird dadurch gerade nichts erkläret. Z. B. *Gens* 1) ein Volk, 2) ein Geschlecht, Haus, Familie. Hier hätte kurz, aber unterscheidend die Bedeutung so angegeben werden müssen, daß sie nicht mit *familia* für einerley gehalten würde. Denn sonst ist der junge Leser der Alten in einer beständigen Verwirrung und Ungewißheit. Man lese das Wort *calumnia*, und vergleiche die dort bemerkte Bedeutungen mit den Stellen, die im Cicero u. s. w. vorkommen, besonders aber mit denen, welche Hr. Dr. Ernesti in seiner Clave Ciceron. angeführt hat, so wird man sehen, wie geringe die Hülfe dieses und ähnlicher Wörterbücher zum richtigen Verstand eines Schriftstellers sey. Von *calx* sind mehrere Bedeutungen angemerket, aber doch nicht diejenige, welche zur Erläuterung so vieler Stellen im Cicero hauptsächlich gehöret, nämlich daß es auch einen bezeichneten Ort in dem Circus oder auf der Rennbahn bedeutet, wo die Sieger, als am Ziele ihrer Laufbahn die Belohnung er-

erhielten. Wird man wohl damit fertig, wenn man *diploma* lieset, und denn im Lexico, das man, um sich Raths zu erholen, aufschlägt, bey diesem Worte findet: Gewaltsbrief, Freyheitsbrief, Bulle, Patent? Auch mißfällt uns bey vielen Wörtern die Ordnung, in welcher die Bedeutungen aufgeführet werden. In *familiaris* ist ohnfehlbar das die erste Bedeutung, da es zur Familie gehörig heißt. Demohngeachtet hat der Verf. die Genealogie der Bedeutungen dieses Wortes so gestellet: 1) gewohnt, — — 2) was zur Haushaltung gehöret, — — 3) vertraulich, — — 4) gewöhnlich, — — 5) Mitknecht u. s. w. Die erste Pflicht eines Lexicographen ist, die Bedeutungen eines Wortes, das verschieden gebraucht wird, in einer solchen Ordnung zu setzen, daß man wahrscheinlich sehen kann, wie eine Bedeutung aus der andern entstanden ist. Noch mehr wird man diese Unzulänglichkeit gewahr werden, wenn historische, geographische, mythologische Dinge u. s. w. einiger Erläuterung bedürfen. Z. E. *Aegeum* wird also beschrieben: das große Aegeische (griechische) Meer, oder Archipelagus, darinnen viele Felsen hervorragen. Soll dies ein Artickel eines geographischen Lexici seyn, so müßte doch wohl die Beschreibung etwas bestimmter seyn. Und sie hätte es auch seyn können, ohne viel mehr Worte nöthig zu haben, wenn nur letztere in der Weberischen Beschreibung mehr abgewogen und ausgewählt worden wären. Denn der letzte Zusatz war ganz unnütz. Wir wissen nicht, worzu es dienen soll, zu wissen, daß darinn viele Felsen hervorragen. Noch eher wollten wir es gelten lassen, wenn, statt der Felsen, die viele Inseln dieses Meeres in die Beschreibung wären hineingezogen worden. Noch seltsamer ist die Beschreibung von *Aegaea*, wobey nichts weiter stehet, als *no. pr.* zwoer Städte. Bey einigen Namen stehen ganz falsche Dinge und wahre Ungereimtheiten, wie bey *Atlantica*, (insula) welche so beschrieben wird: eine Insel, die sonst Libyen und Grosasien ausgemachet, aber durch ein entsetzlich Erdbeben verschlungen worden seyn soll. Ists möglich, daß ein vernünftiger und der Sache kundiger Leser hierbey etwas denken kann? Noch weniger kann dies ein Anfänger, dem zuförderst dieses Buch gewidmet ist. Beyspiele, nichtssagender historischer Erklärungen sind noch diese: *Hermippus* - - *nom. propr.* verschiedener Männer. *Hermea*, Stadt in Afrika. *Iastius*, der vornehmste musikalische Tropus. — *Barbara*, ein Wort in der Logik; und so könnten leicht hundert und mehrere Beyspiele angefüh-

führet werden. — In diesen beyden analytischen Theilen dieses Lexici kommt uns übrigens noch zweyerley wunderlich vor. Erstlich scheint uns die Regel, nach welcher der Verf. bey vielen Wörtern (denn bey unendlich vielen geschiehet es nicht: da stehet gar keine Auktorität) alte Schriftsteller anführet, ganz zwecklos zu seyn. Wir tadeln nicht, daß er blos Namen setzet, z. B. *Cic. Tac.* u. s. w. ohne genau die Stellen anzuzeigen: bey einem Handlexikon gehet es nicht füglich anders an. Aber wir tadeln es, daß er oft Namen beysetzet, die hier ohne Nutzen sind, und gar kein Zeitalter bestimmen können. Z. B. Anomoeomeres. Dabey verweiset er auf *Blanc.* Bey *absens id fecit,* stehet *Vorst.* So finden sich viele einzelne Bedeutungen der Wörter, bey welchen Scaliger, Vorstius, u. s. w. stehet, ohne daß diese Namen die geringste Auktorität machen können, und ohne daß man aus den am Ende der Vorr. beygefügten Verzeichnisse der Schriftsteller leicht einsehen kann, in welchem von dieser Männer Schriften etwa eine Erläuterung dieser Bedeutung zu finden sey. Zweytens ist es uns auch sehr seltsam vorgekommen, daß der Verf. die Zeichen der Quantität bis auf solche Sylben ausdehne, die nach ganz allgemeinen Regeln schlechterdings und allemal ihre bestimmte Länge oder Kürze haben. Z. E. überall, wo durch die Position die Sylbe lang ist, stehet demohngeachtet ein —, als annālis, Hermīppus, exscīndo, blandificans.

Der dritte Theil, welcher zur Synthesis gehöret, wie sich der Verf. ausdrucket, hat uns Vergleichungsweise besser gefallen. Sonst pflegt der deutsch-lateinische Theil der Wörterbücher einem bloßen Register ähnlich zu sehen: dieser hingegen ist mehr darauf eingerichtet, Anfängern der lateinischen Sprache, die bey ihren Versuchen und Uebungen im schreiben eine Hülfe haben wollen, einen großen Vorrath von Redensarten an die Hand und in die Feder zu geben. Der Verf. ist hier über die maßen willfährig gewesen, indem er sich bis zu solchen Ausdrücken herabgelassen hat, die sich aus der Französischen und andern Sprachen in den gemeinen und unreinen Dialekt der deutschen Sprache eingemischet haben. Aber nun freylich hat er ein gleiches auch bey den beygesetzten lateinischen Wörtern und Redensarten gethan, sonst würde er nicht unter Advocat unter andern mit Advocatus gesetzet haben. Der Verf. hat nicht gar zu gewissenhaft auf ein gründliches reines und von guten Schriftstellern bewährtes Latein gesehen, wie

wohl bey einem Buche zum Gebrauche junger Leute zu wünschen gewesen wäre. Unterdessen zu den ersten Versuchen, die man jungen Leuten gerne erleichtern will, ist es gut und brauchbar; und auch für manchen alten Scribenten, der Latein schreiben soll, und nicht Meister des Ausdrucks ist, mag dies einen der besten Nothhelfer seyn.

Es ist diesem Buche ein mannichfaltiger Anhang beygefüget, der besonders das Lateinische, nach jetziger Weltverfassung in Vergleichung gesetzte, Alterthum erklären soll. Dieser enthält: 1) den Römischen Calender. Nach vorausgesetzten allgemeinen Begriffen, werden die Stunden, Tage, Monate und Jahre der Römer mit den unsrigen, und hiernächst auch mit den Zeitrechnungen anderer Völker, sonderlich der Griechen und Hebräer verglichen. Es sind harmonische Stunden- und Monats-Tabellen, auch eine römische und griechische Calender-Tabelle beygefüget. 2) Die bey den alten Römern, wie auch in den Schriften der heutigen Gelehrten gebräuchliche, theils einzelne und etwas sonderliches bedeutende Buchstaben, theils mancherley Abbreviaturen und Charaktere. Unter andern werden S. 43. die Zahlbuchstaben und Zahlzeichen mit vorgestellet und erkläret. 3) Alphabetische Tafel der lateinischen Buchstaben, nach Ed. Bernards Entwurfe, wie sich solche, in verschiedenen Jahrhunderten, in den Handschriften und auf Münzen finden. S. 43. 4) Vergleichung einiger Münz- Maas- Gewichte- und Zahlsorten voriger und jetziger Zeiten. Die bekannten Eisenschmidischen Berechnungen liegen hierbey zum Grunde. Der Verf. schränket sich nicht blos auf Römer und Griechen ein, sondern er verbreitet sich auch über die alten Hebräer, und über die vornehmste neuere Völker, um auch hier den Titel universal — zu behaupten. 5) Auserlesene Sammlung von besondern Abbildungen und Beschreibungen einiger moralischer, künstlicher und natürlicher Dinge. S. 50. — Ende, vermuthlich sollen dies Uebungen zum Behuf des Lesens und Schreibens seyn. Allein zu beyden hat man bessere Sachen. Es steht immer zuerst das Deutsche, und denn folget die lateinische Uebersetzung. Die Beschreibungen der Blumen haben uns besser gefallen, als die Schilderungen von gewissen sittlichen Charakteren, welche etwas allzuallgemeines haben. Doch sind sie alle nicht so beschaffen, daß man nicht lieber wünschen sollte, dieser Theil des Anhangs wäre ganz weggeblieben.

Gleich hinter der Vorrede stehet ein Verzeichniß und eine Erklärung der allermeisten Abbreviaturen und Auctoren.

Es

Es soll besonders darzu dienen, das Zeitalter der Ausdrücke leicht bestimmen zu können, indem wenigstens überall die Jahre angegeben sind, wenn dieser oder jener Auctor gelebet hat. Bey solchen Schriftstellern, welche blos in der Absicht angeführet sind, weil sich die Erklärung einzelner Wörter, Gebräuche u. s. w. in ihren Schriften befindet, hätten billig diejenigen Bücher genau bezeichnet werden müssen, die man nachlesen soll. Voßius und andere haben zu viel geschrieben, als daß man aus dem blosen Namen rathen soll, wo man nachsuchen müsse. — — — Der Herausgeber und Verbesserer dieser dritten Ausg. versichert in dem Vorberichte, daß er gegen 3000 neue Wörter hineingetragen habe. Unterdessen der Hauptverdienst bestehet darinn, daß er die deutsche Rechtschreibung in dem 3ten Theile auf einen bessern und sichern Fuß gesetzet hat. Er mag unendlich viel verbessert und dennoch genug übrig gelassen haben.

M.

Lucians Schriften, aus dem Griechischen übersetzt. Erster und zweyter Theil. Zürich bey Orell, 1769. Dritter und vierter Theil. Zürich, 1772. in gr. 8.

Wie rühmlich, daß Hr. Waser, selbst ein so satyrisches Genie, wie z. E. seine moralischen Urtheile, und die wenigen Briefe, die die Langische Sammlung verschönern, zeigen, daß er uns auch mit den satyrischen Genien anderer Nationen bekannt zu machen fortfähret. Nichts entwischt vielleicht dem Auge des Uebersetzers mehr, als Züge der Satyre in einer fremden Sprache, die fein seyn mußten, damit sie schön seyn konnten; in der Uebersetzung fordern diese fast eben den Witz, die schnelle Empfindung, die leichte Meisterhand. — Hr. W. der ältere Uebersetzer Swifts, hat sich neulich Butlers Dollmetscher zu seyn getrauet: man weis, mit welchem Glück! wenigstens mit welchem Fleiße! jezt ist er Uebersetzer des griechischen Lachers geworden, und seine Uebersetzung ist mit der alten, steifen Gottschedischen wenigstens gar nicht zu vergleichen. Sie ist freylich noch immer Schweizerisch, etwas hart, und könnte hie und da angemessener werden: aber sie verwandelt doch einmal Lucians lachende Mine, nicht in ein aufgerissenes Fratzengesicht man kann vielmehr auch im Deutschen den angenehmen Lacher, wenigstens als Gesellschafter mit Scherz und Ernst und Sinne geniessen, und das ist schon im-

mer so viel! — wir getrauen uns, diese Uebersetzung mindestens der französischen vorzuziehen, und jene, wie häufig wird sie nicht gelesen! wer wird nicht gerne Lucian kennen wollen?

F.

D. Hieronymi duo dialogi graeci qui supersunt. Iterum recensuit, et cum annotationibus brevibus *Casp. Barthii* ac *Christ. Daumii*, amplioribus autem suis, novaque versione latina edidit *Io. Bened. Carpzov*, Abbas Regiae Luterae. Altenburgi, ex off. Richteria, 1772. 8. 234 Seiten.

Der griechische Kirchenlehrer Hieronymus ist wenig bekannt. Das wenige, was wir mit einiger Wahrscheinlichkeit von ihm wissen, ist Joh. Christoph Wolfs Meynung, der ihn für eine Person mit dem Hieronymus hält, welchen Joh. Damascenus einen Presbyter zu Jerusalem nennt, und wovon sich bey dem leztern ein griechisches Fragment findet, welches auch hier abgedruckt ist, und worin der Herausgeber eine große Aehnlichkeit mit den beyden Gesprächen des girechischen Hieronymus zu finden glaubt. Vermuthlich lebte er zwischen den 4ten und 6ten oder 7ten Jahrhunderte.

Die beyden Gespräche sind, das erste, eine Unterredung eines Juden mit einem Christen von der heiligen Dreyeinigkeit, das andre führt den Titel: φιλοπονιας παντι χριστιανω ωφελουσα, und ist eine Unterredung von den Wirkungen der Taufe, und dem innerlichen Gefühle des Christenthums. Beyde sind zu dreyenmalen gedruckt, da sie zuerst Morell, hierauf Daume, und nach ihm Fabriz in der Bibl. gr. herausgegeben, welcher auch ein Hamburgisches Manuscript verglichen hat.

Diese neue Ausgabe folgt dem Texte des letztern vorzüglich; die Varianten der übrigen Ausgaben sind bemerkt: die Noten des Herausg. sind sehr weitläuftig und gelehrt, mehr, als es der gute Hieronymus verdient. Zulezt folgt noch das schon erwähnte Fragment des Hieronymus, Presbyters zu Jerusalem περι της του σταυρου προσκυνησεως.

Ηλιο-

Ἡλιοδώρου Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα. Cum animadversionibus *Jo. Bourdelotii.* Ad vett. edd. recensuit *Jo. Petrus Schmidius.* Lipsiae, apud Gotthilff. Theophil. Georgi, 1772. 8.

Wenn uns der Herausgeber statt des Textes von Bourdelot lieber den Commelinischen hätte geben wollen: so würden wir ihm mehrern Dank wissen, weil wir, was die kritische Richtigkeit betrift, nichts verlohren, in Ansehung der Druckfehler aber, oder, die Wahrheit zu sagen, in beyden Stücken viel gewonnen hätten. Er hat zwar, wie er in der Vorrede sagt, die Herwagische und Commelinische Ausgabe verglichen, aber sein Fleiß nützt uns auch hierinne nichts, da er es nirgends angezeiget, wenn er aus denselben eine Lesart angenommen hat. Fast sollte man muthmassen, daß er gar keine aus den verglichenen Ausgaben aufgenommen, da er von ihrem kritischen Werthe zu schlecht zu denken scheint, wenn er sagt, daß er die Ausgaben größtentheils, entweder in Wörtern, die den Sinn nicht ändern, (aber solche Varianten sind auch wichtig genug), oder in Druckfehlern von einander unterschieden gefunden.

Die lateinische Uebersetzung ist weggelassen, weil Heliodor leicht zu verstehen ist; und dies billigen wir recht sehr. Wenn aber der H. glaubt, das Bourdelots Noten, die er unter dem Text hat abdrucken lassen, die etwa vorkommenden Schwierigkeiten heben könnten: so ist dies nur auf sehr wenige Stellen einzuschränken. Bourdelots Noten sind voll von Belesenheit, aber zum eigentlichen Verständniß des Schriftstellers dienen sie sehr selten. Heliodors ausgesuchte, feine Sprache verdienet, ja, macht es fast nothwendig, daß sie durch Sprachanmerkungen erläutert wird, und sollte es auch nur in einem Index geschehen. Und hiedurch hätte sich der Herausgeber ein Verdienst um die Jugend erwerben können.

K.

D. Ioa. Frid. Hirtii Syntagma Observationum philologico-criticarum ad linguam S. Vet. Test. pertinentium. Ienae, Croecker, 1771. 17 Bogen. 8.

Diese Sammlung ist aus dreyen Dissertationen, die der Verf. nach und nach herausgegeben hat, entstanden. Die erste ist in Jena 1747. gedruckt und heißt: Commentatio phi-

philologica, formationem ac perfectionem pronominum personalium, nec non verbi, in communissima forma apud Ebr. obvenientium demonstrans; quam ad illustr. §§. 36. 40. 41. 42. Gramm. Danz. *methodo rationali* exaravit, et jussu auditorum suorum typis exscribendam curavit. Die Zweyte ist vom J. 1753: Dissertatio *philosophico*-critica de principio restitutionis. Die Dritte von 1755, 4to: Tractatus philologicus, quo doctrina de *formis mixtis verborum* complete traditur, veritas illorum contra celeberr. Schultensium ostenditur, et earundem usus hermeneuticus *in emphasibus eruendis* ostenditur. Weil diese drey Dissertationen sich nach der Zeit vergriffen hatten, und doch, wie der Verf. erzählt, oft und von vielen verlanget wurden: so entschloß er sich, sie mit einigen Aenderungen und Zusätzen wieder neu auflegen zu lassen. Und so erscheinen sie nun hier nebst einer Vorrede, worinn sie, als Arbeiten über drey der wichtigsten und schwersten Punkte der hebr. Grammatick, und als zu einem „Thesauro illo Grammaticae Ebraeae, quem promisi,„ gehörig, angekündiget werden.

Voran steht eine vorläufige Abhandlung oder Einleitung, worinn der Verf. unter andern gegen diejenigen eifert, die die hebr. Sprache als sehr schwer auszuschreyen pflegten; und behauptet dagegen, sie sey recht leicht, und ohne Schwierigkeiten. Und zwar warum? Weil Gott selbst, das allerweiseste Wesen, der Urheber dieser Sprache sey. Denn Gott habe sie dem Adam und der Eva anerschaffen (welches denn mit einer Menge Allegationen bewiesen wird) Ob diese Entscheidung gründlich sey, lassen wir dahin gestellet seyn.

In der ersten Abhandlung erscheinen die Paradigmata Pronominum und Verborum, zum bequemen Gebrauch mit verschiednen Farben illuminiret. Die darauf folgende, de formis mixtis verborum (nach der Zeitfolge die letzte) ist, wie der Titel schon sagt, eigentlich eine Streitschrift. Wir wollen kürzlich den Inhalt derselben vor Augen legen, damit der Leser in Stand gesetzt werde, selbst zu urtheilen. Die Streitfrage ist (wenn wir nicht sehr irren) diese: Es giebt anomalische Formen in den hebräischen Verbis, wie solches der Augenschein lehrt. Woher sind diese? Hier antwortet der eine Theil: Vielleicht sind dieses Formen von Verbis, die ehmals gebräuchlich waren; wirkliche hebräische Conjugationen, die aber nur selten, vielleicht nur ein einzigesmal vorkommen (denn die Biebel ist ein kleines Buch) oder aber, es sind vielleicht Nachahmungen des Arabischen, Syrischen,

Chaldäischen; Vermischungen verschiedner Dialekte, die sehr gewöhnlich in allen Sprachen sind; oder wohl gar zum Theil Schreibfehler; oder endlich: es bleibt noch unentschieden, und es ist vielleicht künftigen Zeiten aufbehalten, nach weiterer Erforschung zu entdecken, was es eigentlich ist. — Der andre Theil spricht: Nein, das ist ungereimt. Denn erstlich: es sind gar keine anomalische Formen im Hebräischen; und zweytens, in diesen vermischten (nicht anomalischen) Formen steckt vielmehr eine große Emphasis oder Nachdruck, eine ausnehmende Weisheit des Urhebers der heil. Schrift, nemlich des heil. Geistes. Es kommt nur auf einen geschickten Ausleger an. Der Exeget muß die Kunst verstehen, diese Emphasen recht herauszuholen (emphases eruere). Ein Exempel wird die Sache klärer machen. Ezech. 9, 8. wird erzählt: als sie nun alle niedergehauen hatten; so — nun wollte der Prophet weiter sagen נשאר, blieben wir übrig; aber plötzlich besinnt er sich eines andern (ungefehr, was man in der Rhetorick correctio nennt,) und spricht אשאר, blieb ich übrig; aber in der Geschwindigkeit entsteht aus beyden zusammen die Zwitterform נאשאר; etwann als wenn ich im Deutschen sagte: da blieben — ich übrig. Dies giebt schon einen Vorschmack von der Weisheit, die in solcher Vermischung verschiedner Personen liegt. Aber eben so verhält sichs mit der Vermischung der Generum, Temporum, und Conjugationen. Sie dienen sämtlich, sagt unser Verf., entweder eine Zusammensetzung oder eine Verstärkung der Bedeutung zu bewürken; und diese ist allemal dem Gewicht und dem Reichthum des Styls der heil. Schrift gemäß. Z. E. das oft vorkommende הוֹבִישׁ ist aus יָבֵשׁ und בּוֹשׁ zusammengeschmolzen: er wird so roth werden, daß er vertrocknen möge. Eine so schöne Emphasis, meynt er, müsse man nicht so in die Schanze schlagen. Es folgt der dritte Grund: dergleichen Anomalien würden der Vollkommenheit dieser heil. Sprache nachtheilig seyn (Logomachien zu vermeiden, möchte es wohl nöthig seyn, genau zu bestimmen, was man unter Anomalien, und unter Vollkommenheit einer Sprache versteht) Endlich viertens, meynt er, man müsse nie ohne Noth zu Arabismen, Chaldaismen u. s. f. seine Zuflucht nehmen (worinn wir ihm gern Recht geben, wenn das, ohne Noth, gehörig bestimmt wird) Noch ein paar Exempel von Vermischungen der Generum. ויחמנה Genes. 30, 38.; וַיִּשַּׁרְנָה, 1 Sam. 6, 12. und יעמדנה Dan. 8, 22. — Schultens und Consorten sagen hier: es sind lauter Chaldais

daismen, und keine gemischte Formen. Aber unser Verf. sagt, nein. Denn in dem ersten Exempel würde ja dadurch eine Emphasis, eine starke, in die Augen fallende Emphasis verlohren gehn: incaluerunt tam mares, quam femellae. In den übrigen beyden fällt sie zwar nicht sogleich in die Augen; aber sie muß herausgeforscht werden, nemlich 1 Sam. 6, 12. et recta processerunt fortiter, quasi *mascula* fortitudine; und Dan. 8, 22. assurgent celeriter, stabunt *fortiter*. Hieraus zieht er nunmehr den Schluß (und zwar mathematisch) daß die forma verborum mixta einen großen hermeneutischen Nutzen haben muß. Das Urtheil überlassen wir unsern Lesern. Uebrigens ist der Fleiß und die unermüdete Genauigkeit, mit welcher hier alle Stellen der heil. Schrift, und alle einzelne Wörter, worinn man dergleichen vermischte Formen, theils mit Recht, theils mit Unrecht, zu finden glaubet, aufgesucht, gesammlet, und beurtheilet sind, recht löblich. Die dritte Abhandlung ist gleichfalls, wie die übrigen, sehr geändert; auch schon in dem Tittel: de principiis permutationis vocalium in L. Ebr; et de principio restitutionis speciatim.

Na.

Phädon. Aus dem Griechischen des Plato sorgfältig übersetzet und mit Anmerkungen erläutert von Aug. Wilh. Ortlob. Frankfurt und Leipzig, 1771. 8. 192 Seiten.

Es ist uns etwas befremdend vorgekommen, daß, nachdem Mendelssohn den platonschen Phädon nachgeahmt, und Köhler ihn übersetzt hat, Hr. Ortlob noch kühn genug war, eine neue Uebersetzung dieses vortreflichen Gesprächs zu unternehmen und herauszugeben. Hat Hr. Ortlob nichts von dieser Uebersetzung gewußt; oder hat er sie durch die seinige verbessert? Wir finden in der Vorrede nichts entscheidendes zu Beantwortung dieser Fragen: aber so viel können wir nach angestellter Gegeneinanderhaltung dieser Uebersetzungen versichern, daß die Köhlerische und Ortlobische auf das genaueste übereinstimmen, und meistentheils selbst in den Worten und in der Folge derselben nicht im mindesten von einander abweichen. Geschiehet es auch, welches jedoch ungemein selten ist, daß in einzelnen Ausdrücken eine Verschiedenheit vorkommt, so ist diese so gering, daß man demohngeachtet einerley zu lesen

sen verneynet. Und verwundern muß man sich, daß diese Aehnlichkeit bis auf das Titelkupfer gehet, das bey der Ortlobischen Uebersetzung eine verkleinerte Copie desjenigen ist, welches vor der Köhlerischen stehet. Die hauptsächlichste Verschiedenheit dürfte noch in den Anmerkungen bestehen, welche etwas zahlreicher bey der O. Ue. als bey der K. sind. Hr. Ortlob hat die vorkommenden historischen Umstände etwas weitläuftiger zu erläutern gesuchet, als Hr. K. Besonders finden sich am Ende von S. 181. bis 192. noch einige Zusätze über die tödtende Kraft und den Gebrauch des Schirlings bey den Todesstrafen zu Athen, über die unterirrdischen Flüsse, welche Socrates beschreibet, und über den Gebrauch der Alten, die Todten zu waschen: diese, so unbeträchtlich sie übrigens sind, mögen wohl Hr. O. eigen seyn.

Bey der großen Aehnlichkeit, welche diese Uebersetzung mit der Köhlerischen hat, wird es ohnfehlbar überflüßig seyn, unsern Lesern Beweise über die Richtigkeit derselben zu führen. Es ist erwiesen, daß Köhler sein Original richtig und gut ausgedrucket habe: und hieraus folget von selbst, daß Hr. Ortlob keinen Vorwurf zu befürchten habe. Doch um unsern Lesern alles recht klar zu machen, wollen wir eine Parallele der vorhandenen Uebersetzungen dieses Dialogs anstellen, woraus erhellen wird, es sey ganz gleichgültig, welche von beyden Uebersetzungen sie lesen wollen. Es sey uns erlaubet, Hrn. Mendelsohn zum Begleiter von beyden zu machen, in so weit er Uebersetzer ist:

Mendelssohn.	Köhler.	Ortlob.
Echekrates. Warst du selbst, mein Phädon! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu sich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?	Ech. Warst du selbst, mein Phädon! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift trank, oder hat es dir nur jemand erzählet?	Ech. Mein Phädon! warst du selbst denselben Tag bey dem Sokrates, als er im Gefängniß Gift trank, oder hast du es von einem andern gehöret?
Phädon. Ich selbst, Echekrates! war da.	Ph. Ich war selbst da, Echekrates!	Ph. Ich bin selbst da gewesen, Echekrates!
Ech. Was sprach der Mann vor seinem Tode? Wie starb er? Wenn mir doch jemand alles umständlich erzählen wollte! die	Ech. Nun was sprach denn der Mann, vor seinem Tode? und wie starb er? Ich möcht es gerne hören. Denn es	Ech. Was redete, denn der Mann vor seinem Tode? und wie starb er? Ich möcht es gerne hören. Denn es verf[...]

Mendelssohn.	Köhler.	Ortlob.
die Phliasischen Bürger kommen itzt selten nach Athen, und auch von daher ist schon lange kein Gast zu uns gekommen, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.	es kömmt itzt gar niemand von unsern Phliasiern nach Athen, und auch von daher ist schon lange niemand zu uns gekommen, der uns hiervon eine gewisse Nachricht hätte mitbringen können. Nur das: Sokrates hat Gift getrunken, und ist gestorben; sonst wußte man uns nichts zu sagen.	sich itzt gar niemand von unsern Phliasiern nach Athen, und auch von daher ist seit geraumer Zeit niemand zu uns gekommen, der uns hiervon eine gewisse Nachricht hätte überliefern können, ausser dieser: Sokrates habe Gift getrunken, und ist gestorben; sonst wußte man nichts zu berichten.
Ph. Nichts von seiner Verurtheilung?	Ph. Auch nichts von seiner Verurtheilung?	Ph. Auch nichts von seiner Verurtheilung, und was dabey vorgegangen?
Ech. O ja, das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn nachdem er bereits verurtheilet gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses? Phädon!	Ech. Ja! das hat man uns erzählet. Und wir wunderten uns noch, daß man den Sokrates, nachdem das Urtheil bereits über ihn gesprochen worden, noch so lange hat leben lassen. Wie kam denn dieses, Phädon?	Ech. Ja, das hat man uns erzählet. Nur wundern wir uns, daß man dem Sokrates, nachdem das Urtheil bereits über ihn gesprochen worden, noch so lange zu leben verstattet hat. Wo rührte dieses her, Phädon?
Ph. Ganz von ohngefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schif, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzet wurde.	Ph. Es war ein Zufall, Echekrates! Es traf sich nemlich, daß das Schiff, das die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor des Sokrates Verurtheilung bekränzet wurde.	Ph. Ein besonderer Glücksumstand war ihm günstig, Echekrates! Es trug sich zu, daß das Schiff das die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor des Sokrates Verurtheilung mit Kränzen gezieret wurde.
Ech. Und dieses Schiff — —	Ech. Und was ist dies für ein Schiff?	Ech. Was ist aber das für ein Schiff?
Ph. soll, wie die Athenienser sagen, dasselbe Fahrzeug seyn, in welchem einst Theseus die 7 Paar Kin-	Ph. Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar junge Leute nach	Ph. Dasjenige, nach dem Ausspruche der Athenienser, in welchem einst Theseus sieben Paar junge

Mendelssohn.	Köhler.	Ortlob.
Kinder unbeschädigt nach Creta hin und wieder zurück gebracht hatte. Die Stadt soll, wie man hinzusetzet, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken, wenn diese anders ohne Schaden zurückkommen würden, und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.— — — — — —	nach Creta geführet, und sich selbst samt ihnen allen beym Leben erhalten hat. Damals hatten sie, setzt man hinzu, dem Apollo gelobt, wenn diese junge Leute würden leben bleiben, jährlich eine feyerliche Gesandtschaft mit Opfern nach Delos zu schicken, und diese Gesandtschaft, die sie Theorie nennen, schicken sie nun seit der Zeit dem Gotte noch jedes Jahr. — — — — — — — —	ge Leute mit sich nach Creta geführt, und sich selbst samt ihnen allen bey dem Leben erhalten hat. Damals hatten sie, wie man vorgiebt, dem Apollo gelobt, wenn diese jungen Leute würden lebendig erhalten werden, jährlich eine ansehnliche Gesandtschaft mit Opfern nach Delos zu schicken, und diese Gesandtschaft, die sie Theorie nennen, muß nun seit der Zeit jedes Jahr dahin zu dem Gotte abreisen. — — — — — —
Ech. Aber den letzten Tag, Phädon! wie gieng es da? Was hat er gesprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bey ihm? Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm lassen? und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?	Ech. Aber bey seinem Tode, Phädon! wie gieng es da? Was waren seine Reden? seine Handlungen? Wer von seinen Freunden war bey ihm? Oder liessen die Archonten niemanden zu ihm, und mußte er so sterben, ohne daß ein Freund um ihn war?	Ech. Aber was ereignete sich bey seinem Tode, Phädon! Was waren seine Reden? was für Handlungen unternahm er? Wer von seinen Anverwandten und guten Freunden war bey ihm, um ihm beyzustehen? Oder liessen die Archonten niemanden zu ihm, und mußte er also, der Gegenwart seiner Freunde beraubt, sein Leben endigen?
Ph. Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.	Ph. Keinesweges! es waren von seinen Freunden nicht wenige zugegen.	Ph. Keinesweges! es befanden sich sehr viele von seinen Freunden bey ihm.
Ech. Halten dich keine Geschäfte ab, Phädon! so erzähle mir, was sich dabey zugetragen. Ich bin sehr begierig, alle Umstände von dieser wichtigen Begebenheit zu erfahren.	Ech. Bereite dich also nur, lieber Phädon! uns das alles aufs umständlichste zu erzählen, wenn anders keine Geschäfte dich abhalten.	Ech. Uebernimmt daher die Mühwaltung, lieber Phädon! alles dieses uns aufs umständlichste zu erzählen, wenn dich anders keine Geschäfte abhalten.

Mendelssohn.	Köhler.	Ortlob.
Ph. Und ich eben so willig, sie dir zu berichten. Ich habe niemals Geschäfte, so oft ich mich vom Sokrates unterhalten kann. Was ist angenehmer, als sich dieses Mannes zu erinnern, von ihm zu reden, oder reden zu hören?	Ph. O nein! ich habe itzt Muse, und will versuchen, euch alles zu berichten. Mir wenigstens ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden, oder reden zu hören.	Ph. Ganz wohl, ich habe itzt Muse, und will versuchen, euch alles zu berichten. Mir ist allezeit nichts angenehmer, als des Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden, oder reden zu hören.
Ech. Deine Zuhörer, Phädon! sind der nemlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.	Ech. Und du hast Zuhörer, Phädon! die eben so denken. Erzähle uns nur alles so genau und umständlich, als es dir möglich ist.	Ech. Auch so gar, sind andere ausser dir, o Phädon! eben so gesinnet, welchen das Andenken des Sokrates ein überaus groses Vergnügen gewähret. Bemühe dich nur alles auf das genauste, wenn es dir möglich ist, zu erzählen.

Unsere Leser werden aus dieser Parallele viel leichter und sicherer selbst einige Folgen ziehen, als es würde geschehen seyn, wenn wir ihnen ohne dieselbe, blos die Resultate unsrer Vergleichungen, blos unser Urtheil vorgelegt hätten. Mendelssohn siegt, so weit man ihn als Uebersetzer betrachten kann, über alle. Sein Dialoge, ist die Natur selbst; völlig so, wie Leute, aufgeweckt vom Gemüthe, geübt in der Sprache des feinsten Umganges, und gebildet durch Leute vom besten Geschmacke reden. Er hat die Muttersprache in seiner Gewalt, ist Philosoph, und besitzt die völlige Munterkeit, welche Gespräche beseelen muß. Ohne seinen Phädon gelesen zu haben, würde man glauben, Köhler habe es so gut gemacht, als man es irgend habe machen können. Köhler ist aber nicht so biegsam als Mendelssohn, wenn er nicht gerade desselben Worte trift; aber Ortlob, so bald er nicht Köhler der 2te ist, d. i. so bald er etwas eignes hat, ist er wässerigt und steif. Hätte er nicht Mendelssohn, und nach diesen, Köhlern vor sich gehabt, so würde das schwerfällige seines Dialogs weniger sichtbar gewesen seyn. Er würde gelobt worden seyn, als ein leidlicher Uebersetzer. Nun aber, bleibt erstlich das Gute seiner Uebersetzung,

in Ansehung des Eigenthumsrechts, allemal zweydeutig: und zweytens bey den Stellen, wo er von Köhlern abgehet, sind seine Verbesserungen entweder unbeträchtlich oder wahre Verschlimmerungen. Wir getrauen uns nicht, ihm mit völliger Ueberzeugung zu zeihen, daß er der großen Frechheit fähig gewesen sey, fremde Arbeit, verstellt durch einige wenige übelgerathene Veränderungen, für seine eigene zu verkaufen. An einigen Orten ist der Ausdruck so gedehnt und der Dialog so weitschweifig, daß es uns in der That unbegreiflich ist, wie Ortlob diese Stellen habe stehen lassen können, wenn er Köhlern vor sich liegen gehabt hätte. Auf der andern Seite ist es uns aber wieder unmöglich zu glauben, daß Hr. Ortlob so unwissend in der neusten Litteratur sey, daß ihn, zumal in diesem an gelehrten Zeitungen so reichen Jahrhundert, Mendelssohns und Köhlers Phädon verborgen und unbekannt bleiben können.

Damit man sehen könne, daß eine verdächtige Aehnlichkeit durch und durch fortgehe, wollen wir noch eine Stelle aus der Mitte, wie sie uns eben im Aufschlagen in die Hände fällt, abschreiben.

Köhler S. 121.	Ortlob S. 143.
Darüber wären wir also einig, versetzte Sokrates, daß das Entgegengesetzte nie sich selbst könne entgegengesetzet werden.	Darüber wären wir also einig, versetzte Sokrates, daß das Entgegengesetzte nie sich selbst könne entgegengesetzet werden.
Freylich!	Freylich!
Laß sehen also, ob du auch im Folgenden meiner Meynung bist. Hältst du das Warme und das Kalte für etwas?	Gieb nun Achtung, ob du auch im Folgenden meiner Meinung bist. Hältst du das Warme und das Kalte für etwas?
Allerdings!	Allerdings!
Aber auch für einerley mit dem Schnee und dem Feuer?	Aber auch für einerley mit dem Schnee und dem Feuer?
Beym Jupiter! Nein!	Beym Jupiter! Nein!
Das Warme also für etwas anders, als Feuer, und das Kalte für etwas anders, als Schnee?	Das Warme also für etwas anders, als Feuer, und das Kalte für etwas anders, als Schnee?
Freylich.	Freylich.
Allein zugleich, denke ich, wirst du der Meynung seyn, daß der Schnee, so lange er Schnee	Allein zugleich, denke ich, wirst du der Meynung seyn, daß der Schnee, so lange er Schnee

 bleibt,

Köhler S. 121.	Ortlob S. 143.
bleibt, niemals, wie wir oben sagten, das Warme annehmen, und Schnee und warm zugleich seyn könne, sondern, wenn das Wärme darzu kommt, entweder davon gehe, oder aufhöre zu seyn.	bleibt, niemals, wie wir oben sagten, das Warme annehmen, und Schnee und warm zugleich seyn könne, sondern, wenn das Warme darzu kommt, entweder schmelze, oder aufhöre zu seyn.
Allerdings!	Allerdings!

Kr.

Auserlesene moralische Schriften von Plutarch. Aus dem Griechischen. Dritter Band. Zürich, 1773. Orell Geßner, 16 Bogen in 8.

Die Fortsetzung dieser Arbeit macht uns die angenehme Hoffnung, daß sie bisher Beyfall gefunden habe, und wir glauben, auch gegenwärtiger Band werde ihn verdienen. Er ist nach den Grundsätzen der vorigen verfertigt und unser Urtheil bleibt auch hier dasselbe, was wir von jenen gefällt haben. Hie und da eine Provinzial-Redensart und Wortfügung ausgenommen, ist die Schreibart verständlich und gut. Der Uebers. der den Genius unsers Jahrhunderts, oder genauer, unsere Dekade sehr gut zu kennen scheint, liefert als ein Wörtlein geredet zu seiner Zeit, zuerst die Abhandlung von der Erziehung der Knaben. II. Von dem Aberglauben. III. Von der Zornlosigkeit. IV. Von dem Vorwitz. V. Daß man kein Geld auf Zinsen entlehnen soll. VI. Gryllus. Von der Vernunft der Thiere. Zur Probe der Schreibart des Uebers. und zur Rechtfertigung unsers Urtheils wollen wir aus der ersten Abhandlung mit der beliebten Ueberschrift eine Stelle hersetzen, aus der unsre deutschen Damen sehn können, was der alte Vater Plutarch schon von einem ihnen oft durch Herrn mit und ohne D. empfohlenem wohlbekannten Thema gedacht und geschrieben hat. S. 11.

„Meines Bedünkens sollten die Mütter selbst ihre Kinder ernähren und ihnen die Brüste darreichen. Sie lieben ihre Kinder recht von Herzen und von ihrer zartsten Kindheit an, und werden sie also auch mit größrer Zärtlichkeit und Sorgfalt ernähren. Säugammen hingegen lieben die Kinder nur um des Lohns willen; und so ist ihr Wohlwollen gegen dieselben nur entlehnt und voll Verstellung. Die Natur lehrt auch selbst, daß die Mütter die von ihnen ge-

„bohre

„bohrnen Kinder selbst säugen und ernähren sollen; da sie in „dieser Absicht allen gebährenden Müttern unter den lebendi„gen Wesen Milch zur Ernährung giebt. Die Vorsicht hat „den Personen des weiblichen Geschlechts sehr klug zwey Brüste „gegeben, damit sie, wo sie Zwillinge gebähren würden, zwey„fache Quellen der Nahrung haben möchten. Wenn man „auch dieses nicht in Betrachtung ziehen wollte, so werden „sie auf diese Weise mehr Liebe und Zuneigung zu ihren Kin„dern fassen und das nicht ohne Grund: denn ein gemein„schaftlicher Tisch ist gleichsam ein Band der gegenseitigen Ge„wogenheit. Man nimmt wahr, daß selbst Thiere nach de„nen ein Verlangen haben, mit denen sie auferzogen worden, „wenn sie von denselben getrennt werden„ und wie die Worte am a. O. weiter lauten. — Wir wollten anfangs auch für unsre Herrn Pädagogen eine Stelle von der Kinderzucht abschreiben, aber wir glauben, daß diese Herrn ohne Zweifel diese Schrift auswendig können; sollte das ja nicht seyn, so mögen sie sich in Original Raths erholen, oder wenn sie auch das wider Vermuthen nicht können, denn welcher Weise kann alles? nun so bleibt ihnen ja noch dieser deutschredende Plutarch übrig, den wir ihnen auf Treu und Glauben hiemit empfehlen wollen.

We.

Ioh. Frider. Fischeri Prolusiones de Versionibus Graecis Librorum V. T. litterarum hebraicarum magistris. Accessit prolusio, qua loci nonnulli Verss. Grr. oraculorum Malachiae illustrantur, emendantur. Lips. 1772. Suicquert (Schwickert) 13 Bogen in gr. 8.

Ist eine Sammlung von sechs Programmen, die der Verf. seit zehn Jahren nach und nach herausgegeben, und nun, mit einer schönen Zuschrift an seinen ehrwürdigen Vater zu Coburg begleitet, zusammen wieder hat abdrucken lassen. Das Thema ist: die alten griechischen Versiones, namentlich die Alexandriner, Aquila, Theodotion, und Symmachus, seyen ein vortrefliches Hülfsmittel im Studio der hebr. Sprache selbst, und in Erklärung der Bibel überhaupt (denn das will der altrömische Ausdruck, *litterarum hebraicarum magistrae*, sagen). Dies behandelt er in 5 Programmen so, daß er erst deren Nutzen in Erforschung der Bedeutung, sowol der eigentlichen

lichen als figürlichen, einzelner Worte; ihrer Etymologie, und Derivation, zeiget: sodann zu Phrasen, Redensarten, Construction, und Syntax fortgehet, und an Beyspielen sichtbar macht, wie schön sie oft auf den wahren Sinn des hebräischen verhelfen; und endlich auch, zu ihrem guten Nutzen in der Kritick, um die ächte Leseart zu erforschen, hinaufsteiget. Diesen ist dann hinzugefügt die sechste Prolusion über einige Stellen im Malachias, welche durch diese Methode ein gutes Licht erhalten. Alles ist an vielen Beyspielen so schön und einleuchtend gezeiget, daß wir gern einiges zur Probe anführten, wenns uns der Raum erlaubete. Ueberhaupt können wirs nicht anders als mit einigem Vergnügen ansehen, daß der Verf. das Studium der griechischen Sprache im Ganzen, und besonders auch das Studium dieser alten Uebersetzer, die er freylich mit Recht als unsre Lehrer im Hebräischen betrachtet, so angelegentlich und nachdrücklich empfiehlet; und hingegen wieder die jetzige Mode, da man alles Neue begierig verschlingt, und das Studium der guten Alten versäumet, so ernstlich eifert. Selbst da, wo er hierinn vielleicht zu weit geht, kleidet ihn doch dieser Eifer sehr wohl. Seine Schreibart hat dabey das seltene Verdienst, der wahren altrömischen Eleganz sehr nahe zu kommen; und wird von allen den wenigen, die Empfindung und Geschmack von dieser haben, mit dem größten Vergnügen gelesen werden. Auch das äusserliche in Druck und Papier ist völlig so, wie es so etwas nettgeschriebenes verdiente.

No.

Lateinische Sprachkunst, zum Gebrauche der katholischen Schulen Deutschlands. Herausgegeben von einem Priester der Gesellschaft Jesu. — Bamberg und Würzburg, Tob. Göbhardt, 1771. 475 Seiten 8.

Diese neue Sprachlehre der lateinischen Sprache hat in der That einige Vorzüge, die wir in den vorhergehenden, selbst in den besten vermissen. Erstlich ist das äusserliche besser, als es sonst, wiewol zum Schaden des Unterrichts zu seyn pfleget. Aber zweytens hat auch der Verfasser, welcher uns im übrigen unbekannt ist, in einigen Stücken mehr, als seine Vorgänger geleistet. Er hat einen bessern Geschmack in der Abfassung gezeiget, und mehr Philosophie gebraucht, als diejenige, welche vor ihm dergleichen Lehrbücher geschrieben haben.

ben. Beydes äussert sich darinn, daß der Verf. sich einer reinern deutschen Schreibart bedienet, die meisten Kunstwörter ziemlich glücklich ins deutsche übersetzet, und in vielen Stücken die Begriffe besser entwickelt, das ist, deutlichere Erklärungen giebet, als bisher unsere finstere und geschmacklose Sprachlehrer gegeben haben. Es kann z. B. der Anfänger allemal leichter etwas dabey denken, wenn er lieset: ein Zeitwort bedeutet ein Seyn, Thun, Leiden und zugleich die Zeit, worinn man ist, thut oder leidet; als wenn ihm aus ältern Sprachlehren vorgesagt wird: Ein Verbum ist ein Wort, welches ein Seyn, Thun oder Leiden anzeiget, und sich durch gewisse Personas, Numeros, Tempora und Modos flectiren läßt. Und wenn es gleich der Verf. hierinn nicht zu derjenigen Vollkommenheit gebracht hat, welcher der Vortrag dieser Regeln fähig ist, so ist er doch merklich weiter gegangen, als seine Vorgänger.

Die bemerkten Vorzüge dieses Buches betreffen unterdessen blos, entweder das typographische, oder die äussere Einkleidung und den Vortrag. Und es thut uns Leid, daß wir mehr nicht an demselben rühmen können. Nach der Strenge der Wahrheit müssen wir vielmehr gestehen, daß der Verf. in Ansehung der Materialien selbst, von seinen besten Vorgängern übertroffen werde. Er hat nicht fleißig genug und nicht alles gesammlet; daher sein Buch allenthalben mangelhaft, unvollständig und unzureichend ist; er ist auch gar oft nicht bis auf den wahren Grund der Veränderungen zurückgegangen; daher seine Regeln, oder vielmehr die angegebene Ursachen derselben falsch sind.

Die Unzulänglichkeit oder das Mangelhafte des Buches läßt sich schon gleich darans erkenirен, daß der Verf. selbst bey ganz besondern Regeln und Ausnahmen, selten alle Fälle, welche dahin gehören, und auch von andern angemerket worden sind, gesammlet, sondern statt dessen sich der Ausflucht bedient hat: Mehr kann man im Lesen bemerken, — der Gebrauch wird mehr solcher Wörter lehren rc. S. S. 41. 42. 43. u. a. m. Eine Sprachlehre hat man zum Nachschlagen, und um nicht getäuschet zu werden, indem man vergeblich nachsuchet, kann man mit bessern Rechte verlangen, daß sie alles enthalte, was in die Sprachlehre einschläget. Zu dieser Unzulänglichkeit rechnen wir auch, daß der Verf. allenthalben zu wenige Paradigmen gesetzet habe. Der Anfänger wird verwirret, wenn er allzuunähnliche Wörter nach einerley Typus verändern soll. Auch ist es ein Mangel, daß nicht Verzeichnisse

nisse von solchen Zeitwörtern eingerücket worden sind, die ihre Abänderungen nach verschiedenen Conjugationen machen. — Unrichtigkeiten und daraus oft hernach Widersprüche entstanden sind, scheinen folgende zu seyn: S. 28. der Nominativ und Vocativ sind durchgehends einander gleich in beyden Zahlen. S. 29. Hujusmodi wird gar nicht abgeändert. (Kann ich denn also nicht sagen: hic modus, hoc modo etc.?) S. 40. *Delta* nomen est *insulae* a similitudine litterae Graecae — Unrichtig ist es ohnfehlbar auch, was der V. S. 77. von der Ableitung und Bildung des Präteriti und Supini saget. Er behauptet, daß z. B. von domo, blos des Wohlklanges wegen, nicht dom*avi*, sondern dom*ui* gemacht würde. Wir könnten gar leicht, wenn hier der Ort wäre, eine Menge recht offenbarer Mängel und Unrichtigkeiten, besonders auch aus demjenigen Theile, der die Wortfügung in sich fasset, auszeichnen, aber wir enthalten uns dessen, und entschuldigen den Verf. durch die Vermuthung, daß er nur für die ersten Anfänger geschrieben habe. Irren wir aber darinn, so müssen wir sagen, daß seine Sprachlehre ein bischen mehr Geschmack habe, aber dargegen viel weniger Gründlichkeit, als andere dergleichen Bücher.

Am Ende ist eine kleine Chrestomathie angehänget, welche aus kurzen Formeln, Fabeln, einigen Lebensbeschreibungen des Nepos, einigen Briefen des Cicero, Sentenzen und Gesprächen bestehet. Sie ist allemal besser, als die Sammlung von Gesprächen, welche sonst den gewöhnlichen Grammaticken pflegen angehänget zu werden.

Ef.

---

11. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, et inde magis ad septentriones incolentium e Scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae, a *Io. Gotthilf Strittero*, Gymnasii Acad. scientt. Imper. Petrop. Conrectore. Tomus I St. Petersburg,

burg, im Verlag der Kaiserl. Akademie der Wissensch. 1771. gr. 4. 100 Bogen.

Neun und dreyßig Folianten Byzantinischer Geschichtschreiber sind schon längst gedruckt, aber bis diese Stunde noch wenig gebraucht. Diese theure dicke Bände finden sich gemeiniglich nur in grossen Bibliothecken; und hat sie auch ein Historicker zu seinem Dienste, wer hat Zeit 39 Folianten durchzustudiren.

Auch Hr. Schlözer hatte vermuthlich nicht Zeit dazu. Da er aber die unumgängliche Nothwendigkeit fühlte, die Byzantiner-Annalen beständig mit den Rußischen, die aus jenen gemodelt sind, zu vergleichen; und sich eben damals der gelehrte und arbeitsame Hr. Stritter (aus Nassau-Idstein) bey der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg befand: so brachte er es dahin, daß diesem von der Akademie als ein eigenes Geschäfte aufgetragen ward, aus allen Byzantinern einen vollständigen und systematischen Auszug aller solcher Nachrichten zu machen, die der Nordische Geschichtforscher, und vorzüglich der Rußische, zu seinen Untersuchungen brauchen kann und haben muß. Vier Jahre, mehr nicht, brachte er damit zu: und nun läßt die reiche und patriotische Akademie, ohne Rücksicht darauf, ob ihr das große Publikum die Verlagskosten für ein Werk, das nur ein kleiner auserwählter Theil des Publici brauchen kann, wieder erstatten werde, alle diese Auszüge in 4 Quartanten drucken. Hier ist der Inhalt der 4 Bände.

Tom. I. Gothi, *Vandali*, *Gepaedes*, *Longobardi*, *Heruli*, *Hunni*, *Auares*.

Tom. II. lauter slavische Völker: *Slaui*, *Seruii*, *Chrouati*, u. andre Slaven in Dalmatien und im Peloponnes; *Bulgari*, *Russi*, *Poloni*, *Bohemi*, nebst ihren Nachbarn, oder Unterjochten, *Lithuani*, *Permii*, *Samogetae*, et *Prussi*.

Tom. III. Türkische und Tatarische Nationen: *Turci*, *Chazari*, *Vngri*, *Comani*, *Vzi*, *Patzinacae*, *Tatari* (keine Polovzer? oder unter welchem der vorhergehenden stecken diese wichtige Polovzer)

Tom. IV. Völker zwischen dem Pontus und schwarzen Meere. *Lazi*, *Apsilii*, *Abassi*, *Missimiani*, *Alani*; auch einige seltnere Völker, deren die Byzantiner nur selten erwähnen, *Iuthungi* (sind das keine Gothen?) *Carpi* etc.; auch alte verworrene Nachrichten von Scythen, Sarmaten, Massageten.

Zuletzt wird eine *Genealogia gentium* nach den Byzantinern, und ein *Index totius operis* folgen. Auch von Franken, Persern, Saracenen, Armeniern und Iberiern hat der Verf. Excerpten gemacht: ob aber auch diese gedruckt werden, bestimmt er noch nicht. (Um die Iberier hauptsächlich wollten wir sehr gebeten haben.) Endlich, da bey allen diesen Excerpten die französischen Ausgabe der Byzantiner zu Grunde liegt; so macht er noch zu einem Supplement aus der venetianischen Ausgabe, und aus den griechischen Kirchengeschichtschreibern, die vors erste noch gar nicht gebraucht worden, angenehme Hofnung.

Wir haben den ganzen ersten Band, und vom zweyten bereits 82 Bogen vor uns. Wir wollen uns wohl hüten, dem Verf. das geringste Compliment über das Mühsame dieser Arbeit, über seinen eisernen Fleiß, über seine ausharrende Gedult, zu machen: denn wir kennen einen trägen zahlreichen hochgeachteten Pöbel, selbst unter sogenannten Historickern, der Fleiß und Arbeitsamkeit für einen Gegensatz des Genies hält. Aber die feine Kunst, mit der Hr. Stritter diese Arbeit verrichtet hat, würden wir aus seinem Buche abstrahiren, wenn er es nicht selbst schon umständlich in der weitläuftigen Vorrede gethan hätte, die wir nicht abschreiben wollen. Doch auch hier spricht er so kalt und bescheiden nachläßig, daß immer noch ein Kenner dazu gehört, um das ganze Verdienst seiner Arbeit aus seiner eigenen obgleich umständlichen Beschreibung zu beurtheilen.

Wir wollen nur ein einziges Beyspiel von dem ausgebreiteten Nutzen dieser Arbeit geben. Die Gothen sind ein Hauptvolk unsers Welttheils, und die Nachrichten von ihnen sind in unzählichen Büchern verstreut. Die eine und vermuthlich reichste Quelle von Nachrichten sind die Byzantiner. Nun alles, was in diesen Byzantinern (die Kirchengeschichtschreiber ausgenommen) stehet, finde ich hier auf 256. Quartseiten beysammen! Dank sey dem Manne, dessen 32 Bogen mir nun das Durchsuchen von 39 Folianten ersparen! Doch er hat mir nicht blos gesammlet; er hat auch chronologisch geordnet, kritisch verglichen, hin und wieder erklärt, und litterarisch mir jedesmal die letzte Quelle seiner gesammleten Nachrichten angewiesen. Was fehlet nun noch? — ein zweyter Stritter fehlet, der alles übrige, was alle mögliche alte Schriftsteller, die Nicht-Byzantiner sind, von Gothen gesagt haben, eben so sammle, ordne, vergleiche und erkläre: dann wäre die Gothische Geschichte erschöpft. Ich, der Recensent, fange

von

von heute an, die Gothen auf die Art zu complettiren; nun ein andrer thue ein gleiches mit den Vandalen, ein dritter mit den Longobarden rc. Dies scheint auch die Absicht der Petersburger Akademie zu seyn: das große Papier, der breite weisse Rand, die wenigen und schmalen Zeilen auf jeder Seite, rufen jedem Leser entgegen: schreib zu aus Nicht-Byzantinern.

Vermuthlich werden von nun an die Citata aus den Byzantinern in den Schriften unsrer Geschichtforscher häufiger werden. Wir wollen aber lauren, ob die Herren Citanten ehrlich und dankbar genug sind, Stritters Namen nicht zu vergessen, wenn sie mit Menander, Priscus, Nicephorus, und Chalcocondylas um sich werfen.

Bellum Cimbricum descripsit *Ioannes Müller* Graecar. litter. Scaphusii Professor. Zürich, bey Orell, 1772. gr. 8. 9 Bogen.

Die Gabe, gute Vorreden zu schreiben, und den geneigten Leser vorläufig schon, gleich hinter dem Titelblatte, mit Hofnung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, einzunehmen, hat unser Verf. mit Erlaubniß zu sagen, — nicht. Wenn nun das Schicksal der Bücher von den Recensenten, und das Urtheil der Recensenten von den Vorreden abhängt: so können wir seinem Buche kein großes Glück weissagen.

Indessen, der unglückliche Vorredner scheint uns ein sehr guter Auctor zu seyn. Es kommt auf kleine Conjuncturen an, so kann er gar sehr wichtig werden. Begreifet man das Neue und das Wichtige seiner Unternehmung, und findet er viele Nachfolger darinnen: so geht mit unsrer ganzen deutschen Historiographie, was alte und mittlere Geschichte betrift, eine neue Epoche an, und Hr. Müller hat die Ehre, durch sein erstes Muster den ersten Druck zu dieser Epoche gethan zu haben.

Die Sache ist eigentlich die — denn wir wollen sie umständlich, aber vorher durch ein andres als das vom Verf. gewählte Beyspiel, erläutern. Ich möchte gerne den Sardanapal, glorwürdigsten Gedächtnisses, historisch studiren, das ist, ich möchte alles wissen, was alte Schriftsteller und andre alte Denkmähler uns von diesem Monarchen und den unter ihm vorgegangenen Begebenheiten melden. Diese Nachrichten sind in vielen Büchern gewaltig zerstreut: ich weis die Bücher alle nicht einmal; ich habe sie nicht alle bey der Hand; ich habe

nicht

nicht Zeit oder Lust, sie alle nachzuschlagen; und schlage ich alle Sardanapalische Stellen nach, so ist dies nicht genug: ich muß antecedentia und consequentia lesen, ich muß mich in Untersuchungen über den Schriftsteller vertiefen, wenn er gelebt habe, warum ich ihn trauen dürfe, ob er etwa seine Nachricht nur aus einem andren ausgeschrieben, und aus wem? — So viel Studium ist mir die alte Assyrische Majestät nicht werth. Was brauch ich auch die weitläuftige Arbeit? Hr. Hausen citirt nur in seiner Universalhistorie 14. neuere Schriftsteller, die über das Assyrische Reich, folglich auch über Sardanapaln geschrieben haben; diese 14 Männer haben gewiß alles schon gethan, was ich nicht thun mag. Also schlage ich sie auf. — Allein I. vierzehn Bücher? dazu bin ich noch zu bequem, aus allen 14. möchte ich gern ein einziges 15tes haben. II. Vier von diesen Büchern les ich durch: in einem steht gerade so viel, wie im andern. Mich dauret die verlohrne Zeit. Im 5ten stehen 2. Stellen, die die vorigen nicht hatten: im 12ten wieder 2. neue Stellen. Wenn ich nun alle 14. vergleiche: so krieg ich vielleicht einen completen Sardanapal: aber warum mußt ich 14. Bücher durchlesen? das alles hätte ja in Einem geschehen können. Doch III. ich weis nicht einmal wenn ich auch alle 14. durchlese, ob ich nun einen completen Sardanapal habe. Wer weis, fehlen doch noch einige Stellen; keine meiner Schriftsteller hat schriftstellerische Parole gegeben, daß er sie alle habe. Vielleicht ist von allen just eine Hauptstelle übersehen worden, die zehen andern Stellen eine ganz verschiedene Wendung giebt. Und IV. auch die angegebnen, die citirten Stellen, stehen nicht immer in extenso da. Entweder ich muß sie selbst nachschlagen, da komm ich wieder zu der Arbeit, vor der ich mich anfangs scheute: oder ich muß meinen 14. Männern blindlings glauben, daß sie recht gelesen und recht erklärt haben. Auch V. werfen mir diese Herren alte und neue, gute und schlechte Zeugnisse, durcheinander: da ist keine chronologische Stellung, keine Bestimmung des Grades von Zutrauen, das ich jedem Zeugnisse schuldig bin. Warum macht man uns doch das Studium der Geschichte so mühsam, so weitläuftig, so kostbar? Warum fällt es keinem ehrlichen und arbeitsamen Manne bey, ein halbes oder ganzes Jahr einmal blos allein an Sardanapaln zu wenden, seine Geschichte zu erschöpfen, alle mögliche Stellen von ihm aufzusuchen, sie in chronologischer Ordnung, mit Bezeichnung der Orte, wo sie stehen, schlechtweg hin zu setzen, nicht einmal zu raisonniren, sondern blos actenmäßig zu referiren,

ren, und damit allen kommenden Jahrhunderten die Mühe der Aufsuchung neuer Stellen, den Sardanapal betreffend, zu ersparen! Der Einfall ist sehr simpel: aber hat ihn jemand schon gehabt? Er wäre augenscheinlich nützlich, wenn er ausgeführt würde: warum führt ihn niemand aus? Er ist nicht schwer auszuführen: und dennoch macht sich niemand daran. — Wenn Sardanapal zu unwichtig ist; der setze für ihn Cäsarn, Karl den Grossen, oder jeden andern wichtigen deutschen Kaiser. Das wäre alsdenn eine wollüstige Arbeit, deutsche Reichshistorie zu schreiben, wenn wir von jedem Kaiser einen solchen Promus-Condus hätten.

Nun zu unserm Verf. Der Cimbrische Krieg ist für die römische, deutsche, und helvetische Geschichte wichtig. Unzählbar sind daher die neueren Verfasser, die ihn entweder in eigenen Schriften oder gelegenheitlich beschrieben haben: unlesbar sind sie wegen ihrer Menge und Weitläuftigkeit: und unvereinbar sind ihre Meynungen und Nachrichten von dem Volke der Cimbern und ihren Großthaten. Ist denn diese Cimbrische Geschichte wirklich so weitläuftig, daß ganze Ballen Papier damit haben verdruckt werden können? Ich möchte alle Stellen beysammen sehen, auf die sich alles gründet, was die Neuern von den Cimbern schreiben: ohnmöglich können diese Stellen viele Bogen füllen. Ist diese Geschichte wirklich so ungewiß und voller Widersprüche? Da sehe jeder selbst zu: nur abermals müßten wir die Stellen verbotenus, alle Stellen, vor uns liegen haben, um sie vergleichen zu können.

Die erste Frage ist: wer sind die Cimbern, wo kommen sie her? Aus Holstein und Jütland, sagen jetzo alle Menschen. Schlözer läugnet es: wer hat nun Recht! — Die *Loca veterum* her, da wollen wir sehen, wer sie zuerst nach Holstein verpflanze, und ob die Leute, die es thun, Glauben verdienen oder nicht. Nur wo finden wir diese *Loca veterum*, keinen ausgelassen, beysammen? das Zusammensuchen, das Herausschreiben, das chronologische Anordnen, das kritische Vergleichen, ist noch nirgends geschehen, ist nicht in ein paar Wochen gethan, läßt sich auch nicht aller Orten thun: man muß in der Nähe einer Bibliothek sitzen, die die besten Ausgaben aller alten Auctoren hat.

Hr. Müller war damals in Göttingen, und nahm das Stück Arbeit vor. Nur denke niemand, daß bey einer solchen Unternehmung nichts als Arbeit nöthig ist: historische Gelehrsamkeit und historisches Genie gehört auch dazu. Wers nicht glaubt, versuche es, und lerne die unerwarteten Schwierig-

rigkeiten aus Erfahrung kennen. Jahre lang besprach sich Hr. Müller mit Hrn. Schlözer blos über den Plan einer solchen Arbeit: er probirte, änderte, verbesserte so lange, bis endlich das kleine Werkchen herauskam, das wir vor uns haben.

I. Alle Stellen, aus lateinischen und griechischen Auctoren (versteht sich, alten Auctoren, denn was gehen den Kritiker die Neueren an?) stehen hier S. 58 - 132. wörtlich und ohne alle Verkürzung. Fünf Bogen also, mehr nicht, fasset die ganze Cimbrische Masse, ein froher Anblick für den beschäftigten Historiker, und eine wahre Lobrede auf diese ganze Methode, durch deren Zauberkraft Alphabete in Bogen zusammenschwinden. — Aber fehlt auch keine Stelle? Hr. Müller sagts. Der junge dreiste Mann verdient gedemüthiget zu werden: alle Recensenten sollten sich vereinen, ein halbes Dutzend Auslassungs-Sünden auf ihn zu bringen. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe schon 6 Monate gesucht, und noch keine Cimbern Stelle aufgejagt, die Hr. Müller nicht hatte. Finde ich künftig eine, so schreibe ich sie meinem Exemplare bey. (Eben habe ich ein *Scutum Cimbricum* in Quinctilians Instit. Orat. auf der Spur.)

II. Schriftsteller, die der Cimbern erwähnen, sind 39: der erste ist Cicero, der letztere Julius Exsuperantius. Von jedem wird überall in wenig Zeilen bemerkt 1. sein Zeitalter, 2. sein Stand und Vaterland, und 3. die Ausgabe, aus der der Verf. die Stelle ausgeschrieben. Alle 39. stehen S. 4. u. 5. in einer chronologischen Tabelle in guter Ordnung beysammen, wo ihre Lebzeit nach den Jahren nach Christo, nach Erbauung Roms, und nach dem Cimbrischen Krieg, in drey Kolumnen bestimmt wird. Die Scriptores ante bellum Cimbricum, und die perditi, haben ihre eigne Tabelle S. 3.

III. Unter den Stellen selbst stehen ganz kurze Noten, die den Context ergänzen oder Varianten liefern. Erklärungen und Vergleichungen der Nachrichten selbst sind in diesen Noten nicht angestellt. (Aber wirklich wünschten wir sie hier, und hätten dafür lieber dem Hrn. Verf. die Hälfte seines gleich zu erwähnenden ersten Buchs geschenkt.) Die griechischen Stellen sind ohne lateinische Uebersetzung.

IV. Ausser den Stellen der Schriftsteller sind auch drey Inschriften vorhanden, die von den Cimbern handeln. Sie stehen S. 57.

Und damit sey unsre Recension geschlossen. Die Schreibart in einem solchen Buche ist etwas sehr ausserwesentliches: also wollen wir nicht einmal erinnern, daß uns der gedrungene

Styl

Styl des Verf. eben so sehr gefallen, als der oft gezwungene und französisch-lateinische Styl mißfallen hat. Selbst des ganzen ersten Buchs S. 1-54., das eine systematische Geschichte des ganzen Cimbrischen Krieges enthält, und wo also Hr. M. seine S. 58-132. gesammlete und geordnete Materialien selbsten verarbeitet hat, erwähnen wir kaum. So sehr ist in unsern Augen das historische Materialien-Sammlen, wenn es mit Müllers Einsicht und Geschicke geschieht, über das historische Verarbeiten erhaben! Denn Verarbeiten kann ich nun selbst ganz bequem, nachdem mir der Verf. allen Stoff dazu geliefert und zurechte gemacht hat. — Doch die Aufschriften der Kapitel dieses ersten Buchs wollen wir hersetzen. I. Scriptores belli Cimbrici. II. Origines gentium, quae hoc bellum gesserunt. Das sollte uns doch Wunder nehmen, wenn künftig jemand die Cimbrer noch für Holsteiner oder auch nur für ausgemachte Deutsche ausgeben, und mit ihnen die deutsche Reichshistorie anheben sollte! (Wir wünschten aber, daß Hr. M. hier chronologischer verfahren wäre, und ordentliche Berechnungen angestellt hätte, wie viel Schriftsteller z. Ex. die Cimbern deutsche nennen, wie viele Gallier, wie viele sie vom schwarzen Meer herführen, was die ältesten von ihnen sagen, wie und wenn allmählich die Meynung, daß sie aus Holstein wären, allgemein geworden, welcher Zeuge vor dem andern wegen seines Alters oder andrer Umstände mehr Glauben verdiene rc. Nicht alle Historicker sind solcher Berechnungen fähig, aber Hr. M. ist es.) III. Belli primordia. IV. Bellum gallicum. V. Cimbri Victores Romanorum. Hier und in der Folge sollten, um dem Leser die Sache auf alle mögliche Art bequem zu machen, Jahrzahlen am Rande stehen.) VI. Teutones, Ambrones et C. Marius. (S. 32. die Verschiedenheit der Schriftsteller in der Summe der erschlagenen Teutonen. in einer schönen Tabelle!) VII. Cimbri, Catulus et C. Marius. VIII. Observationes. IX. Tempora (eine chronologische Tabelle.)

Ganz gewiß bricht jeder ächte Historiker, der dieses Büchlein studirt, und die unendliche Erleichterung fühlt, die ihm das Register S. 58-132. verschaft, in den eigennützigen Wunsch aus: wenn ich doch von allen alten Völkern, von Persern und Herulern, von Thraciern und Gothen rc. rc. rc. solche Register hätte! Aber lieber wäre mirs, wenn statt des Wunsches jeder den Vorsatz faßte, desgleichen zu thun. Gienge es nicht an, auf alle jetzlebende Professores der Geschichte und alle historische Compendien- und Skartekenschreiber eine

Art von Contribution zu legen, und jeden dahin zu verpflichten, daß er in seinem Leben wenigstens ein Register von der Art lieferte, wenigstens die Geschichte eines alten Volks so erschöpfte, wie hier mit den Cimbern geschehen? — Ja, wenn es nicht so mühsam wäre! Lieber Compendia machen, Notulas adspergiren, Biographien schreiben — von der Faust weg.

Tr.

Beyträge zur Kenntniß der Staatsverfassung des Rußischen Reichs, herausgegeben von D. Christ. Schmidt, genannt Phiseldeck, Prof. des Staatsrechts und der Geschichte am Colleg. Carolin. in Braunschweig. Riga, bey Joh. Frider. Hartknoch, 1772. 13 Bogen in 8.

Daß noch ein dritter sich mit deutschen Beyträgen zum Neuveränderten Rußland vorige Ostermesse hervorwagte, nahm uns allerdings Wunder, da Hr. Büsching noch immer fortfährt, in seinem Magazin die neueste Geschichte und Verfassung dieses Reichs aufzuklären, und Hr. Schlözer in seinen bekannten Schriften, aus solchen Quellen, die sichersten Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustand von Rußland sammlet, die für die meisten deutschen Gelehrte, und auch für unsern Verf. unzugänglich sind. Am allerwenigsten vermutheten wir dergleichen vom Hrn. Prof. Schmidt in Braunschweig, der uns durch seine Briefe über Rußland, Braunschweig 1770. und 1771. eben nicht das günstigste Vorurtheil von seiner Würde in der rußischen Geschichte machte. Diese Beyträge sollen, wie der V. versichert, größtentheils aus Handschriften gezogen seyn, deren Zuverläßigkeit aber sehr wenig bestimmt, und durch beträchtliche Fehler und Lücken (man sehe den eilften Aufsatz an) in unsern Augen sehr entkräftet wird, auch durch die Vergleichung sehr viel an ihrem Werth gegen andere Nachrichten von diesem Reich verlieren, die aus den sichersten Quellen, den öffentlichen Staatsschriften gezogen sind. Manche Aufsätze haben überdem, wegen ihres minder erheblichen Inhalts für einen deutschen Leser weniger Interesse, als für einen rußischen Unterthan, manche möchte man überall verbitten, da sie schon aus andern Werken bekannt sind, und manche, die in der Ausführung ihrer Aufschrift allzuwenig entsprechen, unvollständig und zu sehr Fragment sind, so lange gar verbitten, bis der V. davon genauere Nachrichten zu liefern im Stande wäre.

wäre. Gleich das erste Stück, eine kurze Nachricht die Produkte und Natur des rußischen Bodens betreffend, ist von dieser Art. Sie ist aus den Abhandlungen der Petersburger ökonomischen Gesellschaft, aber so flüchtig, so kurz und so wenig detaillirt gerathen, daß sie wenig mehr von dieser Materie sagt, als wir bereits aus Büschings Erdbeschreibung, Achenwals Statistick, und ähnlichen Werken wissen, und aus bekannten Beschreibungen einzelner rußischer Reichsprovinzen, wie bey Finnland, Orenburg, Liefland — — sehr verbessert werden könnte. Auch der zweyte Aufsatz von der rußischen Cochinille ist wenig unterrichtender, und beschreibt allzu unbestimmt die Gegenden, wo diese Färbewaare gefunden wird, und ob sie sich in großer Menge findet. Der V. hält sie mit der pohlnischen bekannten Cochinille für einerley, warum aber verglich er vor dem Abdruck seinen Aufsatz nicht mit Schobers Nachrichten von der pohlnischen Cochinille im XI. Band des Hamb. Magazins, und andern Schriften, die davon handeln, um ihn vollkommen und möglichst richtig zu machen? 3) Nachricht von den getroffenen Anstalten zur Pockeninoculation in Moskau und Petersburg. Ist nur eine Seite lang und sagt gerade eben so viel, als uns eine politische Zeitung davon sagen würde. Aus den Zeitungen sind auch längstens diese Anstalten bekannt gewesen. Viertens folgt die Ukase, über die Stiftung des St. Georgsorden. Sie steht bereits wörtlich im Neuveränderten Rußland, ungleich fliessender übersetzt, und in reineres Deutsch eingekleidet, und in vielen periodischen Blättern dem wesentlichen Inhalt nach. Das hier angehängte Verzeichniß der Ordensritter ist überflüßig. Auch kann in einem fortwährenden Kriege ihre Anzahl unmöglich genau angegeben werden. Zum fünften die Instruction für die Gouverneurs im rußischen Reich, von 1764. Dieser Aufsatz, der alles hinlänglich beantwortet, was man etwa von den Pflichten, der Gewalt und dem Ansehen eines rußischen Statthalters in den Provinzen wissen möchte, ist mit der wichtigste, in dem ganzen Werk. Aber wußte Hr. Schmidt denn gewiß, daß derselbe im neuveränderten Rußlande nicht würde mitgetheilt werden? Wir möchten fast das Gegentheil glauben, da Hr. Schlözer dorten ähnliche specielle Ukasen, z. E. von den Bestechungen S. 155. 2c. im 2. Th. geliefert hat. Der sechste Abschnitt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Akademie der Künste, ist so wie die meisten sind, sehr unvollständig, und sagt lange nicht alles, was das Thema erforderte. So steht unter andern hier kein

Wort von der innern Eintheilung der Akademie, und von ihren verschiedenen Klassen, ihre Commentarien werden blos genannt, ohne einmal das erste Jahr ihrer Erscheinung, wie weit sie bisher herausgekommen, oder ein Wort von ihrem Werth, und Verhältniß von den Schriften anderer Akademien anzuführen. Von der ältern Verfassung dieser Akademie lesen wir auch nichts weiter, als was wir schon, aus Webern und von Haven wissen, und von der neuesten allerhand Unrichtigkeiten. Akademisten und Adjunkten werden mit einander vermischt; einige derselben gar ausgelassen, wie man aus der Vergleichung mit dem Etat von Rußland in Schlözers Neuveränderten Rußland Th. 2. S. 434. sehen kann, andere längst verstorbene noch unter die jetztlebenden gesetzt, wie der Prof. Johann Eberhard Fischer, Verfasser der sibirischen Geschichte, der seit dem 24. Sept. 1771. todt ist. Allerdings war hier auch der Ort, etwas von den Versendungen einiger Akademisten, in die entfernten rußischen Provinzen zur Untersuchung des Naturreichs, und zur Verbesserung der Geographie, und ihren Verrichtungen zu sagen, davon wir unter andern bereits an S. G. Gmelins 1770. zu Petersburg gedruckten Reisen, ein herrliches Geschenk besitzen. Allein, diese merkwürdigen Anstalten werden blos mit ein paar Worten erwähnt, und wer ungefehr wissen will, was hier davon hätte können gesagt werden, der lese die Nachricht, die Hr. Bakmeister im 1. Stück seiner rußischen Bibliothek, von diesen Versendungen gegeben hat. Völlig unbegreiflich ist es uns gewesen, wie der V. am Ende dieses Abschnitts sagen kann, daß mit der Petersburger Akademie der Künste in einigen Jahren keine Veränderungen vorgefallen. Ein anders wird ihm das Neuveränderte Rußland im 1. Th. S. 187. ꝛc. belehren, wo das Privilegium und Reglement der 1764. erweiterten Akademie der Künste und der damit verbundenen Erziehungsschule aus dem Rußischen übersetzt ist. Wir bitten zugleich den V. inständigst, sich vorher genauer von dem gegenwärtigem Zustand des rußischen Reichs unterrichten zu lassen, ehe er uns in einem Fach belehren will, wo wir seiner so wenig bedürfen. 7) Die Nachricht von der ökonomischen Gesellschaft in Petersburg aufgesetzt im Jahr 1771. die enthält Namen der Mitglieder dieser 1765. gestifteten Gesellschaft, nebst ihrer innern Einrichtung. Wer aber etwas Nachricht von ihren Preisaufgaben, Entdeckungen, Ausarbeitungen und von ihren Schriften verlangt, davon bereits 15 Bände gedruckt sind, und 1767. eine deutsche Uebersetzung angefangen worden,

den, muß diesen Aufsatz nicht befragen. Unter dem Titel der achten Abhandlung, Nachrichten das rußische Bergwerkswesen betreffend, suchten wir eine Angabe der vornehmsten Silber: Kupfer: und Eisenbergwerke, etwas von ihrer Einrichtung und ihren ungefähren Ertrag mit den Nachrichten verglichen, die uns Gmelin in seinen Reisen und Laxmann in den sibirischen Briefen hievon geliefert haben, fanden aber nur die Namen der zum Bergcollegio, und dessen Departements gehörigen Beamten, die doch schon im 2. Th. des Neuveränderten Rußlands richtiger (in unsern Augen ist wenigstens ein Staatscalender immer ein sicherer Zeuge, als ein ungenannter und unbekannter Correspondent, der uns nicht selten auf Irrwege führt) angegeben sind. — Hr. Schlözer hat uns kürzlich eine Abhandlung von den rußischen Münzen versprochen, unser V. schüttet vorher, weil diese noch nicht erschienen ist, seine Collektanea, davon im neunten Abschnitt aus. Eigentlich ist dieser eine kurze Erzählung, was für Münzen seit Peter dem Großen, unter jeder Regierung in Rußland geprägt worden, und gleichfalls nicht ganz zuverläßig und vollständig. Daß Peter, der Große, die ersten Rubel schlagen lassen, bedarf wohl eines nähern Beweises, von Haven sagt, daß sie zuerst unter dem Zaar *Alexei Michailowitsch* geprägt worden. S. 51. steht folgende Anekdote von Peter dem Großen. Peter brauchte nach der Schlacht bey Pultawa viele schwedische Officiers zu Münzmeister. Daher findet man des Kaisers Bildniß von 1709: 1718., so sehr à la Suedoise mit zurückgestrichenen Haaren auf den Münzen. S. 55. sagt der Verf. gegenwärtig werden keine kupferne zehn Kopecken Stücke geschlagen. Wir müssen ihn noch einmal auf das neuveränderte Rußland verweisen, er wird sie dort im 2. Theil S. 236. gar in Kupfer finden, mit der Nachricht, daß sie seit 1763. in Sibirien geschlagen worden. Zehntens, Summarischer Extract und Ausrechnung über Ihro Kaiserl. Majestät Revenüen der publiken und Privatgüter des Herzogthums Ehstlands. Einer der besten Artickel dieser Beyträge, der aber, um völlig von Ausländern verstanden zu werden, noch einiger Anmerkungen bedarf. Die Anmerkung S. 58. hat unsern ganzen Beyfall. Ehstland besteht nach der schwedischen Revision von 1696. aus 8283. $\frac{5}{16}$ Haacken, und nach der Revision von 1765. aus 6240. $\frac{81}{120}$ Haacken. Ein Haacken ist eine mit 5. Mannspersonen zwischen 15. und 60. Jahren besetzte Feuerstelle. Peter der Große machte diese Einrichtung. Funfzehn Haacken

mußten einen Reuter unterhalten, und daraus bestand die Landmiliz unter der schwedischen Regierung. Peter erließ dem durch Hunger und Pest verödeten Ehstlande die Haltung einer Landmiliz, und ließ sich für jeden Reuter 60. Rthlr. oder 48. Rubel bezahlen, und statt der Accise und des Zolls der einheimischen Produkten führte er das sogenannte Zollkorn ein. Ersteres trägt jetzt der Krone jährlich 19341 Rubel und 76 Cop., und das Zollkorn, ebenfalls auf 15 Haaken eine Last Korn, in allen 9985 Tonnen. XI. Einige Verzeichnisse der Aus- und Einfuhr von St. Petersburg und Archangel vom Jahre 1760. Hr. Büsching und Haigold haben uns bereits ähnliche Berechnungen geliefert. Die Petersburger Liste hat wegen der unleserlichen Hand des Manuscripts sehr viele Lücken, die solche um ein gut Theil unbrauchbar machen. Der Werth der 1760. von Petersburg ausgeführten Waaren betrug 3, 194, 352. Rubel 51 Cop., und von Archangel im Jahre 1761. zwischen 60. und 70000. Rubel. XII. Verordnung der Kaiserin Catharina 2. wegen Errichtung der Wechselbanken. Es wurden 1769. zu Einwechselung der Reichsassignationen, und zur Erleichterung des innländischen Commerzes zwey Banken in Petersburg und Moskau, unter einer Bankdirektion angelegt, deren nähere Einrichtung hier beschrieben wird. Der Ukase N. XIII. wegen Verfälschung der Reichsassignationen hätte höchstens in einer Note zum vorhergehenden Aufsatz gedacht werden können. Was würden endlich Beyträge zur rußischen Staatsverfassung für ein ungeheures Werk werden, wenn alle einzelne zur innern Wohlfahrt dieser Länder ergehende Verordnungen darinn aufgenommen werden sollten. Ob 14. die Handelsordnung der Stadt Riga von 1765. nicht vielleicht für eine Sammlung statistischer Nachrichten von Rußland zu speciel sey, und dieser Aufsatz von 95 Seiten für den Plan des Ganzen zu weitläuftig und für die meisten Leser allzuwenig interessant sey, braucht unsers Bedünkens keine lange Untersuchung. Die angehängte Zollordnung für die Seewärts ausgehenden Waaren stehet bereits in Münzels Tabellen über die Rigische Licent- Portorien Stadtaccise und Sundzolltaxe, Riga 1768. gr. 8. wo man überhaupt noch genauere Nachricht vom Rigischen Zollwesen finden wird. Die Nachricht N. XV. von dem gegenwärtigen Zustand des Hafens Rogerwick, mag sich in der Correspondenz besser wie hier ausgenommen haben. Sie ist ziemlich mager und erzählt mir, daß der Graf Münnich 1767. verschiedene neue Werke dort anlegen lassen. 1770. hat man mit der ganzen Arbeit aufgehört: die Materialien

ware

wurden verkauft, und die zu Port Baltique arbeitenden Galerensklaven in die Sibirischen Bergwerke geschickt. Jetzt ist dieser Hafen ein elender Ort, worinn nur 50 arme Leute wohnen, und der nur ein einzig steinern Gebäude, die Canzeley, und eine rußische Kirche hat. Zuletzt hat Hr. Schmidt Zusätze zu der im 6. Bande der Sammlung Rußischer Geschichte befindlichen Nachricht von Rußischen Landkarten geliefert. Sie sind sehr zahlreich, obgleich nur die in Deutschland und einige in Petersburg gestochenen alte und neue Karten, Seekarten ausgenommen, angegeben werden.

Sch.

---

12. Gelehrte Geschichte.

F. A. Wendeborn, evangel. lutherischen Predigers in London, Briefe an einen angesehenen Geistlichen in B***, über seine bisherigen Londner Schicksale. Hamburg und Bremen, bey Johann Heinrich Cramer, 1770. 8. 214 Seiten.

Sind ein merkwürdiger Beytrag zur skandalösen Chronik der Geistlichkeit in neuern Zeiten. Wir bedauern einen rechtschaffenen Mann, wofür wir den W. halten, wenn er zur Rettung seiner eigenen Ehre und Unschuld in die Nothwendigkeit kommt, der Welt Dinge von seinen Gegnern zu entdecken, die er gerne in der Dunkelheit gelassen hätte. Hr. Wendeborn kam als Candidat von Hamburg nach Engeland und wurde bey erledigten Predigerstellen an den lutherischen Gemeinen in Trinity Lane und in der Savoy zu London ein paarmal mit auf die Wahl gebracht, auch das zweytemal von Hamburg aus, wohin er zurückgereiset war, förmlich als Prediger bey letztgedachter Gemeine berufen. Er ließ sich auf Verlangen der Vorsteher in Hamburg ordiniren. Als er aber nach London kam, um sein Amt anzutreten, fand er die Glieder der Gemeine seinetwegen in dem heftigsten und ärgerlichsten Streit verwickelt. Die eine Parthey, die ihn berufen hatte, war für ihn, die andere für einen Westphälischen Prediger in Eßen, Namens Burgmann, der ebenfals einen Ruf dahin empfangen, erst ihn abgelehnt, und dann wieder angenommen hatte, auch darauf von dort ohne Abschied heimlich weggegangen war, und sich nun auch in Lodon einfand, von seiner Stelle Besitz

zu nehmen. Alle diese Unruhen hatte ein gewisser Doctor Wachsel, Pastor an der St. Georgskirche in Geodmansfields, den die Sache gar nichts angieng, mit einer Parthey ungesitteter Handwerksgesellen, die er auf seine Seite gebracht, angestiftet, und unterhalten. Weil nun durch die Verleumdungen und Schmähschriften dieses Doctors der H. S. Hrn. Wendeborns Name auch in Deutschland übel genug berüchtiget worden, so blieb ihm zu seiner Nothwehr nichts übrig, als daß er den wahren Verlauf der ganzen Sache öffentlich bekannt machte und der Welt unverhohlen sagte, was Wachsel und Consorten für Geister wären, von wem und durch was für unwürdige Kabalen diese ärgerlichen Händel angesponnen worden, und was sie für einen Ausgang gewonnen hätten. Dies thut er nun in den angezeigten sechs Briefen, hätte der Verf. nicht die Vorsicht gebraucht, die Wahrheit seiner Erzählungen mit gerichtlichen Zeugnissen zu belegen und das Responsum der theol. Facultät in Göttingen über diese Sache, mit abdrucken zu lassen: so würde man es kaum für möglich gehalten haben, daß in christlich protestantischen Gemeinen, in Gemeinen, die ein fremdes protestantisches Reich duldet, in Gemeinen unter einer erleuchteten Nation, in Gemeinen zu London, solche unerhörte Dinge vorgehen könnten, als hier gemeldet werden. Daß D. Wachsel von Seiten des Verstandes und der Gelehrsamkeit ein schlechter Prediger seyn müsse, das haben wir schon aus gedruckten Auszügen seiner Predigten, die dem Rec. einmal in die Hände gefallen sind, gesehen, denn was ungereimteres, sowol in Ansehung der Sachen, als der Lehrmethode, läßt sich nicht denken. Aber daß er eine ganz niederträchtige Seele hätte, daß er an unanständigen groben Sitten es den Karrenschiebern und Bütteln zuvor thäte, daß er sein Amt durch Laster schändete, daß er in der unsinnigen Hitze seiner Leidenschaften, die er Religionseifer nennt, als ein Störer der öffentlichen Ruhe sich zu den strafwürdigsten Verbrechen hinreissen lasse — wer könnte das einem Christen, einem Geistlichen, einem Doctor der H. S. zutrauen? Und doch hat er in den von Hrn. W. beschriebenen Händeln gezeigt, daß man es könne. Burgmann ist nicht viel besser, ob er gleich besondere Erbauungsconventikuln hält, und wie Wachsel für einen Mann von vorzüglicher Heiligkeit gehalten seyn will. Auch einige andere lutherische Geistliche in London erblickt man in diesen Briefen nicht von der vortheilhaftesten Seite. In welcher unglücklichen Verfassung muß sich eine Gemeine finden,

die

die solche Lehrer hat, und wie verächtlich müssen die Hirten der lutherischen Heerde den Engeländern seyn. Kein Wunder, wann diese sich unter die Kirchenpartheyen des Landes allgemach zerstreuen! Wir möchten unter jenen Ottergezüchten, die man an jedem Ort in Deutschland nicht zu Nachtwächtern oder Thorstehern, geschweige zu Kirchenlehren zu Wächtern in Zion machen würde, nicht am Evangelio arbeiten. Indessen Hr. Wendeborn hat sich eine eigene Gemeine gesammelt, so daß die Anzahl der lutherischen Gemeinen in London sich nunmehr auf fünfe beläuft, worunter die in Trinity Lane und die Hofkapelle in St. James die ältesten sind, welche, die letzte ausgenommen, mehrentheils aus Handwerkern und Zuckersiedern bestehen. Seine Amtsbrüder, da die Gemeinen nicht von einander abhängen, sondern jede mit ihrem Prediger und ihren Aeltesten für sich besteht, gehen ihn nichts an und er findet sich glücklich in Engeland. Aber warum mag der V. beklagen, daß die lutherischen Gemeinen in London, anstatt in der Anzahl ihrer Glieder zuzunehmen, von Zeit zu Zeit schwächer werden. Möchten sie lieber alle zur englischen Kirche übertreten! Der christlichen Moralität wäre sicherlich damit geholfen. Was können solche Menschen und solche Lehrer, als die deutschen Gemeinen, in ihrem Schooße nähren, der Augsburgischen Confeßion für Ehre machen? Gar kein Lutherthum in London wäre unendlich wünschenswürdiger, als ein Lutherthum, das in Burgmanns Geist und Wachsels Sitten gelehrt wird — Unsere Leser mögen die Wendenbornschen Briefe selbst lesen, wenn sie sie noch nicht gelesen haben, und dann urtheilen, ob wir zu viel gesagt haben. Wir wollen dem Doctor eine öffentliche Ehrenerklärung thun, wenn sie über seinen, noch dazu ungestraft getriebenen Unfug, weniger als wir erstaunen werden.

B.

Wohlverdientes Ehrengedächtniß, gestiftet dem weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn D. Johann George Knapp, der Gottesgelahrheit öffentlichem ordentlichem Lehrer, der Friedrichs Universität, und der theol. Facultät Senior, wie auch des Paedagogii Regii und des Waisenhauses Direktor. Gesammlet und herausgegeben von Gottlieb Anastasius Freylinghausen, der Gottesgelahr-

lahrheit ordentlichem Lehrer, wie auch des Paedagogii Regii und des Waisenhauses Direktor. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses, 1772. 4. zusammen 1 Alph. 13 Bogen.

Wer den seligen Dr. Knapp gekannt hat, hat ihn gewiß hoch geschätzt. Er war in aller Absicht ein verehrungswürdiger Mann. Seine Gelehrsamkeit war nicht gemein und ausgebreitet genug, sein Charakter durchaus rechtschaffen und menschenfreundlich, seine Gottesfurcht aufrichtig, ohne Andächteley und Fanatismus. Das Ehrengedächtniß, welches Hr. Freylinghausen hat zusammendrucken lassen, besteht aus dem zu seinem Andenken geschriebenen lateinischen Universitätsprogramm, der Gedächtnißrede, die er über 2 Cor. 1, 12. im Waisenhause auf den Verstorbenen gehalten hat, dem Lebenslaufe des sel. Mannes, und den Epicedien, oder Trauergedichten, in lateinischer und deutscher Sprache, deren eine große Menge ist. Wer den Lebenslauf aufgesetzt hat, hätte wohl die unerträglich weitschweifigen und so oft wiederholten, immer mit Lobeserhebungen breit verbrämten Titulaturen, der darinn gedachten, verstorbenen oder noch lebenden Gelehrten, weglassen können. Sie lassen sich unangenehm lesen und sind wider allen guten Geschmack. D. K. Grosvater und Grosmutter klingt besser als: „des Wohlseligen Hrn. Direktors „Groß Herr Vater und Frau Grosmutter.„ Wenn man kurz und gut sagen kann: Hr. Knapp hatte seine Aemter gerade 30 Jahr verwaltet, als Dr. Franke starb, wozu braucht es denn der Umschweife: „als es Gott gefiel, den um die Anstalten des Königl. Pädagogii und des Waisenhauses, um „die Universität, um die Stadt und ganze Kirche hochverdienten Herrn Cons. Rath, Hrn. D. A. G. Franken, den „2. September, 1769. abzufordern, und dadurch jeden, der „Zion lieb hat, in Betrübniß und Kummer zu setzen?„ Und wer wird sich ohnedies nicht schämen, so übertrieben zu schmeicheln?

B.

---

13. Kriegswissenschaft.

Versuch über den Gebrauch der Artillerie, im Kriege, im freyen Felde und bey Belagerungen, mit aller-

höch-

höchster Genehmhaltung, aus dem Französischen übersetzet, von einem Königl. Preußl. Officier. Berlin, bey Frid. Nicolai, 1770. in 8. 462 Seiten, 4 Kupfertafeln.

Eine gute Wahl, unter den Schriften, welche jetzt in Frankreich über die Kriegeskunst herauskommen, zu treffen, ist sehr mühsam geworden, weil die Anzahl der mittelmäßigen und schlechten Schriften, welche von dieser Wissenschaft daselbst geschrieben werden, so zahlreich geworden, daß man dieselben, ohne die Zeit zu verschwenden, ohnmöglich lesen kann. Daher machet die gute Wahl, welche der Hr. Uebersetzer in der Uebersetzung gegenwärtigen Versuches getroffen, ihm um desto mehr Ehre, weil dieses Werk sich vorzüglich dadurch von andern unterscheidet. Da es eine in der Kriegeskunst neue, und für alle Soldaten gleich nützliche Materie enthält.

In der Vorrede widerleget der Verfasser den Pater Daniel und den Ritter Folard, welche, wie bekannt, die Würfmaschinen und das Schießgewehr der Alten, unserem Feuergewehr vorziehen. Der Verfasser, welcher ein Artillerie-Officier, in Diensten des Königes von Frankreich ist, bringet einige sehr gute Gründe wider diese Meynung auf; da aber diese Materie gründlich aus einander zu setzen, für eine Vorrede zu weitläuftig ist, so hat der Verfasser auch nicht alles, was man für oder wider diese Meynung aufbringen könnte, gehörig gegen einander halten können.

Der erste Theil dieses Versuches, welcher von dem Gebrauche der Artillerie im Felde handelt, ist in drey Büchern abgetheilet, davon das erste eine Widerlegung der Einwürfe, welche man gegen den Nutzen der Artillerie in Feldschlachten machet, enthält. Der Verfasser schränket diese Widerlegung dadurch gehörig ein, wenn er auf der 42ten Seite saget: „Es „ist um die Kriegeskunst geschehen, so bald man sie in eine „Wissenschaft verwandelt, blos sein Feuer gut zu gebrauchen.„ Was wird man also von der Kriegeskunst in neuern Zeiten nach der Beschreibung des Marschall von Sachsen denken müssen, wenn er saget: „Kommet man an den Feind, so fänget „man von beyden Seiten zu feuern an, welches vollends der „elendeste Einfall ist, den man haben könnte. Endlich rücket „man noch näher aneinander, und einer von beyden Theilen „nimmt gewöhnlicher Weise die Flucht, wenn man noch funf-

„zig bis sechzig Schritte von einander entfernet ist. Und dieses nennet man den Feind angreifen und schlagen.„ *)

Das zweyte Buch dieses ersten Theiles, ist das vorzüglichste des ganzen Werkes. Es enthält sieben und zwanzig Regeln zur Stellungskunst der Artillerie im freyen Felde, eine Materie, worinn der Verfasser noch keine Vorarbeiter gehabt hat. Wir empfehlen besonders die 11te, 15te, 16te und 18te Regel, der Aufmerksamkeit aller Officiers, denn es werden viele unter diesen Herren seyn, welche Augenzeugen sind, wie man öfters mit der Stellung des Geschützes, im Felde verfahren hat, und daß dadurch viel Fehler begangen, weil die commandirenden Officiers der Truppen keine Kenntniß von der Wirkung, und Eigenschaften des Geschützes hatten, welches sie zu stellen, unternahmen, und die Artilleristen im Gegentheil unerfahren waren, in der Stellungskunst und in den Bewegungen der Truppen.

Der Verfasser unterstützet alle diese Regeln im dritten Buch durch Exempel aus der Kriegesgeschichte, am Ende desselben muntert er andere Officier auf, diese Arbeit fortzusetzen, er saget auf der 178 Seite: „Der bloße Vortrag dieser Regeln begreifet ein weites Feld in sich, auf dem das tiefsinnigste Nachdenken Raum genug hat, umher zu wandern, und sich Gegenstände zur Beschäftigung auszusuchen. Es ist unverantwortlich, daß man es bis jetzt so unangebaut hat liegen lassen. Ich bin zufrieden, wann ich die Bahn gebrochen, und dadurch denen, welche alles dasjenige besitzen, was zu weiteren Bearbeitungen und Verschönerungen desselben erfordert wird, die Begierde eingeflößet habe, diese Arbeit wirklich zu unternehmen.„ Bey einer solchen Unternehmung wäre sehr zu wünschen, daß die Wahl der Gegenstände, welche man in diesem weiten Felde antreffen wird, nach einer vernünftigen zusammenhängenden Ordnung geschehen, und nach einem, auf sichere Grundsätze gebaueten System ausgearbeitet werden möchte, hiezu würde nebst der Kenntniß von der Artillerie, besonders nöthig seyn, die Stellungskunst und die Bewegungen der Truppen, nach festen Grundsätzen und Regeln zu verstehen, und diese müssen von allen denen Vorurtheilen entfernet seyn, welche öfters Gewohnheit, Einbildung und Erfahrungsstolz mit ihnen verbindet, und wodurch die Wahrheit verfehlet wird.

Der

*) Kriegeskunst des Grafen von Sachsen §. 34. von den Schlachtordnungen.

Der zweyte Theil dieses Versuches enthält Regeln zum Gebrauch der Artillerie bey Angriff- und Vertheydigung der festen Plätze, welche, ob man gleich schon mehr Schriften über diese Materie hat, nichts desto weniger lesenswerth sind und viel neues enthalten.

Am Ende dieses Theiles hat der Verf. einen Nachtrag diesem Werke angehangen, worinn er einen Briefwechsel, den er mit einem französischen Artillerie-Officier gehabt, giebet, in welchem er einige Einwürfe, welche derselbe ihm über einige seiner Regeln machet, widerleget. Und zuletzt setzet er noch 81 Paragraphen hinzu, welche sehr nützliche Betrachtungen, über das richten der Kanons und über andere Gegenstände von Wichtigkeit enthalten. Wir empfehlen besonders den 70., 74. und 75ten Paragraphen von diesen Betrachtungen, den Herren Officiers von der Infanterie, in demselben redet der Verfasser von der Ladung des kleinen Gewehres, von den Schußweiten desselben, von der Zeit, welche die Musketen-Kugel nöthig hat, einen gewissen Raum zu durchlaufen, und von der Richtungslinie des kleinen Gewehres. Weil dergleichen Beobachtungen so seltsam sind, so wäre zu wünschen, daß, da es unter den Officiers der Infanterie nicht an vortreflichen Genies fehlet, daß einige dieser Herren, an einer Lehre von der Würkung und Gebrauch des kleinen Gewehrfeuers und an einer Mechanick des Schußgewehrs arbeiten wollten. Eine Sache, die ihnen so nahe angehet, und welche noch in den Windeln lieget; allein, da auch zu einer solchen Unternehmung, nicht allein Wissenschaften, sondern auch solche Versuche nöthig sind, welche die Chefs der Regimenter allein in ihre Gewalt haben, so wäre auch sehr zu wünschen, daß diese Herren solche Arbeit damit unterstützen wollten.

Dieses Werk verständlicher zu machen, sind vier Kupfertafeln beygefüget, wobey zu bemerken ist, daß der Kupferstecher die Schlacht bey Cassano, auf der ersten Tafel, verkehrt gestochen, daß also dasjenige, was auf derselben der rechte Flügel beyder Armeen ist, eigentlich vom linken verstanden werden muß, und im Gegentheil muß man den linken Flügel beyder Armeen, auf dieser Kupfertafel, eigentlich als den rechten ansehen.

Ht.

Herrn le Blonds Anfangsgründe der Befestigungskunst, worinnen die Grundsätze und genau beurtheil-

theilte Beschreibungen von denen verschiedenen Werken, so man zur Befestigung derer Plätze anlegt; nebst einigen Lehrgebäuden der berühmtesten Ingenieurs, wie auch von der irregulairen Befestigung u. s. f. und einer Anweisung zur saubern Austuschung derer Festungsrisse, enthalten. Mit 19 Kupfern. Nach der Pariser französischen vierten Auflage ins Deutsche übersetzt von J. W. J. (Johann Wilhelm Jäger, Ingenieur und Artillerie Capitain-Lieutenant und Zeugwarth der Stadt Frankfurt am Mayn.) Frankfurt und Leipzig in der Jägerschen Buchhandlung, 1772. 8. 1 Alphabet.

Der H. Uebersetzer hat bereits 1766, 1767. und 1759. die drey ersten Theile von der Kriegskunst des H. le Blond, nemlich die Abhandlung von der Artillerie, vom Angriff und von der Vertheydigung der Festungen, übersetzet; wie im XI. Bande, I. St. 301 S. dieser Bibliothek angezeiget worden. Gegenwärtige Anfangsgründe sind nun der vierte Theil. Der H. Uebers. sagt von sich, in der Zueignungsschrift: Ich bin kein Cicero noch Gottsched, sondern ein Officier von Fortun, mithin weder Beredsamkeit noch neue Orthographie (bey mir) zu suchen, doch aber eine deutliche und begreifliche Uebersetzung. Wir wissen nicht, wie Cicero oder Gottsched den le Blond übersetzt haben würde; daß ihn Herr Jäger hin und wieder schlecht übersetzt hat, das ist, leyder! mehr als zu gewiß. Wir hatten uns, bey dem Durchlesen, eine Menge Stellen, die dieses beweisen, ausgezeichnet. Weil wir aber glauben, daß sie unsre Leser weder unterrichten, noch belustigen können; so mögen wir hier den Platz nicht mit ihnen anfüllen. Ein paar Pröbchen sind hinreichend.

S. 23. So man vermuthet, soll heissen: vorausgesetzt, daß.

S. 26. Die Theile aber - - - hiessen: sie seyen flanquirt. Ein wunderlicher Name! der vielleicht ebräisch aber gewiß nicht deutsch ist.

S. 28. Wie Herr *Végece* sagt. Höflich ist die Uebersetzung, das muß man ihr lassen. Wir wetten, Le Blond hatte das Herr vergessen. Nichts konnte dem Zug (vermuthlich trait) der Baliste und der Onager widerstehen. S. 43.

§. 67.

§. 67. hat keinen Sinn; so wenig als eine Menge anderer Stellen, die wir bey vieler Aufmerksamkeit, und bey ziemlicher Bekanntschaft mit diesen Gegenständen, ganz und gar nicht verstanden haben.

S. 51. Des H. von Vaubans Anlegung ist sehr einfach und leicht, und schickt sich gar sehr zu den gesunden Meynungen der Fortification.

S. 157. Man bedient sich auch zu denen Communicationes kleine schwimmende Brücken, sie sind gemacht auf eine Art von tannenen Trögern 2 und 2. an die Enden zusammen befestiget, man befestigt darüber Dielen u. s. f.

S. 186. Es kann sich ein Begriff von diesen alten Schlössern gemacht werden, wenn man dasjenige, welches die Bastille zu Paris genennt wird, siehet.

S. 249. Man wird in seinem Buche die Mühe gewahr, welche ihm der große Ruhm dieses vortreflichen Mannes verursachte, durch die beständige und nicht anständige Ereiferung, mit welcher er seine Art zu befestigen zu unterdrucken suchte. Seine Befestigungswercke sind Proben von einer mehr als einfachen (also vielleicht doppelten oder dreyfachen?) Wissenschaften und Verstand.

S. 339. Criques sind eine Art nach aller Klugheit (vermuthlich en tout sens) angebrachter Gräben u. s. f. S. 176. heissen sie eine Art von Gräben, welche das Erdreich von allen Seiten durchschneiden. Bey diesem Ausdruck hätte der H. Uebersetzer, nach aller Klugheit, bleiben sollen.

Es ist unverantwortlich, gute brauchbare Bücher (den elenden wünschen wir dieses Schicksal ausdrücklich) gar zu schlecht zu übersetzen. Man bringt die Käufer um ihr Geld, und das Publikum um eine bessere Uebersetzung. Denn nur selten findet sich ein Verleger zu einer Zweyten; die erste mag auch noch so schlecht seyn. Der lehrbegierige junge Officier läßt sich durch den Namen eines le Blond bewegen, giebt seine 5. oder 6. Thaler getrost hin, und glaubt nun einen Schatz zu besitzen. Er verschwendet mehr Zeit und Mühe, der undeutschen Uebersetzung einen Verstand abzugewinnen, als er gebraucht hätte, die Grundsprache zu lernen und seinen Autor besser zu verstehen, als der Uebersetzer selbst.

Pi.

14) Fi

14. Finanzwissenschaft.

Polizey- und Cameral-Magazin ꝛc. fünfter Band, welcher J. und K. enthält, herausgegeben von J. H. L. Bergius, Gräfl. Saynl. Hofcammerrath. Frankf. in der Andräsch. Buchh. 1770. 4. 358 S.

Der H. V. hat hier nicht nöthig gefunden, eine Vorrede vorzusetzen, deswegen wir ohne Aufenthalt unsern Lesern die Materien nennen können, die in diesem Bande vorkommen.

Jagdbediente; vom Oberhoflandjägermeister, Falkoniermeister bis herunter auf den Hundejungen, Jagdhautboisten, Entenfänger und Feldmesser werden die Bedeutungen, Geschäfte und Pflichten eines jeden sehr kurz aber doch meistens charakteristisch erklärt. Jagdcameralwesen, Jagddienste, Jagdrechnung, wobey ein ganz Formular gegeben ist, beynahe 100. Seiten mit leeren Linien (die der Verleger schwerlich für voll bezahlt haben wird) Jagdregal, worunter auch die Schindhütten und von einigen das Castriren der Pferde und des Viehes gerechnet wird, welches letztere jedoch der H. V. lieber unter die Polizey-Rubrick verlegen möchte, da indessen wir glauben, daß, wo der Schinder einmal mit seiner Person dem Jagdregal unterworfen ist (denn in einigen Orten ist die Jurisdiktion über ihn zwischen dem Oberjägermeister und der Regierung gemeinschaftlich) es alsdenn unter die Jagdregalien gehöre, wenn der Schinder die Operation verrichtet. Jahrmarkt, Intelligenzwesen, Judentoleranzwesen. Der H. V. ist kein Feind der Juden; und hat den Gegenstand sehr genau und brauchbar bearbeitet. Justizverwaltung, Kirchenpolizey, was für paradorscheinende Kammer-Einkünfte aus beyderley Landesherrl. Rechten abfallen, was vor kurzem H. Springer in seinen Tabellen kurz gesagt, das wird unter andern hier weitläuftiger demonstrirt. Kleiderordnung — ist in unsern Tagen überflüßig und schädlich — Kohlenwesen, vom Torf, Kopfsteuer, wird als ein unbilliger und nicht proportionirter modus collectandi gänzlich verworfen.

Dieses Buch wird von Buchstaben zu Buchstaben besser. Die Zinkisch- Justisch- auch Döplersche Quellen verlaufen sich allmählig, dagegen werden Landesordnungen, Edikten, Particular-Constitutionen aufgesucht und genutzt, was Männer, die diese Sammlung kaufen, eigentlich suchen.

Für-

Fürstenrechnung zur angenehmen Unterhaltung und zum besondern Nutzen der Regenten selbst, wie nicht weniger zur Erleichterung der Fürstlichen Hofkammern, gewidmet von M. J. Reblin. Wien, in der Baderischen Buchhandlung, 1772. gr. 8. 116 Seiten.

Der V. versteht hier unter der Fürstenrechnung eine concentrirte Rechnung, die man deswegen auch an einigen Orten Central-Rechnung oder General-Rechnung nennet, mit einem Worte Tabellen, aus denen der Fürst, der alles geschwinder und kürzer sehen soll, als wir andere Menschen, gleichsam mit einigen Blicken sich unterrichten kann, wie es von Zeit zu Zeit mit seiner Wirthschaft stehe.

Dieser V. ist ein Freund des Kaufmannsstyls; er gründet diese Freundschaft auf das Gespräch eines geübten Buchhalters Marco mit einem Klostereinkäufer, dem frater Breinl zu Linz, der den Kammeralisten vorstellt und dessen Argumente für den Kammeralstyl er alle danieder schlägt. Das Bruchsalische Rechnungssystem, davon der Cardinal Schönborn der Erfinder gewesen seyn soll, scheint sein Muster zu seyn. Die Einkleidung ist ein Dialog, der sehr populär und in einem Provinzialton geschrieben ist, den ein Kloster-Bruder ohne Mühe verstehen kann. Das Ende davon ist, das die Fürstenrechnung ein aus dem Kaufmanns- und Cammer-Styl zusammengesetztes Ding sey, wozu der Kaufmanns-Styl die Grundsätze, der Kammer-Styl aber die Form beytragen soll, welche auf 44 Seiten Tabellen vorgelegt wird.

Inzwischen ist auch dieses wieder ein millder Beytrag zu einer künftigen Allgemeinheit des deutschen Cammer-Styls, denn die Tabellen scheinen nicht erdichtet, sondern aus den neuesten Rechnungen der Bayerischen Kasten-Aemter in den sogenannten Ober- oder Kreis-Aemtern: Wasserburg, Holzheim, Traidhofen und Wisenstaig mit vielem Fleiß ausgezogen zu seyn.

Versuch einer Anleitung zur Finanzrechnungs-Wissenschaft und Verwaltung öffentlicher Kassen. Berlin, in der Buchhandlung der Realschule, 1773. gr. 8. 112 Seiten.

Hn.

Hr. Geofeld, der V. hievon, gehet hier mit Ordnung und Methode zu Werke, handelt erstlich von der Rechnungs-Wissenschaft überhaupt, und theilt sie in 4 Theile, den Vorher-bestimmungs-Etat, die Einnahme und die Ausgabe, die Rechnung. Den Vorherbestimmungs-Etat hätten wir lieber hier abgesondert gesehen, er ist in der Finanzwirthschaft, was in der Theologie die Beweise a priori sind. Allerdings gehört er zur Vollkommenheit eines Finanzwesens, aber nicht zur kameralischen Dogmatick. Wir müssen unsere Kameral-Schüler erst an die Beweise a posteriori gewöhnen. Wenn sie diese einmal ganz in ihrer Gewalt haben, dann sind die Etats für die Zukunft allemal ein Werk des Witzes und der Convenienz, das sich von selbst lernt; daß der Kassaführer seine künftigen Einnahmen nicht zu hoch und seine Ausgaben nicht zu gering anschlage, das wird überall sein erster Grundsatz bey seinem Etat seyn, nicht Wahrheit. Im übrigen ist die Materie wohl durchgedacht und das mechanische dieser Schrift so gut gerathen, daß es alle Bequemlichkeiten eines akademischen Lehrbuchs hat.

Rechtliche Wirthschaftssätze und Cautelen bey Contracten, Kaufen, Verkaufen ꝛc. so weit sich ein Wirth und Cammeralist davon Kenntniß erwerben muß, nebst einer Vorrede, welche das Leben des weiland ꝛc. D. Georg Heinrich Zinken enthält, von C. F. W. Zinken, dem jüngern, *I. V. P.* Herzogl. Braunschw. Lüneb. Fiscal und Auditeur ꝛc. zu Helmstädt. Riga, 1772. bey Hartknoch, 8. 159 Seiten.

Ein würdiger Sohn unsers ersten vollzähligen deutschen Cammeralisten, der mit dem ganzen Corps auf uns hereingebrochen, nachdem Rohr, Ludewig Ditmar und einige andere erst die Wege und einzelne Pässe recognoscirt hatten. Es ist ein Geschenke, dafür man dem Hrn. V. Dank schuldig ist, daß er uns die biographischen Umstände eines Schriftstellers bekannt macht, welcher bey einem großen Theile der Nation so viele Verdienste hat, daß man ein gewisses Vergnügen darinn sucht, auch seine Familienumstände zu kennen. Dieser V. hat hier einen sehr glücklichen Einfall, der für die Cameralwissenschaft eben so viel werth ist, als Polacks mathesis forensis für die

Ma-

Mathematick. Damit wird das Vorurtheil zerstreut, welches unter den meisten Rechtsgelehrten noch immer so herrschend ist, daß ein Juriste mit der Cameral- und Privatwirthschaft nichts zu thun habe. Ueberal in dieser gemeinnützlichen Schrift findet man den geübten, die Weitläuftigkeiten hassenden Kriegs-Juristen, den Sohn des Cameralisten und den redlichen Mann.

Sein Vorschlag §. 166. den Nachlaß am Pachtgeld bey Wetterschlag und Mißwachs zu bestimmen, hat uns besonders gefallen, nemlich den Pachter schuldig zu erkennen, daß er den Schaden trage, wenn er nach glaubwürdiger Schätzung nicht mehr als eine bestimmte Summe beträgt, da sodann erst alles weitere für wahren ersetzlichen Schaden angesehn werden soll. —

Indessen halten wir doch in einer andern Betrachtung die Art der Bestimmung fast für eben so schwankend als jene, die dem Hrn. V. so mißfällt, da von großen oder halben Schäden die Frage ist, weil doch immer das meiste auf die Einbildung der gemeinen Schätzleute ankommt.

Man müßte vielmehr, so deucht uns, feste setzen, wie viel wenigstens ein jeder Acker Körner tragen müsse, um nicht für ersetzlichen Mißwachs gehalten zu werden. Wenn nun eine ganze Gegend Mißwachs träfe, so wäre nichts weiter nöthig, als die mißwachsene Früchte unter einem redlichen Control besonders zu erndten und einzupanseln, da sich denn beym Treschen finden würde, ob ein wirklicher ersetzlicher Mißwachs da sey, und was für einer.

Fz.

Versuche über einige erhebliche Gegenstände, welche auf den Dienst des Staats Einfluß haben. Frankfurt und Leipzig, bey Lange, 1772. 8. 172 S.

Wie sehr wäre doch zu wünschen, daß dieser V. fortführe, uns mehrere solche interessante und seltene Sammlungen mitzutheilen; wir brauchen, um diesen Wunsch zu rechtfertigen, nur die Aufschriften der Stücke abzuschreiben: vom Assientovertrag. Von den erloschenen Verbindungen des Herzogthums Liefland mit dem deutschen Reiche. Von der Vortragung des Kreutzes. Von dem Sundzolle, dem Odenseeischen Vertrag und dem Brömsebroischen Friedensschlusse. Von den Geisseln ꝛc. Von den Vermittelungen der Osmannischen Pforte. Von dem Einflusse der Wissenschaften auf den Dienst des Staats. Von Neuschottland. Von den Friedensschlüssen

sen und Handlungsverträgen der Osmannischen Pforte. Von den Consuln handlender Nationen. Vom Grünspan. Von Verbesserung des Wassers zu den Fabriken und dem Feldbau. Vom Manchestersammet.

Hk.

Statuta der unter allergnädigster Königlicher Genehmigung von der Schlesischen Landschaft zur Aufnahme des Nahrungsstands errichteten patriotischen Societät. Breslau, bey Korn, 1772. Folio 26 S.

Ein Institut, das mehr patriotisch als gelehrt ist; die Absicht und die Gegenstände desselben sind: die Beförderung des Nahrungsstandes, die Aufnahme und Verbesserung der Landwirthschaft, der Fabriken, der Künste und des Handels. Hier werden Fabrikanten und Kaufleute Brüder, die sich sonst in den meisten Städten Deutschlands immer entgegen arbeiten, wenn der Fabrikant es soweit bringt, daß er selbst Kaufmann dabey werden und seinen Debit besorgen kann, der Kaufmann aber fremde Waaren einführt, um den Werth der Fabrikwaaren zu schwächen. Zu Beförderung der Population sollen erstlich die physikalischen und sittlichen Hindernisse derselben fleißig erforscht, die gesetzmäßige Ehen erleichtert und alle dienliche Mittel zu Hebung der Hindernisse angewendet werden.

Die Verbesserung der Schulen soll sich besonders auf die Land- und niedern Stadtschulen; auf Religion und Sittenlehre, auf eines jeden wahrscheinlichen künftigen Beruf, auf Bildung nützlicher Gelehrten, brauchbarer Landwirthe, Künstler, Fabrikanten und Kaufleute, beziehen und nach dem Beyspiel anderer Nationen noch andere gute Anstalten, Ecoles veterinaires, Acker- und Artistenschulen damit verbinden; die Gesellschaft soll sich durch das ganze Land erstrecken, jedoch nur als eine freundschaftliche, unterrichtende, warnende, unterstützende, durch Prämien aufmunternde nicht als eine gesetzgebende Gesellschaft. Die Mitglieder können aus allen Ständen des Volkes vom ersten Adel an bis auf Handwerks- und Landleute, die besondere Talenten haben, gewählet werden. Ehrenmitglieder werden aus dem Adel und aus Personen, die Adeliche Bedienungen bekleiden, und Associirte aus den übrigen Ständen des Landes genommen; aus diesen beyden werden die Subjekten der ordentlichen Mitglieder gezogen, die noch besondere engere Pflichten haben.

In

In Breslau ist die Hauptsocietät in Ansehung der andern Societäten, welche Kreis-Societäten genennet werden; den Präsidenten setzt der König; dieser Präsident kann, wenn er es nöthig findet, in allen Societäten präsidiren. Die innerliche Haushaltung theilt sich in 3. Klassen, 1) Landwirthschaft, 2.) Fabriken und Handlung, 3) mit beyden verwandte Wissenschaften, Chymie, Mechanick, Physick 2c.; die sogenannte schöne Künste sollen künftig, wenn die Societät einmal erst zu einer gewissen Stärke angewachsen seyn wird, auch mit aufgenommen werden, so weit sie nemlich zur Hauptabsicht etwas beytragen können.

Die General-Landschafts-Syndici sind die Sekretärs von der Societät; diese muß mit den Fürstenthümern und Kreisen in beständiger Correspondenz stehen; die eingeschickte Versuche müssen geprüft, und wenn sie die Probe ausgehalten, nach vorheriger Censur des Styls durch periodische Blätter bekannt gemacht werden, und ein jeder Partikulier hat das Recht sich Rath und Gutachten in allerley Fällen von der Societät auszubitten.

Kurz; die Societät ist ein ökonomischer Schöppenstuhl für das ganze Land und weil dadurch die Landschaft auf die allerwürdigste und edelste Weise beschäftiget und zum wahren Besten des Landes vereiniget wird, so kann man sich kaum der Betrachtung dabey erwehren, wie gut es doch wäre, wenn in allen deutschen Provinzen die unterdrückte Landschaften auf solche Art hergestellet, die noch subsistirende blos mit Ausschreib- und Einnehmung der Steuern, mit Schulden machen und mit Trinken für das Vaterland beschäftigte Landschaften aber auf gleiche Weise in ihre rechte Würde gesetzet und mit dem Lande sowol als mit ihrer eigenen Wirthschaft vertrauter gemacht würden, wo indessen mancher übrigens mit beyden im Herzen es gut meynende Landstand von dem einen so wenig verstehet als von dem andern.

Fz.

---

15. Münzwissenschaft.

Hagnisches Original-Münzcabinet in Nürnberg. Nürnberg, bey M. J. Bauer, 1771. gr. 8. 548 Seiten.

Der Besitzer dieses reichen Cabinets ist ein Partikulier in Nürnberg, H. von Hagen, der die ganze Collection gerne an einen Liebhaber verkaufen möchte, welcher sie unzertrennt beysammen behalten könnte. Zur Probe von der Seltenheit der Stücke ist eine Kupfertafel dabey, worauf Bracteaten, Solidi oder Dickpfennige auch Anticken abgebildet sind. Die Einrichtung ist theils nach dem Range der Reiche und Provinzen gegeneinander, vom Römischen Kaiser anzufangen, theils nach dem reichstäglichen Range, soviel die deutschen Münzen betrift, gemacht. Uebrigens ist dieses ein bloßer Catalogus, der von einer Münze weiter nichts als den Namen und die Jahrzahl, und doch diese nicht überall, wie z. E. bey dem Graf Ellrodtischen Medaillons S. 351. und vielen andern; bey den seltnern Stücken aber noch die Umschriften anzieht; dann sind noch Abtheilungen gemacht, für antike Münzen, Römische, Griechische, für unerklärte, für falsche Münzen, für heilige, moralische, für Denkmünzen der Gelehrten und anderer Privatleute, Kaufleute, Beamte, Prediger, für Chronologie und Naturhistorie, Alchymie und Landplagen.

Ob es schon nur ein Catalogus ist, so findet doch der Freund der Geschichte besonders der Numismatik hier viel Nahrung.

Gl.

---

16. Haushaltungskunst.

Unterricht von der Bienenzucht in Bayern = von Anton Korsemka. 8. 1771. — 131 Seiten, ohne die Vorrede und Erklärung der Kupfertafeln.

Das erste Kapitel handelt von den Bienen überhaupt, wogegen wir nichts einzuwenden haben.

Zweytes Kapitel. Vom Nutzen der Bienenzucht, hierinn mißfällt uns das Hochschätzen der Jungfernschwärme.

Drittes Kapitel. Von den Vorurtheilen, besonders dem schädlichen Bienentödten. Der Verfasser zählt auch die Zaghaftigkeit zu den Vorurtheilen, und räth an, wie man sich dagegen durch Reinlichkeit zu verwahren habe. Gegen das unmenschliche Tödten bricht der V. manchesmal in zu großen Eifer aus; und S. 18. macht er Einwendungen: wozu die gesunde Vernunft, die tägliche Erfahrung, und das uralte Landrecht

in Bayern, so er S. 22. wörtlich anzeiget, den Text ausmachen. Man merkt überall vorzüglich S. 20. daß der eifrige V. ein großer Freund vom Leben der wohlthätigen Bienen seye. Wir billigen darunter vornemlich, daß er das Tödten auch aus dem Grunde verhaßt zu machen suchet, weil der Honig dadurch von schlechter Eigenschaft werde.

Viertes Capitel. Vom besten Stande der Bienen. An diesem Kapitel haben wir nichts auszusetzen.

Fünftes Kapitel. Von den, der Bienenzucht vortheilhaften Baum- und Blumen-Gewächsen. Das Quendelkraut auch wilde Thymian genannt, wird, wir wissen nicht aus was für Absicht, unter die Frühejahrs-Nahrung gerechnet, da es doch erst in der Mitte des Sommers zu blühen anfängt: und S. 39. soll es zu einer guten Fütterung und Ersparung am Honige beytragen. Dies wäre zu wünschen; der Recensent hat es aber beprobet, und ob er wohl gefunden, daß es die Bienen munter machet, so konnte er doch keinen Honig dadurch ersparen.

Sechstes Kapitel. Von Bienen-Körben und Kästen — der V. saget: Sie müssen nicht zu groß und zu klein seyn, die in der 3ten Tabelle abgebildeten finden wir von 8 Zollen hoch, und 13 Zollen weit, beydes im lichten. Dies ist dasselbige Maaß, so Wildmann bereits beschrieben hat: wir finden aber immer, um den wahren Nutzen von den Bienen in allen Jahren zu ziehen, die 4 bis höchstens 6 Zoll hohe Körbe, davon 2. bis 3. mit einander verbunden, die Wohnung eines jungen Schwarmes ausmachen, am zuträglichsten. . . Des V. angebrachte Flugschienen sind, wie der Leser siehet, nach dem Palteauischen Modelle beschrieben, die doch minder kostbar zu erhalten wären.

Siebentes Kapitel. Vom Bienenschwärmen. Weil die Handgriffe der künstlichen Schwärme für die meisten Landleute noch zu schwer sind, und die Bienen in den Bayerischen Landen ohnehin schon viele natürliche Schwärme liefern, so beschreibt der V. nur das letzte und will eine gründliche Lehre des erstern bis zu einem andernmale aufsparen: dieses Kapitel ist in der That ein rühmlicher Beweis für den V. daß er die Bienen mit obenhin behandelt habe: Nur die im 62. §. angeführten Kennzeichen zum Schwärmen, daß nemlich nach denselben gewiß sey, daß itzt die letzte Ordre, und gleichsam die geheime Parole zum Ausmarsche ausgetheilet werde, müssen wir ungewiß benennen, so gewiß sie auch der V. immer hält. Desto besser gefällt uns S. 76. die beschriebene Weise,

die Königinn aus dem Schwarme aufzusuchen: indem der V. zu diesem Endzwecke alle Bienen über ein Bretchen laufen lässet: nicht minder auch S. 84. dessen Vereinigung schwacher Stöcke, zu welcher Erleichterung er, nachdem er dem einem Stocke an einem windstillen Abende alles Gewirk ausgeschnitten, diesem die Königinn ausfängt, und die Bienen zu einem wichtigen Stocke einziehen lässet, die einander in der Verwirrung gerne annehmen.

Achtes Kapitel. Von der Bienenpflege, oder Wartung durch alle vier Jahrszeiten. Die vorgeschriebene Pflege ist gut, und zu wünschen, daß sie ausgenommen der Thränenschlacht §. 83., und des im 97. §. verlangten Einsperrens schon im halben October Monate genau befolget werde. . . Daß der V. auf der 92. S. den Bienen vom Frühlinge an bis in den Herbst wöchentlich einmal gemeines Kochsalz, das auf das feinste zerrieben seyn muß, zum Futter vorsetzet, welches die Bienen gerne verzehren und davon besonders munter werden sollen, hat ausser dem V. noch niemand öffentlich als Eyrich in seinem Entwurfe im 17. §. beschrieben, wir wissen aber daß dieses Verfahren schon lange von manchen Bauren als ein Geheimniß aufbehalten, und vorzüglich im Winter angewendet worden; wiewol wir immer mit Honig Tafeln zu füttern vorgezogen, oder welches noch besser ist, alles Füttern zu entbehren getrachtet haben.

Neuntes Kapitel Von den Feinden und Krankheiten der Bienen, und den Mitteln dagegen. Im 98. §. glaubte der V. an einen Afterweisel, der nichts als Thränen zeuget; welches er doch nicht glauben sollte; weil die gemeinen Bienen, wenn die Königin krank ist, oder wenn solche im Stocke fehlet, das verrichten, was der V. nebst vielen andern dem Afterweisel zuschreibt. Auch verneinen wir, was der V. an der 110. S. will; daß nemlich Bienen, die ohne Königin sind, in andere Wohnungen übergiengen: doch haben wir ehedem eben das vermuthet, weil endlich keine Bienen mehr im Stocke zu finden waren: bey genauern Beobachtungen aber fanden wir, daß dergleichen Bienen, denen die Vermehrung mangelt, täglich solchen Abgang leiden, daß nach einiger Zeit wenige oder gar keine mehr anzutreffen waren. Nur in dem Falle ziehen sie zu einem andern Stocke, wenn sie von solchem räuberisch angepacket und übermannet worden. Das von dem V. a. d. 113. S. für dies Ueberbleibsel von Bienen, angegebene grausame Mittel, nemlich sie zu tödten, kann also entbehret werden, da er solches Volk geruhig leben und mit an-

dern

dern vereinigen lassen kann. Im 100. §. giebt der V. die verkehrte Eyerlage der Königin für die erste Ursache der Faulbrut an: uns dünkt, diese Beschreibung sey von andern entlehnet. Wir wenden dagegen ein: Kann sich dann das Ey, wie es die Gestalt als Raupe verwechselt, nicht wenden, wie es will und erfodert wird, da sie noch klein und die Zelle itzt doch auch noch übrig gros ist. . . Die zweyte Ursache, daß das alte Gewirk die Faulbrut veranlassen könne; nebst der dritten, wenn er sie von einer jähen Erkältung herleitet, lassen wir für richtigere Quellen dieses Uebels gelten.

Zehntes Kapitel. Vermischte Anmerkungen zum Unterrichte der Bienenliebhaber. Wir würden es lieber gesehen haben, wenn der V. in diesem Kapitel alle Gemeinden nicht sowol Bienen zu halten, als vielmehr sie dazu aufgemuntert hätte, solche in jedem Orte gemeinschaftlich auf einem Stande, und ausser diesem keine weiter, aufzustellen. Dies ist das wahre Mittel, dem Lande den untrüglichsten Nutzen von der Bienenzucht anzubieten, und dem Unwesen von Rauberey hinlänglich zu begegnen. Bey diesen Ständen würde es auch leichter seyn, die vom V. im 110. §. angezeigten 16 Artickel von Geräthschaften anzuschaffen, als daß es von jedem Landmanne für seine Person verlanget werden sollte. S. 125. wünschet der V. hauptsächlich eigene Bienengesellschaften, indem eigentlich diese im Stande seyn würden, in gar kurzer Zeit die Bienenzucht in Bayern auf den möglichsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen. Möchte doch der Verf. jene Vorschläge, die wir in unsere Urtheile über die fränkische Bienengesellschafts-Abhandlungen 1771. angezeiget haben, beproben, so vermuthen wir, daß er von dieser Bezauberung sich befreyen könne. Nichts war uns aber auffallender, als was der V. am Schlusse dieses Kapitels von seiner Berechnung des Profites anführet, wenn er saget, „will uns ein Zweiflender von Vorurtheilen besessener, oder sonst des Spottes gewohnter schwacher Geist — die Richtigkeit unserer Rechnung streitig machen: so wird er seinen Satz mit nichts als mit einem angewohnten Unglauben geltend machen können,„ das war den Zweifel, das Vorurtheil und den Spott am unrechten Platze aufgefodert. Weder von einem, noch dem andern besessen, getrauen wir uns vor den Augen der ganzen Welt sie dem V. streitig zu machen und übertrieben zu nennen, zugleich aber zu fragen: Wie lange hält der V. schon Bienen? Hat er noch keine Mißjahre erlebet, worinnen viele Mutterstöcke samt ihren Schwärmen nicht wichtig genug werden? Hat er noch keine Mißjahre erlebet, so ist

nur für ihn und bis dahin seine Rechnung richtig: so bald er dergleichen erlebet, so wird er hoffentlich alsdann den Schluß seines Kapitels von selbst ausstreichen, und seine Rechnung abändern.

Unsere Leser sehen also mit uns, daß dieses Buch, wenn es gleich nicht vollkommen genennet werden darf, doch für den Landmann gut und begreiflich geschrieben sey, wo durch das in den dortigen Gegenden ohnlängst ausgetheilte Buch, betitelt der Bayerische Bienenmeister zu entbehren ist. Wir finden den V. auch von der Seite, daß er für eigene Sätze nicht zu viel Eigenliebe hat, und sich daher gerne und von selbst aus neuern Schriften zum Nutzen seiner Landsleute belehren möchte. Eben dadurch könnte er zu dem Grade eines vollkommenen Land-Bienenmeisters, dazu er die beste Grundlage, und den wahren Patriotismus besitzet, gelangen.

Zs.

Heinrich Christian von Brocke — wahre Gründe der physikalischen und Experimental- allgemeinen Forstwissenschaft — als ein Handbuch für Forstbediente zu gebrauchen. Dritter Theil, 8. Leipzig, 1772. 1 Alphab. 18 Bogen.

Die beyden ersten Theile dieses sehr guten Forstbuchs verliessen im Jahre 1768. die Presse, und sind damals von uns weitläuftig angezeigt und beurtheilt worden. Der Herr V. beklagt sich in der Vorrede, daß verschiedene Leute, die er Dummköpfe zu nennen beliebt, denen die gute Aufnahme der beyden ersten Theile verdrossen, sich einander ins Ohr gesagt, wie er die Recension in den gel. Zeitungen selbst drucken lassen. Wir glauben, daß man ihm darinn überhaupt Unrecht thut, und betheuern wenigstens in Ansehung unserer Bibliothek das Gegentheil, obgleich unser damaliges Urtheil, weil es, der Wahrheit nach, nicht anders seyn konnte, äusserst vortheilhaft ist. Aber freylich sind die in diesem Buche befindlichen derben Wahrheiten manchen Herren, und vornehmlich Leuten in grünen Kleidern, nicht allemal angenehm.

Der Innhalt dieses dritten Theils besteht in Folgenden:

I. Beschreibung der Nordamerikanischen, auch andern fremden, Bäume und Stauden, welche in unsern Ländern mit Nutzen gezogen werden können, S. 9-52. Der Herr Verf. klagt hier mit Recht, daß der aus England verschriebene

Saa-

Saame so wenig tauglich ist, daß man oft von hundert Körnern kaum ein paar Pflanzen erhält, welche fortzubringen noch äusserst mühsam und doch unsicher ist. Er nimmt S. 11. die Meynung des Mills an, daß die Nordamerikanischen Bäume schlechtes Holz haben, welches weder zum Bau noch zu Nutzholz für Tischler, und nicht einmal zum Brennen taugt, weil es weder dauerhaft, noch schön, noch hart sey. Es ist die silberne Pappel, Populus folio laciniato subtus argenteo, nicht die Babylonische Weide, S. 34. sondern bisher aus Irrthum so genennet worden; sie ist fast so schnellbrüchig, wie die Italienische, und hält die härtesten Winter aus. Die Babylonische Weide, Salix Davidis babylonica, ist von ihr sehr verschieden, und gehöret ins Weiden-Geschlecht. Die Buche mit dem rothen Blatte, S. 47. giebt aus dem Saamen selten rothe Blätter wieder, und das sicherste ist, daß man sie durch Pfropfen fortpflanzet. In Wäldern wird sie, wegen der ausgezeichneten Farbe, sehr von Wildpret verbissen. Der hier angegebenen Bäume und Stauden sind 35. an der Zahl, von denen der Hr. V. die wenigsten fortzupflanzen anräth.

II. **Beantwortung einiger unrichtigen Sätze, von Verbesserung der Waldungen, aus den Nachrichten der Königl. Großbritt. Churf. Braunschw. Lüneb. Landwirthsch. Gesellsch.** S. 52-83. Diesen Aufsatz wünschten wir nicht in diesem guten Buche zu lesen, denn er ist, der Hauptsache nach, nichts anders, als ein hämischer Ausfall auf die berühmte Zellische Landwirthschafts-Gesellschaft, der dem Hrn. V. wenig Ehre bringt. Ohne uns in diesen Streit selbst einzulassen, bey welchem sich noch gar vieles zur Vertheydigung der vom Verf. hier angegriffenen Zellischen Abhandlungen sagen lässet, finden wir hauptsächlich, daß der Hr. v. B. sehr unrecht thut, in seinem Titel anzuführen, daß er ein Ehrenmitglied dieser Gesellschaft sey, und hernach S. 54. folgendes zu schreiben: „In dem 18 St. dieser Sammlungen will zwar einer die Ursachen, warum die „Eichen mit Moos überzogen würden, beantworten, allein „es ist solche, so wie die meisten Stücke, welche diese Gesellschaft drucken lassen, unglücklich gerathen. Doch es muß „dieses gut seyn, weil es einer von ihren Landsleuten, der „nicht fehlen können, als Wahrheiten eingeschickt hat. Wenn „man die viel versprechende und pathetische Vorrede von diesen Sammlungen lieset, so sollte man glauben, was für treffliche Sachen in solchen an das Licht kommen würden, allein, „es heisset damit: Parturiunt montes. Die zweyte Abhandlung von dem Spörgel, welche noch dazu (risum tenea-

„tis amici!) eine Preisschrift, vielleicht weil sie so schlecht „gerathen, zeiget, was man für eine übele Wahl getroffen „habe, und wie sehr der Patriotismus herrscht u. s. w.„ Eine Feder in Galle eingetunkt, verräth immer ein schlechtes Herz.

III. Ob eine bey einem Untergerichte angenommene Gewohnheit und Herkommen mehr als eine Landesordnung *in contrario* gelte. S. 83 : 102. In dem angeführten Exempel von dem Amte Gifthorn hat der Herr V. zwar aus vielen Gründen Recht, daß die landesherrschaftliche Verordnung hier den Vorzug verdiene: sonsten aber ist es allgemein bekannt, daß eine unschädliche alte Gerechtigkeit eines Privat-Eigenthümers bey landesherrschaftlichen Edikten gemeiniglich eine Ausnahme mache.

IV. Ob es gut sey, daß ein Landesherr denen Dorfsgemeinden ihre Holzungen nehme, und solche durch seine Forstbediente administriren lasse. S. 102 : 132. Der Herr V. verneinet solches, seine Gründe aber betreffen blos den Misbrauch solcher Administration, allein wenn diese dergestalt eingerichtet wird, daß man dem Bauer zwar Freyheit und Eigenthum lässet, sein Verhalten in Absicht der Behandlung seines Waldes aber gewissen Regeln unterwirft, welche den Ruin desselben verhindern, und seinem Aufkommen beförderlich sind, so ist dergleichen landesherrliche Administration allerdings dem Bauer so wie dem gemeinen Wesen zuträglich.

V. Erklärung einiger bey dem Forstwesen vorkommenden Provincialwörter S. 132 : 205. Ist durch eine in Stahls Forstmagazin Th. 6. S. 232. befindliche Aufgabe veranlasset worden und sehr gut gerathen. Es wäre zu wünschen, daß nach dem vor verschiedenen Jahren bereits angegebenen Plan des würdigen Prof. Schrebers ein besonderes Wörterbuch gedruckt würde, darinn man die Provincialwörter aus allen Theilen der gesamten Landwirthschaft erkläret fände, um der Verwirrung und Dunkelheit, welche selbige in ökonomischen Schriften verursachen, möglichst abzuhelfen.

VI. Ob das Plaggenhauen auch im Holze und an den Oertern, wo keine Bäume stehen, zu verbieten sey? S. 206 : 217. Hier wird ein Rechtshandel erzählet und wider eine Sentenz die Sache bejahet.

VII. Verzeichniß einiger Fehler, welche der Hr. Döbel in der Forstwissenschaft gemacht hat. S. 218 : 260. Freylich war Döbel ein Mensch, der irren konnte, und überdem kein Physicker, nichts desto weniger aber immer ein gu-

ter Forstmann und seine Jägerpraktika behauptet unter den besten Forstbüchern der Fehler ohnerachtet, immer einen ansehnlichen Platz.

Die folgenden Abhandlungen sind zum Theil wenig interessant für die meisten Leser, und da es uns zu weit führen würde, selbige einzeln hier zu bemerken, so wollen wir nur noch melden, daß die Abhandlungen von dem Ortsteine und von der rothen orientalischen Eiche die besten darunter sind, und hiemit diese Recension beschliessen.

Zur Aufnahme der Landwirthschaft. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Rostock und Leipzig, 1770. 1 Alph. in 4.

Der Inhalt dieser guten ökonomischen Schrift bestehet in folgenden sieben Abtheilungen. I. Von der Einrichtung und Eintheilung eines Guths überhaupt. II. Von der Eintheilung des Ackers. III. Vom Acker, dessen Bearbeitung und Verbesserung. IV. Von Wiesen, deren Verbesserung und Vermehrung auch künstlichen Wiesewachs. V. Vom Dünger, dessen Verbesserung und Vermehrung. VI. Vom Vieh, dessen Abnutzung, Zucht und Futterung. VII. Von der Waldung, deren Pflege und Anbau. Es sind hier lauter richtige Sätze vorgetragen, die der Landwirth ohne Gefahr befolgen kann. Die vor einigen Jahren herausgekommene erste Ausgabe hat viele Leser mit Recht gefunden und ist bereits vergriffen. Der bisher unbekannt gewesene Herr V. nennet sich diesmal am Ende der Zueignungsschrift an den römischen Kaiser, Fr. von Vegesack.

Der Schlesische Landwirth, mit patriotischer Freyheit. Erster und zweyter Theil.

Misce stultitiam consiliis brevem.

Breßlau, 1771. gr. 8. 2 Alphab. 1 Bogen mit Kupfern.

Wenn je ein Autor ein passendes Motto auf das Titelblatt seines Buches gesetzet hat, so ist es hier geschehen. Noch nie haben wir ein ökonomisches Buch gelesen, darinn bey vieler Gründlichkeit so viele Laune herrschet. Es ist zu immer gut, gute Sachen in einem Werk zu finden, all

wenn sie in einer eckelhaften Schreibart vorgetragen sind, so gleichen sie einer leckern Speise die in einer schmutzigen Schüssel aufgetischet wird. Man verliehret den Appetit, und rühret sie entweder gar nicht an, oder man isset doch mit einer Art von Widerwillen. Der Herr V. aber reitzet den Leser durch seinen aufgeweckten und äusserst unterhaltenden Vortrag unaufhörlich an, und handelt die an sich oft sehr trockene Materien so angenehm ab, daß man gar nicht müde wird, immer weiter fortzulesen. Er unterrichtet und belustiget.

Anstatt der gewöhnlichen Vorrede findet man am Ende des ersten Theils eine Nachrede, darinn er den Plan anzeiget, nach welchem er zu arbeiten sich vorgenommen hat, womit er jedoch in der Vorrede des zweyten Theils nicht zufrieden ist, nachdem er den Inhalt und die Ordnung des Vortrags in des Herrn Beckmanns bekannten Schrift gesehen hat. Wir geben zwar zu, daß letzterer in seinen Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft mehrere Sachen umfasset und sie anders ordnet, weil er sein Buch zu akademischen Vorlesungen bestimmt. Hat denn aber nicht jeder Schriftsteller das Recht, sich einen Plan nach seinem Gutbefinden zu formiren? genug, wenn dieser so beschaffen ist, daß er der Sache ein Genüge thut, daß nichts wesentliches darinn ausgelassen, und alles was darinn vorkommt, bündig und gründlich abgehandelt ist; und dieses müssen wir von dem Schlesischen Landwirth in aller Absicht sagen.

In zehn Hauptstücken will er den Ackerbau, den Wiesenbau, die verschiedene Arten des Korns und der Feldgewächse, die der Landmann bauet, die Viehzucht, den Gartenbau, die Fischerey, die Holzwirthschaft, die Geschäfte beym künstlichen Verbrauch der Produckte, die verschiedenen Verrichtungen, die zur Führung und Ordnung des Haushaltens gehören, und zuletzt das landwirthschaftliche Bauwesen abhandeln. Dieses werden vermuthlich eben so viele stärkere oder schwächere Theile des Buchs ausmachen, weil der V. den vor uns liegenden ersten Theil blos dem Ackerbau und den zweyten dem Wiesenbau gewidmet hat. Wenigstens wünschten wir, daß er nach der einmal gemachten Eintheilung von den Gegenständen der Landwirthschaft, jeden derselben in einem besondern Bande seines Werks allein abhandelte, indem solches beym lesen und nachschlagen, dem Liebhaber eine Bequemlichkeit gewähren würde, die man bey vielen Büchern dieser Art entbehren muß. Endlich ersuchet er insbesondere seine Landesleute ihn zu belehren, wo er etwann gefehlet, und ihn auch mit ihren Arbeiten und Kenntnissen bey dieser weitläufigen Unternehmung zu unterstützen,

wir

wie er denn im zweyten Theil bereits ein paar fremde sehr wohlgerathene Ausarbeitungen mit eingerückt hat. Es ist uns unangenehm, daß wir wegen Mangel des Raums von diesem schönen Buche nicht ausführlicher als geschehen, reden können.

D. Carl Willhelm Pörner — Anmerkungen über Herrn Beaumé Abhandlung vom Thon, oder Chymische und Physikalische Untersuchungen und Versuche von der Natur der zum Ackerbau geschicktesten Erden, und von den Mitteln, diejenigen, welche unfruchtbar sind, fruchtbar zu machen. Gr. 8. Leipzig, 1771. 16 Bogen.

Herr D. Pörner ist als ein geschickter Naturkündiger und Chymicker bekannt, und hat der Schrift des Beaume einen nicht geringen Werth zugefüget, da er dieselbe in dieser Uebersetzung mit seinen gründlichen Anmerkungen begleitet. Dem Landwirth, worunter wir aber keinesweges den Bauer verstehen, rathen wir an, diesen Traktat neben den Frantz Home und Wallerius zu lesen, alsdenn er ihm doppelten Nutzen verschaffen wird.

So.

Von den Rebenstichern. Drey Schriften — eine Fortsetzung von den am 27. April 1767. öffentlich gekrönten Preisschriften. 8. Mannheim, 1771. 11 Bogen.

Die Churpfälzische Akademie hatte damals eine Preisfrage ausgeschrieben, die dies Ungezieffer betraf, welches in den dasigen Gegenden dem Weinstock oft sehr vielen Schaden zufüget; und sind die von ihr gekrönten Schriften schon vor einigen Jahren in unserer Bibliothek beurtheilet worden. Gegenwärtige drey Schriften sind von gleichem Werth mit jenen und bringen noch verschiedenes von dieser Materie bey, das in den erstern nicht befindlich ist.

Der wohlunterrichtende Gärtner, welcher nicht nur von dem Obst- und Küchengarten, vornemlich der Baumzucht zuverläßigen Unterricht ertheilet, son-

dern auch viele neue Versuche entdecket. Nach der neuesten viel vermehrten Ausgabe, aus dem Franz. übersetzt und auf den deutschen Erdstrich praktisch eingerichtet. 8. Bayreuth, und Leipzig, 1771. 1 Alph. 4 Bogen.

Aus diesem ausführlichen Titel siehet der Leser, was er in diesem Buche finden kann, welches nach der vierten französischen Ausgabe übersetzt worden. Es ist in Gesprächen zwischen einen Gärtner und Gartenschüler abgefasset. Die Materien sind in keiner guten Ordnung abgehandelt, sondern es ist alles durch einander geworfen. Die Uebersetzung scheinet richtig zu seyn, da wir aber das Original nicht haben, so wissen wir nicht in wiefern der V. zur Erfüllung seines Versprechens alles auf den deutschen Erdstrich eingerichtet zu haben, davon abgegangen sey. Wenigstens erhellet solches nicht klärlich aus der Uebersetzung für sich allein betrachtet.

B.

---

17. Vermischte Nachrichten.

Der deutsche Merkur. Erster bis dritter Band, jeder Band von dreyen Stücken, vom Jenner bis September, 1773. Weimar, im Verlag der Gesellschaft.

Dieses Werk bedarf es nicht, erst in dieser Bibliothek bekannt gemacht zu werden. Es ist bekannt gnug durch viele Journale, die es angezeigt und angepriesen haben, durch einige tausend Leser, die jedes Stück, so wie es heraus gekommen ist, mit Begierde gelesen haben, und durch seinen eignen Werth. Es hat seinen Titel dem Mercure de France abgeborgt, aber auch bisher nicht viel mehr als den Titel. Der Mercure de France enthält eine Nachricht von allem, was in der Hauptstadt des ersten Volks der Erde vorgeht, und allen Einwohnern der Provinzen, (worunter freylich, wie billig, auch Spanien, Italien, Dännemark, Schweden, Rußland, besonders aber Deutschland gerechnet werden müssen,) interessant seyn kann. Da findet man Nachrichten von den neuesten Opern, Komödien und Tragödien, von den Talenten einer

nar habilitirenden Tänzerin oder Schauspielerin. Daraus kann man lernen, wenn im Concert Spirituel, Mr. Balbätre die Orgel geschlagen, oder wenn der Abbe *** das Motet in In Domino geschrieen hat. Man erfährt, daß der Abbt de Fretet de Sara, Vicaire General du Puy seit kurzem Bischoff von Trequier geworden, daß der Herr de Iournet, Intendant von Auch, Sr. Maj. dem Könige und der ganzen Königl. Familie, die Bemühung zugemuthet habe, seinen Heyrathscontrakt mit der Dlle de Francliеu zu unterzeichnen, und daß Elisabeth Philippine de Potiers, Wittwe des Marschalls, Herzogs von Lorges, im ganzen Ernste Todes verfahren sey. Man weis durch den Mercure, alle zuweilen auch unbedeutende Personen, die dem Könige von Frankreich und seiner K. Familie unter die Augen haben treten wollen, oder nach der Hofsprache zu reden, die sich haben präsentiren lassen, und wenn Se. Maj. oder Se. und Ihro K. Hoheiten sich um funfzig Schritte aus Versailles weggerückt haben, so weis man es durch den Mercure, in wenig Wochen, von einem Ende Europens bis zum andern. Alle andere kleine Vorfälle in der K. Familie, werden uns nicht verschwiegen, und es ist nicht so gar lange, daß der Mercure berichtete: „Madame la Dauphine vient d'étre purgeé, „pour prendre les laits.„ Es sind auch darinn Nachrichten von neuen Büchern, und eine Menge poetische und prosaische Aufsätze befindlich, so wie sie die Küche giebt, deren größten Theil, die Provinciaux selbst einsenden, und sie auch mit herzlichem Vergnügen lesen. Dahin gehören die Enigmes und Logogryphes, welche so eigentlich für den französischen Horizont calculirt sind, daß jenseits des Rheins und der Pyrenäen dieses jolis riens blos Achselzucken erregen.

Den größten Theil dieser eben hererzählten Sachen wird man im deutschen Merkur vergebens suchen, und eben daraus merken, wie sehr er vom Mercure de France verschieden sey.

Man glaubt gemeiniglich, diese gelehrten Männern und erleuchteten Köpfen geringfügige Nachrichten, würden in den Mercure de France nur deshalb eingerückt, damit, diesen zu gefallen, der große Haufen, die guten Aufsätze, die darinn nicht selten vorkommen, geschwinder in die Hände nehme und lese. Das Mittel wäre so übel nicht. Es liesse sich auch nicht für Deutschland eine ähnliche etwas veränderte Einrichtung denken. Aber Herr Wieland muß geglaubt haben, es bedürfe derselben nicht. Deutschland, muß er geglaubt haben, würde

seine und seiner Freunde neueste Gedanken und Aufsätze, ohne weiteres Vehiculum gern lesen, und er hat sie uns geradezu gegeben.

Man hat sie auch mit vieler Begierde, und mit grossem Beyfall gelesen. Freylich haben manche Leser, eine gewisse Einförmigkeit zu finden geglaubt, die sie nicht vermuthet hatten. Diese Leser vergessen, daß es nur Ein Mann und einige wenige seiner Freunde sind, die sie bisher unterhalten haben. Auch ein Mann wie Wieland, der, ob er gleich den größten Theil des großen Feldes der Wissenschaften übersieht, dennoch freylich alle diese weitläufigen Kenntnisse nur auf zwey, noch dazu vielen guten Deutschen so unwichtigen Zwecke, auf die Poesie und auf die Philosophie des Lebens zurückführt; — auch ein solcher Mann, kann vielen Lesern, vielleicht nicht ganz mit Unrecht allzueinförmig scheinen. In der That, wem Wielands Oper Alceste selbst nicht wichtig scheint, dem kann die weitläufige Zergliederung dieses Stücks, die manchem kritischen Leser so angenehm ist, leicht unwichtig scheinen, dem energischen Geiste, dem Hrn. Jacobi ganze Denkungsart allzusanft, allzuweichlich scheint, könnte (es auch schwer fallen) selbst Charmides und Theone (welches wie Hr. Wieland mit großem Rechte sagt, das schönste Stück dieses Schriftstellers ist) noch etwas allzuweich und vielleicht zu gedehnt zu finden.

Freylich, der Geschmack ist gar mancherley. Der Bürger zu Güstrow, den Ramlers Oden anstinken und den Adolph Friedrich Reinhards Sammlung vermischter Schriften in bewunderndes Erstaunen setzen; der Einwohner Wandsbecks oder Sachsenhausens, der nur liebt, Bardengetön von den Bergen weither tönen zu hören, und der Prose und Verse für Spreu hält, wenn sie nicht kühnen Wurfs, Metaphern und Kraftsprüche unter idactische Lehrsätze und harte Constructionen und deutsche Männlichkeit unter Schlamperlieder werfen, und der sich freut: daß die schöne Krankheit vom Helikonsberge, wie ein epidemisches Nervenfieber um sich greift, und einen Jüngling nach dem andern überwältigt; der Freund Halberstadts, der mit den sieben Poeten, freundschaftlich sympathisirt, die Lieder für das Volk singt, mit Sangerhausen Briefe wechselt, und mit Schmidten petrarchisch phantasirt; der getreue Schlesier, den Schmolkens und Albers und Liebichs und Woltersdorfs geistliche Lieder zu so herzlicher Erbauung gereichen; — diese und noch mehrere andere sind

Deutsche. Für alle konnte Hr. Wieland nicht schreiben. Darum schrieb er vielmehr geradezu für sich und seine Freunde.

Und diese sind endlich noch zahlreich genug, daß der Merkur noch nicht wird aufhören dürfen. Hr. W. hat am Ende des dritten Bandes Nachricht gegeben, daß man sich bey Ihm und seinen Commissaren bis zu Ende des Novembers dieses Jahrs, auf den Jahrgang 1774. einzeichnen *) könne. Er hoft dadurch den Schaden, der durch den unbefugten Nachdruck des Merkurs, ihm erwachsen könnte, zu verhüten.

Wir wünschen und hoffen, daß er seinen Zweck erreichen möge. Es würde unsers Erachtens ein wirklicher Verlust für unsere Litteratur seyn, wenn der Merkur aufhören sollte. Es sind viele schöne und sehr angenehme Stücke darinn, und in den letztern Stücken noch mehr als in den ersten.

Aber hören wir viele Leser um uns herum flistern, es ist auch dieses und jenes darinn, was nicht darinn seyn sollte. Z. B. Uebersetzungen französischer Recensionen, von französischen Büchern, was sollen die und andere ziemlich matte Stücke, im deutschen Merkur?

Freylich ein bloßer Leser, schilt hierüber, aber ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek hat schon ein wenig mehr Nachsicht. Denn wir Herausgeber wissens recht gut, nur verrathen wir es eben nicht allemal, daß in periodischen Schriften manches da stehen muß, weil eben Platz dazu da war.

Eben, weil ich der Recensent, noch Platz vor mir sehe, und aus keiner andern Ursach will ich, ein Stück aus einem aufgefundenen griechischen Manuscripte mittheilen, und aus eben der Ursach die Geschichte der Auffindung desselben weitläuftig erzählen.

Hr. Bruns hat es nicht im Vatican gefunden, vielmehr hat es sein und Kennicots Gegner, eben der leibhaftige Exprofesseur entdeckt, der keinesweges ein gelehrter Kapuziner, sondern wie in Michaelis orientalischer Bibliothek im vierten Theile glaubwürdig berichtet wird, nichts als ein getaufter Jude ist. Indessen ob er gleich viel gelehrter seyn würde, wenn er ein Kapuziner wäre, als da er nur ein getaufter Jude ist; so muß er doch vor einen getauften Juden noch gelehrt und aufmerksam genug seyn. Er hatte ein altes Manuscript vom Daniel, welches die triftigsten Varianten enthielt,

*) Sollte dies Wort nicht das französische abonniren, ersetzen können?

hielt, woraus die siebenzig Wochen eine ganz neue Auslegung würden erhalten haben, bereits mit großer Mühe excerpirt, als er unvermuthet, auf einer der letztern Seiten, eine Nachricht des Rabbi Baruch Ben Manasse fand, des Inhalts, daß ein Judenknabe Namens Naphthali im Jahre der Welt 5057. oder nach unserer Zeitrechnung 1053. dieses prophetische Buch, zu seiner Uebung abschreiben sollen, aber wegen seiner dabey bewiesenen großen Nachläßigkeit, von ihm dem Rabbi mit neun und dreyßig Schlägen sey bestraft worden.

Der Exprofesseur schüttelte hierbey weidlich den Kopf, doch warf er das Msct. nicht gleich weg. Er betrachtete einige Seiten genauer, und endlich merkte er, daß hinter der chaldäischen Prophezeyung eine griechische Schrift, nur sehr blaß zu sehen war. Er fiel sogleich auf die Vermuthung, daß der Vater des Judenburschen Naphthali, wohl ein griechisches Manuscript auf dem Trödel möge gekauft, und weil das Pergament noch dick schien, es abradiert und seinem Sohne zum Schreibebuche gegeben haben. Er brachte endlich mit vieler Mühe einige Seiten des Griechischen Textes heraus, und schickte sie samt dem ganzen Mscte dem berühmten Prof. Tychsen zu Bützow, der es bey der neuen Ausgabe seines Tentamen, wohl wird zu brauchen wissen. Weil er Professor der orientalischen Sprachen ist, so hat er sich, wie es scheint, um die occidentalische Griechische Abschrift, nicht so sehr bekümmert. Sie ist endlich, ich weis nicht wie, einem gelehrten Socinianer in die Hände gerathen, der sich, seit kurzem, so gut wie der Auffinder dieses überschriebenen Manuscripts, auch hat taufen lassen. Er hat gefunden, daß es einige noch ungedruckte Seiten von des bekannten Hierokles Ἀςεια sind, und ist Willens es nächstens in klein Folio mit gelehrten Anmerkungen und Commentaren herauszugeben. Das folgende ist eine Probe davon, in einer getreuen Uebersetzung:

„Ein Scholastikus zu Corinth versprach einem andern in „Athen, ihm alle Monate ein coptisches oder samisches Gefäß zu „schenken. Er sendete ihm den ersten Monat, eine Epichyse, die „einen Ankos hoch und mit der Handhabe einen Ankos breit war. „Sie war in einem Kästlein sauber in Moos eingepackt, und „machte dem Athenienfischen Scholastikus eine große Freude. „Die folgenden Monate schickte er ihm ein Ooskyphion, ein „Kraterion, ein Kylix und dergleichen, die etwas kleiner, „und folglich mit mehrerm Mooße und etwas Strohe umgeben waren. Der Athenienser wußte nicht was das viele „Mooß bedeuten sollte. Endlich empfieng er von seinem

„Freunde

„Freunde ein kleines niedliches Simpulon, mit einem überaus „netten Hypokratyridion von dem berühmten Therikles gear„beitet. Sie waren auch in Mooß und Stroh gepackt, und „der übrige Raum war mit Sand ausgefüllet. Nun ward „der Athenienser böse, er schrieb an den Korinther: Beym „Jupiter, o Agathokles, du schickst mir Mooß und Sand, nicht „aber Gefäße! Du weist nicht antwortete der Korinther, „daß mein Nachbar, der Zimmermann Sosios, mir zwölf Ki„sten, jede einen Ankos hoch, gemacht hat. Nun sind aber „die großen Samischen Gefäße sehr selten, und Therikles „arbeitet nicht allemal ins Große. Da also der Kasten seine „bestimmte Länge hat, nicht aber die Gefäße, so füllt Mooß „und Sand nur den übrigen Platz aus. Du darfst sie nur „wegschütten.

Kf.

J. Fr. Glasers nützliche und durch die Erfahrung bewährte Vorschläge bey heftigen und geschwinden Feuersbrünsten Häuser und Mobilien sicher zu retten; nebst einer gründlichen Anweisung, große und gefährliche Feuersbrünste zu verhüten, und was man bey Auf- und Ausbauung der abgebrannten und andern Häuser und Aufbehaltung der Mobilien, auf eine nutzbare Weise zu beobachten habe. Vierte viel vermehrte und verbesserte, auch mit einem zwiefachen Register versehene Auflage. 1772. 8. 37 Bogen, Hildburghausen, bey Hanisch.

Der Verfasser wurde durch einen mit den meisten Einwohnern zu Suhla 1753. selbst erlittenen Brandschaden veranlaßt, die Klugheitsregeln, die man freylich voraus wissen, gebrauchen und sich bey entstehender Feuersgefahr sogleich wider in Sinn bringen sollte, aufzusuchen, und sie durch den Drucke gemeinnützig zu machen. Man denkt allerdings gewöhnlich nicht an solche Regeln, wünscht aber nach erlittenem Schaden destomehr, daß man sie sich bekannt gemacht und daran gedacht haben möchte. Der Verfasser liefert eine ziemlich vollständige Sammlung derselben, und man erwartet vor Durchlesung seines Buches nicht, daß es so viele sind. Indessen sind sie nicht für einen jeden ins besondere gleich nothwendig, weil der Verfasser auf jede Lebensarten und Umstände Rücksicht genommen. Mehrere gehören zur Polizey und Feuerord-

nung überhaupt. Und damit muß sich jeder, die so auf seine Wohnung und häusliche Umstände passen, aussuchen. Wir sehen übrigens mit Vergnügen, daß es bereits zur vierten Auflage gekommen, und hoffen, daß auch diese vielen Nutzen stiften werde. Da auch die Feuersbrünste nicht die einige Gefahr sind, denen die Sicherheit des Lebens, der Gesundheit und Güter blos gesetzt ist; so würden ähnliche Werke oder Verhaltungsregeln bey Erdbeben, Wassersnoth, ungesunder Witterung und Gegenden ꝛc. und so auch bey nächtlichen Einbrüchen von Dieben, Mördern, untreuem Gesinde ꝛc. von guten Nutzen seyn.

J. Fr. Glasers ausführliche Beschreibung der glücklich abgelaufenen großen Feuerprobe, welche mit seinem neuerfundenen Holzanstriche an Dreyen deßwegen bey Suhla in freyem Felde besonders auf- und ausgebauten Wohnhäusergen öffentlich gemacht worden. Nebst einem deutlichen Unterrichte, wie man solchen bewährten Holzanstrich richtig machen, und ihn zur Verhütung großer Feuersbrünste in den Gebäuden gemeinnützig brauchen könne. 1773. 8. Leipzig, bey Böhme, 5 Bogen 1 Kupferbl.

Der Brandabhaltende Anstrich des Verfassers besteht aus drey Theilen geschlämmten Leimens, einem Theile geschlämmten Thon und einem Theile Mehlkleister. Der Lehm und Thon wird sorgfältig geschlämmt, das Holzwerk an der Oberfläche rohe gemacht, und der Anstrich zu wiederhohltenmalen übrigens sehr dünne aufgetragen, auch die Ritzen, so beym Tröcknen entstehen, wieder ausgefüllt. Der Erfolg sowol bey diesem und andern Anstrichen läßt sich überhaupt voraus sehen, und besteht schlechthin nur darinn, daß die Flamme, so an das bestrichene Holz anschlägt, nicht sogleich in das Holz selbst dringen kann. Wenn aber auch die Kruste des Anstriches dem Feuer durchaus widerstünde, das will sagen, weder zu Kalk noch zu Glaß gebrannt würde, auch nicht in Stücken zerspringe; so würde, dessen unerachtet das damit bestrichne Holz zu Kohlen gebrannt werden und endlich in Stücke zerfallen. Solche Mittel schützen demnach nur für den Anfang. Hr. G. giebt zu, daß sein Anstrich sich vom Wasser auflöse und abspülen lasse. Wenn demnach seine bestrichene Hölzer in Gefahr sind von den Flammen angegriffen zu werden, und man mit Feuersprützen zu Hülfe kömmt, so geht der Anstrich von dem darauf fallenden Wassers zu Grunde, und das Holz ist dem Angriffe der Flammen blos gesetzt. Diese Anmerkung benimmt übrigens dem Anstriche des Hrn. G. nicht allen Verdienst. Eine nicht mit boshaftem Vorsatze erregte, sondern durch Unvorsichtigkeit entstandene Feuers-

noth,

noth, fängt gewöhnlich im kleinen an, und da kann ein guter Anstrich des Holzwerkes allerdings den Fortgang des Feuers hemmen, wenigstens sehr verspätigen. Die auf dem Titel erwähnte Probe bestund in der Anzündung eines Holzhaufens, in einer von drey dazu erbauten hölzernen Hütten, wovon die zwo übrigen mittelst des Anstreiches vor dem Angriffe der Flamme geschirmt waren. Die unangestrichene Hütte brannte nicht ganz ab. Der Holzhaufen war zu klein dazu. Die bestrichne Hütte, so nächst an dem Scheiterhaufen war, wurde nur wenig angegriffen, und da man sahe, daß es damit in der That langsam zugieng, so machte man durch Löschen dem Brand ein Ende. Die Versuche sind auf Kosten der Chursächsisch-Leipziger ökonomischen Societät gemacht worden.

Fm.

Neueröfneter Schauplatz geheimer philosophischer Wissenschaften, darinnen sowol zu der Chiromantia, Metoposcopia, Physiognomia Ophthalmoscopia, der Punktirkunst, Onomantia, Nativitätkunst, Cabala, Cryptographia und Dechiffrirkunst, gehörige Anleitung gegeben, als auch eine gründliche Nachricht von den verborgenen Würkungen des Magnetes und der Wünschelruthe ertheilet wird. Mit Kupfern. Regensburg, verlegts Johann Leopold Montag, 1770. 1 Alph. 3 Bogen.

Dieses Buch ist auf weißes, gutes Papier, mit saubern Lettern, ziemlich correkt gedruckter, in ganz erträglicher Schreibart abgefaßter, die Philosophie nachäffender Unsinn!

Die Abhandlung vom Magnete nehmen wir vorerst aus, wenigstens das meiste davon. Sie klingt wie eine Uebersetzung aus irgend einem alten lateinischen Traktat, vielleicht aus Kirchern. Von künstlichen Magnete haben wir noch nichts darinn gefunden.

Die Wünschelruthe hat uns gefallen. Sie schlägt auf Metall, Wasser, gestohlne Sachen und Mörder, kurz auf alles, was Dampf, Dunst und Witterung hat. Um die Mörder soll die Angst einen beträchtigen Dunstkreis formiren, der auch, quod probe notandum, auf dem Weg, durch den sie entwischen wollen, sich so lange verweilet, bis die Wünschelruthe ankommt. Die Erklärung ihres Mechanismus fließt ganz natürlich aus der Bewegung der Atomen. Und so wie : : : die Hunde durch den Geruch des Hasens gelocket werden : : : so wie der Palmbaum männlichen Geschlechtes und des weiblichen Geschlechtes einander zu suchen scheinen (so wie andere Männchen und Weibchen einander würklich suchen und wittern) eben so schlägt die Wünschelruthe auf gestohlne Sachen. Man darf nur die Augen aufthun, und die Sache mit Vernunft betrachten, so findet man eine Menge, der Wünschelruthe ähnliche, Würkungen u. s. f.

Die Kunst, durch das Rechnen Weissagungen in Versen zu erfinden, wollten wir, als einen sinnreichen Zeitvertreib paßiren lassen; aber warum machet man es dem Fragenden so schwer, daß er erst, durch vieles zusammen zählen nichts bedeutender Zahlen, andere eben so wenig bedeutende finden muß, die er gleich anfänglich nach Belieben hätte erwählen, oder durch Würfel dem Zufalle überlassen können? doch, wir erinnern uns, es ist Philosophie was man uns hier zu lesen giebt, und in der Philosophie soll es nicht ungewöhnlich seyn, die geraden Wege fein sauber zu verzäunen, damit man desto länger in der Irre herum lustwandeln möge. Am seltsamsten kommt uns die feyerliche Warnung vor, mit der, am Ende, eine anderweite allerleichteste Art zu verfahren angewiesen wird: Man hüte sich aber, dessen ohne dringende Noth zu bedienen! Freylich, das Schicksal möchte es ungnädig nehmen, wenn wir uns nicht mit der gehörigen Anzahl submissester Additionen und Subtraktionen zu seinen Hexametern nahen.

Von der Onomantie heißt es: Wie fremd es manchen vorkommen möchte, daß aus dem bloßen Namen etwas vom bevorstehenden Schicksal heraus zu bringen; so ist doch dieses unläugbar und bey allen Gelehrten unstreitig (ist dieses wahr; so thun wir heute noch auf die Gelehrsamkeit feyerlich Verzicht) daß in den Namen etwas fatales stecket. Ein anderer Scrupel; wo nimmt man Taufnamen her, wenn der Fragende nicht getauft ist? Hier bequemen wir uns, und lassen, zum Behuf des Wahrsagens, die Beschneidung wieder gelten; so, wie wir auch, statt des Buchstabens W, ein doppeltes V nehmen können. Aber, wer weder getauft noch beschnitten ist? Nun, der mag sich an ein anderes Orakel wenden, oder das fragen unterwege lassen.

Die Kunst, taube und stumme Personen lesen, schreiben und eine Sprache verstehen zu lehren, bestehet in einem Auszug aus D. Wallis Brief an Beverley. Daß von diesem Aufsatz, so wie von einem Theil der Kunst, mit Händen zu reden, das Urtheil nicht gelte, das wir von dem wahrsagenden Theil dieser geheimen Philosophie gefällt haben, verstehet sich von selbst.

Die Kunst, durch zwo harmonische Magnetnadeln zu correspondiren, wäre ganz bequem; nur kommt uns verdächtig vor, daß man die Nadel streichen muß, wenn Mars den Saturn im Gedrittschein anblickt. Andere sagen anderst. Der H. Verf. will (aus übertriebener Bescheidenheit) nichts entscheiden, sondern begnügt sich, die Praxin Jani Herculis de Sunde, in steganologia et steganographia aucta, zu beschreiben und versichert uns am Ende — etwa, daß er sie auf die Probe gestellet? Nein, daß er uns ein Mährlein erzählt habe. Bessere, aber freylich nicht auf drey und mehr Meilen, sondern nur durch eine Wand von nem Zimmer in das andere würkende Methoden sind aus Kirchern bekannt. Von ihm und von Schotten sind auch die nachfolgende steganographische Rechenkünste entlehnet.

Den Beschluß machen einige Anweisungen, wie man bey dem Dechifriren verfährt. Wir vermissen dabey diejenige, die ohne Zweifel der Grund von allen übrigen ist, nemlich die verhältnißmäßige Anzahl, in welcher jeder Buchstabe in einer gewissen Sprache vor-

vorkommt, und die Art, wie man aus diesen Zahlen, durch die Regel detri, die wahrscheinliche Bedeutung eines jedweden Zeichens ausmachet, so bald man, aus andern Gründen und Merkmalen die Sprache erst errathen hat.

Dieser Schauplatz geheimer philosophischer Wissenschaften, ist denn am Ende doch weniger unsinnig, als das große Planetenbuch, ein anderes onomantisch, metoscopisches Handbüchlein.

Sp.

Nachrichten.

Hr. C. M. Schweitzer, zu Weimar, läßt einen Auszug der Partitur seiner Composition, der Oper Alceste, von Hrn. Wieland auf Subscription drucken.

Desgleichen läßt Hr. C. M. Wolff daselbst sechs Claviersonaten, auf Pränumeration drucken.

Von *Cudworths Systema intellectuale*, nach der Ausgabe des berühmten Mosheim, ist zu Leiden bey Luchtmanns, 1773. eine neue Ausgabe in zween Bänden, in gros Quart, erschienen. Sie ist mit einigen Anmerkungen vermehret, die der sel. Mosheim seinem Exemplare beygeschrieben hatte. Es wird in der Altorfischen Universitätsbibliothek verwahret, und sind dem Holländischen Herausgeber, von dem Hrn. Prof. Will zu Altorf, mit einer lobenswürdigen Dienstwilligkeit mitgetheilt worden.

Der sel. Winkelmann hat seine Geschichte der Kunst des Alterthums vor seinem Tode gänzlich umgearbeitet. Es soll, so wie er es hinterlassen hat, völlig zum Drucke fertig seyn. Dies Werk wird, nebst einigen Winkelmannischen Aufsätzen und einigen Briefen dieses berühmten Mannes, auf Veranlassung der Kaiserl. Akademie der Künste von dem Hrn. Rathe Riedel daselbst, herausgegeben.

Die drey ersten Theile, der Knorrischen Naturgeschichte der Versteinerungen, sind zu Amsterdam unter folgendem Titel übersetzt worden: De natuurlyke Historie der Versteeningen etc. aangevanen door *G. W. Knorr* vervolgd en omstandig beredeneert door *I. E. I. Walch*. Uit het hoog-in't nederduitsch vertaald door M. Houttuyn M. D. met verscheide Aanmerkingen, 1773. 8 Alph. 19 Bogen in Folio.

Des Hrn. Leibarzt Zimmermanns Werk vom Nationalstolze, ist von dem Grafen von Woronzof ins Rußische übersetzt worden.

Amts-

Amtsveränderung.

Der Fürstl. Köthensche Hofrath und Syndikus der Stadt Zerbst, Hr. Bülau, ist an die Stelle des sel. Prof. Eberhard, zum Prof. der Rechte, an dem H. Anhalt. Gesamtgymnasium zu Zerbst, ernannt worden.

Druckfehler.

In des XVIII. Bandes II. Stücke.

S. 553. Z. 4. von unten, statt er lies es. S. 554. auf der letzten Zeile, statt und l. nur. S. 555. Z. 9. von unten, statt allem l. allen. S. 558. Z. 11. statt ewig l. irrig. S. 558. Z. 20. statt herausgegebnen l. Herausgebern. S. 558. Z. 4. von unten, statt mancher l. manche.

In des XIX. Bandes I. Stücke.

S. 210. Z. 32. wieder lies weder. S. 211. Z. 32. Unordnung l. Anordnung. S. 205. Z. 14. fehlt das Punktum nach oft. Ibid. Z. 27. muß nach unedle ein Punktum gesetzt werden. Ibid. Z. 27. statt platt l. platte. S. 209. Z. 15. muß statt des Fragzeichens blos ein Punktum gesetzt werden.

In des XIX. Bandes II. Stücke.

S. 528. Z. 9. empfiehlt lies einsicht. Ibid. Z. 24. zum Sündigen, l. zum Sündigen hat. Ibid. Z. 31. seinen Jüngern, l. seinem Innern. Ibid. Z. 35. nach und schwächen, l. nach und nach schwächen. Ibid. Z. 37. del. der Menschen. S. 529. Z. 13. Bewegung l. Bereuung. S. 530. Z. 19. derselben l. denselben.

In des XX. Bandes II. Stücke.

S. 421. Z. 16. von unten lies in für: an. S. 422. Z. 17. l. suchet für: suchen. S. 479. Z. 7. l. großen für: große. S. 484. Z. 7. l. Meße für: Maße. S. 512. Z. 8. v. unten l. zeigen für: zeigt S. 516. letzte Z. l. Recensentenkreuzes für: Recensenkreuzes. S. 531. Z. 15. l. als für: den. S. 539. Z. 24. l. Paraphrasen für: Periphrasen. Z. 8. v. unten l. Chronodistiche für: Chronostiche. S. 584. Z. 4. von unten l. die sich für: sich die. S. 599. Z. 21. l. zu vielem für: zuvielem. Z. 17. von unten l. Muße für: Muse.

In des XXI. Bandes I. Stücke.

S. 26. Z. 8. von unten: l. ehelichem für: ehrlichem Leben.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.

Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des ein und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

IX. Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Fünfter Theil. Derselben sechster und letzter Theil. 311
X. Catholicon ou Dictionnaire universel de la Langue Françoise. 322
XI. Sammlung kleiner Hallerischer Schriften. 1. 2. und 3ter Theil. 338
XII. Novi Commentarii Societatis regiae Goettingensis. Tom. III. ad annum 1772. 351
XIII. Nouveaux Memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et des B. L. Ann. 1771. 357
XIV. Voltaire der Reformator. 367
XV. Hrn. J. Pristleys Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Elektricität, nebst eigenthümlichen Versuchen. Nach der zweyten, vermehrten und verbesserten Ausgabe, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von D. J. G. Krünitz. 397
XVI. Directorium historicorum medii potissimum aevi post *M. Freherum* et iteratas *I. D. Koehleri* curas recognovit, emendavit, auxit, *G. C. Hamberger*. 412
XVI. J. G. Friederichs Predigten. Drey Theile. 420
XVII. J. A. Schlettweins wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum, oder die natürliche Ordnung in der Politik. Zweyter Theil. 426
XVIII. Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzuländliche Beweisarten derselben. 440
XIX. J. A. B. Bergsträssers gesammletes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die claßischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner. Erster, 2ter und 3ter Band. 455
XX. D. C. Schmidts genannt Phiseldek, Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte. Erster Theil. 463

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Die christliche Lehre vom innern Gottesdienst in zehn Predigten. Nebst einem Anhange von D. G. Leß. 471
Neue Sammlung einiger Predigten von J. A. Schinmeyer. Erster Theil. 473
Anleitung über die Religion vernünftig zu denken von J. Jochims. 475
Beweis, daß die evangelisch-lutherische Religion die beste sey, von J. G. Pambo. 477
J. Febronii ICti de statu ecclesiae et legitima Potestate Romani Pontificis liber singularis. Tom. III. 478
Antwort auf die Schwierigkeiten eines Deisten, aus dem Franz. des H. A. F. Roustans. 481
Zusätze eines katholischen Franken zu den Briefen eines Bayern über die Macht der Kirche und des Pabstes. 487
Neue Einleitung in das Studium und die Kenntniß des Neuen Testaments. Erster Theil. Aus dem Englischen des Hrn. Harwoods übersetzt und mit Anmerkungen und eigenen Abhandlungen vermehrt, von J. C. F. Schulz. 2ter und 3ter Theil. 489

2) Rechtsgelahrheit.

J. H. Eberhards Betrachtungen über die Laudemien, besonders in Beziehung auf die kaiserl. Wahlcapitulation. I. und II. Th. 496
G. D. Hoffmanni commentatio de eo quod visitatio judicii cameralis in singularibus coram hoc pendentibus caussis potest et solet. 498
(*C. G. Wagner*) observationes, commentationes, meditationes juris publici. 500
Rechtlicher Catechismus oder fragweis abgefaßte Anweisung zu der gemeinen deutschen bürgerlichen Rechtslehre rc. von J. Heumann von Teutschenbrunn. 501
A. Zeplichal de Iuris Naturalis prudentia Libri tres. 502
Das Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, von D. H. G. Scheidemantel. Dritter Theil. 503
D. A. Hammeri commentatio de jure Principis circa sacra. 510
L'Oiseau de Mauleon merkwürdige Rechtshändel. Aus dem Französischen übersetzt. 511

3) Arz

3) Arzneygelahrheit

C. A. Klockhof opuscula medica omnia. Iterum edidit *I. C. T. Schlegel*. 513
A. de Haen Abhandlung über die Art des Todes der Ertrunkenen, Erhenkten, und Erstickten; Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, von J. Lamboy. 514
D. T. Sydenhams Anweisung zur Cur der mehresten Krankheiten nebst einer Beschreibung derselben. 516
J. Astrucs theoretisch-praktische Abhandlung von den Frauenzimmerkrankheiten. Aus dem Französ. übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von C. F. Otto. 516
D. P. C. Fabricii Sammlung verschiedner medicinischer Responsorum und Sectionsberichte. 516
G. F. H. Brüning Constitutio epidemica Essendiensis anni 1769-70. sistens historiam febris scarlativo-miliaris anginosae, eique adhibitam medelam. 517
C. P. Herwigii Selectus medicamentorum rationalis tam simplicium quam compositorum. 519
C. J. Mellin Pharmacia seculo moderno accommodata. 521
Land-Apotheke, nebst einem Anhang, von den Mitteln, Ertrunkene, Erfrorne, Erhenkte und Erstickte zu retten, von C. J. Mellin. 521
C. H. Schobelts, Beschreibung der Epidemie in der Altmark im Jahr 1772. 523
Herrn Lebret Kunst der Geburtshülfe, nach den Gesetzen der Bewegung und Naturlehre. Aus dem Französischen übersetzt von D. C. F. Held. 527
Der Chursächsische Land-Physikus. Eine medicinisch-physikalische Monatsschrift zum Besten des Landmannes, des Hauswirths, und jeder anderer unmedicinischer Leser, unter der Direktion des *D.* F. A. Weiz veranstaltet. Erstes Jahr. 529
Eben dieses vor das Jahr 1772. Zweyter Jahrgang. 529

4) Schöne Wissenschaften.

Ueber einige Schönheiten der Em. Galotti, an Herrn F. W. Gotter. 529
Spanisches Theater. Aus dem Französischen übersetzt. 530
Beytrag zum spanischen Theater. 532
Des Herrn Abt P. Metastasio dramatische Gedichte, aus dem Italienischen übersetzt. 3. 4. und 5. Band. 532
Moralische und satyrische Versuche. 534

Der Hypochondrist, eine holsteinische Wochenschrift, von Herrn Z. Jeonstrup. 534

Joseph, in acht Gesängen von G. E. S. Henning. 538

J. M. Dreyers, vorzüglichste deutsche Gedichte. 540

Grundsätze der Kritick von H. Home. Zwey Bände. Aus dem Englischen übersetzt von J. N. Meinhard. 542

Sammlung einiger Comödien bestehend in Lust- und Schäferspielen. 542

Dr. Youngs Klagen oder Nachtgedanken, aus dem Englischen übersetzt von J. A. Ebert. Fünfter Band. 543

5) Schöne Künste.

Musik.

Der musikalische Dillettante, eine Wochenschrift. 544

6) Weltweisheit.

Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur. Aus dem Französischen übersetzt, von J. B. Wiezel. I. und II. Theil. 546

Drey Abhandlungen von den physikalischen und moralischen Ursachen des Lachens, von *Des Touches*, *Fontenelle* und *Montesquieu*. Aus dem Französischen. 550

K. H. Frömmichens Briefe philosophischen Inhalts. 552

K. H. Frömmichen über die Lehre des Wahrscheinlichen und den politischen Gebrauch derselben. 554

G. F. Meiers Lehre von den natürlichen gesellschaftlichen Rechten und Pflichten der Menschen. 2. Th. 556

7) Mathematick.

J. E. Silberschlag ausführlichere Abhandlung der Hydrotechnick oder des Wasserbaues. 2ter Theil. 557

K. E. Schillings Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen im Hornung 1771. erfolgten Verstopfung des Weserstroms 2c. 558

M. B. Hederichs Anleitung zu den vornehmsten mathematischen Wissenschaften, durchgesehen und mit Zusätzen vermehret, von D. J. E. Zeiher. 558

J. L. Rostens astronomisches Handbuch. Neue Auflage, herausgegeben von D. G. F. Kordenbusch. 1ter und 2ter Band. 560

Architectura hydraulica, von Hrn. Belidor. Zweyter Theil. 9te, 10te, 11te und 12 Ausgabe. 563

C. *Zumkley* Matheseos Elementaris Principia. 564

A.

A. Roavenhofer deutliche Abhandlung von den Rädern der Wassermühlen und von dem inwendigen Werke der Schneidemühlen. 565
Des Hn. de la Chapelle Abhandlung von den Kegelschnitten, von den andern krummen Linien der Alten und der Cycloide, nebst ihren Anwendungen auf verschiedene Künste. Uebersetzt von J. L. Böckmann. 567
M. J. Bischoffs praktische Abhandlung der Dioptrick. 570

8) Naturl. Naturgesch. Chymie u. Mineral.

Briefe an das schöne Geschlecht über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Natur. Dritter Theil. 573
Mineralogische Abhandlungen von F. A. Cartheuser. 574
Des Hrn. Berghauptmanns von Justi gesammlete chymische Schriften. 575
Beschreibung einer kleinen Luftpumpe, nebst dem dazu gehörigen Zubehör, von M. J. G. Stegmann. 577
Neue Entdeckung des wahren Ursprungs des Cöllnischen Umbers, oder der Cöllnischen Erde, von J. W. C. A. von Hüpsch. 578
D. C. W. Pörner chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. 2ter Theil. 579
D. C. W. Pörner chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. 3ter Theil. 585
Nollet Vorlesungen der durch Versuche bestätigten Naturlehre. Aus dem Französischen 2c. 1ter Th. 586
C. *a Linné* Systema Naturae. 587
J. A. Scopoli dissertationes ad scientiam naturalem pertinentes. Pars I. 587
J. A. Scopoli principia mineralogiae systematicae et practicae exhibentia structuram telluris, systemata mineralogica etc. 588
J. A. Scopoli de Hydrargyro idriensi tentamina physico-chymico-medica, denuo edidit *I. C. T. Schlegel.* 589
Schauplatz der Künste und Handwerker, verfertigt von den Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Mit Anmerkungen versehn von D. G. Schreber. 10ter und 11ter Band. 591
Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmer-Lexikon. Zwey Theile. 592
H. S. Reimarus angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe, mit einem Anhange von der Natur der Pflanzenthiere begleitet durch J. A. H. Reimarus. 593

Neue Einrichtung der Luftpumpe, angegeben und beschrieben von C. Leiste. 594
Cebes Gemaehlde. Aus dem Griechischen. 594
Idyllen aus dem Griechischen des Theocritus. 594
Koluthus Entführung der *Helena*. Aus dem Griechisch. 595
Musaeus Hero und *Leander* A. d. G. 595
Choere aus dem Griechischen Trauerspieldichtern. 595
Idyllen des Theokrit, Bion, Moschus und Koluthus. Aus dem Griechischen von K. A. Küttner. 600
ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΦΟΙΝΙΣΣΑΙ Euripidis Tragoedia Phoenissae cum Scholiis Graecis e Recensione Valkenarii edidit, varietatem lectionis indicemque verborum copiosissimum adjecit *C. G. Schüz*. 603

10) Geschichte, Diplomatick und Erdbeschr.

Apologie de Monsieur le Comte de *Bernstorf*. 604
Litterarische Reise nach Griechenland oder Briefe über die alten und neuern Griechen, nebst einer Vergleichung ihrer Sitten von Herrn Guys. Aus dem Französischen. 1ter und 2ter Theil. 605

11) Erziehungsschriften.

Unterredungen zum Unterricht lehrbegieriger Kinder, von D. F. H. W. Martini. Erstes Bändchen. 608

12) Kriegswissenschaft.

Cugnot Befestigungskunst im Felde, aus einem neuen Gesichtspunkt betrachtet und aus den Urquellen des Krieges abgehandelt. Aus dem Französischen. 610

13) Finanzwissenschaft.

Des Herrn Ludwig von Beausobre allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Politik der Finanz- und Handlungswissenschaft aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen meist das rußische Reich betreffenden Zugaben begleitet von F. U. Albaum. Erster Theil. 612

14) Haushaltungskunst.

J. Mills Versuch von dem Wetter, nebst Anmerkungen über des Schafhirten von Banbury Regeln, wie man von den Veränderungen desselben urtheilen soll. 615
Nachrichten. 617

IX.

Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Fünfter Theil. 1 Alphab. und 3 Bogen Vorrede.

Derselben sechster und letzter Theil. Zürich, bey Orell, Geßner, Fueßlin und Komp. 1773. 21 Bogen und 2 Bogen Vorrede in 8.

Dieses in vieler Absicht vortrefliche Buch, welches den Anfang gemacht hat, den Vortrag der Schriften des neuen Bundes unserer heutigen Denkungsart zu nähern, war zwar bisher den Theologen, aber nicht den unstudirten Christen, denen es eigentlich nützen sollte, vortheilhaft bekannt gewesen. Es mußte erst ein besonderer Umstand hinzukommen, um auch die letztern auf dieses und auf einige andere gute deutsche Werke, die zur Aufklärung der Religion geschrieben sind, aufmerksam zu machen. Ein Mann, der für einen Theil von Europa ein merkwürdiges Phänomen ward, mußte es erst in seinem Gefängnisse lesen und lehrreich finden, ehe man den Werth desselben näher kennen lernte: nun wurde es aber auch mit Ungestümm begehrt, gelesen, nachgedruckt, und so vortreflich gefunden, als wenn seines gleichen nicht in der Welt wäre. Sonderbar genung! Muß denn das Publikum erst erschüttert, muß erst ein Mensch geviertheilt werden, ehe es auf nützliche Schriften aufmerksam werden kann? Und muß es so vom Zufall ab-

abhängen, als es hier wirklich geschehen ist, ob das was zur Aufklärung unsrer Zeitgenossen geschrieben wird, Erfolg habe oder nicht? An manchen andern Orten Deutschlands würde in einem ähnlichen Fall wider den Gebrauch dieses Buchs vielleicht geprediget, geeifert und Ministerial-Erinnerungen dagegen geschrieben worden seyn: denn es giebt noch immer theure Männer, die jedes angezündete Licht eben so wenig leiden können als die Eulen, und es so lange anschreyen, bis es vor ihren und ihrer Mitbürger Augen hinwegegethan wird.

Nun das Buch so allgemein bekannt worden ist, wird es genung seyn, aus diesen letztern Theilen einige merkwürdige Stellen, und besonders die dem Verf. eigene Erklärungen, (der sich nun am Ende der Vorrede zum 6ten Theil genannt hat, und der Prediger Heß in Zürich ist,) auszuzeichnen. Man weis es schon, daß er ganz besonders zum Zweck hat, die nähere Veranlassung der Reden und Thaten Jesu aufzusuchen, die jedesmalige Situation des Lehrers so wol als seiner Zuhörer theils aus wahrscheinlichen Vermuthungen, theils auch durch die Entwickelung der damaligen Umstände, Denkungsart, bürgerlichen und gottesdienstlichen Verfassung ins Licht zu setzen, das alles in die Erzählung der Begebenheiten und in den Vortrag der redenden Personen selbst zu verweben, und dadurch den heutigen Leser gleichsam in einen Zuschauer und Zuhörer Jesu zu verwandeln. Gleich S. 2. 3. hat er die Leser sehr faßlich darauf vorbereitet, den großen Eindruck und die eigentliche Beschaffenheit desselben gehörig zu verstehn, den Jesu Einzug auf das jüdische Volk machte; und der Einzug selbst nebst dessen Umständen ist so erläutert, daß ihn jeder rechtdenkender dem Charakter Jesu und seinem göttlichen Auftrage angemessen finden wird. S. 6.

wo der innern Schicklichkeit der Salbung Jesu durch die Maria erwähnt wird, hätte auch ein Wort gesagt werden können, wiefern sich diese Handlung der Maria mit dem unter den Juden üblichen Wohlstand reimen lasse. S. 29. f. wird die Verfluchung des unfruchtbaren Feigenbaums auf solche Art erläutert, daß die zum Theil unnütze Bedenklichkeiten, welche verschiedene Ausleger dabey gehabt haben, von selbst wegfallen. In der Art, wie Jesus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben S. 34. 35., muß noch etwas gewesen seyn, das die Wechsler und Krämer bewogen hat, sich von ihren gewiß theuer gemietheten Plätzen so geduldig vertreiben zu lassen. Auch die Origkeit, welche so feindselig gesinnet war wider Jesum, und Gelegenheit ihn anzutasten suchte, schwieg zu diesem Eingriffe in die öffentliche Gerechtsame, die kalte Frage S. 45. ausgenommen; brauchte nicht ihre Macht ihn zu verhindern, wie sie Recht dazu zu haben schien, und berief sich auch in der Folge nicht auf diese klagbar scheinende That. Das ist sehr zu verwundern. Was war wohl Ursach dazu? Uebrigens ist es wohl kaum glaublich, daß diese Austreibung, wie der V. meynt, mit der Joh. 2. beschriebenen einerley sey: Zeit und Nebenumstände sind zu sehr verschieden. In der Gegenfrage Jesu S. 48. von der Taufe Johannis scheint uns zugleich seine verdeckte Antwort auf die Frage der Pharisäer zu liegen; und unter den Pharisäern selbst, deren verschiedene Johannis Taufe für göttlich erkannten, mochte wohl über die Beantwortung derselben Uneinigkeit entstanden seyn.

S. 77. f. wird die Verfänglichkeit und Absicht der Frage über den Zinßgroschen und Jesu weise Antwort in ein faßliches Licht gesetzt; so wie auch S. 88. der Beweis Jesu für die Auferstehung der Todten ge-

gen die Sadducäer, dessen beweisende Kraft nicht gleich jedermann in die Augen fällt. Bey der sonst sehr wohl erläuterten Strafrede Jesu an die Pharisäer S. 98. f. möchte man wünschen, daß einige triftige Ursachen, die wirklich in ihrem moralischen Charakter und in dem durch sie genährten und vermehrten Verderben des jüdischen Volks zu finden sind, angezeigt worden wären, wodurch Jesus zu einer so harten Rede, die ihren Haß noch mehr anfeuern mußte, bewogen worden. S. 111. f. wird Matth. 24. und Luc. 21. mit Recht von der Zerstörung Jerusalems verstanden; doch so, daß Jesus das Ende der Welt und seine Wiederkunft zum Gericht damit verbindet, und gleichsam in einen Prospekt zusammenfaßt; weil die Juden sich die Aufhebung ihrer bürgerlichen Verfassung nicht anders als mit dem Ende der Welt zugleich denken konnten.

So gut und simpel auch im 3. Kap. des 9. Buchs S. 142. f. einige der letzten Reden Jesu an seine Jünger gefaßt sind, welche sonst nicht allein von gemeinen Christen, sondern auch von sogenannten Theologen unrichtig verstanden werden; so kann doch der Recensent nicht allem durchaus Beyfall geben, wie es der Verf. auch wohl von niemand erwarten wird. Für ihn insbesondere weiset er nur auf einige Beyspiele hin. Die gegebene Erklärung des Geistes der Wahrheit kann wohl, ohne den Ausdrücken Jesu zu nahe zu treten, nicht statt finden. Die Vorstellung von der Stiftung des heil. Abendmahls S. 183. f. scheint nicht simpel genung, noch mit sich selbst bestehend zu seyn. Ueberhaupt aber sollte das System des Verf., so fern er Ausleger ist, nirgends durchscheinen, noch sich mit einmischen: dem Ausleger ist es nur um den gradesten und richtigsten Sinn der Schriftworte zu thun, und er muß es dem Leser überlassen,

wenn er ganz unpartheyisch seyn will, was für ein theoretisches System er sich daraus bilden will. Diese Anmerkung mag von allen ähnlichen Stellen im Buche gelten. — S. 196. wird die simple Art sehr gefallen, wie Jesu Worte erklärt werden, die so oft gemißhandelt worden: So oft ich euch gesagt habe — — wer aber nicht hat: verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwerd Luc. 22, 35. 36.

Im darauf folgenden 4. Kap. ist der Sinn der letzten Reden Jesu Joh. 15 - 17., deren Gesichtspunkt von so vielen verrückt und deren Ausdrücke von andern zum Beweise dogmatischer Lehrsätze oft so unrichtig gedeutet worden, natürlich dargelegt, und nach den damaligen Umständen, nach dem auf die Jünger gerichteten Zwecke Jesu, und nach ihrer Fassung, überhaupt sehr gut gefaßt worden: und mancher ungelehrte Christ, der nach den gewöhnlichen Uebersetzungen und Erklärungen nichts bey diesen Reden Jesu zu denken gewohnt war, wird sie nun nicht ohne Erleuchtung und Rührung lesen können; zu welchem Ende die Stellen S. 199. f. 201. f. 211. f. 217. und beynahe das ganze letzte Gebet Jesu ausgezeichnet zu werden verdienen. Einzelne Stellen giebt es freylich auch darunter, wo der Sinn ganz, selbst wider den Buchstaben verfehlt zu seyn scheint. Dahin rechne ich nach meiner Einsicht des Verf. Erklärung von Joh. 15, 26. und 16, 7 - 11. auf der 206. und 209. Seite. Ferner, wenn der Verf. S. 221. die Worte Jesu Joh. 17, 10. „und ich bin in ihnen verklärt„ (welche sich auf die V. 9. erwähnte Jünger beziehen,) mit den vorhergehenden im 10 V. (welche doch für sich allein eine Parenthese ausmachen,) verbindet und so übersetzt: „wie denn alles was du hattest, auch mein, und was ich habe, dein ist — ein Geschenk, das ich mir zur Ehre anrechne!„ dann stimmt auch S. 223. die Uebersetzung von Joh. 17, 19. gar nicht mit den Worten Jesu über-

ein: ich heilige mich selbst für sie, auf daß rc. kann wohl nie heissen: ich lasse mich gleichsam erst zu deinem Dienste einweihen, damit auch sie u. s. w.

Zu der ungewöhnlichen tiefen Traurigkeit und Angst, welche Jesum im Garten überfiel, werden S. 231. f. viel wahr scheinende Ursachen angegeben; und nicht blos die Vorstellung der bevorstehenden körperlichen Leiden, sondern vornemlich das bittere Gefühl der Kränkung aller Unschuld und Gerechtigkeit an seiner Person, die Bekümmerniß über die Undankbarkeit seines Volks und über seine vergebliche Liebe und Arbeit zu ihrem Besten, die mitleidige Betrübniß über das Unglück, das sie sich dadurch zuziehen würden u. s. w. dahin gerechnet: das alles aber könnte wohl Wehmuth und zärtliches Trauren aber nicht Angst und Bangigkeit, welche den ganzen Körper erschüttert, hervorbringen. Ueberdem scheinen theils die Worte Jesu blos eine Rücksicht auf persönliche Ursachen anzudeuten, theils würde ein solcher Kummer, der nur aus solchen moralischen Ueberlegungen entsteht, durch die Aussicht auf den großen, moralischen Nutzen, der aus seinen Leiden entspringen würde, und durch die Gewißheit der Belohnung und des göttlichen Wohlgefallens, wo nicht überwogen doch sehr gemildert worden seyn. Indessen klingt dies alles immer natürlicher und wahrscheinlicher, als wenn man annimmt, daß das Gefühl fremder Schuld und des Zornes Gottes gegen fremde Uebertretungen solche Angst und Bangigkeit veranlaßt habe: denn wie ein schuldloser sich doch schuldig fühlen und sich darüber bis auf den Tod ängstigen könne, ist ganz unbegreiflich; und zur bloßen Grimaße ist der Auftritt zu ernsthaft, der Charakter Jesu zu wahr, und die ganze Situation zu feyerlich.

Da ich noch aus dem 6. Theile etwas anführen möchte, muß ich das übrige vorbeygehen. Es wird aber niemand gereuen, das Verhör Jesu vor dem hohen Rath und vor dem Pilatus, welche von S. 256. an in den folgenden Kapiteln nach allen Umständen erläutert sind, aufmerksam durchzugehn. Das Verfahren der Oberpriester, ihre Kunstgriffe, ihre Staatsgründe, ihre Sorgfalt etwas triftiges wider Jesum zu finden; (vermuthlich auch deswegen, weil sie die Akten des Verhörs dem Pilatus vorlegen mußten, wenn er Jesum als einen Verbrecher verurtheilen sollte,) und das genaue Rechtsverfahren dieses Römers sind sehr wohl auseinander gesetzt.

In 6. Th. B. 11. Kap. 1. 2. macht der Verf. verschiedene sehr treffende Anmerkungen, um den nachtheiligen Eindruck ins Licht zu setzen, den die Kreuzigung und die übrige schimpfliche Behandlung Jesu auf den größten Theil der Jüdischen Zuschauer gemacht haben müsse: Anmerkungen, welche aus genauer Kenntniß des menschlichen Herzens und der Nationaldenkungsart dieses Volkes geschöpft sind. — Ueber die Leiden Jesu, als ein Werk Gottes betrachtet, erwarteten wir nach der feyerlichen Art, womit der Verf. S. 27. davon redet, etwas mehr: er bleibt zu sehr bey allgemeinen Gedanken stehen, oder schränkt sich blos auf die nachfolgende Auferstehung Jesu ein, welches nach Maasgabe der Schrift die Sache nicht zu erschöpfen scheint. — Daß der wohlgesinnte Missethäter am Kreutz von Jesu und seinen Thaten zuvor schon gehöret, oder wohl gar seine Reden vernommen habe S. 55. f. ist wahrscheinlich: unwahrscheinlicher kömmt uns die Art vor, wie er zum Glauben an Jesum gekommen seyn soll; daß er nemlich das nichtige und eitle eines irdischen Meßias einzusehen angefangen u. s. w. Zeit und Umstände waren solchen langen und kalt-

blütigen Ueberlegungen nicht günstig: vorhergehende Ueberzeugungen, das Gefühl der Schmerzen, der Wunsch, es dort wenigstens besser zu haben, scheinen das stärkste Triebwerk zum Glauben an Jesum bey ihm gewesen zu seyn. — Uebrigens werden die Umstände des Leidens Jesu so natürlich und rührend dargestellt, daß sie auf die Empfindungen des aufmerksamen Lesers wirksamer seyn müssen, als alle die declamatorische Vorstellungen, welche nur allzugewöhnlich davon gemacht werden. — S. 94. ist eine vortrefliche Anmerkung über Jesu Nachsicht und Duldung bey Erwähnung seiner heimlichen Jünger des Joseph und Nicodemus: „Jesus, heißt es, hätte der„gleichen gute Menschen nicht gezwungen, sich öffent„lich für ihn zu erklären. Er gieng so schonend mit „ihnen um, daß er sich nie auf sie als seine Jünger „berief, oder sie aufforderte, vor dem Rath ihre „wahre Meynung von ihm heraus zu sagen; er wollte „ihnen eine Verlegenheit ersparen u. s. w.„ Die neuen Eiferer, die sich seine Jünger nennen, wissen nichts von dieser sanften Geduld mit den Schwachen, und würden den Lehrer recht von Herzen anfahren, der diesem Beyspiele seines Meisters nachahmen wollte. S. 103. f. wird die Gemüthsstellung, welche die Jünger gegen Jesum hatten, und die Art des Glaubens und der Hochachtung, die sie noch nach seinem Tode behielten, sehr richtig angegeben: und überhaupt kann man von dem Verf. lernen, wie Jesu Zeitgenossen von ihm gedacht haben, und worinn ihr Glaube oder Unglaube eigentlich bestanden habe, den man fast immer nach unsern jetzigen Begriffen zu messen pflegt.

Im zwölften und letzten Buche wird die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu erzählt. Diese Erzählung hebt der Verf. S. 125. f. mit einer Betrachtung an, worinn er andeutet, daß diese letzten Bege-

benheiten Jesu wären als das Ziel und der Aufschluß aller seiner vorherigen und aller über ihn verkündigten Weissagungen anzusehn; ein Gedanke, der einer nähern Prüfung wohl werth ist. Auch verspricht er in einer besondern Schrift: vom Reiche Gottes, denselben mehr zu entwickeln. Die verschiedenen Erscheinungen des Erstandenen, welche die Evangelisten erzählen, werden vornemlich nach dem West geordnet und sehr gut auseinander gesetzt. S. 151. wird die Ursach, warum sich Jesus die vierzig Tage nach seiner Auferstehung nicht immer in der Gesellschaft seiner Jünger befunden, ganz wahrscheinlich darinn gesetzt, daß er sie nach und nach von seinen sichtbaren Umgange habe entwöhnen wollen. S. 166. f. wird zum Grunde, warum Jesus nicht seinen Feinden erschienen, angegeben: weil er theils nur irdische Erwartungen oder einen unmoralischen Glauben dadurch erzeugt; theils durch seinen bald erfolgten Abschied von der Erde doch das Vorurtheil oder Vorgeben bestärkt haben würde, daß alles nur ein Blendwerk gewesen sey. S. 229. f. wird sehr richtig angemerkt; daß Jesu Erscheinungen nach seiner Auferstehung nichts blendendes und auf die Phantasie wirkendes an sich gehabt; aber desto mehr das Herz getroffen, und den Jüngern in so verschiedenen und besondern Situationen wiederfahren, daß ihre Sinne nicht allein, sondern auch ihr Verstand, Nachdenken und Ueberlegung von der Wahrheit, daß er erstanden sey, haben gewiß werden müssen. S. 238. f. verdient es auch nachgelesen zu werden, was für Eindruck das Gerücht von Jesu Auferstehung auf das Volk zu Jerusalem könne gemacht haben.

Von S. 259. an sind die Zusätze und Verbesserungen der vier ersten Theile beygefügt, welche bey der zweyten Auflage gemacht worden sind, die unter dem Titel

Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. Zürich, 1773. bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. in drey Bänden in 8.

erschienen ist. Sie bestehen theils aus hinzugekommenen historischen Erläuterungen und nähern Bestimmungen, welche als Anmerkungen unter den Text gesetzt worden; theils in Veränderungen und Zusätzen, welche in den Vortrag selbst eingeschaltet worden, und Beweise von des Verf. fortdaurendem Bestreben sind, seinem Werke immer mehr zweckmäßige Vollkommenheit zu geben. Einige mögen zur Probe dienen. S. 56. 59. des ersten Theils verändert der Verf. seine Meynung von Jesu Auffenthalt in der Einsamkeit dahin, daß er sich da zu seinem wichtigen Beruf durch Ueberlegung, Nachdenken und Gebet habe bereiten wollen; welches auch zweckmäßiger ist, als wenn er blos die Absicht gehabt hätte, sich an die Entbehrung des gesellschaftlichen Lebens und der Vortheile desselben zu gewöhnen. Auch die Versuchungen Satans werden zugleich in mehrerer Beziehung auf die Messiaswürde vorstellig gemacht; und S. 65. wird durch eine eingeschaltete Veränderung das lehrreiche, das diese Versuchungen für uns haben, genauer bestimmt. S. 89. u. f. wird einiges in der Unterredung Jesu mit dem Nicodemus anders, und wie es mir scheint, natürlicher und der Lage und dem Zusammenhange gemäßer erklärt. — Im 2. Th. S. 16. rechtfertiget es der Verf. in einer Anmerkung ganz gut, was er von Petro und Johanne gesagt hatte: aus ihrem Charakter sehe man, wie fähig sie waren, in dem Umgange mit Jesu die Stärke des Geistes und die moralische Größe anzunehmen, die man in der Folge an ihren Thaten und Schriften wahrnimmt. S. 55.

entwickelt er die Ursachen mehr, welche Johannes den Täufer bewogen haben, die öffentliche Anfrage an Jesum ergehen zu lassen, ob er der Meßias sey; S. 58. setzt er die Veranlassung richtiger ins Licht, wodurch Jesus auf das, was er vom Johannes sagte, geleitet worden; und zu S. 60. zeigt er in einer Anmerkung, worinn der Vorzug Johannis vor den Propheten des A. B. bestanden. S. 217. f. ist eine ausführliche Erklärung des Ausspruchs Jesu Joh. 6, 53. f.: werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes u. s. w. welche noch in einer beygefügten Anmerkung bestätiget wird. Der Recensent muß aber gestehen, daß sie ihm weder mit andern Schriftstellen übereinzustimmen, noch die Kraft der von Jesu gewählten Ausdrücke zu erschöpfen scheint. Es dünkt ihm unnatürlich zu seyn, den Gedanken; nach meinem Tode werdet ihr mich erst für den Meßias erkennen lernen: so auszudrücken; ihr müsset mein Fleisch essen, und mein Blut trinken, wenn ihr das ewige Leben haben wollet.

Im 3. Th. S. 118. will es der Verf. von dem Recens. desselben Theils in dieser Bibl. gern erklärt haben, worinn das erkünstelte liegen möge, das in der Umschreibung der Stelle Joh. 10, 34. seiner Meynung nach befindlich seyn soll: Uns dünkt, des Verf. Umschreibung habe zu viel Beziehung auf ein gewisses System, das er sich von der Person Jesu gemacht hat: es mag nun wahr oder falsch seyn, so haben doch wohl schwerlich die damaligen Juden unter eben den Bestimmungen von der Person des Meßias gedacht; und haben sie das nicht, so konnten sie sich auch nicht darauf einlassen, wenn Jesus in seiner Unterredung sie grade auf dieses hätte führen wollen. Es scheint also, seine Unterredung mit ihnen müsse einen anders bestimmten Gesichtspunkt gehabt haben, als der Verf.

hier

hier angiebt. — Zu S. 82. des 4 Th. wird sehr richtig noch angemerkt, wie verschieden der Zweck der Erziehung, welche Jesus seinen Jüngern gab, von dem, den Johannes der Täufer sich vorsetzte, gewesen sey. Dieser wollte aus seinen Schülern fromme Juden machen; Jesus aber die seinigen nach und nach über das äussere Judenthum erheben. — Die Vorrede, die vor diesen beyden Theilen befindlich ist, handelt die Frage sehr lehrreich ab, wie man die Evangelien lesen müsse; und verdient von Lesern der Bibel mit Ernst erwogen zu werden. Die Gedanken, welche der Verf. darinn von der Beschaffenheit und eigentlichen Errichtung des Reiches Gottes durch Jesum äussert, wird er wohl in seiner versprochenen Abhandlung ausführlicher entwickeln; da denn erst das Ganze mit Richtigkeit wird beurtheilet werden können.

Hz.

X.

Catholicon ou Dictionnaire universel de la Langue Françoise. Catholicon oder Französisch-deutsches Universal-Wörterbuch, der französischen Sprache. Hamburg, 1771. bey Isaac Estienne und Sohn, und in Leipzig in Commißion bey C. G. Hilscher, gr. (der Buchstabe A. begreift 3 Alph. 16 Bogen, der Buchstabe C. 4 Alph. 7 B.)

Wir zeigen zwar dies für die Litteratur ungemein wichtige Werk des Hrn. Hofrath Schmidlin nicht zuerst an, (darinn sind uns längst andere Journale, deutsche und französische

zu-

zuvorgekommen, die insgesamt den Werth dieses so vollständigen Repertorium über die französische Sprache erkannt, und den Verf. zur baldigen Vollendung seines nützlichen Werks ermuntert haben) weil, wie schon mehrmalen erinnert worden, Plan und Absicht unserer Bibliothek, nicht dahin gehen können, jedes neue Produkt deutscher Gelehrten, gleich bey seiner Erscheinung bekannt zu machen. Auch ist dies längstens in der ersten Bekanntmachung, in dem Prospectus des ganzen Werks geschehen. Aber ob der Verf. in den bereits edirten Theilen seines angefangenen Werks, seinen Plan erreicht habe, dies will der Freund unserer Litteratur, mancher Subscribent, wissen, der diese und jene Zweifel über die Nutzbarkeit des Werks nicht selbst haben kann, der manchen Vorwurf, den er hie und dort von kritischen Elstern, über Flecken im Detail, z. E. über die große Vollständigkeit der Naturhistorischen Artickel hört, aber selbst zu prüfen, nicht Zeit, Gelegenheit oder Lust hat, dies will der Liebhaber der französischen Litteratur wissen, der an dem Scheidewege wankt, ob er nach wie vor die Gallicismen, und Terminologien ignoriren können, die ihm *Roux* und des Dictionnaire des deux Nations nicht erklären, oder ob er sich lieber dies Catholicon anschaffen soll.

Allerdings verdient der Hr. V. den lauten Dank seiner Zeitgenossen, die aus französischen Schriftstellern mehr als etwa witzige Einfälle eines Vaudeville, oder die romantischen Avanturen zweyer Liebenden lernen wollen, und sein Catholicon die Ehre, ein deutsches claßisches Werk über diese Sprache zu heissen. Er hat (dies können wir mit fester Ueberzeugung versichern) nicht nur ein Werk geliefert, das Leser französischer scientifischer Schriften längst gewünscht, aber bisher vergeblich gewünscht haben, sondern auch ein solches

Werk

Werk geliefert, das bey der größten Vollständigkeit, und Brauchbarkeit, Geschmack, und seltene Kenntnissen beyder Sprachen verbindet. Er hat bey seinem Werke, die besten Quellen und sichersten Führer genutzt, deren die französische Nation eine größere Anzahl, als vielleicht alle andere europäischen Völker zusammen aufzeigen kann. Aus diesen Werken, die ihres hohen Preises, ihrer voluminösen Größe halben wenige Privatpersonen brauchen konnten, hat der Hr. V. alles wichtige, brauchbare, und deutschen Lesern zur richtigen Kenntniß der französischen Sprache nothwendige concentrirt, und mit eigenen Anmerkungen vermehrt, und Liebhaber können durch seine patriotische Bemühung um einen billigen Preis (drey Thaler Hamb. Curant, oder 1. Species-Ducaten und ein Gülden Conventions-Münze, für jeden Band von 4. bis 5 Alphabeth, ist doch gewiß ein äusserst billiger Preis) ein Werk haben, daß sie vorher aus Frankreich, in zahlreichen Folianten zerstreut, mit ungeheuren Kosten verschreiben mußten und mit allen Kosten doch nicht so vollständig und so bequem eingerichtet haben konnten. Bereits seit vierzehn Jahren hat der Hr. V. über das Werk reflektirt, und Recherchen gemacht; ein Zeitaufwand, den die wenigsten Schriftsteller ihren Werken geben können. Dies und der immerwache Conquerantengeist des Verf. allenthalben für sein Werk Beute zu machen, hat ihn in den Stand gesetzt, seiner Nation einen so vollständigen Sprachschatz zu schaffen, den unsere Nachbaren, wie in Schweden 1772. durch einen Schluß der Reichsstände beliebt worden, in ihren Sprachen nachahmen und excerpiren. Nun kann der deutsche Leser, der so oft ungetröstet von den gewöhnlichen Wörterbüchern, bey Nachsuchung eigenthümlicher Wörter der Wissenschaften, Künste und Manufakturen zurück kam, wird

er

er nicht vorsetzlich aus den unreinen Pfützen unserer alten deutschfranzösischen Wörterbücher statt der Quellen schöpfen, juristische Abhandlungen, Parlamentsarrette, Ordonnanzen aus Canzleyen, oder Bücher, sie mögen die Sprache des Ackerbaus, der Manufakturisten, der Seefahrer oder der Handwerker reden, lesen, verstehen und übersetzen.

Zur Grundlage, dieses mit so vieler Mühe, und Genauigkeit gesammleten Buchs, dient, so viel wir nach einer genauern Vergleichung mit den großen Sammlungen über die französische Sprache befunden haben, das sogenannte Dictionnaire de Trevoux. Aber es ist auch blos nur Grundlage, so sehr hat Hr. S. den Plan verändert, und dies bereits sehr vollständige Werk, mit Zusätzen mancher Art, aus den neuesten und besten Werken über die französische Sprache, dem Grand vocabulaire françois, und dem Dictionnaire des arts et des metiers ansehnlich vermehrt. Wir schlagen zur Probe auf und finden S. 48. unter andern folgende Worte, die sich nicht in dem genannten großen Werke finden. Camoiser, weißgerben. Camon wahrlich! Camose künstlich ausgegraben. Campaniérot ein Knabe, der sich im Glockenläuten übet. Campau der obere Theil des Hauses einer Schildkrote. Campenart ein Glockenthurm. Campié ein Feldhüter. Caneviere, ein Ort wo viel Hampf wächst. Caneyne ein Rohrsumpf. Ferner hat Hr. S. die Menge historischer und geographischer Artickel, die in den großen Werken über die französische Sprache gemeiniglich so weitläuftig, und viel sind, um ein großes vermindert, es sey denn, daß sie zur Erläuterungen gewisser Redensarten, Idiotismen, und Sprüchwörter dienten. Dafür aber hat das Werk andere wesentlichere Vortheile erhalten. Er hat im Deutschen jede Bedeutung eines französischen Worts mit

der

der größten Präcision ausgedruckt, und immer wie es die Sache erfordert, den wahren, figürlichen, edeln und unedeln Namen, so sorgfältig in unserer Sprache aufgesucht, daß wir auch die Arbeit des Verfassers, in Berichtigung und Untersuchung der deutschen Sprache, worinn er so wenig Vorarbeit fand, sehr empfehlen müssen. Alle verschiedenen Bedeutungen eines Worts hat der V. sorgfältig in Classen, und Unterabtheilungen, mit veränderter Schrift abdrucken lassen, so daß man gleich übersehen kann, was ein Wort, ursprünglich oder eigenthümlich, bey Künstlern, oder Gelehrten, im gemeinen Leben oder in der Sprache des Pöbels bezeichne. Dabey ist jede besondere Bedeutung und der syntaktische Gebrauch eines Worts mit treffenden Beyspielen erläutert. Manchen einzelnen Worten sind Nominaldefinitionen beygefügt, nachdem der Verf. voraussetzen konnte, daß sie nicht allen Lesern gehörig bekannt waren. Ueberdem hat Hr. S. nach dem Beyspiele des grand vocabulaire françois, die wahren Bedeutungen eines jeden Worts in Vergleichung mit seinen Synonymen genau bestimmt verglichen, und aus den besten Werken über die französische Sprache mit eigenen Berichtigungen, wo es nöthig war, eingeschaltet. Wir haben auch durchs ganze Werk, so viele grammatische Anmerkungen über den syntaktischen Gebrauch, der Nenn- Zeit- und Bindewörter gefunden, daß die Besitzer dieses Catholicons, manche vorher ihnen nothwendige grammatische Werke entbehren, wenigstens nicht so oft befragen dürfen, weil die alphabetische Stellung der Wörter, bey vorkommenden Fällen, das Nachschlagen ungemein erleichtert. Dies sind die wichtigsten Vorzüge des Catholikons, die noch kein deutsches Lexicon lebender Sprachen, selbst über unsere Muttersprache noch nicht, vereiniget hat. Damit wir aber unser Lob rechtfertigen,

tigen, und unſern Leſern, die etwa den Plan, und die darinn mitgetheilten Proben von der Einrichtung des Werks nicht geſehen haben, eine Ueberſicht des Ganzen verſchaffen, wollen wir einen Artickel zur Probe in extenſo abſchreiben.

Charge, S. F. eine Laſt. cette charge eſt bien lourde, dieſe Laſt iſt überaus ſchwer. cette colonne ſupporte toute la charge, auf dieſer Seule ruht die ganze Laſt. une bête de charge, ein Laſtthier.

charge oder Laſt bedeutet auch eine Ladung, d. i. ſo viel als ein Menſch, Pferd, Eſel, Schiff ꝛc. auf einmal trägt oder tragen kann. la charge d'un mulet, die Laſt eines Maulthiers. ôtez-lui ſa charge, nehmt ihm ſeine Laſt ab. la charge de ce vaiſſeau eſt de trois cens tonneaux, die Ladung dieſes Schiffs iſt 300 Tonnen. faites venir une charge de charbon, laßt eine Ladung (ein Fuder, einen Wagen voll, oder Karren voll) Kohlen kommen.

Der Pöbel nennt une charge de bois einen Buckel voll Schläge.

Figürlich nennt man charge oder Laſt allerley läſtigen Aufwand, Ausgaben und beſchwerliche Pflichten und Umſtände; wie auch die Perſon oder Sache, die uns zu ſolchem Aufwand, Ausgaben und beſchwerlichen Umſtänden nöthigen. il a bien des charges à ſoutenir, er hat in allerley Betracht eine große Laſt auf dem Hals, z. E. einen weitläuftigen und koſtbaren Hausſtand, oder ſchwere Abgaben an die Obrigkeit, oder beſchwerliche Amtspflichten und Geſchäfte u. d. g. être à charge à quelcun, einem zur Laſt ſeyn; einem überläſtig oder beſchwerlich ſeyn; einem Unkoſten, oder Unruhe und Beſchwerlichkeit verurſachen. les enfans de ſon frère ſont à ſa charge, er hat ſeines Bruders Kinder zu ernähren,

oder zu erziehen; seines Bruders Kinder kosten ihm viel zu unterhalten. je ne veux pas vous être à charge, ich will Ihnen nicht beschwerlich seyn. cette veuve a six enfans à sa charge, diese Wittwe hat 6 Kinder auf dem Halse. il est à la charge de ses amis, er ist seinen Freunden zur Last. il y a bien des charges à cette terre, es sind viele onera und Abgaben mit dem Besitze dieses Landguts verknüpft; dieses Land ist mit vielen Abgaben beschwert. ce bien rapporte mille écus annuellement, toutes charges déductes, dieses Gut trägt, nach Abzug aller Abgaben an die Herrschaft, jährlich 1000 Thaler ein. être exempt de charges, von Auflagen und Abgaben befreyt seyn. mettre de nouvelles charges, neue Auflagen machen.

Man sagt sprichwortsweise und figürlich: il faut prendre le bénéfice avec les charges, oder les bénéfices ont leurs charges comme leurs profits, wer die Einkünfte eines Amts geniessen will, muß sich auch die Beschwerlichkeiten desselben gefallen lassen.

un bénéfice à charge d'ames, ein Kirchenamt mit einer Seelensorge.

charge heißt auch ein Amt oder Dienst mit einer ordentlichen Bestallung. il vient d'acheter une charge de Président, er hat eine Präsidentenstelle gekauft. la charge de Conseiller que vous exercez, das Amt eines Raths, das Sie bekleiden. depuis que je suis entré en charge, seitdem ich mein Amt angetreten habe; seitdem ich in Bedienung getreten bin; il fait bien sa charge, er versieht (oder verwaltet) sein Amt wohl. il s'est demis de sa charge, er hat sein Amt aufgegeben (oder niedergelegt.) c'est le devoir de ma charge, meine Amtspflicht erfodert dieses; ich bin Amtshalber dazu verbunden.

Man sagt niedrig und Sprichwortsweise: une charge est le chaussepied du mariage, d. i. wer ein gutes Amt hat, bekommt leicht eine Frau.

Zuweilen bedeutet charge eine Commission, einen Auftrag, einen Befehl, eine Vollmacht u. d. g. elle a charge de vous payer, sie hat Commission, (den Auftrag oder auch den Befehl) euch zu bezahlen. j'ai charge de faire cela, es ist mir aufgetragen worden, dieses zu thun; ich hab Ordre (oder Vollmacht) dazu. un Procureur ne peut rien faire sans charge, ein Sachwalter kann ohne Vollmacht nichts thun. † donner charge à quelcun (besser, charger qlc.) de faire quelque chose, einem eine Commission auftragen.

être *en* la charge de quelcun, unter jemands Aufsicht oder Verwahrung seyn. ces meubles sont en la charge de la maitresse du logis, die Hauswirthin hat diese Möbeln zur Verwahrung bekommen; man hat der Hauswirthin diese Möbeln aufzuheben gegeben.

femme de charge, eine Haushälterin oder Ausgeberin in einem vornehmen Hause. portez ce linge à la femme de charge, gebt dieses Weißzeug an die Haushälterin ab.

[Kriegswes.] la charge, die Ladung, das Lademaas; d. i. die zu einem Schuß erfoderliche Quantität Pulver und Bley. il n'y avoit dans son fusil qu' une charge de pistolet, seine Flinte war nicht schärfer geladen als eine Pistole. charge de canon, die Stückladung. charges à bandoulières, Ladungen am Bandelierriemen, d. i. Pulverladungen in hölzernen, ledernen oder blechernen kleinen Büchsen, womit, ehe die Pulverflaschen und Patrontaschen eingeführt wurden, die Bandelierriemen hinten und vorne bespickt waren. charge de mine, eine Minenladung in der Minenkammer, entweder mit nebeneinander ge-

„stellten Fässern voll Pulver, oder mit übereinander geleg„ten gefüllten Pulversäcken, oder auch mit einem auf einer „Bettung von Bohlen und ledigen Sandsäcken liegenden „Pulverhaufen, in dessen Mitte eine Pulverwurst einge„stossen wird.„

la charge bedeutet auch das Losgehen auf den Feind, und der Angriff, welchen zwey Corps oder zwo Armeen gegen einander thun. Man sehe charger. le regiment arriva au moment qu'on sonnoit la charge, eben als man zum Angriff oder zum Treffen blies, kam das Regiment an. les Grenadiers soutinrent une furieuse charge, die Grenadiers hielten einen wütenden Angriff aus. l'aile gauche retourna trois fois à la charge, der linke Flügel that noch drey Angriffe hintereinander; (gieng noch zu drey verschiedenen malen auf den Feind los; setzte noch dreymal an; rückte noch dreymal zum Treffen vor; that noch 3 Anfälle.)

Daher sagt man auch im gemeinen Leben und figürlich: revenir oder retourner à la charge, einen neuen Versuch thun; ein Gesuch, das schon einmal oder mehrmals abgewiesen worden ist, oder worauf man noch keinen Bescheid bekommen hat, wiederholen. il retourna trois fois à la charge pour demander une Compagnie de Cavalerie, er ließ sich nicht abweisen, sondern meldete sich noch zu drey verschiedenen malen um eine Rittermeisterstelle.

[„Bauk.„] „charge de plancher, das Mauerwerk, wel„ches auf der Grundlage eines Fußbodens den Zwischen„raum der Balken oder Bretter ausfüllt, um darauf ein „Estrich, oder ein Pflaster von viereckigen Steinen zu le„gen. charge de mur, das Mauerwerk oder die Aus„maurung einer Wand, d. i. die zwischen den aus verbun„denem Zimmerholz bestehenden Fächern einer Wand, zur „Ausfüllung derselben, eingemauerten Steine. payer les „charges d'un mur, seinen Nachbar, in Ansehung der von „ihm geleisteten Ausmaurung einer gemeinschaftlichen Zwi„schenwand für die Hälfte schadlos halten.

[„Eisenhämmer und hohe Oefen„] „charge, die Ladung „des Ofens, d. i. diejenige, nach Körben ausgemessene, „Quantität Kohlen und Zuschlag (oder Flüsse, Kalksteine, „Mergel u. d. g.) welche auf einmal in den Ofen gewor„fen wird.

[„Becker„] „mettre une charge au four, den Ofen be„holzen.

[„Hydraulik.„] „charge, die Wasserlast, d. i. die ganze „Kraft und Wirkung einer Masse Wassers, in so fern sel„bige in Rücksicht auf ihre Basis und Höhe betrachtet wird, „und in einem Behälter oder in einem Canal unter einer „Röhrenleitung eingeschlossen ist.„

[„Jurist.„] charge foncière, eine klebende Gülde oder „Rente, die, noch ausser dem Grundzinse (cens, pag. 160.) „von einem liegenden Grunde zu bezahlen ist, wenn man „ihn veräussert hat. charges annuelles, jährliche Abga„ben; Zinsen, Renten, Pensionen u. d. gl. welche alle „Jahr ausgezahlt werden müssen. charges d'un testament, „die onerösen Verbindlichkeiten, die ein Testator seinen Er„ben und Legatarien auferlegt. charges du mariage „oder charges de la communauté entre les conjoints, „die onerösen rechtlichen Folgen aus der Gemeinschaft der „Güter zwischen Eheleuten, z. E. die Unterhaltung des „Hausstands, die Ernährung und Erziehung der Kinder, „die Bezahlung der Schulden, die, vor oder während der „Ehe, von einem der Ehgatten gemacht worden sind, u. d. g. „charges de police, gewisse oneröse Pflichten, die zur Po„licey und guten Ordnung in einer Stadt gehören, und „daher für jeden Einwohner derselben verbindlich sind, z. E. „daß ein jeder vor seinem Haus die Gasse kehren lasse, daß „man in gewissen Städten das sogenannte Dreckkar„rengeld bezahle, u. s. w. ist eine charge de police. char„ges publiques, öffentliche Auflagen, die Bedürfnisse des „Staats davon zu bestreiten, z. E. Steuer, Kopfgeld ꝛc. „oder auch personelle Prästationen.

Figürlich, und gemeiniglich im plurali, bedeutet charge die Beweise und Anzeigungen (indicia) gegen einen Peinlichbeklagten. on a examiné les charges, man hat die indicia, die ihn graviren, untersucht. il y a beaucoup de charges contre l'accusé, der Beklagte hat viele indicia wider sich. l'ac-

 cusé

cusé n'a pas voulu prendre droit par les charges, der Beklagte hat sich nicht wollen nach den indiciis das Recht sprechen lassen. informer à charge et à décharge, sowol diejenigen Zeugen, die wider den Beschuldigten, als auch die, welche zu seinem Vortheil aussagen, ins Verhör nehmen oder abhören.

[„Huffschmidt. Pferdearzt.„] charge, ein Pflaster oder Umschlag, so den Pferden, die geschellt oder gedrückt worden „sind, aufgelegt wird.„

[„Gärtner.„] „charge, eine Tragknospe; ein Tragknopf; „eine Knospe, welche Blüthe in sich hält.„]

[„Falkenir.„] „charge, der Stoß eines Falken oder Habichts.„

[„Handl.„] „charge heißt ein französisches Kornmaas, welches insonderheit in der Provence gebräuchlich ist, und „ungefähr 300. Pfund schwer Korn hält. Zu Marseille „hält 1. charge 7968. pariser Cubikzoll, wird einem pariser septier gleich gehalten, zu 243. Pfund Markgewicht „geschätzt, und in 4 Emines, jede Emine aber in 8 Sivadières eingetheilt. 51 dortige charges geben 100 „Venezianische stari. Zu Toulon hält eine charge 24145 „pariser Cubikzoll, oder 3 septiers, jeden von $1\frac{1}{2}$ mines, „von welchen 3 einen pariser septier ausmachen. Man „pflegt auch wohl 40 charges auf eine Last zu rechnen. „In Bretagne machen 10 charges, jede von 4 boisseaux, „eine pipe von 600 Pfund Getraide. Auf der Insel „Candia hält eine charge 8048 pariser Cubikzoll; zu St. „Gilles 3674, zu Tarascone 2881.„

[„Kalchbrenner.„] charge, ein Steinsatz, eine Steinschicht, „d. i. eine Lage Kalchsteine zwischen zwo Lagen Kohlen „(oder zwischen zween Kohlensätzen, charbonnées.„

[„Mahler und Dichter.] charge, das Chargirte oder auf eine burleske Art Uebertriebene im Ausdruck der Lineamenten eines Bildnisses, oder auch einer Schilderung in Versen und Prose; die Carikatur. la prose et la poésie ont leurs charges comme la peinture.

[„Wapenk.„] „charge, die verschiedenen Nebenstücke, womit ein Wapenschild besetzt oder behängt wird.„

à la charge. adv. mit dem Beding; mit der angehängten Bedingung; unter Vorbehalt. Es folgt

ent-

entweder que oder de darauf. je passerai chez vous, à la charge que vous viendrez dîner avec moi, ich will zu Ihnen in Ihr Haus kommen, (vulgo ich will bey Ihnen versprechen,) aber mit der Bedingung, daß Sie hernach mit mir nach Hause gehn und diesen Mittag mit mir vorlieb nehmen. Je lui ai promis d'être de la partie, à la charge, que vous en seriez aussi, ich hab ihm versprochen, Gesellschaft mitzumachen, (z. E. bey einer angestellten Lustfarth oder Promenade, Jagdlust, Ausritt u. d. g.) mit der Bedingung, daß Sie auch dabey seyn sollten. à la charge, d'autant, auf Wiedervergelten; vulgo, ich werde mich zu revangiren wissen.

Anmerk. I. Relativischer Unterschied zwischen charge, fardeau und faix. Alle drey Wörter bedeuten eine Last. Aber charge ist eigentlich die Ladung oder diejenige Last, die man tragen soll, oder tragen kann. Hieher gehört das Sprichwort: la charge d'un baudet n'est pas celle d'un elephant, (wörtlich; ein Esel kann nicht so viel tragen als ein Elephant, d. i.) man muß Jedem seine Last nach seinen Kräften abmessen; man muß keinem mehr auflegen, als er tragen kann. Fardeau ist eigentlich die Bürde, d. i. die Last, in so fern man sie wirklich trägt. So sagt man z. E. im eigentlichen Sinne von einer Schwangern, die ihrer Entbindung nahe ist: elle sera bientôt délivrée de son fardeau. Und so kann man auch z. E. im figürlichen Sinne sagen: c'est risquer sa place, que de se décharger totalement du fardeau des affaires sur son subalterne, ein Beamter, der die ganze Last der Geschäfte auf die Schultern seines Subalterns schiebt, setzt sich der Gefahr aus, seinen Dienst zu verlieren (oder abgesetzt zu werden.) Beym Worte faix gedenkt man sich, noch ausser der Idee der Last, einen

beschwerlichen Eindruck, den die Last oder Ladung auf die Person oder Sache, die sie trägt, zu machen pflegt; eine beugende, drückende, niederdrückende Last; daher sagt man plier sous le faix, sich unter der Last biegen. Succomber sous le faix, unter der Last erliegen.

„Man sagt: la *charge* est forte. le *fardeau* est lourd. le *faix* accable.

„Anmerk. II. Unterschied zwischen charge d'un navire und fret. *charge* heißt die Schiffsladung, in Rücksicht auf die Größe und Stärke des Schiffs, welches sie einnimmt. *Fret* oder Fracht aber heißt die Schiffsladung in Rücksicht auf den Schiffer, dem man sie zu verführen anvertraut. Von Ladungen, die zu Lande verführt werden, sagt man nicht fret, sondern charge, welches aber im Deutschen gleichfalls durch das Wort Fracht ausgedrückt wird.„

Wer die Wörter Canal, Canon, Cap, Caractere, Carte, Cas, Camp, Campagne, Chartre, Chasse, Chaud, Chez, Chetif, Cheval, Coin &c. nachzuschlagen Lust hat, wird eben die Genauigkeit, Richtigkeit und Vollständigkeit der angeführten Probe bemerken.

Aber hören wir hier und da laut und leise sagen, ist das Werk nicht zu weitläuftig, da es im Ganzen acht Quartbände betragen soll, da drey Buchstaben A. C. und E. allein 12 Alphabethe einnehmen. Freylich wol, wenn wir es nach dem gewöhnlichen Maasstabe unserer bisherigen deutschfranzösischen Wörterbücher messen, und in diesen Gedanken, die Alphabethe multipliciren, die wir noch zu hoffen haben. Allein ist es möglich, ein Repertorium über eine so ausgebreitete Sprache, über alle sichtbare und unsichtbare Gegenstände in derselben, aus weitläuftigen Werken concentrirt, in Taschenformat zu zwingen, und beste-

hen

hen nicht immer dergleichen universelle Werke aus Reihen von Foliobänden? Wir glauben indeß, daß der Hr. V. der Brauchbarkeit seines Werkes unbeschadet, manche Artickel hätte weglassen, oder abkürzen können. Freylich ist es ein sehr ungewöhnlicher Tadel bey einem Buche, die Vollständigkeit zu rügen, aber nach der Absicht des Werks, da dies Catholicon kein Reallexicon werden sollte, und viele eigentlich ausser dem natürlichen Plan des Verfassers liegende Artickel, das Werk gewiß für viele Leser ohne Recht vergrößern. Der Verf. kann sich zwar mit dem Beyspiele seiner meisten Vorgänger schützen, er kann die mit so vieler Gelehrsamkeit, Sorgfalt und Richtigkeit ausgearbeitete Artickel der Naturhistorie, die Liebhabern derselben, ob sie gleich nur ein Theil aller Leser dieses Werks sind, gewiß schätzbar seyn müssen, dadurch entschuldigen, daß man hier die in so vielen Systemen und Werken zerstreuete Klassen und Geschlechter, der Zoologie, Ornithologie, und Botanick an einem Ort in alphabetischer Ordnung zusammen hat, er kann sich freylich darauf berufen, daß er sie absichtlich in seinen Plan aufgenommen habe; doch wird der strenge Kunstrichter immer mehr Gründe für seine Meynung haben, daß dergleichen Artickel nicht eigentlich zu den Erfordernissen eines Catholicons gehören. Daher möchten wir dem Verfasser gerathen haben, bey dem Entwurfe seines Plans folgende Artickel sparsamer, wie hier geschehen, zu registriren. Die Namen nemlich aus der alten Geschichte, Mythologie und Litteratur, wie Calchas, Camoëns, Campanella, Campeche, Canope, Casius, Caracal, Carneades, Cimon etc. in so fern sie in der französischen Aussprache unverändert bleiben. Ferner manche Worte aus fremden Sprachen, die zwar häufig bey französischen Scribenten, bey Meldung der bezeichneten

neten Sachen vorkommen, mit nichten aber, in dieser Sprache aufgenommen sind. Es muß freylich einem Leser ungemein vergnügen, auch hier so viel fremde Namen unerwartet, erklärt zu finden. Doch gewöhnlich wird er, ehe er auch diese verborgne Kraft des Catholicons erfahren hat, ähnliche Wörter, wie Calza, der ital. Name des Ritterordens vom Stiefel, Coxa, der Name einer Ostindischen Münze; Cornados eine kleine Spanische Scheidemünze; Cornac, der Name eines Elephantenführers in Indien; Coro eine Abgabe an den König von Spanien, aus den amerikanischen Bergwerken und andere die hie und da mit unterlaufen, in einem Reallexico nachschlagen. Dem allen ungeachtet, und was der Kritikus, sonst wohl wider die Aufnahme solcher und anderer exoterischer Wörter sagen könnte, werden gewiß die meisten Leser dem Verf. diese Mühe sehr verdanken, gesetzt, er hätte auch mehrere aufgenommen und erklärt, als hier geschehen. Ob aber die ausgearbeiteten Artickel aus der Naturhistorie gleichen allgemeinen Beyfall finden sollten, zweifeln wir vielmehr. Sie haben gewiß dem Verf. sehr viele Zeit und Recherchen gekostet, er hat dabey die besten Naturforscher und ihre Claßificationen genutzt, und nicht nur ihre charakteristischen Benennungen nach dem Linneischen System, sondern auch die lateinischen, französischen und deutschen Namen aller unter dem Hauptgeschlecht begriffenen Arten und Gattungen angegeben, wie die sehr ausführlichen Seitenlangen Artickel Canard, Cachalot, Caille, Cane, Canelle, Chene, Corneille und mehrere, die wir nicht alle abschreiben mögen, ergeben. Aber ob sie hier der Leser verlangt, ob sie hier in ihrem rechten Lichte stehen, ob sie nicht das Werk um einige entbehrliche Alphabete vergrößern, diese Frage können wir bey allem Lobe, das wir dem Verf.

Verf. über die glückliche Ausführung seines Plans, über die mannichfache Nutzbarkeit, die er seinem Werke zu geben gewußt hat, und selbst über die geschickte Ausarbeitung dieser naturhistorischen Artickel, gern, und willig beylegen, doch nicht zu seinem Vortheil entscheiden.

Wir müssen zuletzt noch einer Erinnerung gedenken, die neulich dem Verf. im 4. Bande der physikalischen ökonomischen Bibliothek des Hrn. Prof. Beckmann gemacht worden, weil andere Kunstrichter leicht, in Ermangelung anderer Einwendungen, dem Verfasser unverdiente Vorwürfe machen könnten. Es empfiehlt nemlich in erwähnter Bibl. der Recensent einer französischen ökonomischen Schrift, des Traité des betes à laines, ou methode d'élever et de gouverner les troupeaux aux champs et à la Bergerie — Par Mr. Carlier. A Paris. 1770. 2. Vol. gr. 4. dies Werk zur Erklärung der verschiedenen Kunstwörter, und Provinzialnamen, die in Frankreich bey der Schäferey vorkommen, zu benützen. Und es ist uns angenehm, daß wir nach Vergleichung beyder Werke, dem Verf. sicher die Anschaffung eines kostbaren Werks widerrathen können, dadurch er doch seinem Buche so geringe Vorzüge geben kann, und daß wir dem Publikum einen neuen Beweis von der großen Vollständigkeit dieses Wörterbuchs geben können. Alle beym Carlier angemerkten, und bey der französischen Schäferey und Wollenmanufakturen üblichen Terminologien, haben wir nicht allein richtig erklärt, sondern auch insgesamt im Catholicon, folgende ausgenommen, angemerkt befunden. Als: Antenois, bey unserm V. allein in der Bedeutung einer jährigen Ziege, heißt auch ein Lamm von 15 - 18. Monaten, bis ins zweyte Jahr. Araignée, eine Krankheit der Schaafe am Kopf. Calabre, ein Schaaf

Schaaf das seine Zähne verlohren hat. Canin, der Name einer kleinen Art Hämmel in Auvergne. Croton, ein Abfall der Wolle, die schlechteste Wolle. Auslassungen dieser Art kann auch der strengste Tadel, ohne ungerecht zu scheinen, dem Verfasser nicht anrechnen. Wir können frey unter tausend Lesern des Catholicons, 990. auffordern, ob sie die Bedeutung dieser Worte in ihrer Muttersprache wissen, oder je die deutschen Namen dieser Sachen gehöret haben, wenn sie gleich zuverläßig, in deutschen Provinzen, wo die Schaafsucht stark getrieben wird, ihre eigene Namen haben. Wer Lust hat, mag den Geutebruck hiebey nachschlagen.

Et.

XI.

Sammlung kleiner Hallerischer Schriften. Bern, Emanuel Haller, 1772. 8. I. Theil, 348 S. II. Theil, 360 S. III. Th. 373 S.

Da diese hier gesammlete Schriften meistens schon bekannt sind, so wird es genug seyn, nur anzuzeigen, was es für welche sind, die man hie findet, und von einigen was mehr zu sagen.

Der I. B. fängt mit 6 Vorreden an. Zur Prüfung der Secte, die an allem zweifelt, zu Büffons Naturgeschichte, den Götting. gel. Zeit. der Sammlung neuer Reisen, den Werlhofischen Gedichten, und der französischen Uebersetzung der Hallerischen. In ihnen ist meist ein gewisser Gegenstand ausgeführt, z. E. vom Nutzen der Hypothese; der Bildung der Thiere u. s. w. Ein Aufsatz von den Vortheilen der Demuth, (stand in der 1. und 2. Aufl. der Gedichte) von

von den Nachtheilen des Witzes 1734. (Damals sonderte man immer noch den Witz sehr vom Verstande ab, und manche Dichter, die sich den ersten vorzüglich zuschrieben, scheuten alle ernsthafte Beschäftigungen des letztern. In dieser Bedeutung des Wortes Witz, sagt dieser Aufsatz viel Wahrheiten. Jetzo sieht man wohl allgemeiner ein, daß beyde Vollkommenheiten der Seele nicht so weit zu trennen sind, selbst der Hr. v. H. wäre mit weniger Witze, in seiner Wissenschaft nicht so groß geworden.) Auszüge aus dem trankebarischen Mißionsberichte, für die bibliothèque raisonnée, Beurtheilung der Clarissa. Briefwechsel mit dem Hr. v. Maupertuis, über Hr. de la Mettrie. Zuschrift eines Bibeldrucks.

II. Band. Von den empfindlichen und reitzbaren Theilen des menschl. Körpers. Aus den Comment. soc. R. sc. Gott. Tom. II. Akten über das neuerrichtete Waisenhaus in Bern, von 1755. bis 1757. Die Einrichtung ist vom Hr. v. H. Rede bey der ersten öffentlichen Zusammenkunft der Göttingischen K. Soc. d. W. 1751. Verzeichniß der in Helvetien wild wachsenden Bäume und Stauden. Giebt zwar die Namen der Pflanzen im botanischen Lateine, fügt aber Benennungen und andere Nachrichten deutsch bey, wo der Hr. v. H. Wörter die der Sprache abgehen, erfindet. Die deutsche Sprache sagt er, hat zu den Wissenschaften das besondere Geschicke, daß sie neue und dennoch verständliche und nachdrückliche Wörter zu gebähren fähig ist. (Durch die Ableitung und Zusammenfügung wie die Griechische. Der Mathematicus Simon Stevin hat das schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, von seiner Mundart des Deutschen, der flamischen, ausgeführt.) Wie Hr. v. H. einen sumpfigen Grund verbessert hat, wo er sich von 1758. bis 1764. aufgehal-

halten. Ueber die Futterkräuter der Neuern. (Steht in den Comment. Novis Soc. R. sc. Gott. T. I.)

III. Band. Beschreibung der Salzwerke im Amte Arlen, worüber der Hr. v. H. die Aufsicht gehabt hat. Der Anfang ist zu Bern 1765. gedruckt, das Ende aus den Mem. de l'Ac. des Sc. 1764. übersetzt. Zuerst die umständliche und für die physische Geographie sehr lehrreiche Beschreibung der Quellen. Man braucht Leckhäuser (Gradirhäuser) die bekannt sind. Starker Wind weht einen Thau von Sohle vor sich hin und bestreut damit die Gänge um das Gradirhaus. In Deutschland, zieht dieser Thau, dem man nicht so sehr wehet, unterschiedene gesalzene Kräuter, die Salicornia, das Triglochin. Hie thut er dergleichen nichts, verursacht aber doch einen sehr beträchtlichen Verlust. Diesem vorzukommen werden in Bevieux des Nachts die Pumpen abgehenkt, in Arlen aber müssen die Gradirer wechselsweise das Leckhaus durchgehen und wo der Wind anwächst, wie um den Fall der Nacht sehr gewöhnlich ist, die Zapfen zuschließen. Die Oefnungen der Hähne und Rinnen enger zu machen, damit kleinere Tropfen auf die Dornen fallen, die sich mehr verbreiten, das würde in Arlen nicht angehen, wo der Topfstein ohnedem die Röhren und Geschirre der Sohlen gar geschwind anfüllt. Die Dornen müssen deswegen in acht Jahren geändert werden. Der Weißdorn (Mespilus Spinosa foliis glabris serratis retusis, trifictis) wächst zwar am Fuße der Alpen in großer Menge, doch merkt man schon, daß er seltner wird, und um den achten Theil theurer muß bezahlt werden. Hr. v. H. bemerkt doch nach allen Verbesserungen an den Gradirhäusern wichtige Fehler. Sie sind kostbar. Das zu Arlen war 1260 Fuß lang und sollte 3000 Centner Salz jährlich liefern. Es hat

16000

16000 Thlr. gekostet. Die Pumpen erschüttern sie beständig, und es sind viel Ausbesserungen nöthig. Auch, zumal noch neu dem Umsturze ausgesetzt. Man setzt sie gerade dem Stosse des Nord oder Ostwindes entgegen, in der Meynung er helfe gradiren, die Dornensäule fängt ihn wie ein Seegel auf. Man sucht sie durch Strebbalken zu befestigen. Wegen des Siedens, erinnert der Hr. v. H. zu heftiges Feuer zerstöre das Wohlriechende des Salzes, und treibe auch einen guten Theil der Säure weg, die einzig die Ursache ist, warum das Kochsalz den Menschen dient. Man hat in Arlen den Qualm der siedenden Sohle in blauem Papier aufgefangen und ausgedrückt, es gab einen dunkelbraunen Saft wie aufgelößte Galläpfel, der brandicht und unangenehm, fast wie Bergharz roch und schmeckte ohngefehr wie die letzte schmierigte Lauge der Sohle darinne das Mittelsalz übrig ist. Durchgeseigt änderte er sich wenig. Im Löschpapier blieb eine feine, schwarze, gesalzene, brandichte Erde zurücke, das Durchgeseigte abgedünstet, ließ ein braunes, gesalzenes, flüchtig riechendes säuerliches Geschmier zurück. Es ward verkalcht, aufgelößt, ausgelaugt, durchgeseiht, und bis zum Häutchen ausgedünstet. So zeigten sich Kochcrystalle, die noch nicht weiß waren, und in einer flüchtig und brandig riechenden bergharzigten und auf Vitriol sich ziehende Gallerte eingemischt waren. Nochmals verkalcht, wird das Geschmier weißer, und die Krystalle schiessen auch weisser an. Ein geübter Chymist, Hr. Otto Wilh. Struve hat diese Versuche auf des Hn. v. H. Ansuchen angestellt. Also geht mit dem Dunste, aus der siedenden Sohle ein flüchtiges Wesen, etwas vitriolisches und endlich wahres Kochsalz weg, ohne die allzuflüchtige Säure zu rechnen, die schwer aufzufangen ist. Auch wird Salz, das

bey

bey allzuheftigem Feuer gesotten ist, weichlicht, schmelzt von der Feuchtigkeit und ist zum Erhalten des Fleisches, zumal der Fische untüchtig. Zu Bevieux bekömmt man schönes Salz durch eine Arbeit die 96. bis 120 Stunden anhält, das Wasser siedet aber nur 10 Stunden lang, die übrige Zeit dünstet es bey einer gelinden Wärme ab. Es bleibt aber eine dicke Lauge übrig, worinne das minder flüchtige Mittelsalz, oder in der Kühle zu Eiß gerinnende Salz, ein Theil der nicht genugsam mit der Säure geschwängerten laugenhaften Erde, und auch noch etwas Gips ist. (So viel sich der Recensent ohngefehr von 20 Jahre her erinnert, waren in Kösen bey Naumburg, von dem Bergrathe Hr. Borlach, ähnliche Einrichtungen zu langsamen Absieden des Salzes gemacht, die auch sehr schönes weißes Salz gaben, und ebenfalls die Lauge zurück liessen, aus der im Kühlen ein Mittelsalz anschießt, das den medicinischen Gebrauch des sogenannten englischen Salzes haben kann.) Der Ofen ist geviert, unten hat er einen eisernen Rost, wo zwischen den Stangen die Asche durchfällt. Die Stangen bogen sich sonst leicht, bis Hr. Knecht den glücklichen Einfall hatte, sie nicht mehr fest einzumauern, sondern nur blos aufzulegen; nemlich, das Eisen dehnt sich vom Feuer aus, wenn es nun an den Enden fest sitzt, so kann es sich nicht anders verlängern, als daß es sich wölbt; wenn es aber frey ist, dehnt es sich nach seiner Länge aus. Das Salz zu trocknen, wie in Deutschland, hat man noch nicht angefangen, obgleich der Hr. v. H. darauf drang. Eigen ist dem Hr. v. H. das Verfahren, Salz, nur durch Ausdünstung ohne Gradiren und Feuer zu erhalten. Von Marmor der in Arlen gemein ist, ließ er einen Kasten $24\frac{1}{2}$ F. lang 14 breit verfertigen, (die Tiefe fehlt) bey Nacht und Regenwetter bedeckte ihn

ein

ein leichtes und bewegliches Dach, das man gegen Norden zu schieben konnte, damit es die Sonnstrählen zurückwarf und so nach die Hitze verstärkte. So bildet sich das Salz an der Sonne, freylich viel langsamer als am Feuer, nach 14, 20; manchmal 30 Tagen, es sind kleine Salzkrystalle, die eine Borke auf der Oberfläche des Wassers machen, und nach und nach zu Boden fallen. Das am Feuer macht eine hohle Pyramide, ist von durchsichtiger Weisse, und ohne Gebrauch, es wird leicht naß, das an der Sonne bereitete, ist von vollkommenen und vollen Würfeln zusammengesetzt, weiß, undurchsichtig, sehr hart, schwerer, trocken, hat keinen Hang zur Feuchtigkeit, ist von Natur mit einem Violengeruche versehen, und das abgetriebene saure Wesen ist viel stärker. Es ist gar vortreflich die Käse einzusalzen, welche Verrichtung ein überaus trocknes Salz erfodert. Mit dem Geiste davon, hat der berühmte Scheidekünstler Hr. Spielmann, vier Theile Laugensalz gesättigt, nur drey, mit Geiste aus Salze das am Feuer gesotten worden. Auch erlangt man von gleich viel Sohle, viel mehr Salz an der Sonne, als durch Gradiren und Feuer. Das Verfahren des Hrn. v. H., welches er umständlicher beschreibt, verdient allerdings Aufmerksamkeit, und wo es angeht, Nachahmung.

Der zweyte Aufsatz dieses Bandes ist die Beschreibung einer epidemischen Krankheit zu Bern, aus den Mem. der Pariser Ac. des sc. 1763. III. Vorrede zur Geschichte der helvetischen Pflanzen, 1768. IIII. Anmerkungen über Hr. Guettards Vergleichung zwischen Canada und Helvetien aus Nov. Com. Gott. Tom. II. V. Ueber einen zu Roche herrschenden Wind. Eben daraus T. I. VI. Auszug aus Hr. Dittons Erweise der Wahrheit der christl. Religion; aus der ungedruckten französ. Urkunde übersetzt.

Hr. v. H. fügt folgende Erinnerung bey: „Aus wahrer Dankbarkeit lasse ich diese Arbeit meiner Jugend abdrucken. Es sind vierzig Jahr, daß ein längst in der Ewigkeit belohnter Freund mir rieth, im Ditton die Ueberzeugung der Wahrheiten der christlichen Religion zu suchen. Ich fand sie in solcher Stärke, daß ich zu meinem eignen Gebrauche, und zur bequemen Wiederhohlung des Beweises, diesen Auszug zwar auf französisch, für mich schrieb, der nunmehr übersetzt worden ist, und gesegnet wird die geringe Arbeit mir scheinen, wenn nur ein einziger Mensch, die Kraft der Gründe so lebhaft fühlt, als ich sie gefühlt habe.„ Einige wenige eigne Gedanken, hat der Hr. v. H. hie und da Dittons Sätze beygefügt. VII. Auszug aus Egedes Werke von Grönland und der dortigen Mißion. VIII. Auszug aus Hr. Bonnets Traité d'Insectologie. IX. Auszug aus Hr. Hollmanns Logick und Metaphysick. Diese aus der biblioth. raisonnée. Besonders im letzten dieser Auszüge hat Hr. v. H. unterschiedene eigene Gedanken, ausführlich eingeschaltet. Er glaubt, die Chineser seyn durch ihre wunderliche Sprache verhindert worden, sich in den Wissenschaften hervorzuthun, da es ihnen an Geiste der Erfindung, Aufmerksamkeit, Scharfsinnigkeit, nicht fehlt, und sie noch dazu ein unermeßliches Volk ausmachen, das gleichen Gesetzen, und einer gleichen Sprache unterworfen ist, und bey dem die Wissenschaften mehr geehrt werden, als bey allen andern Völkern. Mit alle dem, haben sie es nirgends weit gebracht, als in der Sittenlehre, die die Wissenschaft des Herzens ist, und die die Araber, die Perser und die ältesten Morgenländer, ohne Buchdruckerey, und oft ohne Bücher, eben so hoch als die Chineser getrieben haben. Daß jede Nation in ihrer Sprache schreibt, findet Hr. v. H. für die Gelehrten

sehr

sehr unbequem. (Das ist wahr, aber ausserdem, daß wenigstens abendländische Sprachen, wenn man sie blos lernen will, Bücher von Wissenschaften in ihnen zu lesen, nicht so gar ungeheure Schwierigkeit haben, so ist es allemal besser, Nationen aufzuklären, als für die Bequemlichkeit der Gelehrten zu sorgen.) X) Ein bisher ungedrucktes Schreiben an den Hrn. Regierungspräsidenten, Freyh. von Gemmingen, über die Vergleichung zwischen Hagedorns und Hallers Gedichten. Der Hr. von Hagedorn ist in eben dem Jahre mit dem Hrn. von H. aber sechs Monate früher gebohren. Beyde wurden sorgfältig erzogen. Hr. v. H. aufs strengste zur Arbeitsamkeit und Ordnung angehalten, Homer war sein Roman im zwölften Jahre. Er ward zum Waisen wie der Hr. v. Hagedorn, und noch härter, weil er sich selbst völlig überlassen ward. Er schrieb unzählig viel Verse von allen Arten, ehe er funfzehnjährig ward, bald ahmte er Brockson, bald Lohenstein, bald andere niedersächsische Dichter so nach, daß er nichts dem Muster nachschriebe, und doch ihm ähnlich seyn wollte. An einem glücklichen Tage 1729. verbrannte er, alle seine unzählbaren Verse, Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte, und was es alles war. Sich selbst ließ er keine Spuren davon über, nur sagt er, habe er nicht alles vertilgt, was es verdiente. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich einige beybehaltene ab, und gab sie zwanzig Jahr hernach einen Verleger, ohne des Hrn. v. H. Vorwissen und zu desselben größtem Verdrusse. Lange hernach sagt er, und jetzt mehr als jemals; war mein Geschmack, besser als meine poetischen Kräfte, ich sah jenseits allen was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war; ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich nie herunterließ, wie ein Adler in der

obern Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die an Harmonie, Mahlerey, Ausdrucke, nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat. Die Reise nach Engelland, hatte auf den Hrn. von Haller, wie auf den Hrn. von Hagedorn, den Einfluß, daß sie fühlten, man könne in wenig Wörtern weit mehr sagen, als man in Deutschland bisher gesagt hatte, daß sie sahen, philosophische Begriffe und Anmerkungen liessen sich reimen, und nach einer Stärke strebten, dazu sie noch keine Urbilder gehabt hatten. (Waren um diese Zeit englische Dichter noch nicht in Deutschland bekannt? Jetzo braucht es wohl, das Angeführte zu lernen, keine Reise nach Engelland. Uebrigens ist nicht abzusehen, warum der Hr. von H. Opitzen gar nicht nennt, der gewiß schon philosophische Begriffe und Anmerkungen gereimt, und stark ausgedrückt hat.) Ein Freund unternahm 1731. eine kleine Sammlung von des Hrn. v. H. Gedichten drucken zu lassen, der Hr. v. H. besorgte gleichwol diesen Abdruck, ließ vieles weg und verbesserte unterschiedenes. Er nahm an dem deutschen Dichterkriege so wenig Antheil, als der Hr. v. Hagedorn, dieser aber ward von den sogenannten Gottschedianern noch verschont, (In den kritischen Beyträgen sind seine Fabeln mit Stoppens seinen in Vergleichung gesetzt, und die letzten in manchen Stücken vorgezogen worden.) den Hr. v. H. als einen Schweitzern mißhandelt, Gottsched, Schönaich, Mylius u. a. in die Wette, worüber er noch jetzo Empfindlichkeit bezeigt. (Wenn es dem Hrn. v. H. der Mühe werth schien, das Tintenfäßlein u. a. solche jetzt völlig vergessene Dinge hie zu nennen, so hätte die Gerechtigkeit gegen Leipzig erfodert, auch zu erwähnen, daß Bodmer, Breitinger, und Er, daselbst auch eifrige Vertheydiger hatten, und Er, Nachahmer, die frey-

freylich oft nicht allzugeschickt waren, und ohne Zweifel Gottscheds kritischen Eifer mehr entflammten als des Hrn. v. H. eigne Gedichte. Daß G. den noch wenig bekannten Versuch schweizerischer Gedichte, seinen Zuhörern angepriesen hat, kann man aus Hrn. Hofr. Kästners Lebensbeschreibung sehen.) Dem Reime blieb der Hr. v. H. treu, wie der Hr. v. Hagedorn. Ihm kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht, und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beybehalten, und richtige Füsse von langen und wirklich kurzen Sylben abwechseln lassen, wie Hr. Uz und v. Kleist gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondäus, und die einsylbigten Wörter sind zu häufig. Selbst der neue Schwung der Sprache, der in den hexametrischen Versuchen herrscht, deucht dem Hrn. v. Hagedorn eine Neuerung, und dem Hrn. v. H. kam er oft verworren und gezwungen vor. Er verkennt Klopstocks Verdienste nicht. Er suchte Kl. von Langensalze und aus dem Weissischen Hause in das seinige zu ziehen. Im Lehrgedichte glaubt der Hr. v. H., haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt, einen überaus deutlichen Vorzug. Das ineinander Flechten der hexametrischen Verse, das man gewiß bis auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung, und im Affekte ganz gut, aber der nüchterne Philosoph, spricht feyerlicher, in einem in sich selbst vollkommnem Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt. Von der Unähnlichkeit zwischen beyder Dichter Werken, giebt der Hr. von H. als einen Grund, ihre Lebensart an. Der Hr. v. Hagedorn, trank ein Glas Wein, und genoß

der freundschaftlichen Freuden des Lebens; der Hr. v. H. entsagte dem Weine, im neunzehnten Jahre, ohne sich an Horazens Fluch zu kehren. Es schien ihm erträglicher, keine zur Nachwelt kommende Verse zu machen, als einem beständigen Kopfweh unterworfen zu seyn. Solchemnach, entzog er sich lustigen Gesellschaften, und suchte sein Vergnügen bey einem stillen Theetische, oder bey Büchern. Hieraus entstund ein großer Unterschied im ganzen Tone ihrer Poesie. Der Hr. von Hagedorn, sang in Deutschland die ersten Lieder von Wein und Liebe, die man den Franzosen an die Seite setzen durfte. Sein verliebter Bauerkerl, gefiel dem Hrn. v. H. über alles, und wie viel munterer würde noch das Gemählde seyn, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freyheit und Ueberfluß den Landmann belebt. Aber die Frölichkeit und die Kenntniß der Welt, breitet über alle, auch über die Lehrgedichte des Hrn. v. Hagedorn, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrift. Mit Popen hat er eine große Aehnlichkeit in der Auspolirung der Verse. Dem Hrn. v. H. blieb dagegen nichts als die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperamente ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung, und am meisten noch, der Erkänntlichkeit mit einer Lebhaftigkeit an, dabey ihm die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Diese Empfindsamkeit, gab seinen Gedichten einen schwermüthigen Ernst. Die Kenntniß der Sprachen gab dem Herrn v. Hagedorn einen Vorzug. In des Hr. v. H. Vaterlande ist selbst die Mundart der Gelehrten unrein, und da ihm seine Arbeiten nicht zuliessen, Zeit auf die Muttersprache zu wenden, so blieb ihm immer eine Armuth im Ausdrucke, die er selbst

fühl-

fühlte, wenn er sich mit Günthers Leichtigkeit verglich. Manchen Gedanken, lohnete ihm der Zwang der Sprache, manchen drückte er mit Verluste der Reinigkeit und der Leichtigkeit des Schwunges aus. (Und diese Mängel, wurden von Leuten nachgeahmt, die nur darinn dem Hrn. v. H. ähnlich seyn konnten, und wenn Gottsched das tadelte, so hieß es: Er wolle nur fliessende gut deutsche Verse haben. Dem Recensenten fällt hiebey ein damaliges Wortspiel eines seiner Freunde ein: Die Hallerianer sagte derselbe, haben die Sprache sehr in ihrer Gewalt, denn sie mißhandeln dieselbige wie sie wollen.) Die Berufsarbeiten des Hr. v. H. zogen ihn bald zu andern Geschäften als Verse. Vielleicht, meynt er, komme von der Gewohnheit in weniger Zeit viel Arbeit zu thun, das allzugedrungene Wesen her, das man hin und wieder an seinen Versen getadelt hat (die Verse die herausgekommen sind, ehe die Universität Göttingen gestiftet war, sind gewiß so stark und vielleicht oft noch stärker gedrungen als die spätern. Dem Recensenten hat es gegentheils immer geschienen, eben weil der Hr. v. H. selbst als Dichter viel zu denken gewohnt gewesen, habe er seine übrigen Arbeiten mit desto glücklichern Eifer verrichtet.) Seit 1746. findet der Hr. v. H. kaum vier neue Seiten in seinen Gedichten. Darüber, daß er Werke der Natur gemahlt, und daß man dieses nicht könne, wie er irgendwo gelesen hat, erklärt er sich so: Die Poesie mahlt, was kein Pinsel mahlen kann, Eigenschaften anderer Sinne neben dem Gesichte, Verbindungen mit sittlichen Verhältnissen, die nur der Dichter fühlt. Die größte Unähnlichkeit zwischen sich und dem Hrn. v. Hagedorn findet er, in den Schilderungen vergnügter Leidenschaften. Auch er, hat mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt, und sich, in sehr jungen Jahren zwar, eini-

einige Ausdrücke dieser Empfindungen erlaubt. Es war aber keine Belustigung für ihn, sondern das ernsthafteste Geschäft seines Herzens. Die lächelnde Freude hat er nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand, und so angenehm zu mahlen wußte. Jetzt, da ihn das Alter ernsthafter gemacht, sieht er nicht mehr als ein Nachtheil an, daß er das Vergnügen freundschaftlicher Empfindungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gemahlt hat. Hagedorn hat sich nie von dem Wohlstande entfernt, den die Ehrerbietung gegen die Tugend fodert, auch von Gott, würdig und empfindsam gesprochen.

Aber, da eine fröhliche Secte von Dichtern, die seit Hagedorns Tode entstanden ist, alle ernsthafte Dichterey verdringen will, mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerinn wird, so sieht der Hr. v. H. lieber, daß er dazu nicht gehört. Er glaubt, es sey nicht dienlich, Menschen die zu ernstlichen Arbeiten bestimmt, und doch schon von Natur dazu nicht übermäßig geneigt sind, noch mit reitzenden Poesien, die ächte Glückseligkeit nur in Wein, Buhlschaften und Lustbarkeiten zu schildern, und sogar diejenigen zu verfolgen, die noch einigen Ernst bey der Poesie beybehalten, und dieselbe zu ihrer großen Bestimmung zur Aufmuntrung zurückführen wolle, am Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten. Das XI. Stück dieses Bandes und das letzte der ganzen Sammlung, enthält einen französischen Briefwechsel mit dem Hrn. v. Voltaire, zu dessen Ausgabe der Hr. v. H. in den Questions Encyclopediques, wie er sagt, auf eine unangenehme Art aufgefodert worden. Er betrift die Herrn Lereche und Grasset, gegen welche Hr. v. H. nicht so hatte handeln wollen, wie Hr. v. V. es verlangt. Der vierte und letzte Brief vom V. ist gleich-

wol

wol ganz freundschaftlich, und so auch die Antwort darauf, die nicht zu finden gewesen ist.

XII.

Novi Commentarii Societatis regiae Goettingensis. Tom. III. ad Annum 1772. 4to. 1773. Göttingen und Gotha, bey Dietrich, 42 Bogen. 9 Kupferbl.

Die Vorrede giebt, ausser dem gewöhnlichen Inhalt, die Anzeige, was die K. Societät von ihren auswärtigen Mitgliedern zu erhalten wünschet, oder was eigentlich in das Feld der Wissenschaften gehört, mit dessen Bearbeitung sie sich beschäftiget. Diese Anzeige bezieht sich besonders auch auf die von der K. Societät herauszugebenden deutschen Schriften. Die hier vorkommenden Abhandlungen sind nun der Ordnung nach folgende. Zum physischen und mathematischen Fache. 1. Hallers dritte Abhandlung von den empfindlichen und reitzbaren Theilen des menschlichen Körpers. Es ist die dritte Abhandlung in Beziehung auf diejenigen Zwo, welche ehemals bey der Königlichen Societät vorgelesen worden. Die darüber seit zwanzig Jahren entstandene Streitigkeiten sind bekannt genug. H. nimmt nun eine nochmalige Durchmusterung vor, um das was bey allen diesen Streitigkeiten unangefochten, oder wenigstens unumgestossen geblieben, besonders heraus zu nehmen. Darüber urtheilt er nun freylich selbst, jedoch, sagt er, nicht mit der eiteln Ruhmbegierde, die eine Schwachheit jüngerer Jahre mag gewesen seyn, sondern als ein am Rande des Grabes stehender Greis, dem Lob und Tadel immer gleichgültiger wer-

den, und der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre anfängt als ein Nichts zu empfinden. Die Zeit wird es wohl bald lehren, ob nun hiemit alle Zweifel gehoben sind. 2. Hn. Vogels Versuch die wahre Verhältnis zwischen den Bestandtheilen des Salarmoniacs zu bestimmen. Der sehr ungleiche Erfolg, der von den berühmtsten Scheidekünstlern hierüber vorgenommenen Untersuchungen wird hier historisch angeführt und beurtheilt. Hr. V. gebraucht anfangs offene Gefäße. Er mischte ½ Unze geläuterten Salarmoniacs mit einer Unze wohlgetröckneten Weinsteinsalzes und glühete die Mischung in einem vorerst genau abgewogenen Tiegel aus. Was übrig blieb, wog genau eine Unze, und war sehr hart. Es braussete im Scheidewasser auf, färbte den Violensyrup grün, zerfloß in kurzer Zeit als ein förmliches Weinsteinöl. Der wiederholte Versuch zeigte eben den Erfolg. Hierauf wurde anstatt des Tartarsalzes Kreide genommen, und mit ⅓ Salarmoniac ausgeglüht. Was übrig blieb, hatte genau das Gewicht der Kreide, braussete im Scheidwasser auf, färbte den Violensyrup grün, zerfloß in der Luft als ein Kalköl, und kriegte hin und wieder an der Oberfläche ein zartes Häutgen. Den Weg der Sublimation findet Hr. V. sehr unzuverläßig, und will auch, daß der Grad des Feuers nicht zum höchsten getrieben werden müsse, dafern man das urinöse Salz rein erhalten will. Er sättigte demnach ½ Unze des stärksten rauchenden Salzgeistes mit urinösen Salze, und fand desselben Gewicht um 4 Scrupel vermehrt. Eben so viel geringern Salzgeistes wuchs am Gewichte nur um 2 Scrupel. Hiedurch fand er die verlangte Verhältniß, wie 1 zu 3, oder bey schwächerer Säure wie 1 zu 6. Diesem allem fügt Hr. V. mehrere Anmerkungen und Erinnerungen bey. 3. Eben desselben chymische Untersuchung des Trassteines. Erste Abhand-

handlung, welche eigentlich den bockenheimischen Trasstein betrift. Dieser Stein wird theils in Form eines Sandes gegraben, theils zerrieben, und sowohl in den Frankfurtschen Gegenden, als auch in Holland statt des gemeinen Sandes zum Mörtel gebraucht. Er ist noch wenig untersucht worden. Hr. V. läßt ihn demnach durch jede chymische Proben gehen, und zeigt hier an, was sich jedesmal gezeigt hat. Der Erfolg im Ganzen ist, daß dieser Stein zu keiner der bekannten Steinarten gehöre, und auch nicht als ein Eisenstein angesehen werden könne. 4. Hr. Murray beschreibt einige auswärtige Pflanzen, die neulich zu Göttingen im botanischen Garten geblüht haben, und fügt die Abbildung derselben auf einigen Kupferblatten bey. Nach seiner Angabe sind es 1. Heucheria. 2. Vinea pusilla. 3. Koelreutera molluginoides. 4. Calendula gibbosa. 5. Ocymum polychastion. 6. Condrilla nudicaules. 7. Sida urens. 8. Spermacoce hispida. 9. Cacalia sonchifolia. 10. Sisymbrium islandicum. 11. Mucor septicus. 12. Peziza cyathiformis. 13. Peziza minima. 14. Lycoperdon. In der folgenden 5ten Abhandlung beschreibt Hr. Richter den Zufall eines 50jährigen Mannes, dem das obere linke Augenlied ungewöhnlich aufschwoll und bis mitten auf die Wange herunter hieng, und da er sich übrigens wohlauf befand, keine Mittel gebrauchen wollte. Nach vier Tagen wurde er betäubt, schläfrig, am rechten Arme, Hüft und Schenkel aller Bewegung beraubt. Die Geschwulst am Augenliede hatte sich durch einen häufigen ausgeflossenen Eyter gesetzt, von welchem aber, auch bey vergrößerter Oefnung, weiter nicht viel nachfloß. In der Nacht darauf starb er vom Schlage gerührt. Hr. R. untersucht bey diesem Anlaß, was in solchen Fällen, z. E., mit dem Trepaniren vorgenommen wer-

werden könnte, findet aber freylich, daß sich solche Geschwüre zu spät äusserlich zu erkennen geben. 6. Hr. J. Bekmann liefert hier die Fortsetzung seiner Methode die Foßilien nach den Classen derer Körper zu ordnen, von welchen sie herstammen. Hier kommen die versteinerte Insekten und Gewürme vor. 7. Hrn. Kästner von der Art den scheinbaren Parallelkreis, wie auch die scheinbare Lage zweener Sterne, so fern die Stralenbrechung sie ändert, in die wahre zu verwandeln. Diese Aenderung ist schon bey mittelmäßigen Höhen, eben so wie die Stralenbrechung selbst sehr geringe, zumal wenn nur solche Sterne genommen werden, die durch ein unverrücktes Fernrohr gesehen werden können. Hr. de la Lande hat in der 2ten Auflage seiner Astronomie Formeln angegeben, den Beweis derselben auf eine andere Zeit verschoben, auf die Hr. K. eben nicht nöthig erachtet hat zu warten, sondern die Formeln hier nach seiner Art analytisch herausbringt. 8. Hr. Meister von Verbesserung der Eintheilung des Wärmemaaßes mittelst der Einschaltung einiger durch Beobachtungen bestimmten Punkte. Fahrenheit sezt den gemeinen Frierpunkt 32 Grade über dem künstlichen. Die Wärme des Geblütes rückt er um 66 Gr. noch weiter hinauf, und von da bis zum mittlern Grade des siedenden Wassers rechnet er noch 114 Grade weiter. Hr. M. findet an diesen Verhältnissen auszusetzen, daß er sie an einer Menge von ihm geprüfter Thermometer nicht eintreffend gefunden. Wird der ganze Zwischenraum 10000. gesezt, so findet man 1509, 3113, 5377. für die Fahrenheitsche Zahlen 212, 32, 66, 114. Ein Mittel aus 83. geprüften Thermometern giebt Hr. M. die Zahlen 1394, 3208, 5396. welche allerdings von den Fahrenheitschen zum Theil merklich abgehen. Besonders findet Hr. M. den gemeinen Frierpunkt tiefer

als

als ihn Fahrenheit angiebt. Sollte etwann die Schuld an der Verschiedenheit des Wassers liegen, welches je, nachdem es mehr gesalzen ist, mühsamer friert. Hr. M. untersucht mehrere andere Gründe, entscheidet aber nichts, sondern begnügt sich zu zeigen, wie man die Grade ungleich machen, und dadurch die Fahrenheitsche Zahlen immer beybehalten könne. 9. Hrn. Wrisberg erste Abhandlung von Beurtheilung des Lebens der Kinder vor der Geburt. Ueberhaupt betrachtet, lebt der Embryo wenigstens auf eine ihm eigene Art, von Anfang an. Das thut aber den Juristen noch nicht Genügen. Diese legen in den Rechtsfällen ein solches Leben zum Grunde, welches auch nach der Entbindung fortdauern könne. Hr. W. hat Gelegenheit gehabt, unreifen Geburten vom 42, 88, 107, 115, 119, 130, 158, 162, 170ten Tage der Empfängniß beyzustehen, und stellt die dabey gemachten Bemerkungen in einer Tafel vor. Nur die drey letztern hatten ein in so weit vollkommenes animalisches Leben, und besonders hatte das Kind von 158. Tagen mit eingeflößter Muttermilch 70½ Stunden lang nach der Geburt noch gelebt, auch das genossene durch die ordentliche Gänge von sich gelassen. Hr. W. setzt also den Anfang des völligern Lebens auf 5. volle Monate. Zu den philologischen Abhandlungen gehören folgende. 1. Hr. Walch Von den Kirchensatzungen der Römer in Duldung verschiedener Religion. Eine Hauptmaxime der alten Römer war, daß sie bey den Göttern und dem Gottesdienst ihrer Väter bleiben, und damit eine öffentliche Eintracht des Glaubens und der Religionsübung beybehalten wollten. Indessen eräugnete es sich doch, daß, wenn in öffentlichen Nöthen oder Privatangelegenheiten die Götter ihrer Väter nicht sogleich Hülfe schaffeten, viele in die Versuchung fielen, bey fremden Göttern mehr Trost zu suchen.

Von

Von Zeit zu Zeit wurden auch auf eine förmliche Art neue Götter aufgenommen. Dieses konnte nun auch ohne vieles Aergerniß geschehen, weil wer einmal mehr als einen Gott glaubt, eben so gut unendlich viele glauben kann. Die Erweiterung des Römischen Reichs durch Unterwerfung fremder Völker, war noch ein näherer Anlaß, diese Völker wegen ihrer Götter nicht sonderlich zu plagen, sondern oft beyden zugleich eine Art von Römischen Bürgerrechte zu geben, wenigstens erstern den Privatgottesdienst zu erlauben. In Ansehung der Juden und besonders der Christen gab es aber ganz besondere Ausnahmen. Die Juden hielten sich aus Religionsgründen von allen Völkern abgesondert. Die Christen, waren Anfangs noch kein besonderes Volk, sondern Proselyten aus allen Völkern, und konnten daher nicht die Religion als eine bereits nach dem Beharrungsstande des gemeinen Wesens eingerichtete Religion vorweisen. Die Einheit eines Gottes stund ebenfalls der Vielgötterey gerade entgegen, und die nächtliche Versammlungen schienen verdächtig und wegen Aehnlichkeit der längst verbotenen Bachanalischen Zusammenkünften ähnlichen Lästerungen blos gesetzt zu seyn. 2. Hr. Heyne vom Ursprunge der griechischen Fabeln und Religionen bey den Etruriern. Die seit 40. und mehr Jahren her fleißiger vorgenommene Untersuchung der Etrurischen Alterthümer gab den nächsten Anlaß, zu sehen, woher die Etrurier in ihren Religionsgebräuchen, Bildnissen &c. so viel ähnliches mit den Griechischen haben. Hr. H. findet, daß das älteste von den Pelasgern und ihrer Nachbarschaft mit den Eturiern müsse hergeleitet werden, daß aber auch in den folgenden Zeiten, da die Griechen ihre mythologische Bildnisse in besserer Form und nach genauerern Regeln der Kunst ausarbeiteten, viel davon müsse durch die Handlung, durch

nahe

nahe gelegene griechische Colonien ꝛc. zu den Eturiern gekommen seyn. Diese lernten es nachmachen, und waren hierinn die åltern Vorgånger der Römer, als welche sehr oft ihre Wahrsager und überhaupt die in ihre Religion eingeführte Wahrsagerkunst von den Etruriern erhalten hatten. 3. Hr. J. Ph. Murray von den Scandischen Colonien in den Britannischen Inseln und besonders in Irrland. Diese Abhandlung enthält auf 72. Seiten 26. besondere Abschnitte, und ist nicht wohl eines kürzern Auszuges fähig, weil die wenigen Fragmente, so man von der Herkunft der Caledonier, Britannier, Cimmern, Picten, Scoten, Angelsachsen, ꝛc. von dem Einbruche der Dånen, Normänner, ältern Sachsen, Isländer ꝛc. hat, oft auch nur aus dem Gleichlaute der Namen, und der Aehnlichkeit der Gebräuche schließt, selbst nur als ein sehr verstümmelter Auszug der verlohren gegangenen Geschichte dieser Völker anzusehen sind. Den Beschluß dieses Bandes macht Meermanns Lobrede von Hrn. Heyne aufgesetzt.

Sw.

XIII.

Nouveaux Memoires de l'Ac. Roy. des Sc. et des B. L. Ann. 1771. Av. l'histoire. Berlin, bey Voß; 1773. Geschichte 52 Seiten. Abhandlungen 546 Seiten 6 Kupfert. gr. 4.

Geschichte der Akademie.

Der Hr. Bar. v. Hupsch welcher sich in Cöln aufhält, hat entdeckt, daß die cölnische Umbererde eigentlich ein unterirrdisches Holz ist, durch mineralische Wasser so durchdrungen und zerlegt, daß es sich leicht zu Pulver machen läßt. Nach Be-

rich-

richten von Schriften oder andern Bemühungen, theils Mitglieder, theils Auswärtiger, die schon sonst bekannt sind, folgen Lobschriften, auf den Prinz Wilh. Ad. v. Braunschweig, den Großcanzler v. Jarigs, und den Marquis d'Argens, diese Aufsätze sind durch die Wichtigkeit ihrer Gegenstände, und durch die gute Wahl ihres Innhalts, lesenswürdig.

Experimentalphilosophie.

I. Hr. Marggraf über eine dauerhafte Lackfarbe für Mahler. Hr. le Pesne hatte dergleichen gebraucht, derselben Geheimniß aber war mit ihrem Verfertiger untergegangen. Hr. M. hat sie aus Färberröthe wieder hergestellt, so daß Hr. le Pesne sie noch schöner und dauerhafter befunden als die verlohrne. II. Hr. Beguelin über einen Betrug des Gesichts. Heinrich der IV. hat selbst erzählt, als er einst mit dem Herzog v. Guise spielen wollen, hätten sich Blutflecken gezeigt, die auch nachdem sie abgewischt worden, wiedergekommen. Thuan berichtet dies, und so läßt sich an der Erscheinung nicht zweifeln. Voltäre, erzählt die Begebenheit seiner Gewohnheit nach nicht mit gewissenhaftester Beobachtung aller Umstände, und setzt hinzu; schwarze Tüpfelchen, wenn sie einen gegebenen Winkel mit den Sonnenstrahlen machten, schienen roth, wie jeder beym Lesen erfahren könne. Hrn. Beguelin, hat diese ihm unbekannte Erfahrung, lange Zeit auch nicht gelingen wollen. Endlich ist ihm dieses an einem Herbstabende den 2. October um 4½ Uhr wiederfahren; Er gieng in einem Spaziergange mit der Holländischen Zeitung; hatte die Sonne im Gesichte und hielt also das Blatt fast Vertikal, damit es im Schatten wäre und sein Gesicht weniger angriff, nach einigen Minuten schienen ihm die Buchstaben aufs schönste roth gedruckt, und er mußte die Ueberschrift

der Sonne aussetzen, sich zu versichern, daß sie schwarz sey. Also müssen die Sonnenstrahlen gar nicht gerade zu auf das schwarze fallen das roth aussehen soll, und Hr. V. hat mit seinem gewissen Winkel unrecht; die Sonne aber muß gerade auf die Augenlieder scheinen, denn wenn Hr B. den Augen Schatten mit der Hand machte, ward das Rothe plötzlich wieder schwarz. Er bringt hievon mehr Umstände, und eine Erklärung bey: von Heinrichs Begebenheit ist die besondere Beschaffenheit zu wenig bekannt, als daß man sie vollständig erklären könnte. III. Hr. Gleditsch von der Naturgeschichte der Moosse. Als Merkwürdigkeiten der Moosse, erwähnt Hr. Gl. ausser ihrer grossen, nur Kräuterkennern bekannten Mannichfaltigkeit, daß viele von ihnen in den Ländern, wo sonst der Kälte wegen keine Pflanzen zu finden sind, fortkommen, bey uns, im Winter blühen; Getrocknete Moosse aus Kräutersammlungen in frisches Brunnenwasser gesetzt, entwickeln sich wieder selbst mit ihren Blumen, als ob sie lebten; Sie gehören daher noch vollkommner als die Rose von Jericho, die keine Blumen mehr zeigt, unter die wiederauflebenden Pflanzen (anastaticae f. resurgentes) Hr. Gl. bringt noch unterschiedenes von ihrer Dauerhaftigkeit, Fortpflanzung, und von ihrem Nutzen bey Pflanzen in ihnen zu erziehen, davon er schon 1747. der Akademie Proben gegeben hat. IV. Hr. Lambert, von Beobachtungen die zur Vollkommenheit der Meteorologie anzustellen wären. Er wünscht, daß über die ganze bewohnte Erde, wenigstens an gewissen Stellen die er auf einen beygefügten Entwurfe der Erdfläche bezeichnet hat, zu gleichen Zeiten und nach gemeinschaftlichen Grundsätzen Beobachtungen angestellt würden. (In der That ist der Mangel zusammen gehöriger und nach einem Systeme gemachter Beobachtungen, eine der

Hauptursache der Unvollkommenheit unserer meteorologischen Kenntnisse. Kraft hat in den Abh. der petersb. Akademie vorlängst den Vorschlag gethan, durch das rußische Reich in einem gewissen Striche Beobachtungen, besonders der Winde, anzustellen. Hr. L. richtige Gedanken im Anfange dieser Abhandlung, daß man hier den Astronomen nachahmen und mittlere Größen zuerst bestimmen müsse, hat der sel. Mayer zu Göttingen in einem der dasigen Soc. der Wissenschaften vorgelegtem Aufsatz ausgeführt, zum Theil auch bewerkstelligt. Es ist noch von ihm ein Thermometer vorhanden, auf dem die mittlern Grade der Wärme zu Göttingen für jeden Monat mit bezeichnet sind.) V. Hr. Lambert, vom Einflusse des Mondes in das Gewicht der Atmosphäre. VI. Dess. Zusatz zu vorigen. An Untersuchungen über die verschiedenen mittlern Höhen des Barometers, nach dem unterschiedenen Stande des Mondes ist Hr. L. durch des Hn. Toaldo Prof. zu Padua Saggio meteorologico wieder erinnert worden, wo Polenis vierzigjährige Barometerbeobachtungen mit dem Monde verglichen sind. Hr. L. hat das Resultat dieser Vergleichungen in einer Zeichnung entworfen, und in vielen Stücken mit seinen vorigen Bemerkungen übereinstimmend befunden. Der tiefste Stand des Barometers ereignet sich immer, wenn des Mondes Erdferne in einem der Aequinoctialpunkte ist, und so scheinen andere Aenderungen des Barometers auch mit dem Monde zusammen zu hängen, welches aber noch weitere Beobachtungen erfodert. VII. Hr. Beguelins Berlinische Witterungsbeobachtung. VIII. Hr. v. Francheville von Personen die lebendig sollen seyn von Mäusen verzehrt worden. Bekanntermaßen wird dieses vom Poziel und von Hatto erzählt. Beyden soll es in starken steinernen Gebäuden, die sie aus-

geführt, wiederfahren seyn. Die ihnen nothwendigen großen Kosten könnten wohl veranlaßt haben zu sagen: sie seyen von ihren Mauern gefressen worden, und da könnten Muri und Mures seyn verwechselt worden. IX. und X. Hr. Gerhards Bemerkungen auf den schlesischen Gebürgen. Sie sind für die natürliche Geographie und Mineralogie wichtig. Nur ein paar Proben daraus. Durchs Barometer hat Hr. G. die Schneekuppe 3301. französische Fuß über den Horizont von Schmiedeberg gefunden. (Muß man denn eben diesen Fuß in einem Lande, wo ein anderer König herrscht als Ludwig, pieds de Roi. nennen?) Die Rechnung hat er nach des Hr. v. Felbiger Methode angestellt. Eigne Erfahrungen in Schachten, haben ihm eine Linie an Barometer für zehn Toisen gegeben, wäre das richtig, denn er hat es nur bis auf eine Teufe von 40 Toisen geprüft, so betrüge die Erhöhung der Schneekuppe nur 2180 Fuß. Zu Tarnowitz, giebt es Eisen, Bley und Vitriol. Die Eisenerze halten viel Zink genau mit dem Eisen vereinigt, daß er sich selbst durch die Hitze des ersten Schmelzens nicht ganz davon absondert; wenn das Eisen nach dem zweyten Schmelzen unter den großen Hammer gebracht wird, so zeigen noch grüne Funken die Gegenwart des Zink an. Mitten in diesen Eisengruben zeigt sich manchmal nesterweise Bleyerz, welches desto merkwürdiger ist, da nach chymischen Versuchen diese Metalle keine Verwandschaft mit einander haben. Auch hat Hr. G. gediegenes Eisen selbst unter den dasigen Erzen gefunden, und die Bergleute haben ihn berichtet, es sey nicht gar zu selten. Sonst hat er kein gediegenes Eisen geglaubt, wie die Stücke, die man in Sammlungen vorweist, alle von Halden sind. Hier glaubt er, rühre es vom Zink her, weil selbiger das Eisen in metallischer Gestalt fällt. Ein

kleiner namenloser Fluß bey Hüttengrund, gefriert nur in der größten Kälte; wenn er durchaus gefroren ist, berstet das Eyß mit großer Gewalt, und man sieht einen weisen Rauch aufsteigen. Es sind daherum viel Kiesse, die sich selbst bis ans Ufer des Flusses erstrecken, vielleicht rührt diese Begebenheit von Dämpfen her die beym Zerfallen dieser Kiesse entstehen.

Mathematick.

I. Hr. de la Grange beweißt einen neuen Lehrsatz von den Zahlen, die keine Theile haben. (Numeri primi) Wenn n eine solche Zahl ist, so läßt sich 1. 2. 3. 4. 5. . . (n-1) + 1 mit n dividiren. Z. E. für n = 7; ist 1. 2 3. 4. 5. 6. + 1 = 721 = 7 · 13. Meditationes algebraicae ab Eduardo Waring Prof. Lucasiano Cambridge 1720; sind das Buch, wo Hr. de la G. den Satz S. 218. gefunden hat. Hr. Waring schreibt ihn Hrn. Joh. Wilson zu, giebt aber keinen Beweis, und hält solchen für ungemein schwer. Hr. de la G. giebt hier den Beweis davon und noch von einigen andern Sätzen Hrn. Warings, die solche Zahlen betreffen. II. Hr. de la Grange setzt seine Betrachtungen über die algebraische Auflösung der Gleichungen fort. Gleichungen, die den vierten Grad übersteigen, hat vor diesen Tschirnhaus Vorschriften gegeben (Act. Er. 1683.) neuerlich Hr. Euler (Nov. Comm. Petrop. T. IX.) und Hr. Bezout (Mem. de l'Ac. des Sc. 1765.) Aber diese Methoden erfodern Rechnungen, die auch den arbeitsamsten abschrecken können, und die am Ende noch neue, vielleicht nicht einmal in des Rechners Gewalt befindliche Reduktionen erfodern. Hrn. de la Grange gegenwärtige Abhandlung, dient mehr diese Schwierigkeiten in ihr völliges Licht zu setzen, als sie zu heben. III. Hr. v. Castillon über gewisse vom Moivre, aufgelöste Gleichungen, nebst Anmerkungen über die

irre-

irreducibIen Fälle, IV. und V. Hr. Joh. Bernoulli, über die periodischen Decimalbrüche. Wenn man einen gemeinen Bruch, dessen Nenner kein Divisor einer Potenz, der 10. ist, in Decimalbrüche verwandelt, so kommen, nachdem man die Division weit genug fortgesetzt hat, immer eben die Ziffern wieder zum Vorschein; z. E. $\frac{1}{7} = 0,$ 142857 142857 u. s. w. Dies hat schon Wallis erinnert, Hr. Euler in seiner Algebra umständlicher betrachtet und auch Hr. Lambert untersucht. Hr. Bernoulli theilt hier Auszugsweise mit, was diese Gelehrten geleistet haben, und fügt eigne Bemerkungen bey, besonders Tafeln, welche diese periodische Decimalziffern für Brüche darstellen, deren Nenner die untheilbaren Zahlen von 3. bis 199. und Produkte aus Paaren untheilbarer Zahlen sind. Er hat diese Tafeln bey einem Aufenthalte in kränklichen Umständen, sich die Zeit zu vertreiben, ausgerechnet; ein Zeitvertreib, der freylich ganz Bernoullisch ist; Manche Aerzte dürften ihn ihren Kranken scharf verbieten, aber für den Mathematicker ist Erholung, was für den gemeinen Geist Arbeit wäre. VI. Hr. Joh. Bernoulli über die Divisoren, welche die Summe einer bestimmten Menge Potenzen der 10. haben kann, für die niedrigsten dieser Potenzen die Zahl, genommen. Die Theorie der Divisoren der Zahlen, und der Zahlen, die keine Divisoren haben, wird hierdurch bereichert. VII. Hr. Lambert, von achromatischen Perspektiven aus einerley Glasart. Er schränkt sich auf die gewöhnlichen Perspektive mit einem hohlen Oculare ein. Da das Objektiv aus den einfallenden Strahlen jede Art nach einem andern Brennpunkte bricht, so sucht er das Hohlglas, das diese nach ihren Brennpunkten zufahrenden Strahlen auffängt, so zu stellen, daß es die beyden äussersten Arten so bricht, als käme eine wie die andere aus einem und demselben Punkte vor dem Hohlglase her. Dieser

Punkt liegt so weit vor dem Glase, als die Kurzsichtigkeit des Auges erfodert, denn nur für Kurzsichtige läßt sich dieses bewerkstelligen, aber die brauchen eben am meisten Perspektive. Hr. L. betrachtet nachdem auch eine Zusammenfügung zweyer von einander abstehenden erhabenen Gläser und eines Hohlglases, alle von einerley Glasart. VIII. Hr. Lamberts Bemerkungen über die scheinbare Bahn der Kometen. Man bekümmert sich gegenwärtig weniger um eines Kometen scheinbare Bahn, als um seine wahre. Eine Probe, daß die genauere Bemerkung der ersten auch noch zu brauchbaren Kenntnissen führen könne, ist folgender Satz Hn. L. Man ziehe durch zweene Punkte der scheinbaren Bahn, einen größern Kreis. Weicht nun die scheinbare Bahn, in ihren Stellen zwischen diesen beyden Punkten, von diesem großen Kreise, nach Stellen der Sonne ab, die diesen dazwischen liegenden Stellen zugehören, so ist der Komet weiter von der Sonne als die Erde, im entgegengesetzten Falle näher. Von der Analyse, durch welche Hr. L. diesen Satz gefunden und von genauen Bestimmungen und Anwendungen desselben läßt sich ohne Figuren nicht wohl reden.

Philosophie.

I. Hrn. Merians zweyte Abhandlung über des Molyneux Frage: Ob ein Blinder, der sein Gesicht bekömmt, Kugel und Würfel durchs Ansehen unterscheiden wird? Hr. M. erzählt hierüber unterschiedene Meynungen und verspricht eine Fortsetzung. II. Hr. Sulzer, über einige Eigenschaften der Seele, mit Eigenschaften des Körpers verglichen zur Prüfung des Materialismus. Die Seele arbeitet über ihre Perceptionen, sie zu modificiren, zu ihrem Gebrauche einzurichten, das Mißfällige daran zu ändern, Fol-

gerungen daraus, ihrer Denkungsart und ihrem Geschmacke gemäß zuziehen; daß Materie sich nicht von sich selbst bewege, ist der erste Grundsatz der Dynamick. Die grobe Materie, die wir kennen, verhält sich gleichgültig, nur leidend, gegen Erregung und Aenderung ihrer Bewegungen. Wollte man, was ihr widerfährt, der Wirksamkeit einer subtilern Materie zuschreiben, so ist offenbar, daß eine Materie, blos deswegen, weil sie subtiler ist, weil sie weniger materielle Theile hat, keine Eigenschaften bekömmt, die gröbern Theilen fehlen: Und so müßte das, was diese subtilere Materie wirksam macht, doch was Immaterielles, mit der subtilern Materie verbundenes seyn. Bey Kraft denken wir nie an Ausdehnung noch Gestalt, viel weniger an Zusammensetzung. Statt einer einzigen wirksamen Substanz, ist des Materialisten Seele eine Sammlung von wirksamen Atomen. Auf diesen Einfall, viel Dinge statt eines von eben der Art anzunehmen, ist man ohne Zweifel deswegen gekommen, weil es scheint, als höre die Seele bey Ohnmachten u. d. g. zu wirken auf. Aber es ist sicher, daß die Seele wirken kann, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Nach des Materialisten System, hätte während der Ohnmacht die Seele aufgehört, und entstünde nach geendigter Ohnmacht von neuem, welches ganz unserer innern Empfindung zuwider ist. Freylich ist dem, der die Seele für geistig annimmt, auch vieles noch dunkel. Aber er sieht schon jetzt in dieser Dunkelheit mehr Lichtstrahlen, und darf sicher künftig mehr Erleuchtung hoffen, als der Materialist. III. Hr. Lambert; eine Art Aberglauben, zur Berechnung der Wahrscheinlichkeit gebracht. Die Wetterprophezeyhungen im Calender. Hr. L. zeigt, wie es möglich ist, daß sie so oft, und selbst noch öfter zutreffen als trügen können, und also den

Punkt liegt so weit vor dem Glase, als die Kurzsichtigkeit des Auges erfodert, denn nur für Kurzsichtige läßt sich dieses bewerkstelligen, aber die brauchen eben am meisten Perspektive. Hr. L. betrachtet nachdem auch eine Zusammenfügung zweyer von einander abstehenden erhabenen Gläser und eines Hohlglases, alle von einerley Glasart. VIII. Hr. Lamberts Bemerkungen über die scheinbare Bahn der Kometen. Man bekümmert sich gegenwärtig weniger um eines Kometen scheinbare Bahn, als um seine wahre. Eine Probe, daß die genauere Bemerkung der ersten auch noch zu brauchbaren Kenntnissen führen könne, ist folgender Satz Hn. L. Man ziehe durch zweene Punkte der scheinbaren Bahn, einen größern Kreis. Weicht nun die scheinbare Bahn, in ihren Stellen zwischen diesen beyden Punkten, von diesem großen Kreise, nach Stellen der Sonne ab, die diesen dazwischen liegenden Stellen zugehören, so ist der Komet weiter von der Sonne als die Erde, im entgegengesetzten Falle näher. Von der Analyse, durch welche Hr. L. diesen Satz gefunden und von genauen Bestimmungen und Anwendungen desselben läßt sich ohne Figuren nicht wohl reden.

Philosophie.

I. Hrn. Merians zweyte Abhandlung über des Molyneux Frage: Ob ein Blinder, der sein Gesicht bekömmt, Kugel und Würfel durchs Ansehen unterscheiden wird? Hr. M. erzählt hierüber unterschiedene Meynungen und verspricht eine Fortsetzung. II. Hr. Sulzer, über einige Eigenschaften der Seele, mit Eigenschaften des Körpers verglichen zur Prüfung des Materialismus. Die Seele arbeitet über ihre Perceptionen, sie zu modificiren, zu ihrem Gebrauche einzurichten, das Mißfällige daran zu ändern, Fol-

gerungen daraus, ihrer Denkungsart und ihrem Geschmacke gemäß zuziehen; daß Materie sich nicht von sich selbst bewege, ist der erste Grundsatz der Dynamick. Die grobe Materie, die wir kennen, verhält sich gleichgültig, nur leidend, gegen Erregung und Aenderung ihrer Bewegungen. Wollte man, was ihr widerfährt, der Wirksamkeit einer subtilern Materie zuschreiben, so ist offenbar, daß eine Materie, blos deswegen, weil sie subtiler ist, weil sie weniger materielle Theile hat, keine Eigenschaften bekömmt, die gröbern Theilen fehlen: Und so müßte das, was diese subtilere Materie wirksam macht, doch was Immaterielles, mit der subtilern Materie verbundenes seyn. Bey Kraft denken wir nie an Ausdehnung noch Gestalt, viel weniger an Zusammensetzung. Statt einer einzigen wirksamen Substanz, ist des Materialisten Seele eine Sammlung von wirksamen Atomen. Auf diesen Einfall, viel Dinge statt eines von eben der Art anzunehmen, ist man ohne Zweifel deswegen gekommen, weil es scheint, als höre die Seele bey Ohnmachten u. d. g. zu wirken auf. Aber es ist sicher, daß die Seele wirken kann, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Nach des Materialisten System, hätte während der Ohnmacht die Seele aufgehört, und entstünde nach geendigter Ohnmacht von neuem, welches ganz unserer innern Empfindung zuwider ist. Freylich ist dem, der die Seele für geistig annimmt, auch vieles noch dunkel. Aber er sieht schon jetzt in dieser Dunkelheit mehr Lichtstrahlen, und darf sicher künftig mehr Erleuchtung hoffen, als der Materialist. III. Hr. Lambert; eine Art Aberglauben, zur Berechnung der Wahrscheinlichkeit gebracht. Die Wetterprophezeyhungen im Calender. Hr. L. zeigt, wie es möglich ist, daß sie so oft, und fell noch öfter zutreffen als trügen können, und also d

gemeinen Mann, ob er gleich sieht, daß sie oft trügen, immer beym Glauben erhalten. Hr. L. löst die Aufgabe vom jeu de rencontre, die Hr. Euler in den Abh. 1751. untersucht hatte, bey dieser Gelegenheit allgemein auf.

Schöne Wissenschaften.

I. II. III. IV. Hr. Thiebault, Auszug aus Hrn. Dr. Beauzée allgemeine Sprachkunst, mit kritischen Anmerkungen. Diese Grammaire générale ist zu Paris 1767. herausgekommen. Hr. Th. bemerkt besonders, was diesem Verfasser eigen ist, prüft und berichtiget es oft, wobey viel Lehrreiches vorkömmt. V. Hr. Bitaube über das Wunderbare im epischen Gedichte. Er geht die verschiedenen Arten dieses Wunderbaren, aus der Mythologie, Feyenwelt ꝛc. durch und schließt, daß ein Gedicht, auch ohne dieses Wunderbare gefallen könne. VI. Hr. Sulzer beschreibt eine Maschine, welche Stücke, die man auf dem Claviere spielt, aufzeichnet. Sie ist von Hrn. Holfeld, der zu Berlin im Hornung 1771. gestorben ist. Sie kann, ihren Dienst zu leisten, bald an ein Clavier, bald an ein anders gesetzt werden, worinn sie sich von Hrn. Ungers Maschine zu ähnlicher Absicht unterscheidet, die mit dem Claviere einen Körper ausmacht. Hr. Sulzer hat veranstaltet, daß sie von der Akademie für ihre Sammlung von Maschinen ist gekauft worden. Zur Erläuterung der Beschreibung gehören zwey Tafeln-Figuren. Eben dieser geschickte Künstler, hatte, wenig Tage vor seinem Tode, die Ehre genossen, des Königs Majest. sein Clavier mit Darmseiten und einem Bogen zu zeigen. Der König hatte sich dieses Instruments erinnert, das er einige Jahre zuvor gesehen hatte, und

hat es besitzen wollen, ob es gleich die höchste Vollkommenheit noch nicht erreicht hat, nur dadurch die Erfindung zu erhalten.

B.

XIV.

Voltaire der Reformator. *Iuvenal.* Nil non permittit — sibi: turpe putat nil. Bern, 1772. 8. 3 Bogen.

Der Name Voltaire wird auch in Deutschland von einigen mit übertriebener Bewunderung, von andern mit übertriebenem Abscheu ausgesprochen. Es ist wohl nichts als Vorurtheil, was beyde Theile in Beyfall und Tadel über die Grenzen der Mäßigung treibt. Man würde es daher mit Dank annehmen müssen, wenn irgend ein uneingenommener und billiger Beobachter der Menschen, den deutschen Lesern zu einer genauen Beurtheilung dieses sonderbaren Mannes Anleitung geben, und ihnen zu einer richtigern Beantwortung der Fragen verhelfen wollte: Was darf man von den Talenten dieses fruchtbarsten, lebhaftesten und angenehmsten der neuern französischen Schriftsteller denken? Wie groß ist der Einfluß seiner zahlreichen und allgemein gelesenen Werke, auf seine Nation, auf fremde Nationen, und auf die deutsche Nation? Was hat er für Verdienst um den edlen Zeitvertreib seiner Leser, um ihren Geschmack, um ihre Verfeinerung? Was hat er der Religion und den Sitten geholfen oder geschadet?

Mit der Würdigung dieses letzten Theiles seines Einflusses auf unser Zeitalter, giebt sich die vor uns

 lie-

liegende Schrift ab, ohne doch seine übrigen wichtigen und litterarischen Arbeiten ganz zu übergehen. Aber welche Würdigung! Die ganze Schrift ist leider! in einem ganz aufgebrachtem, schmähendem Tone geschrieben, welcher, da wo er launigt seyn soll, nicht selten plump ist. Er wird also schwerlich den Leser auf dem rechten Weg bringen. Ein paar Proben!

„Er (Voltaire S. 9.) hätte fein in seinem „Fache — beym Spotten, Lügen, Lästern, Verläumden, Aufschneiden, Lustigmachen — bleiben und „sich nicht mit Wahrheit und Moral — abgeben sollen. (S. 11.) Man erwarte aber unter unserm „Versprechen nicht, daß wir alle Lügen dieses alten „Sünders widerlegen sollen. (S. 12.) Voltairens „Unwissenheit und seine Uebereilung im Schreiben „(das lange ums Brod willen und aus Geiz geschah) macht es wahrscheinlich — und sein offenbarer Hang zur Bosheit, zum Spotten und Lästern, S. 15. Wenn wir sie mit Leuten aufstellen, „auf die freylich der große Voltaire, dieser Freund „oder Narr so vieler Könige und Fürsten, mit alle „dem albernen Stolze herabblickt ꝛc.„ — so ist durchgehends der Ton dieser kleinen Schrift.

Mit einem betagten Dorfgeistlichen, der sich bey seinem Feuerheerde gegen die Freygeister seines Dorfes, ohngefehr in diesen Ausdrücken herausliesse, könnte man Geduld haben. Er hat vielleicht den Namen Voltaire nur von fern und nie, ohne einen dunkeln Schauder zu empfinden nennen hören, seine Entfernung von der feinern Welt, entschuldiget seine Vorurtheile, seine Vorurtheile entschuldigen seine Hitze, und diese könnte sein Schmollen entschuldigen. Der Verständigere wird es mit Achselzucken anhören, indeß, daß der Unmündige vielleicht dadurch bekehrt wird.

wird. Aber schwerlich möchte man auf diese Art den feinern Theil der Welt, auf deren Nachttischen Voltaire zu Hause ist, die artige Dame, die etwas lesen will, um sich die Zeit zu vertreiben, und ohne Unterlaß ruft: donnés moi du Voltaire, si vous voulés me plaire und den Mann in Geschäften, der in seinen Erhohlungsstunden etwas zu lesen verlangt, das ihn von allem unterrichtet, oder wenigstens zu unterrichten scheint, und woraus er Tischgespräche, Einfälle, Urtheile, Witz hernehmen kann, diese alle, möchte es wohl schwerlich bekehren. Ja wir fürchten, daß es, statt sie gegen ihren Liebling einzunehmen, sie vielleicht noch fester an ihn binden möchte. Sie finden ihn zu hart behandelt, die harte Begegnung ist zu wenig durch den Augenschein gerechtfertiget, und der Richter Voltairens giebt in seiner Hitze selbst der Blößen zu viel. Es könnte auch wohl sich ein erleuchteter und kalter Beurtheiler der Voltairischen Schriften ins Mittel stellen, der ihre tadelhafte Seite sehr gut kennte, ohne deshalb seinen Verdiensten weniger Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Was würde man diesem sonderlich anworten können? wenn er ungefehr folgendes zu Voltairens Vertheydigung anführte:

Ein Schriftsteller, wie Voltaire, der eine so große Menge Schriften, von so verschiedenem Inhalte, von so verschiedenen Gattungen, in so verschiedener Form, Ton und Einkleidung geschrieben, kann nicht mit drey Bogen voll Machtsprüchen abgefertiget werden. Es müßte wunderbar zugehen, wenn dieser Mann allein, so ganz umsonst, ohne alles Verdienst, so viele Leser, worunter auch manche sehr würdige sind, sollte erhalten haben. Gleichwol ist das die Meynung unsers Verfassers. „Und wer ist denn „dieser Voltaire, der so stolz thut, und von unsern „bän-

„bärtigen und unbärtigen Knaben für so groß und
„furchtbar ausgeschrien wird? Gar nichts mehr, als
„ein erträglicher und wenn man will, guter Tra-
„gödienschreiber. Denn in der Weltweisheit ist er
„doch nur — — ein bloßer Nachbeter des New-
„ton und Locke, die Henriade mögen seine Landsleute
„nicht lesen — In der Historie (stehet Voltaire noch
„hinter den) überführten Lügnern seiner Nation hin-
„ter den Maimburg und Varillas„ —

Wärlich! möchte man denken, die Nation muß an vortreflichen Werken aller Art, die man ihrem feinern Theile beyderley Geschlechts in die Hände geben kann, reich seyn, deren Gelehrte so verächtlich auf einen so angenehmen Schriftsteller herabsehen dürfen? die müssen wohl nicht schwerfällige Compilationen, sondern lehrreiche und wohlgeschriebene Geschichtbücher, nicht trockene Systemen, sondern nutzbare und popular vorgetragene Philosophie des Menschen im Ueberflusse haben, sonst würde es ihnen übel anstehen, so spröde zu thun. Denn selbst so nachläßig auch der Verfasser alle die Titel hinwirft; ein guter Tragödienschreiber, ein nachbetender Philosoph, ein mittelmäßiger Heldendichter, ein unzuverläßiger Geschichtschreiber so kann man dies doch zusammen, auch nur in einem mäßigen Grade nicht ohne vorzügliche Talente seyn.

Was zuförderst das Verdienst der poetischen Werke des Voltaire betrift, so kann ein deutscher Verfasser, gar kein befugter Richter davon seyn, so lange er nicht die Ansprüche und Bedürfnisse der Nation in Erwegung zieht, für die sie bestimmt sind. Nur diese darf urtheilen, ob ein Trauerspiel für sie ein gutes Trauerspiel, ein Heldengedicht ein gutes Heldengedicht sey. Daß die Franzosen die Henriade nicht lesen mögen, haben wir von keinem Franzosen je gehört,

auch würde der häufige Druck derselben sich mit dieser Nachricht nicht reimen lassen.

Ferner, ein Nachbeter des Newton und des Locke zu seyn, scheint dem Unpartheyischen bey weiten nicht die große Schande, wozu es der Verfasser macht. Wer uns die dynamischen, optischen und astronomischen Lehrsätze des Newton, die logischen und psychologischen des Locke, faßlich, einleuchtend, angenehm vorträgt, ist der ein so verächtlicher Schriftsteller? Ist nach dem Verdienste des Erfindens, nicht das Verdienst des Einkleidens und Verbreitens, das nächste? Wie viel sind der Philosophen die erfinden? Jedes Menschenalter hat etwan einen, und mehrere wären auch vielleicht zu viel. Die philosophischen Rätzel eines Leibnitz, die nur wenigen Adepten seiner Zeit verständlich waren, haben ein Jahrhundert nöthig, ehe sie unter die übrigen Menschen kommen; oder verdienen es diese übrigen Menschen nicht, daß die Gelehrten auch an sie zu denken geruhen, und ist die Wahrheit weiter nichts, als ein Ding, das einigen Müßigen, die sich Gelehrte nennen, zum Zeitvertreibe oder zu dem stolzen Genusse einer einsamen Beschaulichkeit, wodurch sie sich als Wesen höherer Art über die gemeinen Menschen erheben, dienen sollen? Wenn also Voltaire auch weiter nichts gethan, als daß er solche nützliche Kenntnisse gemeinnütziger gemacht hätte, so verdiente er schon nicht geringen Dank von allen Freunden der Wahrheit; gesetzt auch, seine Philosophie habe sonst nicht den größten Grad der Vollständigkeit und Genauigkeit. Aber sowol diese, als die mehresten andern Arten seiner Schriften haben einen gewissen höhern Nutzen bey einem Theile seiner Leser haben sollen und auch verschiedentlich würklich gehabt. Um diesen zu finden, darf man nur folgendes erwegen.

Das

Das so berühmte Zeitalter Ludewig des Vierzehnten, an dessen Ende Voltaire seine litterarische Laufbahn betrat, bot seiner jugendlichen Ruhmbegierde größtentheils Dichter und insonderheit dramatische Dichter zum Gegenstande der Nacheiferung an. Er säumte auch nicht, als ein dramatischer Dichter hervorzutreten. Sein Oedipus, den er im neunzehnten Jahre seines Alters verfertigte, hat sich auch auf der französischen Bühne erhalten. Dieser erste tragische Versuch, zeugte von klaßischer Gelehrsamkeit, und kündigte einen großen Dichter an. Wenn dieses Stück in der Folge, von seinem anfänglichen Beyfalle verlohren hat, so ist die vornehmste Ursach davon, daß es vom Voltaire selbst ist übertroffen worden. Der erste Versuch seiner Henriade, war der nächste Schritt seines poetischen Ganges. Es war ein mißliches Unternehmen, sich an das Heldengedicht zu wagen, woran schon der gelehrte Chapelain gescheitert, und, was das schlimmste war, der ganzen Gattung ein gewisses Lächerliche zurück gelassen hatte. Voltaire verschafte unter seinen Landsleuten dem Heldengedichte auf einmal wieder alle Achtung. Mit diesem Werke mußte Voltaire schon ein vorzüglicher Schriftsteller seiner Nation seyn. Allein sein Ehrgeiz begränzte sich nicht in diesen Schranken. Er suchte sich wider die Gewohnheit der mehresten Poeten auch andere Kenntnisse zu erwerben. Darauf zielte sein unabläßiges Studiren in allen Feldern der Wissenschaften, darauf zielten seine Reisen, und insonderheit seine Reise nach Engeland. Diese Reise war vor ihm noch nicht, in einem glücklichern Zeitpunkt, mit wenigern Vorurtheilen, in einer edlern Absicht und bey einem größern Genie und folglich mit einem glücklichern Erfolge für die französische Litteratur von einem Franzosen unternommen worden. Newton, Locke,

Locke, Addison, Pope, Bolingbrocke, Congreve u. s. w. waren der Ruhm der Brittischen Litteratur, und die neuerliche Hannövrische Thronbesteigung und dadurch befestigte Freyheit, hatte den Geist der Nation belebt, und die für die Menschheit wichtigsten Materien bey den freyen, edeln und denkenden Köpfen derselben in Bewegung gebracht. Bey allen diesen Erörterungen, befand sich Voltaire in der Mitte, und nahm daran mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes Antheil. Was dieser Aufenthalt also seiner empfindlichen Seele zur Erhebung seiner Gesinnungen und zur Erweiterung seiner Grundsätze, für Vortheil geschaft, ist unnöthig weitläuftig anzuzeigen. Es mag immer Zufall seyn, daß er sich mit Newtons Philosophie abgab, und der Geschichte einige Zeit widmete. Vielleicht war an dem ersten sein Aufenthalt zu Cirey und an dem letztern sein Henriade Schuld. Denn wie viel hängt nicht bey der Geistesbildung eines jeden Menschen, von solcherley Zufällen ab? Das, was aber nun, bey einem Genie, wie Voltaire, nicht Zufall, sondern eine unausbleibliche Folge seiner neuen Studien war, das war der philosophische Geist, der von nun an seine Gedichte und insonderheit die tragischen belebte. Sein durchdringender Blick, ließ ihn leicht bemerken, daß dieses der beste Weg sey, sich vor dem politischen Corneille und dem weichen zärtlichen Racine Platz zu verschaffen, und seine dramatischen Werke dem Zwecke, zu welchen er am liebsten arbeitete, bey seinen Lesern nützlich zu machen. Dieser Zweck war, die Ausrottung der Intoleranz und des Aberglaubens. Wir wollen noch nicht untersuchen, ob er nicht in der Bestreitung dieser beyden Ungeheuer, die Grenzen überschritten habe, es ist genug, daß es sein Zweck war, und daß dieser Zweck löblich ist. Wenn er dazu alle schöne Künste und Wissen-

schaf-

schaften aufbot, und zu gleicher Zeit in ihrer Verehrung zu weit gieng, so kann man das leztere seinem Genie und seiner Erziehung verzeihen, indeß man ihm über das erstere gerechte Lobsprüche nicht versagen darf. Diese Veredlung der Künste der Einbildungskraft, die sie erhielten, indem sie einem so großen Zwecke dienstbar gemacht wurden, war ein Zusaz zu ihrer Würde, der ihnen bisher gefehlt hatte. Die Aufmunterung, welche die Dichtkunst an dem prächtigen Hofe Ludwigs des Vierzehnten fand, hatte die unvortheilhafte Folge; daß die Kunstwerke nach dem Geschmacke des Kunstbeschüzers mußten zugeschnitten seyn, also, voller politischen Tiraden für den politischen Richelieu und Mazarin, voller verliebten Seufzer, unter dem wollüstigen, und voller geistlichen Gepränges, unter dem frommen Ludwig XIV. So wie am Ende der langen Regierung dieses Königes, und unter der folgenden Regentenschaft diese Beförderungen von Seiten des Hofes aufhörten; so hörten auch die Gefälligkeiten der Schriftsteller auf. Voltaire sezte also in seinem Bestreben nach Beyfalle, an die Stelle Eines Monarchon, die ganze Nation, und nach ihr die ganze gesittete Welt. Und bey dieser suchte er, durch seine Kunstwerke den vorhin angeführten Zweck zu erreichen. Er gab durch diese glückliche Veränderung seinen Werken ausser den Reitzen der Neuheit für seine Landsleute, auch noch ein eigenthümliches Interesse, das sie zur Lieblingslektur des ganzen Europa machte. Es ist unläugbar, Voltaire war der erste Franzose, der unsere Thränen für den Sohn der Natur, den von uns so oft beleidigten Amerikanischen Wilden in der Alzire, für den großmüthigen Muselmann in der Zaire fliessen ließ; der erste, der in der Person des Mahomets gegen die Greuel der Schwärmerey unsern Abscheu

erregte. Diese Dinge nun sämtlich scheinen dem Gegner des Voltaire lauter Kleinigkeiten. Voltaire scheint ihm dabey immer nur ein mittelmäßiger und, wenn man will, guter Tragödienschreiber. Gewiß, Voltairens Gegner ist zu beneiden, wenn ihm dergleichen Sachen so leicht aus dem Aermel fallen, daß er so gleichgültig davon sprechen kann.

Die großen menschlichen Gesinnungen, wozu er durch seine tragischen Arbeiten unsre Seele erweitert, sucht er uns auch durch die Geschichte beyzubringen. Die allgemeine Historie der Welt, war bis auf ihn die Lebensgeschichte der Regenten, er machte sie zuerst zur Geschichte der Menschen. Er ordnete zuerst die Begebenheiten nicht nach den Regierungen der Beherrscher, sondern nach den Schicksalen der Beherrschten. Was diese unter den Lastern, den Thorheiten, oder der Schwachheit jener gelitten, wie oft Unwissenheit, Aberglauben und Knechtschaft die Menschen an die Erde gedrückt, wie kühn und frevelhaft Priestergewalt und Despotismus ihnen auf die Hälse getreten, und wie durch Freyheit und Erleuchtung der fast erloschene göttliche Funken, in dem Busen des Menschen entglommen, und dem an die Erde klebenden menschlichen Thiere die Menschheit wieder gegeben, das alles erschien auf seinen historischen Gemählden in großen abstechenden Partien, mit alle der starken und kühnen Zeichnung, und den glühenden Farben, die er seiner Weltkenntniß, seiner Urtheilskraft und seinem Dichtergenie zu danken hatte. Dabey mußten freylich die Begebenheiten eine ganz andere Würdigung und Stellung bekommen, als die gewöhnliche. Es mußten viele übergangen werden, die am besten vergessen waren, es mußten viele an einem andern Orte gesetzt werden, wo sie erst gelesen und behalten zu werden verdienen konnten, insonderheit

aber mußte die Sorgfalt für die Richtigkeit und Genauigkeit, aus der Anordnung des Ganzen, ihre Gesetze bekommen.

Es ist unmöglich, diesen Plan bey Voltairens allgemeinen Geschichte zu verkennen. Wer möchte aber, wenn er ihn wahrgenommen hat, den philosophischen Geschichtschreiber wegen einiger Unrichtigkeiten im Kleinen, so wie unser Verf. thut, einen überführten Lügner nennen, und ihn dem Varillas und Maimbourg beygesellen. Sollte man zur Rechtfertigung eines solchen Urtheilspruches nicht erweisen müssen, daß Voltaire zu den nemlichen polemischen Absichten, wozu diese Geschichtschreiber ihre Werke bestimmten, wichtige Begebenheiten falsch vorgestellet habe? Daß er gar oft in der Ausführung gefehlt, das Ziel überrennt, Spott vor Gründe gesetzt, und statt Gründe, uns nicht selten Antithesen gegeben, das hätte der Verfasser, statt alles mit einem Machtspruche wegzuwerfen, um recht nützlich zu werden, genauer anzeigen sollen.

Duldsame Gesinnungen haben sich jetzt mehr verbreitet, wir haben nicht mehr so sehr nöthig, als ehemals, durch solche Schilderungen aufmerksam gemacht zu werden, allein haben wir ihrer gar nicht mehr nöthig, und ist es nicht vielleicht Voltairens Werk, daß wir ihrer weniger bedürfen? Bis in sein ungewöhnlich hohes und immer noch geistreiches Alter, hält er noch immer die Feder zur Beförderung der Toleranz fertig. Die empfiehlt er nebst andern mit ihr verbundenen Rechten der Menschheit, in so vielerley fliegenden Blättern, Romanen, Briefen, Dramen, Reden, Fragen, Abhandlungen, und wenn diese bald stark, bald witzig, bald versteckt, bald offen, bald historisch, bald dogmatisch, bald dramatisch vorgetragenen Wahrheiten, jetzt auch in der frivolsten

Lie-

Lektur, in Romanen und Märchen, vor die Augen der üppigsten Petitemaitresse kommen, die müssigen Stunden der Monarchen und ihrer Minister beschäftigen und auch wohl zu ihren Tischgesprächen werden, bey ihren Festen sich ihnen auf der Bühne vor die Augen mahlen, so müßte es ein Wunder seyn, wenn sie nicht eines oder des andern Herz gewinnen sollten.

Unter den vielen großen und kleinen Schriften, woraus sein unerschöpflicher Witz immer wieder mit neuer Anmuth, und in veränderter Form, bald scherzend, bald feyerlich, diese nie genung gepredigte Duldung anpreißt, ist die Abhandlung von der Toleranz, diejenige, welche diese Materie am meisten dogmatisch abhandelt. Das Andenken an ihre Veranlassung, preßt noch allen empfindlichen Seelen bis auf diesem Augenblick Thränen aus, da nun bereits dem höchsten Rathe des Monarchen über die Unschuld des ehrwürdigen Greises Calas, der als ein Opfer der Schwärmerey und des Aberglaubens zerfleischt worden, durch die Beredsamkeit des großmüthigen Dichters, die Augen geöfnet sind, und die gerichtliche Gewaltthätigkeit des Parlaments so weit wieder gut gemacht ist, als sich solche Gewaltthätigkeiten, die sich mit dem Tode des Unschuldigen endigen, wieder gut machen lassen. Sich zum Vertheydiger der Unterdrückten aufwerfen, und einen Ruhm, den man durch seine Talente erworben, dazu gebrauchen, wenn alles schweigt, die Seufzer dieser verlassenen Unterdrückten vor dem Thron zu bringen, ist doch gewiß kein geringes Verdienst. Aber bey einer solchen rührenden Veranlassung zugleich ein Wort zum besten der Menschlichkeit zu sagen, das frische Gefühl des Schreckens und des Abscheues zu nutzen, um mit dem Beyspiele in der Hand, der Lehre alle mögliche Kraft zu geben, und so ein schaudervolles Vergehen einigermaßen

Diener der Gerechtigkeit, seiner Nation, der Menschheit so nützlich als möglich für die Zukunft machen zu wollen, wenn dieses nicht den Dank aller guten Seelen verdienet, so thut man wohl, seine Feder zu zerstampfen, und das unnütze und undankbare Geschäft, zum Unterrichte seiner Brüder etwas zu schreiben, aufzugeben.

Auch ist dem beredten Vertheydiger der Lohn des Beyfalls und des Dankes nicht entstanden. Nur unser Verfasser spricht höchst verächtlich von dieser so beredten und nützlichen Schrift. „Die Franzosen, „sagt er, S. 8. und sonderlich die ersten dieses Volks, „mögen wohl ganz sonderbare Leute seyn, aber so albern sind sie doch nicht, daß sie von einem Feinde „aller Zucht und Ehrbarkeit das Gute lernen sollten, was sie von einem Johannes und Paulus „nicht lernen mögen.„ Mit diesem schönen gehörnten Schlusse: „Das kann man auch aus der Bibel „lernen!„ könnte man wie der Kalife Omar, leicht alle Bücher aus der Welt philosophiren: Gleichwohl lernten würklich die ersten der französischen Nation, von dem Feinde der Zucht und Ehrbarkeit, was das Parlament von Toulouse, vom Johannes und Paulus nicht hatte lernen können, oder lernen wollen, zum deutlichen Beweise, daß ein uneingenommenes Herz, in ihm keinen Feind der Zucht und Ehrbarkeit finde, oder auch von einem Feinde der Ehrbarkeit das Gute lernen könne, was eine Seele, welche die abergläubige Schwärmerey hart und unmenschlich gemacht hat, auch von dem besten Lehrer nicht lernen wird.

Womit hat es übrigens Voltaire verdienet, daß ihm dieser Vorwurf überhaupt, und daß er ihm bey diesem Anlaß gemacht wird! Welcherley ist die Zucht und Ehrbarkeit gegen die er verstossen hat, und gesetz,

setzt, er habe irgendwo gegen die Regeln einer gewissen Zucht, einer gewissen Ehrbarkeit, gegen die Ehrbarkeit eines gewissen Standes, eines gewissen Alters, eines gewissen Geschlechtes angestossen, ist er deswegen ein Feind der Ehrbarkeit, und ist er ein Feind aller Ehrbarkeit? Wiewol, was thut hier bey einer Schrift die sonstige Ehrbarkeit des Verfassers zur Sache, wo man vor der Stärke seiner Beredsamkeit, und der Edelmüthigkeit seiner Vertheydigung, nicht Zeit hat, an seine übrige Anständigkeit zu denken? O! der großen Tugendlehrer, die nichts kennen, als die selbstgefällige Ehrbarkeit, diese schöne Tugend der Spröden und der Frömmlinge, die alle andere Tugenden in sich schliesset, und von allen Pflichten entbürdet, ohne die auch die Großmuth nicht mehr Großmuth ist!

Nun also von dieser Ehrbarkeit ist die Duldung nicht zu lernen. Ueberdem, heißt es weiter (ebend.) „stehet in dieser Schrift, das Falsche und Böse derselben ausgestrichen, von der Duldung nichts anders „und nichts mehr, als was jeder in der Bibel auch „lesen kann — und — als jeder unsrer einfältigsten „Pfarrer, aus und mit dem Catechismus seinen Bauer„jungen lehret. Also wäre diese den Regenten so nöthige Tugend der Toleranz, bey den Dorfspfarrern in der Gegend um Bern ganz unfehlbar zu lernen. Wir müssen sehen, ob Carl II. und Ludwig XV, der Marchese von Pombal, der Marchese Grimaldi, der Herzog von Aiguillon und der Marchese Tanucci, die Reise antreten werden; denn um ihren Hauptstädten herum, haben sie diese Belehrung noch nicht ganz von ihren Dorfspfarrern, ja nicht einmal von ihren Erzbischöffen und Beichtvätern erhalten können, das sieht man daraus, daß sie sie, erst von der Hand eines Layen erhalten müssen.

Zugleich rathen wir dem Verfasser, sich auch bey den Bernischen Dorfpfarrern recht genau zu erkundigen, wie es mit ihrem Unterrichte von der Toleranz stehe, damit die guten Prinzen mit ihren Ministern keine vergebliche Reise thun; denn es ließen sich genung protestantische Gegenden angeben, aus denen sie schlechten Trost mit nehmen möchten, gesetzt daß es ihnen einfiele, ihre Regierungsgeschäfte liegen zu lassen, um aus dem reinen Munde eines ehrbaren Dorfpfarrers den Unterricht zu hören, den sie aus dem Munde Voltairens nicht hören dürfen. Wiewohl über den Punct scheint der Verfasser, seiner Sache gewiß zu seyn, denn er fähret fort (S. 9.) „die — „Herren — mögen in unsern nördlichen Gegenden „ein Dorf wählen, wie sie selbst wollen, und ich will „alles verlohren haben, wenn sie irgendwo einen „Prediger auftreiben, der nicht eben so wahr, wie „Voltaire, von der Duldung schreiben könnte. Und „wenn er freylich nicht immer so nett sich ausdrücken „möchte, als der gute tragische Dichter sich ausdrückt, „so würde doch dafür dasjenige, was er drucken ließe, „leicht zusammenhängender, nachdrücklicher und vollständiger seyn, als alles, was Voltaire noch von der „Duldung und von moralischen Wahrheiten überhaupt hat drucken lassen.„

Ja wärlich! daran erkennet man unsere Dorfpfarrer! Uns dünkt, das heißt der vernünftigen Welt wenig zu trauen, wenn man ihr etwas so dreist geradezu ins Gesicht behauptet, dessen Falschheit zu erkennen, man nur zwey Augen haben darf. O Voltaire darf uns gar noch nicht auf das christliche Spanien, christliche Italien, christliche Portugall, christliche Frankreich verweisen, um sich wegen der Seltenheit der Toleranzprediger an unserer demüthigendsten Verlegenheit zu weiden. Er darf uns nur in unsern eigenen

nen protestantischen Busen greifen heissen. — Dorfpfarrer die Duldung besser lehren, als er! — Wo sind die zu finden? Da sich noch die Stadtpfarrer, ja die Häupter der protestantischen Kirche so muthig verketzern, da ein ganzes Consistorium den unschuldigen Hermes verfolgt, und absetzen will, da Götze gegen den freymüthigen, treuherzig wahrheitliebenden, und scharfsichtigen Semler, gegen den würdigen Verfasser des Buchs vom falschen Religionseifer, gegen den moralischen Schauspieldichter Schlosser, gegen die Wormsischen Reformirten und gegen andere Glaubensbrüder wütet, da Bahrd der jüngere noch nicht vor gar langer Zeit den Philosophen Moses Mendelsohn, da Burscher noch itzt den gelehrten wohlgesinnten Schriftausleger Teller, und — wer kann sie zählen? — Da so mancher Unbekannter so manchen Unbekannten, und so mancher Dorfprediger und Stadtprediger, ohne es öffentlich sagen zu dürfen, seinen vortreflichen Vorgesetzten, einen Spalding, wenigstens da wo er kann, in den Krankenstuben und bey frommen Besuchen reicher Bürgerweiber aus allen Kräften verdammt.

Woher kömmt es denn, daß — nicht ein armer Dorfprediger — daß auch nicht ein einiger Stadtprediger oder höherer Geistlicher, das so nöthige Werk, welches er der Welt schuldig ist, endlich mittheilt, wodurch auf einmal das Schwerd der Religionsverfolgung, — noch gar nicht etwann, den, nach dem Verfasser so wunderlichen Großen in Frankreich — sondern nur seinen nächsten Landes und Glaubensbrüdern, aus den Händen falle. Und alle diese nehmen die Bibel an, ja rechtfertigen ihr Verfahren aus der Bibel, gerade eben deswegen weil die Bibel nicht wenig Aussprüche enthält, worauf die Intoleranz ihr ganzes System bauet. Augustin bauete auf

berühmte: Nöthige sie hereinzukommen ein Lehrgebäude, das in der Folge seine Schüler, die Dominikaner, bey der Inquisiton zum Grunde legten. Und — was uns Protestanten näher angehet, — die Stelle 2 Joh. 10. Wenn jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht mit, den nehmet nicht auf in euer Haus, und grüsset ihn auch nicht, diese Stelle ist ein Funken, der selbst Protestanten gegen Protestanten zu Grausamkeiten entzündet hat. Im sechzehenden Jahrhunderte, glaubten die Lutherischen Stände in Deutschland, dadurch verpflichtet zu seyn, den in England den Flammen entronnenen Reformirten und namentlich den Joh. von Basco, alle Aufnahme und Durchgang zu versagen, das kann man in Saligs Hist. der A. C. B. VII. C. 3. §. 7. urkundlich belegt lesen. Was aber dem reformirten Gottesgelehrten Lambert Danäus, der vielleicht der Ubiquität sich zu nachdrücklich widersetzt hatte, bey Straßburg begegnete, das wollen wir mit seinen eignen rührenden Worten (in den Opusc. theol. S. 1460.) hiehersetzen. „Ich mußte, schreibt er, als „ich 1581. nach Holland gieng, das theologische Pro„fessorat daselbst anzutreten, meinen Weg von Genf „durch Straßburg nehmen. Ich kam in diese Stadt „gegen Abend, und hatte Frau und Kinder bey mir. „Es war mitten im Winter, und es war zugleich Re„genwetter. Da man nun schon erfahren hatte, daß „ich ankommen würde, so war allen Wirthen ver„boten worden, mich zubeherbergen. Ich zeigte „diesen meine von Regen durchdrungenen und von „Kälte starrenden Kinder, die weinend ihre Hände „ausstreckten. Umsonst, wir wurden bey allen Gast„höfen abgewiesen.„ Die Thränen fallen dem Recensenten auf das Blat, worauf er diese Unmenschlichkeiten niederschreibt. Aber ehe nicht alle Bücher, darinn sie aufgezeichnet stehen, im Rauche aufgegangen

oder

oder ins Meer geworfen sind, will er jeden Sterblichen verehren, der für Duldung ein nachdrückliches Wort spricht, und die Gastfreundschaft und Menschlichkeit höher als Eifer für die Rechtgläubigkeit preiset.

Doch, wenn auch wir, um nicht allzustrenge zu seyn, annehmen, daß wirklich in dem ganzen Deutschen, ja Mecklenburgischen, Hamburgischen, Hadelischen Norden, in dem Schwedischen, Dänischen, Schottischen Norden kein Dorfpfarrer sey, der nicht weit zusammenhängender, nachdrücklicher und vollständiger, als Voltaire von der Duldung schreiben könne; so würden die Fürsten sich doch immer noch mit dem Ehrbarkeitsfeinde Voltaire behelfen müssen, so lange diese gründlichen duldsamen nordischen Dorfpfarren, dieses wirklich zu thun, sich noch nicht herabgelassen haben. Allein gesetzt, sie wollten es thun, so würde es ihnen doch noch immer an einer Kleinigkeit fehlen, die dem Verfasser aber freylich kaum der Mühe werth scheint, nemlich diese guten Männer möchten sich doch nicht ganz so nett ausdrücken, als der tragische Dichter. Inzwischen kommt hierauf doch mehr an, als der Verfasser zu glauben scheint, wenn man den Fürsten eine so schöne Regententugend, als die Toleranz ist, ans Herz legen will. Sie verlangen schlechterdings, — wozu sich auch ein ächter Wahrheitsfreund gern verstehen wird — daß man zum besten der Wahrheit thue, was Lukrez zum besten des Irrthums gethan hat, nemlich den Rand des Bechers versüsse, wenn man ihnen eine so bittere aber auch heilsame Arzeney anbietet. Daß nun diese Kunst Voltaire allerdings besser verstehe, als alle Dorfprediger, ja vielleicht alle gründlichere Doktoren, Professoren und Magister des ganzen Nordens, darüber hat er selbst den Verfasser nicht wider sich. Wenn es überhaupt den guten Pfarrern, die von

ganzen Sache etwas erfahren, einigermaßen verdrießlich ist, daß Voltaire das Ohr der Fürsten hat; so ist dabey kein andrer Rath, als daß sie ihre Wahrheit mit so viel Reizen bekleiden, als er die seine; es sey denn, daß es ihnen mehr um das Interesse der Sache, als des Ordens zu thun ist, und daß sie sich auch schon zu der Stufe der Toleranz erhoben haben, um sich uneigennützig freuen zu können, wenn die Großen die Wahrheit annehmen, von welcher Hand sie ihnen auch mag gereichet werden. Wir sagen dieses alles auf keine Weise, um den Orden der Landgeistlichen, um den geringsten Theil ihrer so verdienten Achtung zu bringen, sondern ihnen diese Achtung vielmehr zu retten. Es muß einem jeden Menschenfreund schmerzen, wenn er einen wahrhaftig nützlichen Orden durch eine so unbedachtsame Vergleichung, wobey seine ganze Bestimmung verkehrt wird, dem Lachern Preis gegeben siehet.

Daß aber selbst unverdächtige Gottesgelehrten ganz anders als der Verfasser von dem vortreflichen Buche von der Toleranz urtheilen, das wollen wir mit des Hrn. D. Walchs Worten, in den siebenten Theile seiner neuesten Kirchenhistorie S. 42. belegen: „Traité de la Tolerance, heißt es daselbst, ward „bey Gelegenheit der barbarischen Hinrichtung des „Joh. Calas, eines Reformirten in Frankreich ge„schrieben. Hr. von Voltaire that bey dieser Gele„genheit beynahe Wunder, er drang mit seinen Vor„stellungen durch, und ward der Erretter einer Fa„milie, welche ein rasender Eifer für die sogenannte „Religion aufs grausamste würde hingerichtet haben. „Die schönste That in dem Leben des Hrn. von Vol„taire! so wie diese Schrift (seine Gedichte unge„rechnet) unstreitig das würdigste ist, was je sein „grosser Geist hervorgebracht hat. Das unsinnige,

„Un-

„tygermäßige und pestilentialische der Intoleranz „wird hier so einleuchtend beschrieben, daß der einfältigste und fühlloseste sie verabscheuen muß.„ So urtheilt D. Walch, der doch auch wohl die Dorfprediger um Göttingen herum kennen wird, die nicht schlechter seyn mögen, als die um Bern herum.

Was unsern Verfasser so sehr, gerade wider das Buch von der Toleranz, aufgebracht hat, das ist, daß Voltaire sich darauf, als auf ein Buch berufe, wodurch er mehr als Luther und Calvin gethan habe. Und darinn hat Voltaire freylich in verschiedener Absicht unrecht. Wir erkennen dieses mit dem Verfasser, und stimmen von Herzen mit ihm, in dem was er über den Nutzen der Reformation bekanntes und Gutes sagt, von Herzen überein; wiewol wir uns nicht erinnern, daß Voltaire die Früchte der Reformation in seinen Schriften je verkannt habe, ob er gleich nicht selten nach seiner Gewohnheit laut und stark gesagt hat, daß sie nicht vollständig genug gewesen, und, nach der Lage der Umstände, um sie zu bewirken, ihre Urheber nicht die gröſesten Genies haben seyn dürfen. Das erstere erkennen mehr redliche und erleuchtete Gottesgelehrten mit ihm, und was das letztere anlangt, so muß einen jeden allerdings Wunder nehmen, wie Voltaire nicht eingesehen, daß zur Hervorbringung der größesten und nützlichsten Revolutionen, allezeit eine vortheilhafte Stellung der Umstände, warmer Eifer, ein unternehmender Geist, und eine starke überwältigende Seele, kurz, die Eigenschaften des Herzens weit mehr thun, als die Talente des Kopfes. In diesem Verstande hätte denn Voltaire allerdings Unrecht, sich über das Glück der Reformatoren zu wundern: allein in einem andern Verstande hat er Recht, mit ihnen weniger zufrieden zu seyn. Er denkt sich eine Verbesserun

ni

nicht blos der Kirche, sondern des menschlichen Geschlechts, die von grösserm Umfange und von ausgebreiteterm Nutzen ist, als die Verbesserung des sechszehnden Jahrhunderts, eine Verbesserung, die den Anführern dieser leztern gar nicht in den Sinn kam. Sie veränderten die Glaubenslehren und die Zucht der Kirche, von der sie ausgiengen, und nachdem sie diese festgesezt hatten, so hielten zum Theil sie und ihre Nachfolger auf diesen Glaubenslehren und auf dieser Kirchenzucht, mit eben dem Verfolgungsgeiste, als die von ihnen verlassene Kirche. Die Beyspiele, die dies beweisen, vom Serveto und Valentin Gentilis an, bis auf dem Nicolaus Crell, werden einem jeden leicht einfallen.

Nun also statt Dogmen, vielmehr Gesinnungen zu predigen, von diesen die Verbesserung anzufangen, und mit der richtigen Würdigung der bürgerlichen Wichtigkeit, jener Hierarchie den geistlichpeinlichen Codex, aus der einen, und das Schwerd aus der andern zu reissen, erst die Menschen sich ertragen, und dann untersuchen zu lehren, das ist die Verbesserung, worauf Voltaire dringet. Wir erwarten denjenigen, der es behaupten darf, daß diese nicht zu wünschen, oder daß sie schon geendiget sey. Daß man nach allen lauten Toleranzpredigten doch noch, nach S. 7. „viele „reformirte Prediger gehenkt, unzählich viele eheliche „Kinder gänzlich für Bastarte erklärt, und zu hunderten seiner bessern Mitbürger auf die Galeeren „schickt.„ Diese Inconsequenz sollten wir dem duldsamen Dichter nicht vorwerfen, so lange wir dieser Inconsequenzen noch in so groser Anzahl um uns herum haben, und unsere Augen selbst so sehr daran gewöhnt sind, daß wir sie nicht mehr bemerken. Hebt das die Vortreflichkeit der Lehre auf, daß sie nicht befolgt wird? Ausserdem fällt kein Baum vom ersten

Hie-

Hiebe, aber, wohl dem! der um deßwillen seinen Arm oder seine Axt nicht ruhen läßt, und wenn er den Baum nicht ganz fällen kann, ihn wenigstens, so wankend macht, daß ein mäßiger Wind, oder eine weit ohnmächtigere Hand, ihm den Rest geben kann.

So ist Voltaire hiebey zu Werke gegangen. Keine Gewaltthätigkeiten der Intoleranz, keine gerichtliche Mordthat durfte begangen, kein Blut durfte im Namen der Religion vergossen werden, wovon nicht sogleich die Geschichte — nicht etwann nur am Hofe des französischen Monarchen, in den Pallästen der Grossen, in der Hauptstadt und in den Provinzen — sondern von Thron zu Thron, von einem Ende Europens bis zum andern erscholl, und immer wieder erscholl, den Monarchen im *Jean Hennuyer* u. s. w. bis vor der Bühne erwartete, die üppigste Petitemaitresse bis in ihr Boudoir verfolgte, und sich in den *Lettres d'Amabed*, mitten unter den anmuthigsten Erdichtungen, wie ein mitternächtliches Gespenst vor ihre Augen stellte. Wenn nach der Zeit noch die Familie der Serven zu Grunde gerichtet, das jugendliche Blut des neunzehnjährigen nichts als leichtsinnigen unbesonnenen *de la Borde* vergossen worden, so hat es der französische Monarch, so hat es die französische Nation, so hat es ganz Europa erfahren, so haben alle empfindliche Seelen das Urtheil darüber gesprochen, so wird die Hierarchie durch die bloße Kundbarkeit ihrer Gewaltthätigkeiten immer mehr und mehr ein Abscheu aller aufgeklärten Menschen — und dadurch ist nicht wenig gewonnen.

Wer darf aber endlich alle die Verbrechen des Aberglaubens zählen und schätzen, die durch Voltairens Toleranzschriften sind gehindert worden. Wer kann es sagen, welcher Unschuldige, der sonst ein Opfer der Schwärmerey geworden wäre, ihm sein Leben zu

verdanken hat, seitdem dadurch die Großen gewöhnt worden, sich von dem heiligen Schauder, womit die Einfalt die Aussprüche der Priester anhört, loszumachen, sie mit Mißtrauen zu beobachten, ihnen nicht sogleich zu Ausführung ihrer heiligen Maaßregeln, ihre Arme zu leihen, von ihrer großen Nutzbarkeit weit geringer zu denken, und allenfalls zu einer allmähligen Einschränkung derselben kräftige Vorkehrungen zu machen. Das alles ist die Frucht der Lectionen, die er den Großen und den Priestern gegeben hat, und die sie vielleicht von keinem andern erhalten konnten.

Wir wollen uns durch alle diese nicht geringen Verdienste nicht für Voltairens sehr große Fehler verblenden lassen. Er hat deren in nicht geringer Anzahl, denn er ist ein Mensch und sie fallen mehr in die Augen, als die Fehler eines andern, weil er ein Mann von großen Talenten ist. Um zu zeigen, wie sehr wir dies erkennen, wollen wir sie suchen genauer auseinander zu setzen, als der Verfasser mit seinen stürmischen Deklamationen gethan hat. Die eifersüchtigste Empfindlichkeit gegen den geringsten Tadel des geringsten seiner Werke, und die ungemäßigste Ahndung desselben, durch die zügelloseste Satyre; Spott über ernsthafte Gegenstände, bis zum Possenhaften getrieben, und Mißbrauch seines poetischen Genies zu schlüpfrigen Gedichten, das alles verdunkelt Voltairens Ruhm mit Flecken, die wir geflissentlich anzeigen, und so herzlich als unser Verfasser tadeln. Ueber alles dieses sind ihm auch von seinen litterarischen Feinden, la Beaumelle, des Fontaines, Feron, Sabbathier, Clement, Nonnotte und andern, manche Vorwürfe gemacht, von denen er sich nicht gereinigt hat. Ob diese Herrn selbst allezeit so unpartheyisch, uneigennützig und fehlerlos, in ihren Kritiken

tiken geblieben, als sie den getadelten Voltaire und seine kritisirten Werke haben wollen, das wollen wir jetzt nicht ausmachen, genug Voltaire peint par lui meme, — le Tableau philosophique de Voltaire — les trois Siecles de notre litterature — les Lettres de Mr. Clement à Mr. de Voltaire, enthalten ausser vielen Partheylichkeiten, viele sonnenklare Wahrheiten. Allein was gehen uns die Tadler der französischen Schriftsteller, Comödianten und Comödiantinnen an, die selbst mit den vielen witzigen Einfällen, die dabey vorzukommen pflegen, uns noch immer, zum wenigsten, uninteressant bleiben. Ein großer Theil der Kriticken, die ihn von dem heftigsten Vertheydiger des Corneille und Racine, dem Piron und seinen Schülern sind gemacht worden, sind uns auch bey weiten so einleuchtend nicht, als sie vielleicht in Frankreich manchen standhaften Bewunderern des Jahrhunderts Ludewig 14. seyn mögen.

Daß Voltaire über Dinge, die vielen ehrwürdig sind, gespottet hat, ist auch selbst alsdann tadelnswürdig, wenn man ihm die bekannte und sehr richtige Bemerkung des Abbt du Bos wollte zu Gute kommen lassen, nach welcher ein Franzose nicht alles das verachtet, worüber er spottet. Ob er ferner einen gewissen zügellosen Ton, womit sich jetzt auch wohlerzogene Weiber in Paris, über die Bedenklichkeiten der weiblichen Schamhaftigkeit hinwegsetzen, schon in Frankreich gefunden und nur nachgemacht, oder ihn zuerst angegeben habe, das können wir hier in Deutschland nicht entscheiden. Es sey aber damit, wie es wolle, so wird ein jeder, den die Erhaltung reiner Sitten am Herzen liegt, vor demselben warnen, und die Schriften, worinn er herrschend ist, von einer unbewährten und schlüpfriger Eindrücke empfänglichen Jugend, in der möglichsten Entfernung halten, damit nicht ihre Einbildungskraft und selbst ihr Herz befleckt werde.

Er ist indessen nicht der einzige, bey dessen Schriften man eine gewisse absichtliche Auswahl machen muß; ja er ist, seit dem Theodor Beza nicht einmal der einzige, vor dessen jugendlichen Schlüpfrigkeiten man seinen übrigen Schriften; ja vielleicht selbst seinem Charakter unbeschadet, man zu warnen Ursach hat.

Seine scurrilischen oft nicht einmal durch ihren Witz, sondern blos durch ihre Ausgelassenheit hervorstechenden Spöttereyen über die Bibel, und sonderlich über das alte Testament, müssen auch selbst denen anstößig seyn, die über manche Stellen desselben, in Ansehung ihrer Auslegungsart, oder ihrer Nutzbarkeit nicht unbedeutende Zweifel hegen. Aber es giebt, einen andern Weg ihn darüber zurechte zu weisen, als den, den unser Verfasser genommen hat, den Weg z. E. den der Abt de Guenée in seinen Lettres de quelques Juifs Portugais und der deutsche Verfasser der Warnung wegen Lesung der Voltairischen Schriften eingeschlagen haben, indem sie dem Gegner, beyde mit gleicher Mäßigung, gleicher genauen Kenntniß der Sachen, und der erste selbst mit Urbanität und anmuthiger Laune begegnet haben. Inzwischen würde man dem Spötter einen großen Vortheil aus den Händen reissen, wenn man ihm zeigte, wie wenig das Interesse des wahren, gereinigten Christenthums, von der Erhaltung aller Theile des alten Testaments, abhienge, und wie wenig nach richtigern Grundsätzen, die Einwürfe, die gegen den historischen Theil des A. T. gemacht werden, das Christenthum treffen.

Daß Voltaire diese beyden Sachen nicht trennt, das ist kein Wunder, da er für seine Nation, das ist, für katholische Christen schreibt. Wenn man dieses nicht aus den Augen verliehren und die Leser immer darauf weisen wollte, so würde man sich manche Be-

sorgniß ersparen können und manches Aergerniß vermeiden helfen. Wohl uns denn, wenn in unserer, wenn in der Englischen Kirche redliche und einsichtsvolle Männer das Christenthum von Schlacken zu säubern suchen, wovon es doch noch in der katholischen Kirche augenscheinlich nicht rein ist. Daß dieses von den Freunden der französischen Schriften unter den Großen und den Geringern oft verkannt, und mancher sonach auch an dem reinem Christenthum irre wird, das ist eine Unbequemlichkeit, die zu beklagen, aber von einer einseitigen fremden Lektur schwerlich zu trennen ist. So lange die französische Hauptstadt ihre politische, modische, theatralische und litterarische Wichtigkeit behalten, und die Gesetzgeberin der Frivolität, und der Eleganz bleiben wird, so lange werden die Großen und die ihnen nachäffenden Kleinen, bey der französischen Lektur beharren, und der einzige Weg sie ihnen unschädlich zu machen, wird nur seyn, durch anlockende deutsche Werke des Genies, sie vor den nachtheiligen Einflüssen, die sie zum Theil haben kann, zu bewahren.

Inzwischen sind Voltairens Religionsgrundsätze, noch bey weitem nicht die schädlichsten, die sie daraus schöpfen können, vielmehr können sie durch dieselben von noch schädlichern zurück gebracht werden. Und diese schädlichern, sind in den größern und kleinern Werken, welche die (in Frankreich) sogenannte philosophische Sekte, ohne Unterlaß eine nach der andern in die Welt schickt, und unter denen die *Antiquité devoilée*, die *Lettres de Leucippe et de Thrasibule*, das *Systeme de la Nature* und le *Bon sens* unter andern den Atheismus ganz unverdeckt predigen. Es würde unglaublich seyn, mit welchem Ungestüm, mit welchem unermüdedem Eifer, die Häupter dieser Parthey, schriftlich und mündlich, durch sich

selbst bey den Erwachsenen, und durch Knaben bey Knaben, dieses trostlose, entkräftende, und der unempfindsamen Sittenlosigkeit willkommene System auszubreiten suchen, wenn das, was unsere Augen gesehen, uns daran zweifeln liesse.

Man hat in Frankreich den Namen eines Philosophen vielleicht unwiederbringlich geschändet, indem man diese Parthey damit bezeichnet, und man kann es in diesen Umständen dem Rousseau zur Ehre rechnen, daß er eine so zweydeutige Benennung anzunehmen verschmähet, so wie ihm sein Stillschweigen über seine ehemaligen Lieblingsgegenstände, und sein Bruch mit den Encyclopädisten, seitdem er fürchten müssen, auch in seinen Grundsätzen mit ihnen vermischt zu werden, zu nicht geringem Ruhme gereichen muß. Destomehr schmerzt es uns, daß man den ehrwürdigen Namen eines Philosophen auch in Deutschland, ohne die geringste Ursach, zu mißhandeln anfängt, und daß selbst ein Mann, wie Jerusalem in seinen vortreflichen Betrachtungen und daß noch ganz neulich ein guter Dichter, der Verfasser der Epistel von der Starkgeisterey im deutschen Merkur mit diesem noch bey uns Deutschen unbefleckten Titel, der nach dem Puffendorf, Thomasius, Leibniz, Wolf, Bilfinger, Baumgarten, Crusius, Reimarus, Mendelssohn, Lambert, noch ehrenvoll ist, ein elendes Volk von atheistischen Sophisten bezeichnet hat.

Es ist wahr, Voltaire stehet mit an der Spitze der encyclopädisten Parthey, aber er ist nicht nur ihrem System nicht zugethan, sondern er hat ihm auch öffentlich widersprochen. Nichts als die Politik seines Ruhms setzte ihn in die Nothwendigkeit, mit den ersten Litteratoren von Frankreich, mit den Encyclopädisten gemeine Sache zu machen. So wenig auch

die

die Widerlegung des Atheismus die er in dem bekannten Traktate, *Dieu*, dem *Systeme de la Nature* entgegengesetzt hat, mit aller philosophischen Strenge und Präcision geschrieben ist, so hat sie doch das Verdienst, daß sie Voltairen zum Verfasser hat, dessen Namen ihr schon Leser und Beyfall verschaft, und, indem sie sich mehr an das Herz als den tiefsinnigen Verstand wendet, gerade auf den Horizont des größten Haufens gerichtet ist. Dergleichen starke und warme Vertheydigungen finden sich in den Voltairischen Schriften mehrere. Und eben deswegen glauben wir, werde es dem guten Willen und der Geschicklichkeit des Arztes, die meiste Ehre machen, der nach Beschaffenheit des Kranken, und der Krankheit, selbst unter giftigen, aber wohlschmeckenden verlangten Kräutern, dem schwachsinnigen Kranken, ein oder das andere heilsame Kraut auszusuchen, und daraus eine Arzeney zuzubereiten wüßte!

Ueberhaupt aber ist eine so große und mannichfaltige Menge von Schriften, wie die Voltairischen sind, Schriften von so verschiedenem Inhalt und verschiedenem Tone, dem Leser nicht anders vollkommen nützlich zu machen, als daß man ihm das heilsame apostolische: Prüfet alles, zur Regel gebe, und alles, was in seinen Kräften stehet, dazu thue, daß er diese güldne Regel befolgen könne und befolgen wolle. Dazu muß man ihm nun, um alles in der Welt willen, nicht sagen, wie der Verfasser; S. 12. lies indessen, Freund der Wahrheit und Tugend! „Ja wo du Nein „in Voltairens dogmatischen Schriften findest, und „umgekehrt Nein da wo du Ja siehest, und du wirst, „bey Befolgung dieses Raths, noch weniger Unwahr„heit lesen, als wenn du dich genau an dem gedruck„ten Text seiner Werke hältst.„ Traut sich der V. wohl, im Ernste dabey zu verharren, daß diese elende

Deklamation nur gegen vier Seiten der Voltairischen Schriften Stich halten kann. Wenn z. B. Voltaire in seinem Werke über die Toleranz gegen das blutgierige Parlement zu Toulouse behauptet: Es ist unwahrscheinlich, daß der alte kraftlose Vater seinen Sohn habe aufhängen können, wenn er im *Dieu* gegen das *Systeme de la Nature* behauptet: die ganze Natur ruft uns zu, daß ein Gott sey, wenn er in den *Questions sur l'Encyclopedie* die hunderttausende herrechnet, welche um Religionsmeynungen willen, abgeschlachtet worden — sollte der Freund der Wahrheit und Tugend, noch immer zu anstatt Voltairens Ja, lieber Nein lesen? Sind wirklich der falschen Sätze Voltairens, so unendlich viele, und der von ihm behaupteten Wahrheiten, so sehr wenige, daß man weniger Gefahr läuft, wenn man blind zu, in seinen Schriften, Nein anstatt Ja lieset? Zugeschweigen, daß wenn man auch annehmen wollte, die Irrthümer des Dichters wären bey dieser Regel nicht übertrieben angenommen, so würde sie doch eben den Köhlerglauben, auf der andern Seite wieder festsetzen, den man auf der einen bey dem blinden, leichtsinnigen Verehrern desselben vertreiben will.

Auch ist es höchstmißlich, eine solche Blöße zu geben, wie sie der Verfasser auf der ersten Seite seiner Schrift giebt: „Die protestantischen Geistlichen wenigstens, sagt er, (und damit wollen wir den römisch katholischen nichts vergeben haben, was sie hier mit Recht fodern können) verdienen auch denn — als das wahre Corps der Gelehrten, als die Lehrer des Volks und als der Trost und die Zuflucht von Millionen unglücklichen Menschen — Achtung und Werth, wenn auch die Religion, die sie predigen, nicht wahr seyn sollte.„ Das letztere leugnet Voltaire und wir denken mit Recht,

Wie

wenigstens kennet der Recensent, unter dem würdigsten Theile, der protestantischen Geistlichen keinen, der nicht aller Achtung freywillig entsagen würde, so bald er glauben könnte, er predige eine Religion die falsch sey. Daß aber die Geistlichen das wahre Corps der Gelehrten seyen, das ist einmal wahr gewesen, nemlich in den Zeiten der Barbarey, der wir uns jetzt schämen, und worinn wir noch wären, wenn es von dem damaligen wahren Corps der Gelehrten abgehangen hätte. Es ist hiernächst gewiß, mehr als Billigkeit, wenn der Verfasser auch den römischkatholischen Geistlichen (besonders den Kardinälen, Erzbischöffen und Bischöffen, imgleichen allen Chorherren, Mönchen und Einsiedlern) ihre Ansprüche auf ihre Plätze, in dem wahren Corps der Gelehrten und unter den Tröstern und Beschützern vieler Millionen unglücklichen Menschen vorb hält. Doch ist es recht gut, daß er ihnen ihre Sache selbst zu führen überläßt. Denn uns dünkt immer, es werde, da man selbst in Portugall diese Verdienste an dem so gelehrten Orden der Jesuiten zu bezweifeln und auf die nicht eben sehr erleuchtete scholastische Philosophie einzuschränken anfängt, den spanischen, portugiesischen und italiänischen Inquisitoren, etwas schwer werden, ihre Verdienste um die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, ins Licht zu setzen — und den Urhebern der Blutbäder zu Vassy, zu Merindoles und Cabriere, der Bartholomäusnacht, der Aufhebung des Edikts von Nantes, der gerichtlichen Ermordung des Calas, des de la Borde, einem Cardinal von Lothringen, der mit seinem übermüthigen Pompe des öffentlichen Elendes spottete, und dem Kapitel der zwanzig Chorherrn zu St. Claude in der Franche Comté, gegen das 12000. arme Bauern ihre Freyheit gerichtlich verfechten müssen, werde es noch schwe-

rer werden, ihre großen Verdienste um das Glück ihrer Mitbürger darzuthun. Und auf diese sind eigentlich die Pfeile der Voltairischen Satyre gerichtet. Sie mögen sich vertheydigen, wenn sie können, wir wollen uns mit einer Rechtfertigung nicht einlassen, die uns nichts angehet.

Zwey Anmerkungen mögen diesen Aufsatz beschliessen.

1) Eine billige Achtung der persönlichen Gaben und Verdienste eines großen Schriftstellers, verträgt sich nicht allein sehr wohl mit dem männlichsten Ernste gegen seine Irreligion, sondern ist auch nöthig, wenn man den Lesern von seiner Unpartheylichkeit eine gute Meynung beybringen und sie für die Wahrheit gewinnen will. Sollte es nicht ein protestantischer Verfasser einsehen, wie weit er sich durch den Ton der Würde, und der ruhigen Ueberlegung, über die Ausgelassenheit der Irreligion erheben würde, da es die französische Geistlichkeit eingesehen, deren Avertissement du Clergé de France assemblé à Paris par permission du Roi, aux Fideles du Roiaume sur les dangers de l'Incredulité 1770. ein Muster von dieser Art ist.

2) Es ist nöthig, daß man die Schriftsteller recht genau kenne, und allenfalls nach Befinden der Umstände, aus den bessern Waffen zur Bestreitung der schlimmern nehme. Aus der Ursach ist es weder billig noch vorsichtig, den vortreflichen Rousseau, mit dem Namen Hans Jacob zu bezeichnen. Auch giebt es keine große Meynung von des Verfassers Kenntnissen der französischen Litteratur, daß er den Robinet, der das bekannte Buch: de la Nature geschrieben hat, unter dem Namen Robert aufführt.

Mn.

XV.

Herrn Joseph Pristley, beyder Rechte Doktors und Mitgliedes der Königl. Societät der Wiss. zu London, Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Elektricität, nebst eigenthümlichen Versuchen. Nach der zweyten, vermehrten und verbesserten Ausgabe, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von D. Joh. Georg Krünitz. Berlin und Stralsund, bey Langen, 3 Alph. 1 Bogen in gros 4. nebst acht Kupfertafeln.

Seit der Zeit, daß man sich hauptsächlich erst mit der Elektricität beschäftigt hat, ist eine beträchtliche Menge von elektrischen Versuchen erdacht theils auch von ohngefähr angestellt worden. Viele von diesen Versuchen laufen in der That auf ein bloßes Spielwerk hinaus, auf eine geschickte Anwendung der Elektricität, um besondre und in die Augen fallende Erscheinungen hervorzubringen, die wirklich alle in der Hauptsache einerley sind, und zusammengenommen nicht viel dazu beytragen, die Elektricität im eigentlichen Verstande näher kennen zu lernen. Dennoch haben diese Versuche nebst den übrigen, welche uns in der Hauptsache mehr Licht geben können, zu einer Menge von Schriften über die Elektricität Gelegenheit gegeben, die dadurch noch obenein sehr vermehrt wurden, daß man vielleicht früher Theorien machte, als es Zeit dazu war, so daß eben deswegen eine Menge von Theorien erdacht wurden, und ihre Widerleger und Vertheidiger fanden, die an sich untereinander im größten Widerspruche standen.

 Ent-

Endlich wollte man auch noch durch das Elektrisiren der Himmel weis all was für Absichten erreichen, so daß auch hierdurch die Menge der Schriften über die Elektricität so ansehnlich vermehrt wurde, daß man eine geraume Zeit daran zu lesen hat, ehe man mit ihnen zu Ende ist. Und wenn man auch diese Zeit daran wenden will, so hat man nun einerley so oft zu lesen, daß man des Lesens satt und müde darüber werden kann. Priestley hat also wirklich eine ungemein nützliche und dabey nicht wenig mühsame Arbeit unternommen, da er in dem jetzt anzuzeigenden Werke die ganze Geschichte der Elektricität entworfen und gezeigt hat, was wirklich ein jeder Naturforscher über die Elektricität Neues geleistet hat.

Sein Buch kam zuerst 1767. zu London heraus, und wurde in- und ausser England mit Beyfall aufgenommen. Der Verf. war gleichwol, als er es schrieb, der deutschen Sprache noch nicht recht mächtig, und kannte auch wirklich noch nicht alle in Deutschland herausgekommene Schriften über die Elektricität, so daß sein Werk noch immer in etwas mangelhaft war. Er befleißigte sich aber nun der deutschen Sprache mehr und las die übrigen Bücher über seinen Gegenstand nach; und so konnte er 1770. beträchtliche Zusätze zu seinem Werke herausgeben, die auch in der zweyten in eben diesen Jahre obgleich mit 1769. bezeichneten Ausgabe gehörigen Ortes eingeschaltet wurden.

Nach dieser zweyten Ausgabe erhalten wir nun hier eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung. Der Verf. derselben, der schon 1769. ein Verzeichniß der vornehmsten Schriften von der Elektricität, herausgegeben, hat gegenwärtiger Uebersetzung noch einige eigne Anmerkungen beygefügt, die gröstentheils Nachweisungen auf jenes Verzeichniß sind. Dann hat er

aber

aber auch noch die Anmerkungen der französischen Uebersetzung des Priestley hinzugesetzt, welche 1771. zu Paris herausgekommen ist. Diese letztern vertheydigen vornehmlich Nollet gegen Franklin, doch sind auch andere von größerer Wichtigkeit darunter.

Das ganze Werk ist in acht Theile getheilt, wovon der erste die eigentliche Geschichte der Elektricität in zehn Perioden enthält. Die erste Periode betrift die Zeiten vor Hawkesbee S. 1. Gilbert hat vorzüglich den Grund zu den nachherigen weitern Entdeckungen gelegt, und an einer Menge von Körpern die Elektricität wahrgenommen. Verulam leistete nichts Neues, wohl aber Boyle, der schon geriebenen Bernstein in einem luftleeren Raum brachte, und seine daselbst fortdaurende Elektricität bemerkte. Er sahe auch ein wenig von dem elektrischen Lichte. Otto von Guerike kam schon um ein Gutes weiter, er kannte das Licht deutlicher und den Schall, der dabey entsteht; noch besser aber beobachtete Wall das Licht. Er sagte im prophetischen Geist, dieses Licht und Knistern stelle einigermaßen Blitz und Donner vor. Newton war der erste, welcher beobachtete, daß geriebenes Glas auch auf der entgegengesetzten Seite leichte Körper anzieht.

Die zwote Periode enthält Hawkesbee's Versuche und Entdeckungen S. 10., die nach ihrem Zusammenhange erzählt werden. Es ist bekannt, daß der Mann viele Verdienste um die Lehre hatte, die unser Verf. auseinander setzt. Dem ungeachtet hatte Hawkesbee doch keinen deutlichen Begriff von dem Unterschiede unter elektrischen und unelektrischen Körpern.

Dritte Periode, Versuche und Entdeckungen des Grey, vor den du Fayischen Versuchen, bis zum Jahre 1733. S. 17. Er lernte noch verschiedene elektrische Körper kennen, pflanzte zuerst die Elektricität fort und elektrisirte auch schon Thiere und einen Knaben.

Vierte Periode, du Fays Versuche und Entdeckungen S. 28. Er fing an, die Lehre auf einige ordentliche Regeln zu bringen, ließ sich selbst elektrisiren, und stellte verschiedene andere merkwürdige Versuche an. Er elektrisirte auch eine Katze dadurch, daß er sie mit der Hand strich. Er hofte, brennbare Körper durch den elektrischen Funken anzünden zu können, konnte aber nicht dahin gelangen. Er unterschied die gläserne und die harzige Elektricität, und zeigte, daß eine der andern entgegen wäre, dieses vernachläßigte man aber wieder bis zu Franklins Zeiten.

Fünfte Periode, Fortsetzung und Beschluß der Experimente des Herrn Grey, S. 34. Er sahe nun den elektrischen Feuerpinsel. Er redete deutlich von der Aehnlichkeit der elektrischen Erscheinungen mit Bliz und Donner. Endlich wollte er auch die Bewegungen der Planeten aus der Elektricität erklären.

Sechste Periode, Versuche des Herrn Desaguliers, S. 40. Er führte auch den Namen eines Leiters oder Conductors ein, und stellte verschiedene wichtige Lehrsätze fest. Auch behauptete er zuerst, die Luft sey ein für sich elektrischer Körper, und erklärte das Aufsteigen der Dünste durch die Elektricität.

Siebente Periode, Versuche der Deutschen und des D. Watson, vor Entdeckung der Leydenschen Flasche, S. 44. Die Deutschen fingen 1742. an, sich mit der Elektricität zu beschäftigen, und wir haben ihnen hauptsächlich erhebliche Verbesserungen der Maschine zu verdanken. Bose (oder wohl eher Hausen) führte die seit Hawkesbee nicht mehr gebrauchten Kugeln wieder ein und gab der Maschine einen ordentlichen Conductor. Winkler erdachte das lederne Küssen zum Reiben, Gordon den Cylinder von Glas anstatt der Kugel. Die Deutschen stellten auch allerhand artige

tige Versuche an, und elektrisirten vorzüglich stark. Waitz fand die Elektricität viel stärker, wenn er die Glasröhren mit Wachse stark bestrich und dann mit einem mit Oele begossenen Tuche rieb (dem Recensenten ist das allemal mißlungen). Auch war nach seiner Probe das Glas mit wenig Pottasche am besten zum Elektrisiren. Ferner setzte Waitz ausser Zweifel, daß die Funken an geriebenen Hunden, Katzen, u. s. w. wirklich elektrische Funken sind. Ludolf zündete zuerst den ätherischen Geist des Frobenius durch den elektrischen Funken an: Winkler that es gar durch seinen Finger und zwar selbst mit schwächern entzündbaren Geistern und mit Oel, Pech und Siegellack; Gralath zündete eine eben verloschene Kerze, Bose Schießpulver dadurch an. Die Deutschen elektrisirten auch nach unserm Verf. zuerst im luftleeren Raume; aber der französische Uebersetzer legt die Ehre der Erfindung dem du Fay in einer Anmerkung bey. Bose und Allamand hiengen den Menschen, welcher elektrisirte und die Maschine in Seide auf, und fanden, daß auch der Mensch und die Maschine mit elektrisirt wurden. Grummert bemerkte, daß eine gläserne luftleere Röhre gänzlich mit Licht erfüllt wurde, wenn man sie an einen elektrisirten Körper hielt. Krüger sahe die Blätter von Klapperrosen durch den elektrischen Funken weiß werden.

Watson war einer von den ersten Engländern, welche die deutschen Erfindungen vornahmen und zu einer größern Vollkommenheit brachten. Er zündete die brennlichen Körper leicht an, und schoß eine Musquete durch das elektrische Feuer ab. Er zeigte auch zuerst, daß diese entzündbaren Körpern dadurch angezündet werden können, daß man sie selbst elektrisirt und dann von einem nicht elektrisirten Körper berühren läßt. Noch andere Bemerkungen sind ursprünglich

lich von Watson, die wir nicht auszeichnen können, ohne zu weitläuftig zu werden.

Die achte Periode, enthält die Geschichte der Elektricität von der Entdeckung der leydenschen Flasche 1745, bis zu Franklins Entdeckungen, und ist in fünf Abschnitte getheilt.

Erster Abschnitt, Geschichte der leydenschen Flasche selbst, S. 53. Der eigentliche Erfinder ist der Domdechant zu Camin, von Kleist, und Gralath konnte es ihm zuerst damit nachthun; Cunäus in Leyden aber scheint es zum zweytenmale erfunden zu haben. Allamand und Musschenbroeck machten den Versuch nach, und der letztere schrieb an Reaumur, er wollte keinen zweyten Schlag aushalten, wenn man ihm auch das Königreich Frankreich dafür böte. Besonders ist es, daß anfänglich fast jeder, der die Erschütterung empfand, davon krank geworden zu seyn glaubte. Bose wünschte indessen an einem elektrischen Schlage zu sterben. Gralath fand, daß mehrere Personen zugleich erschüttert werden können, und Winkler, daß die unmittelbare Berührung der Flasche von aussen nicht nöthig sey; er hieng auch die Flaschen in die Pleisse. Watson belegte unter andern Versuchen, die er machte, die Flasche mit dünnem Bleye oder Zinnfolie, und fand, daß die Erschütterung allemal den kürzesten Weg geht. Nollet war der erste, der in Frankreich Versuche mit der Flasche anstellte. le Monnier fand, daß die Flasche noch lange Zeit, nachdem sie geladen worden, ihre Wirkung thue. Nollet tödtete auch einen Sperling durch den Schlag.

Zweyter Abschnitt: die von den französischen und englischen Naturforschern gebrauchten Methoden die Entfernung auszumessen, wie weit der elektrische Schlag geleitet werden kann, wie auch die Geschwin-

digkeit, mit welcher derselbe fährt S. 69. Die Franzosen machten den Anfang mit diesen Versuchen, die Engländer giengen aber weiter, und zwar insbesondere Watson. Bey dem ansehnlichsten dieser Versuche gieng die Erschütterung durch vier englische Meilen in einem Augenblicke.

Dritter Abschnitt, vermischte Entdeckungen Watsons und anderer bis auf Franklins Zeiten, S. 75. Watson zeigte, daß man auf einem elektrischen Körper stehend eine Glasröhre nur schwach zu elektrisiren im Stande ist. Le Monnier entdeckte, daß die Elektricität den Körpern von einerley Art nicht in Verhältniß ihrer Massen sondern ihrer Oberflächen mitgetheilt wurde. Nollets elektrische Versuche im luftleeren Raume und noch verschiedene andere von eben diesem und auch von andern Naturforschern, die sich nicht wohl ausziehen lassen, weil sonst unser Auszug zu stark werden möchte. Hier findet sich auch S. 84. Boulangers Tafel, worinn die Körper nach den Graden ihrer Elektricität geordnet sind, zu folge welcher nach desselben Meynung die zerbrechlichsten und durchsichtigsten Körper allemal die elektrischsten seyn sollten (welches doch wohl nicht eben sich so verhalten möchte). Gordon elektrisirte eine Katze durch Reiben so stark, daß er durch diese fortgepflanzte Elektricität Weingeist anzünden konnte. Cooke bemerkte die Elektricität des neuen Flanells. Bose bemerkte, daß die chemischen gläsernen Geschirre, die öfters im Feuer gewesen, stärker elektrisch seyn. Hier kommen auch noch zuletzt verschiedene sogenannte Elektrometer vor.

Vierter Abschnitt, Versuche an Thieren und andern organisirten Körpern in dieser Periode; und andere damit verbundene Versuche, vornemlich von Nollet, S. 89. Auch daß die Elektricität die Aus-

dünstung flüßiger Körper befördere. Die Versuche über die Beförderung des Wachsthums der Pflanzen durch das Elektrisiren; und über die Thiere, die dabey stärker ausdünsteten.

Fünfter Abschnitt, Geschichte der mit Arzneysachen versehenen Röhren und anderer Mittheilungen medicinischer Kräfte vermittelst der Elektricität, nebst den dawider gemachten Einwendungen, S. 96. Es ist bekannt, daß die ganze Sache nichts weiter als ein Mährchen war. Hier kömmt auch Bosens Beatification vor. Anzündung eines Kleides durch die Elektricität; Priestley zieht die Begebenheit in keinen Zweifel: der Recensent weis nicht, ob er die Geschichte glauben soll; zwar ist der Versuch mit Erfolg wiederholt.

Neunte Periode, die Versuche und Entdeckungen des Hr. D. Franklin in drey Abschnitten. Der erste S. 103. enthält die, welche die Leydensche Flasche und andere damit in Verbindung stehende Umstände betreffen. Der zweyte S. 110. Franklins Entdeckungen, die Aehnlichkeit des elektrischen Feuers mit den Wirkungen des Blitzes betreffend; der dritte S. 119. vermischte Entdeckungen des D. Franklin und seiner Freunde in Amerika, um eben diese Zeit. Da Franklins Briefe bekannt genug sind, und man die großen Verdienste dieses Naturforschers um die Elektricität nicht verkennen kann, so wollen wir hier gar nichts ausziehen.

Die zehnte und letzte Periode nimmt den mehresten Raum ein, und begreift in funfzehn Abschnitten die Geschichte der Elektricität von der Zeit an, da Franklin seine Versuche in Amerika anstellte, bis auf das Jahr 1766.

Erster Abschnitt, Verbesserungen des elektrischen Geräthes, nebst dahin gehörigen Beobachtungen

gen und Versuchen S. 125. Hier würden Auszüge uns wieder zu viel Platz nehmen.

Zweyter Abschnitt, Beobachtungen über die leitende Kraft verschiedener Körper; insbesondere Cantons Versuche mit der Luft, und Beccarias Versuche mit Luft und Wasser. S. 130.

Dritter Abschnitt, Cantons Versuche und Entdeckungen, in Ansehung der Oberflächen elektrischer Körper, und andere denselben gemäß angestellte, oder sich auf denselben Gegenstand beziehende; welche insgesammt zur Bestimmung des Unterschiedes zwischen den beyden Arten von Elektricität abzielen, S. 139. daß es blos von dem, womit gerieben wird, und von der Oberfläche des Glases abhange, ob es positiv oder negativ elektrisirt werden solle; merkwürdige Versuche und Lehren. Glas mit einem Stücke Bleyfolie und Schmergel mit Wasser gerieben, bis die Durchsichtigkeit verlohren geht, und getrocknet, erhält die Elektricität des Schwefels, wenn es mit Flanell gerieben wird. Der Tourmalin, und auch das Glas wird elektrisirt, wenn mit einem Blasebalge dagegen geblasen wird. Noch mehr solche merkwürdige Versuche, unter andern auch von Wilke.

Vierter Abschnitt, Delavals Versuche über die beyden Elektricitäten, und sein Streit mit Canton darüber, S. 149. Delaval stritte gegen die im vorigen Abschnitte vorgetragenen Säze des Cantons, der sie daher weiter zu bestätigen suchte.

Fünfter Abschnitt, Cantons Versuche und Entdeckungen, in elektrische Atmosphären versenkte Körper betreffend, nebst den von andern in gleicher Absicht angestellten Beobachtungen. S. 154. Canton, Franklin, Wilke und Aepinus haben hierüber vortrefliche Versuche angestellt, die aber keinen Auszug leiden. Canton zieht die Folge daraus, daß

elektrische Atmosphären nicht in Ausdünstungen aus elektrisirten Körpern, sondern blos in einer Veränderung des Zustandes der in der Luft, welche dieselben umgiebt, enthaltenen oder dazu gehörigen elektrischen Flüßigkeit bis zu einer gewissen Entfernung, bestehen; daß durch Reiben elektrisirtes Glas z. E. die elektrische Flüßigkeit davon zurückstößt, und mithin jenseit dieser Entfernung dieselbe dichter macht, da hingegen elektrisirtes Siegellack, die in der Luft befindliche elektrische Flüßigkeit näher an sich zieht und dieselbe dünner macht, als sie vorher war.

Sechster Abschnitt, Symmers Versuche die beyden Arten von Elektricität betreffend, nebst denjenigen, welche zur Fortsetzung derselben von Cigna angestellt worden sind, S. 166. die bekannten Versuche mit den schwarzen und weißen seidnen Strümpfen. Der französische Uebersetzer hat ihn mit einem weißen und einem goldgelben Strumpfe nachgemacht, wie auch mit zween weißen, wovon der eine in ein Decort von Galläpfeln getaucht und nachher getrocknet war. Dieses letztere hat auch schon Nollet versucht. Cigna's Versuche sind weitläufig und schön.

Siebenter Abschnitt, Fortsetzung der Geschichte der Leydenschen Flasche, S. 179. die Versuche sind von Beccaria und andern.

Achter Abschnitt, Versuche und Beobachtungen über das elektrische Licht, S. 186. insbesondere über das elektrische Licht im luftleeren Raume.

Neunter Abschnitt, die Elektricität des Tourmalins, S. 198. Brauchbare Auszüge aus den Schriften derer, die Versuche mit diesem merkwürdigen Steine angestellt haben.

Zehnter Abschnitt, Entdeckungen, welche seit den Franklinischen in Ansehung der Aehnlichkeit zwischen

schen dem elektrischen Feuer und den Wirkungen des Blitzes gemacht worden sind, S. 206.

Eilfter Abschnitt, Beobachtungen über den allgemeinen Zustand der Elektricität in der Atmosphäre, und deren gewöhnlichste Wirkungen S. 228. Daß die Luft gewöhnlicher Weise Elektricität zeige, und wie er sich damit bey andern Meteoren, beym Hagel, verhalte.

Zwölfter Abschnitt, Versuche, welche man gemacht hat, einige der ungewöhnlichern Erscheinungen auf der Erde und am Himmel durch Elektricität zu erklären, S. 235. nemlich die Sternschnuppen, Feuerbälle, Nordschein, die Wasserhosen, die Wirbelwinde, das Erdbeben, feuerspeyende Berge. Den Beschluß macht eine Erzählung der Haupterscheinungen von natürlicher Elektricität, welche von den Alten beobachtet worden sind, und deren Ursache man vor Franklin's Zeiten gar nicht eingesehen hat.

Dreyzehnter Abschnitt, Wahrnehmungen über den Gebrauch metallischer Leiter, Gebäude u. d. gl. vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes in Sicherheit zu setzen, S. 254. Der französische Uebersetzer ist dagegen, er scheint aber die Sache nicht gehörig einzusehen.

Vierzehnter Abschnitt, von medicinischer Elektricität, S. 260. oder richtiger: von der Heilung der Krankheiten durch das Elektrisiren. Kratzenstein giebt die erste Nachricht von dergleichen Versuchen, die er selbst mit Nutzen angestellt hatte.

Funfzehnter Abschnitt, vermischte Experimente und Entdeckungen, welche in dieser Zeitperiode gemacht worden sind, S. 272. Was sich nicht wohl unter die vorigen Abschnitte bringen ließ. Hier kommen auch die Versuche mit dem Zitteraale (Gymnotus electricus) vor. In einer Anmerkung des Ue-

bersetzers scheint an einer Stelle der ordentliche Zitterfisch (Raca Torpedo) mit einem verwechselt zu seyn. Wenigstens ist das Thier, worüber Schilling die merkwürdigen Beobachtungen geliefert hat, gewißlich der Gymnotus.

Dieser erste Theil, der, wie unsere Leser aus dem Auszuge sehen können, eine wohlgeordnete und vollständige Geschichte der Elektricität enthält, schließt sich nun auf der 282. Seite. Und nun folgt der zweyte ganz kurze, der eine Reihe von Sätzen enthält, welche sämtliche allgemeine Eigenschaften der Elektricität in sich begreifen. Er ist wohl nicht eines Auszugs fähig. Der französische Uebersetzer, der überhaupt alles läugnet, was Nollets Theorie von der Elektricität entgegen seyn könnte, sagt indessen in einer Anmerkung, die meisten dieser Sätze seyn gar nicht richtig, und liefert an ihrer Stelle andere Sätze aus Nollets Leçons de Physique, die auch hier in der deutschen Uebersetzung mit eingeschaltet worden sind.

Der dritte Theil, welcher S. 291. anfängt, ist Theorien der Elektricität überschrieben. Er handelt im ersten Abschnitte von physikalischen Theorien überhaupt und den Theorien der Elektricität vor Franklin. Bey Gelegenheit der nolletischen Theorie, deren Ungrund Pristley deutlich zeigt, der ohnedem schon von andern hinlänglich gezeigt worden ist, und welche dennoch in den Anmerkungen des französischen Uebersetzers so eifrig verfochten wird, hat der Recensent sich nicht enthalten können, traurige Betrachtungen über den menschlichen Verstand zu machen. Nollet glaubt aus seiner Theorie alle Erscheinungen bey der Elektricität auf das leichteste und ungezwungenste erklären zu können; er und seine Anhänger können gar nicht begreifen, wie noch ein Mensch an der völligen Richtigkeit der Theorie zu zweifeln im Stande ist; und

eine Menge anderer Menschen, worunter auch der Rec. zu seyn nicht läugnet, kann gegenseitig gar nicht begreifen, wie irgend jemanden die nolletische Theorie genug thun kann! Wir armen Menschen mit unserer Urtheilskraft!

Der zweyte Abschnitt trägt S. 300. die Theorie der positiven und negativen Elektricität vor, die wohl noch immer das Mehreste vor sich hat. Daß der französische Uebersetzer seinen Nollet immer vertheydigt, das läßt sich leicht erwarten; aber öfters thut er es auf eine ziemlich grobe Art. Wir vor unser Theil wollen gern gestehen, daß wir auch bey Franklins Theorie einige Schwierigkeiten finden, aber bey weitem nicht so viele, als bey der nolletischen.

Dritter Abschnitt, die Theorie der zweyerley elektrischen Flüßigkeiten, S. 310. Symmer hat sie bekanntermaßen von du Fay angenommen, und aufs Neue vertheydigt. Vielleicht sind wir noch nicht so weit, daß wir Ursache haben, lange über die Theorien zu disputiren.

Nun folgt der vierte wichtige Theil S. 317. welcher die Lücken (desiderata) in der Wissenschaft der Elektricität untersucht, und Anleitungen zur fernern Erweiterung der Kenntnisse darinn an die Hand giebt. Der erste Abschnitt enthält allgemeine Anmerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Elektricität. Freylich wohl ist das eine Mitursache, warum man noch so weit in dieser Lehre zurück ist, daß man sich zu sehr mit Theorienmachen abgegeben und fast auf nichts geachtet hat, als was zur Bestätigung derselben diente; zudem glaubten diese Theorienmacher, man wäre schon in der Lehre zu Ende, weil sie ihrer Meynung nach alles erklären konnten. Aber das glaubten die Alten auch, über deren Theorien wir jetzt lachen. Es sind ohne Zweifel noch viele wichtige Ent-

deckungen möglich, und eine ordentliche Kenntniß der Geschichte der Elektricität kann uns veranlassen sie zu zu machen. Dies ist im Wesentlichen der Inhalt dieses Abschnitts.

Zweyter Abschnitt: Fragen und Anzeigen, zur Beförderung neuer Entdeckungen in der Elektricität, S. 322. Sie betreffen 1) das elektrische Fluidum überhaupt, 2) die elektrischen Körper und Leiter, 3) die Art und Weise, die Elektricität zu erregen, 4) das Elektrisiren, 5) die Kraft elektrische Körper zu laden, 6) die Elektricität des Glases, 7) die Wirkung der Elektricität auf thierische Körper, und 8) die Elektricität der Atmosphäre. Sie sind größtentheils der Aufmerksamkeit werth und scharfsinnig ausgedacht; aber dem sehr partheyischen französischen Uebersetzer haben sie nicht das Glück zu gefallen.

Dritter Abschnitt, Zweige von Kenntnissen, welche für einen Elektrisirer besonders nützlich sind, S. 330. Freylich muß man mehr wissen, wenn man eigentlich elektrische Versuche anstellen will, als die Maschine in Bewegung zu setzen. Aber es giebt doch Naturforscher, (sie nennen sich wenigstens selbst so) die so elektrisiren, wie der Savoyarde seine Zauberlaterne gebraucht.

Es folgt der fünfte Theil von der Einrichtung elektrischer Maschinen, und den vornehmsten Theilen einer elektrischen Geräthschaft, worüber im ersten Abschnitte S. 335. allgemeine Anmerkungen beygebracht worden. Es ist nützlich ausser den Glaskugeln zum Elektrisiren auch Röhren zu besitzen, die an einem Ende verschlossen, am andern Ende aber mit Meßing eingefaßt sind, damit man die Luft herausziehen oder auch darinn zusammendrücken kann. Zum Reiben zieht Priestley mit Oel getränktes Seidenzeug vor, worauf man etwas Amalgama legt. Rauhe Glasröhren, oder

oder Schwefel und Siegellack reibt man am besten mit weichen neuen Flanell, oder noch besser mit Hasen- oder Katzenfellen, welche mit ihren Haaren gegerbt worden sind. Die Kugeln befestigt unser Verfasser am liebsten mit einem Halse, nicht mit einer durchgehenden Axe. Er reibt sie mit Corduan, und zwar vornehmlich mit dem rauhern Halsstücke. Er isolirt am liebsten auf Holze, das im Backofen recht ausgetrocknet worden. Seine Leydner Flaschen sind nicht groß, er wählt Becher vierthalb Zoll im Durchmesser, und acht Zoll hoch. Seine Batterie ist von vier und sechszig Bechern, zehn Zoll lang und drittehalb Zoll im Durchmesser, die in einem mit Zinnfolie und Meßingfeilstaube belegten Kasten stehen. Große Gläser dazu zu wählen, ist nicht gut. Wer die Ursachen hiervon, und noch vieles andres Merkwürdiges wissen will, der muß das Buch selbst zur Hand nehmen.

Zweyter Abschnitt, Beschreibung einiger besondern elektrischen Maschinen, nebst Anmerkungen über ihre Hauptvorzüge und Mängel, S. 346. Wir können uns nicht dabey aufhalten.

Ueberhaupt ist unsere Anzeige von diesem in der That sehr wichtigen Buche schon so lang geworden, daß wir uns genöthigt sehen, nur blos den Inhalt der übrigen Theile schlechtweg herzusetzen. Es enthält also der sechste Theil praktische Grundregeln für Anfänger in der Elektricität, S. 355. kurz aber wohl geschrieben.

Siebenter Theil, Beschreibung der belustigendesten elektrischen Experimente, S. 363. ohne und mit der Leydener Flasche, und auch mit Beyhülfe anderer physischen Werkzeuge.

Achter Theil, neue elektrische Experimente, welche vornehmlich im Jahre 1766. angestellt worden sind, S. 379. Dieser Theil enthält auf 111

Seiten in sechszehn Abschnitten, so viel Neues und äusserst Merkwürdiges, daß es dem Recensenten wirklich Leid thut, daß er hier abbrechen muß.

X.

XVI.

Directorium historicorum medii potissimum aevi post *Marquardum Freherum* et iterata *Joh. Dav. Koeleri* curas recognovit, emendavit, auxit. *G. C. Hamberger.* — — Goettingae, sumt. Viduae Abr. Vandenhoek, 1772. 2 Alph. 1 pl. 4.

Aller Anfang ist schwer, und manche schriftstellerische Idee, erreicht erst nach vielfachen Beyträgen, Zusätzen, und zuweilen Umschmelzungen die Nutzbarkeit, welche die ersten Verfasser wohl prophetisch voraussahen aber nicht leisten konnten. Du Cange's Glossarium, Pfeffingers Vitriarius, und andere von späterer Hand vervollkommte Werke müssen hier dem Leser nothwendig beyfallen. Frehers bekanntes Direktorium, das einem deutschen Historicker, und jedem der bey seinen Arbeiten kritisch und historisch Quellen nutzen will, unentbehrlich ist, gehört mit seinen mancherley verbesserten und unverbesserten Ausgaben zu dieser Anzahl, und ist zugleich ein lehrendes Beyspiel, wie man von einem Verfasser, und zwar von solchen, die Stoppeln, Holz, Ziegel oder Marmelsteine zum Bau einer Wissenschaft gibeonitisch zusammen tragen, unmöglich alles erwarten kann, oder so viel erwarten kann, als was nach Jahrhunderten durch fortgesetzten Fleiß

meh-

mehrerer Gelehrten erwächst. Wie geringfügig erscheint Frehers Arbeit, vor seiner Ausgabe deutscher Schriftsteller, gegen Köhlers und Hambergers so mühsam und ansehnlich verbesserte Ausgaben, und wie viel mehr würden beyde geleistet haben, wenn Glaser, Ranchel oder Neu eben so patriotisch für die Nachkommen an Zusätze und Vermehrungen gedacht hätten. Da Köhler und Hamberger so viel ausgelassene deutsche Schriftsteller hinzufügen, so viele Nachlese in den Sammlungen deutscher Chronicken und Annalen halten müssen; da sie so vieles auf deutschen Boden aufzuräumen fanden: so ermüdeten sie endlich oder wollten die Benutzung ihres Fleißes nicht ins unendliche, jenseits ihrer Lebenszeit ausdehnen, und konnten daher von den alten Annalisten unserer Nachbaren, nicht so viel einschalten, als letzterer vielleicht bey dem Gebrauch der bis zum Erstaunen vollständigen Bibliothek in Göttingen hätte thun können.

Keiner andern als dieser Ursache, schreiben wir die Lücke zu, die sich mit englischen, französischen, nordischen, und andern Schriftstellern noch mannichfaltig ausfüllen lassen könnte, selbst hätten, wie Hr. Hamberger anmerkt, durch mehrere Einschaltungen deutscher Schriftsteller, ihm vieler Nachsuchungen überheben können. Daher betreffen auch seine meisten Vermehrungen unsere deutsche Geschichte, und deren sind überall so viel, daß man nur einen Blick auf die vorigen Ausgaben des Freher thun darf, um Hr. Hambergers Verdienst, und was er geleistet, zu erkennen. Freher der in Kölers Ausgabe 258 Quartseiten stark ist, beträgt mit Hr. H. Verbesserungen 353. viel enger und kleiner gedruckte Quartseiten. Das vom Köler angehängte Directorium Chronologico diplomaticum ist hier weggelassen, weil wir heut zu Tage, da das Studium der Diplomatick so sehr

erweitert, und bearbeitet worden, bessere Hülfsmittel haben die Richtigkeit einer Urkunde zu bestimmen. Aus gleicher Absicht ist Sagittars kurze Abhandlung von den vornehmsten deutschen Geschichtschreibern weggeblieben.

Bey Büchern dieser Art kann der Recensent mit dem Leser über alle Vorzüge der neuen Ausgabe, über alle Zusätze und Berichtigungen nicht ins Detail gehen. Er kann also nur in allgemeinen Ausdrücken versichern, Hr. H. hat aus so vielen kleinen und großen Sammlungen, so viele alte deutsche allgemeine und Specialchronisten einrangirt, er hat die neuern Collektionen allemal angezeigt, wo nach Kölers Zeiten mancher von ihm genannte Autor entweder nach einer bessern Handschrift, oder in der alten Gestalt wieder edirt ist, daß sich gewiß von übergangenen deutschen Schriftstellern, wenig oder gar keine Zusätze machen lassen. Möchten wir doch von den alten Quellen unserer Nachbarn eben dasselbe sagen können, von welchen nur die allerbekanntesten angezeigt sind. Eigentlich scheinet zwar dieser Vorwurf Hrn. H. nicht zu treffen, weil er geradezu in der Vorrede sagt, daß er nur deutsche Chronographen chronologisch habe ordnen, und die Sammlungen nachweisen wollen, wo ihre Werke ganz, oder in Fragmenten gedruckt sind, quod ad exteros attinet, ea tantum posui sagt Hr. H., quae pro universalibus chronicis censentur, neglictis iis, qui tantum historiam unius provinciae, vel loci, vel hominis tractant. Aber eben diese Auswahl kann man unmöglich billigen. Entweder blos Quellen deutscher Geschichte chronologisch geordnet, und denn haben wir nichts zu erinnern, oder alle irgend beträchtliche benachbarte Annalisten aufgenommen, damit der Titel Directorium Historicorum medii potissimum aevi nicht mehr verspreche,

spreche, als der Verfasser wirklich leistet. Unsere deutschen Quellen sind deutschen Gelehrten doch immer bekannter, als die auswärtigen, als die englischen, französischen oder nordischen, von denen der Recensent sich kein ähnliches Direktorium erinnert. Ueberdem sind die Collektionen deutscher Quellen lange so selten nicht, als Martene und Durand, als Bouquet, Aguirre, Langebeck und Muratori, man kann bey zweifelhaften Fällen in dieser oder jener Privatbibliothek die deutschen Sammlungen selbst um das Alter eines alten Annalisten, um seine Glaubwürdigkeit und den Werth seiner Zeugnisse befragen. Alles dieses ist bey ausländischen Annalisten schwerer, und ohne eine zahlreiche Bibliothek voraus zu setzen, nicht möglich. Den großen oder kleinen Einfluß, Nutzen oder Brauchbarkeit, eines speciellen Autors in die allgemeine Geschichte eines Reichs kann der universelle Litterator aller Geschichtschreiber unmöglich bestimmen, ob ers wohl von diesem und jenem Autor thun kann. Wie wenig kennt ein solcher aus eigner Lektüre und Prüfung den Inhalt, das Unterscheidende, den Werth und Gehalt aller Werke, deren Verfasser er registrirt. Wie oft haben uns special Schriftsteller der mittlern Zeiten Aufschlüsse, Anekdoten, und Nachrichten erhalten, die auch die ausführlichsten Verfasser aus Nachläßigkeit, Vorsatz, oder andern Ursachen verschwiegen haben. Eine größere Vollständigkeit bey ausländischen Annalisten, war also nach dem Plan des Werks nothwendig, weil die Besitzer dieses Buchs doch gewiß bey einem relativisch unbekannten Annalistennamen, nachdem sie viel oder wenig wissen wollen, dieses Direktorium nachschlagen, und entweder hier schon ihre Zweifel gehoben finden, oder in den nachgewiesenen Collektionen weiter nachsuchen.

Einen andern wichtigen Fehler dieser neuen Ausgabe können wir ebenfalls nicht unangezeigt lassen. Der seel. Köler hatte bereits angefangen in seinem verbesserten Freher, unterschiedene Schriftsteller, die nach Erfindung der Buchdruckerey lebten, und von alten und neuern Zeiten, Annalen, und Geschichten verfaßten, Cranz, v. Eckhard, Dumont, Lambec, Fauchet und andere, den Anfang und das Ende ihrer Werke gehörigen Orts einzuschalten. Dieses Register hat Hr. H. mit den Namen und Werken eines Schatens, Kuchenbeckers, Müllers, Nani, Walkeniers, Brouwers, Pufendorfs, Vitterio Siri, Chemnitz, und anderer vermehrt, die aus manchen Gründen, nicht mit den alten Mönchsannalisten, in eine Classe gehören. Allerdings wäre ein Direktorium über die neuern Geschichtschreiber seit der erfundenen Buchdruckerey zu wünschen, aber ein besonderes, von allen Mönchsnachrichten unterschiedenes Direktorium; weil die neuern Scribenten, eine andere Prüfung, eine andere Kritick erfodern, und unter andern Umständen ihre Annalen, und Geschichtbücher schrieben. Die alten Chronographen und Annalisten vor Erfindung der Buchdruckerey sind größtentheils special Geschichtschreiber eines Mannes, eines Landes, oder einer Provinz, oder Fortsetzer berühmter Chronicken, bis auf ihre Zeiten. Beschreiben sie etwa einen längern Zeitraum, oder die Begebenheiten ganzer Reiche, so excerpiren oder plündern sie (weil vor der Erfindung der Buchdruckerey die Vergleichung mehrerer Zeugen über eine Begebenheit beynahe unmöglich war) die erste die beste Chronick, die sie in ihrer Klosterbibliothek auffanden. Ueberhaupt sind die Chronisten der mitlern Zeiten größtentheils tüchtige, gültige und glaubwürdige Zeugen ihrer Zeiten, die zwar aus Leichtglaubigkeit, aus Interesse, und Religions-

eifer

eifer manches Faktum verfälschten, aber doch immer, weil sie nur zu ihrem eignem Vergnügen, für ihre Freunde, nicht fürs Publikum schrieben, mit mehrerer Freyheit und Wahrheitsliebe als unsere neuern Historicker schrieben. Hingegen sind die historischen Werke unserer Zeiten, und die nach Erfindung der Buchdruckerkunst, mit Hülfe mehrerer Materialien Thaten der Vorwelt aufzeichneten, gewöhnlich von weitern Umfange, reicher an Nachrichten, und universalhistorischer. Sie sind bey ältern Begebenheiten mehr gibeonitische Sammler der vorhandenen übereinstimmenden, oder widersprechenden Zeugnisse, als jene treuen Nachbeter eines einzigen Vorgängers, die daher manchen Umstand übersahen, manches aus Unkunde, der Zeiten, Sitten und Gebräuche anders vorstellten, Mahlern gleich, die Troja und Jerusalem, mit Mörsern und Kanonen bestürmen. Die Neuern schreiben mehr fürs Publikum, und sind also nicht so treu, aufrichtig, und dreist wie die Mönchsannalen. Daher dünkt uns, müssen ihre Nachrichten, ausser andern Vorzügen und Mängeln alter und neuer Geschichtschreiber, da doch fast alle alte Chronisten, als Augenzeugen und Quellen, und die wenigsten Neuern in dieser Gestalt auftreten können, sorgfältig geschieden werden. Wir haben zwar de Thous, Guicciardinis, Burnets und Mansteins, die ganze Collectionen alter Annalisten aufwiegen, wir haben Mascovs, Schöpflins, Henaults, Robertsons, Humes, wir haben Denines, Schlözers, le Brets, die mit schärfern Blicken als die gegenwärtigen Augenzeugen, die entferntesten Begebenheiten erforschen, aber mit allen ihren Aufklärungen und Resultaten, können sie ihren Berichten doch nie das Gepräge eines Augenzeugen geben, und der historische Criticus wird es nie ertragen, la Brüern und Eginhard, Bunau und den Lam

von Aschaffenburg, Wagenaar und Beka in einer Reihe zu finden.

Zusätze lassen sich also, wie gesagt, von mancherley Art machen, auch solche, die nach der Absicht des Verf. in den Plan seines Werks gehörten. So fehlt der Vater so vieler Fabeln in der englischen Geschichte, Gottfried von Momnouth. Ferner die sächsische Chronick, die Gilson 1692. edirte und vom Anfang der christlichen Zeitrechnung bis zum Jahr 1154. die englische Geschichte erzählt. Die S. 23. dem *Asserius* beygelegte Chronick von St. Nert, ist nicht das Werk dieses Angelsächsichen Chronographen, sondern eines unbekannten Closterbruders. Der ganze Irrthum entstand daher, weil Brompton in der Geschichte des Königes Offa sich auf Citaten des Asserius stützt, die sich nicht in seiner Biographie des K. Aalfreds finden. Man sehe deren Nicolsons English Library. p. 42. Ingulf, Abt von Croiland, der hier ebenfalls fehlt, gehört allerdings unter die allgemeinen Schriftsteller von Grosbrittannien, ob er wohl nur eine Chronick der Abtey von Croiland geschrieben, die vom Jahr 664. bis 1091. fortgeht. Die beste Ausgabe derselben ist in der Oxfarder Sammlung englischer Schriftsteller vom Jahr 1624. zu finden. Beym Jahr 1119. fehlt Florens von Worcesters englische Chronick, vom Anfang der Welt bis zu seinen Zeiten, die hernach ein anderer Mönch seines Klosters bis ins Jahr 1141. fortsetzt. Sie ist mit Matth. v. Westmünster Annalen 1601. zu Frankfurt in Fol. gedruckt worden. Wir könnten hier allein von alten englischen Annalisten, noch viele anführen, den Robert von Glocester, den Prior von Dundrainand in Gallowad, Johann Tinmouth, und mehrere, die alle genennt werden müßten, weil sie zu den allgemeinen Schriftstellern dieses Landes gehören. Der in so vieler Absicht merk-

wür-

würdigen Dudo, haben wir hier auch vergebens gesucht, so wie seinen Fortsetzer den Wilhelm von Zumieges. Beyde stehen unter Düchesne's normannischen Schriftstellern, und sind ein paar Hauptquellen über die Seeexpeditionen der Normänner, ihre Einfälle, und Niederlassungen in Frankreich. Auch die Flandrische Chronick (Genealogia Comitum Flandriae) beym Martene und Dürand im 3. Theil. ihrer Collection alter Schriftsteller, welche vom Jahr 792-1347. drey verschiedene Verfasser fortgesetzt haben, und vom Hr. Leßing kürzlich aus einer Handschrift der Wolfenbüttelschen Bibliothek an einigen Stellen ergänzt worden, wird mancher Leser bey Gelegenheit des vom Hr. L. entdeckten wichtigen Fragments hier vergebens suchen. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß die aus der Wolfenbütelschen Handschrift ergänzte große Lücke mitnichten so wichtig für die Geschichte des vierzehenten Jahrhunderts ist, als Hr. L. glaubt. Es ist uns angenehm, daß wir jetzt diese Chronick vollständig besitzen, und nicht mehr in ihren fehlenden Stellen, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, wichtige Puncte und Erläuterungen in der Geschichte vermuthen, allein neue Aussichten giebt uns das aufgefundene Fragment nicht, weder über den Krieg Eduards III. mit Frankreich, noch über den Artavelle. Meier scheint so gar bey seiner Flandrischen Geschichte diese Chronick vollständig vor sich gehabt, und genutzt zu haben. Er erzehlt in seinen Lateinischen Annalen von Flandern (Antwerpen 1561. kl. Fol.) L. XII. p. 136. fast mit eben den Worten, die große Abnahme der Fabriken in Flandern, weil Eduard in diesem Kriege, um die Flandrer von Frankreichs Intresse abzuziehen, die Ausfuhr der Wolle verbieten ließ. Die Niederländische Cronycke van Vlaenderen (Brugge 1725. Fol.) im 1 Theil. S. 515. setzt ebenfalls den Grund der Anhänglichkeit der Flandrer

drer an England, und des Bündnisses zwischen dem Artavelle und Eduard dem dritten, in der englischen Wolle, die Flandern zu seinen Tuchmanufacturen nicht entbehren konnte. Eben dies bezeugen mit mehrern Nebenumständen Froissard, und andere gleichzeitigen und spätern Geschichtschreiber. Man weis ausserdem, daß Eduard vor diesem Krieg mit Frankreich unter schwerer Strafe, um den Manufacturen seines Reichs aufzuhelfen, die Wollausfuhr verbieten ließ, daß das Parlement ihn bey Schliessung des Bündnisses mit den Artavelle 10000. Säcke mit Wolle bewilligte, um die Freundschaft der Flandrer um den besten Preis zu erkaufen, und daß Philipp von Valois, aus Spott über dies Kaufmännische Bündniß beyder Völker auf seinen Gegner den Spottnamen Wollhändler retorquirte, wenn ihn Eduard mit dem beissenden Spottnamen autor Leges Salicae aufzog.

Gf.

XVI.

Predigten von Johann Gottlieb Friederich, Herzogl. Meklenburgischer Hofprediger zu Ludewigslust. Drey Theile. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 8. 1773.

Diese Predigten haben am Meklenburgischen Hofe Beyfall gefunden, sind nachgeschrieben und so auf hohen Befehl und auf Subscribtion gedruckt worden. Man sieht, der V. giebt sich Mühe, die christliche Lehre nach seiner besten Einsicht und Ueberzeugung so zu predigen, daß seine Zuhörer unterrichtet und gebessert werden; und wenn zumal ein

jun-

junger Prediger, wie Hr. F. hierauf studirt, so muß man mit den Fehlern, die sich etwa in der Lehrart noch finden, schon immer Nachsicht haben. Was kann er dafür, wenn ihm befohlen wird, die Früchte seines Amts, bevor sie ganz reif geworden sind, der Welt mitzutheilen. Der Rec. läßt dem V. wegen vieler guten Sachen, die er vorträgt, alle Gerechtigkeit wiederfahren, und einem bescheidenen Mann, der mit Nutzen predigen will, ist immer mehr damit gedient, daß man ihm seine Fehler entdecke, als sich nur bey seinem Lobe aufhalte.

Nach unserm Urtheil sind des V. Predigten viel zu lang. Wenn er geschwinde spricht, so braucht er doch anderthalb Stunden dazu, und wenn er so langsam redet, daß man ihm wörtlich nachschreiben kann, so sollten wir meynen, er würde in drey Stunden kaum fertig. Und das Gedächtniß eines Mannes, der so viel und oft heterogene, nicht aus dem Stegegreif vorgetragene, sondern vorher aufgeschriebene Sachen behalten und hersagen will, ist erstaunenswürdig. Wir sehen zwar aus der Vorrede zum 3ten Theil, daß die Länge der Predigten daher komme, weil er zwo in eins gezogen habe. Aber auch ausserdem wären sie doch noch zu lang, und in der Mitte des Vortrags, der ein ganzes ausmacht, abzubrechen, ist für den Zuhörer und Leser gleich unschicklich. An der ermüdenden Weitläuftigkeit der Vorträge des V., ist bloß seine Methode schuld. Er macht die Anlage zu seinen Predigten viel zu groß und breitet sich zu weit über Nebensachen aus. — Er mag die einzelnen Wörter und Sätze seines Textes stückweise analytisch zergliedern, oder sich ein Thema herausziehen, und das synthetisch abhandeln; so hat er die Gewohnheit, den Hauptsatz in etliche Sätze zu zertheilen. Ein jeder dieser Sätze wird wieder in zwey, drey auch wohl

vier

vier andere aufgelöset; aus denen folgen denn wieder zwo oder drey verschiedene Wahrheiten; Und alles dies wird denn aufs genauste bis auf ein jedes Wort in den Sätzen bewiesen, erläutert, wieder Einwendungen vertheydiget, wenn es auch Sachen beträfe, an denen kein Mensch vernünftiger Weise zweifelte, oder deren Beweis, weil er Nebendinge betrift, wenigstens an dem Orte gar wohl erspart werden könnte. Wozu braucht wohl z. B. in der Antrittspredigt über Jer. 1, 6. 7. aus dem Satz: Der Herr kann Boten senden, die Wahrheit hergeleitet und erwiesen zu werden: „Daß dieser Herr, der Jehova heißt, das Wesen „aller Wesen, derjenige, der keinen Anfang noch „Ende haben kann, von dem es nicht nur durch alle „Folgen der Zeiten, sondern auch Ewigkeiten hindurch heiße: Ich bin; dasjenige Wesen, das von „keinem andern abhängt, welches aber allen andern „Wesen ausser sich ihr Daseyn gegeben, 1. als „Schöpfer alle seine Geschöpfe kenne? als solcher auch „aller ihr Herr sey und ein jeder Mensch sich als sein „Geschöpf anzusehen habe?„ Auf solche Art muß der Vortrag erschrecklich weitläuftig und langweilig werden; und wenn Zuhörer bey Wiedererrinnerung des Vortrages aus allen den Abtheilungen, Unter- und noch einmal Unter-Abtheilungen ein Ganzes zusammensetzen können, so müssen sie im Denken sehr geübt seyn. Es scheint, als wenn Herr F. den Gliedern seiner Gemeine das zutraute. Uns dünken es sehr nöthige homiletische Regeln zu seyn: Ueberhäufe deine Zuhörer nicht mit zu vielerley Sachen — Sage über diesen und jenen Satz nicht alles in einer Predigt, was sich darüber sagen läßt — Breite dich nicht in deiner Rede über alle Materien aus, welche mit der Hauptwahrheit, die du vortragen willst, in einiger Verbindung stehen — Führe keine umständ-

ständliche Beweise von Dingen; die dir jedermann ohne Beweis zugiebt, und an dem Orte gar keines Beweises bedürfen — Binde dich, bey der guten Absicht, ordentlich und zusammenhängend zu reden nicht zu ängstlich an eine demonstrativische Methode — So sehr Hr. F. diese Methode liebt, so wird denn doch wohl manchmal die Sache, worauf es ankam, nicht recht in das helleste Licht gesetzt. Z. E. die zwote Predigt im ersten Theil handelt von der Herrlichkeit des Christen aus der gläubigen Vereinigung mit Jesu (Herrlichkeit, ein unbequemes Wort, braucht der V. für Ehre, Würde) Da hätte doch zu allererst eine deutliche, keiner Misdeutung unterworfene, Vorstellung davon gemacht werden sollen, was das eigentlich heisse, mit Jesu vereiniget seyn; es hätten alle mystischen Vorstellungen davon gleich anfänglich müssen weggeräumt werden, damit jedermann einen klaren Begriff von der Sache habe. Aber das geschieht nicht, sondern von dem Subjekt werden erstlich folgende Prädicate weitläuftig bewiesen: 1. Diese Herrlichkeit wird den Menschen aus Gnaden geschenkt. 2. Sie ist ganz göttlich. 3. Sie ist eine solche, die Gott den Gläubigen selbst bewahren will. 4. Sie ist eines steigenden Wachsthums fähig; und da in dem ersten Satz zwey Sätze liegen. a. Der Mensch hat seine Herrlichkeit nicht von sich selbst. b. Sie muß ihm also von Gott aus Gnaden geschenkt werden, so werden auch diese, wie die folgenden, jedem der viere, untergeordnetem Sätze erläutert und bewiesen; und denn wird im zweyten Theile gezeigt, wozu solche Herrlichkeit den Christen bewegen solle. Der Rec. findet diese Methode gar nicht gut.

Der V. redet auch größtentheils zu abstrakt und wissenschaftlich. Wir wünschten, daß seine Vorstel-

lungen häufiger concret, individuell, local wären, wie sie es manchmal sind. Bey einigen dogmatischen Lehrsätzen, Begriffen, Urtheilen, worinn wir mit Hrn. F. nicht einig sind, liesse sich dies und jenes anmerken. So würden wir z. B. die itzigen Prediger niemals in einem vorzüglichen Verstande, gewissermaßen Ausschliessungsweise, Knechte und Gesandten Gottes nennen. Sie sind es nicht mehr und nicht weniger als alle andere Menschen, die Gott in der Welt zu seinen Absichten braucht, und in dem Stande und Beruf, worinn sie rechtmäßig stehen, seinen Willen ausrichten — niemals sagen, daß bey dem Beruf der Prediger die göttliche Direktion sich ganz besonders wirksam beweise; dann müßten nicht so viel schlechte Prediger durch schlechte Wege ins Amt kommen. Es geht bey Besetzung der Predigtämter so menschlich zu, wie bey allen andern Bedienungen. Aber wir wollen uns dabey nicht aufhalten, sondern nur eine Stelle abschreiben, die den Geist des V. charakterisirt, S. 334. aus der eilften Predigt des ersten Theils: Von dem Gehorsam gegen die erlangte Ueberzeugung der göttlichen Wahrheiten: „Es „giebt immer welche, die sich falsch trösten. Ich „glaube, daß in meiner Gemeine gleichfalls solche sind, „die sich wechselsweise falsch trösten, und auch deswegen manchmal denken: der Hofprediger nehme es zu „genau, er sey ein Moralist, und dringe zu sehr auf „die Pflichten, er kenne den Kern des Christenthums „nicht recht, wenn er den nur kennete, so würde er „nicht so auf die Pflichten dringen. Den Kern mag „ich nie kennen lernen, wohl aber dem, der mich rechtschaffen gegen Gott und Menschen macht. Ich „kehre mich an alles nichts, wenn mir einer noch so „viel vorsagte, und in der Gestalt eines Erzengels erschien, der da sagte: er käme vom Throne Gottes

„her,

„her, und ich fände das nicht bey ihm, was das Wort „Gottes fordert, nemlich eine gleichförmige Recht- „schaffenheit des Herzens und des Wandels, so glaube „ich ihm nicht. Ich würde vielmehr glauben, daß „unter dieser Larve ein böser Geist verborgen sey, und „ich will es nur gerade heraussagen, daß ich mich „für nichts so sehr fürchte, als für solche, die soviel „Christenthum in Worten, und so wenig im Wandel „haben; denn das glaubt nur, sie fügen dem Reiche „Jesu den größten Schaden zu. Ich darf es wohl „nicht erst wiederholen, was ich schon oft gesagt „habe, daß es mir ganz besonders vorkomme, und „sich ganz mit meiner Denkungsart nicht reimen „wolle, wenn es manchmal heißt: das ist ein rechter „frommer Mann, eine rechte fromme Frau. Er ist „wohl eigensinnig und mürrisch, aber das ist ein Na- „turfehler! ist wohl argwöhnisch, geizig; aber er ist „doch redlich: ist wohl zanksüchtig und stolz, aber „doch fromm und redlich: ist wohl verläumderisch, „und raubt diesem und jenem durch seine verläumde- „rische Zunge seine Ehre und sein Brodt; aber er „ist doch rechtschaffen dabey, thut dies aus Liebe zum „Guten. Nun das ist wahr, wenn das die Redli- „chen seyn, (sind) wie müssen denn die Unredlichen „aussehen. Ich glaube, daß ich nie fähig seyn „werde, einen solchen für redlich zu halten. Ich „glaube was Gottes Wort mir sagt, und darauf will „ich leben und sterben. Dies aber versichert uns, „daß keiner ein wahrer Christ seyn, und wahren An- „theil an der gestifteten Versöhnung haben könne, so „ferne er nicht in seinem ganzen Verhalten wahre „Rechtschaffenheit beweiset.„

Uebrigens wollen wir dem V. gern Recht geben, wenn er in der Antrittspredigt S. 55. sagt: „Es ist „immer leichter eine Arbeit zu tadeln, als besser zu

„machen. Mich dünkt es ist nöthig, daß sich ein Leh„rer von der Versammlung, die er vor sich hat, nach „den Talenten, die ihm Gott gegeben, und nach dem „Nutzen, den seine Predigten haben, richtet. Es „kann eine Predigt für eine Versammlung, nach „deren Beschaffenheit sie eingerichtet ist, sehr nutzbar „und also gut seyn, die sich für eine andere nicht schickt. „Mithin muß sich ja ein Lehrer nach seiner Gemeine, „die ihm besser bekannt seyn muß, als sie andern be„kannt seyn kann, richten. Wenn er dies thut, han„delt er pflichtmäßig.„ Nur scheint es, wenn man das, was man seiner Gemeine vorgetragen hat, drucken läßt, daß man alsdenn auch auf das übrige Publikum Rücksicht nehmen müsse, es müßte denn blos für die gehabten Zuhörer gedruckt werden.

F.

XVII.

Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum! oder die natürliche Ordnung in der Politik. Zweyter Theil; besonders 1) die Abschaffung der Naturalfrohndienste und Einführung eines Frohngeldes. 2) Die wirthschaftliche Ordnung zur Aufrechthaltung der Länder und zum wahren Besten eines jeden Menschen aus den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Wohlthuns, auseinander gesetzet von J. A. Schlettwein. Carlsruhe, bey Maklot, 1773.

Mit

Mit der Wärme, durch welche alle seine Bemühungen sich auszeichnen, fährt Hr. Schl. fort, das System zu entwickeln, „von „dessen Wahrheit seine Ueberzeugung so groß und „so lebendig ist, daß er ohne peinigende Unruhen zu „fühlen, weder die Grundsätze desselbigen verläug„nen, noch etwas wider dieselbigen denken, oder ra„then oder unternehmen kann.„ Der zweyte Band seines Werkes enthält zwo in dieser Absicht geschriebene Abhandlungen. Die eine zeiget die Schädlichkeit der Frohndienste, welche in Natura geleistet werden, und sie schlägt dafür eine der Gerechtigkeit viel angemessenere und dem allgemeinen Wohlstande viel vorträglichere Abgabe in Gelde vor. — Bey jedem Naturalfrohndienste geht wenigstens ein Drittheil von Zeit, von Mühe, von Aufwande für die Gesellschaft gänzlich verlohren. — Und dadurch wird „das Vermögen der Bauern von Jahr zu Jahre, „geradezu vermindert, schädliche Preiserhöhungen „aller Waaren in unregelmäßigen Verhältnissen „und selbst eine sich immer vergrößernde Abnahme „des Ackerbaues veranlasset.„ Nicht weniger wird dabey viel Landung verlohren — und was das wichtigste ist, wird dadurch dem Landmanne zu vielen Arbeiten die bequemste Zeit entzogen. Ueber dieses wird alles, was Frohnsweise gemacht wird, um mehr als einen Drittheil schlechter verarbeitet. Wenn die Naturalfrohndienste abgeschaffet werden, so muß der wirthschaftliche Wohlstand der Gesellschaft in demselbigen Verhältnisse zunehmen, wie er bey deren Beybehaltung abnehmen wird. Es ist nach diesen Grundsätzen bald entschieden, ob die Naturalfrohndienste sollen beybehalten, oder abgeschaffet werden. Wenn sie aber abgeschaffet werden, so ist die Frage, wie sie dem Staate oder dem Gutsherren vergütet werden

sollen. Nicht durch Vertheilung nach der Anzahl der Unterthanen und ihres Viehes. Diese würde eine schädliche mittelbare (indirekta) Auflage seyn, und bey dem Scheine der Gleichheit eine große Ungleichheit einführen. Es muß also das Frohngeld auf die Grundstücke der frohnbaren Unterthanen nach der Güte und Erträglichkeit dieser Grundstücke verleget werden. Endlich ist es höchstwichtig, daß die Frohngelder wohl verwendet werden; wozu Hr. Schl. Vorschläge thut: so wie er zuletzt noch einigen Einwürfen begegnet.

Von einem weit größern Umfange ist die zweyte Abhandlung unsers vortreflichen Verfassers. Sie stellet die ganze wirthschaftliche Ordnung in einem neuen, und wie es uns deucht, viel hellern Lichte vor, als der erste Band seines Werkes. Aus diesem Grunde wollen wir unsern Lesern einen ausführlichen Auszug davon mittheilen.

§. 1. Jeder Mensch ist berechtiget, sich Nahrung, Kleidung, Wohnung und andere Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. §. 2. Und jeder ist es so sehr als immer jeder andrer. „Es ist und bleibt also „diese Gleichheit ein unverletzliches Gesetz von der „Verhältniß aller Menschen gegen einander.“ §. 3. Indessen hat zu Behauptung dieses Endzweckes ein Mensch andre und größre Kräfte und Fähigkeiten als der andre. Die Natur will, daß jeder dem andern mit seinen größern und verschiedenen Vermögen zu Hülfe komme. „Dieser gegenseitige Zug zur Har„monie ist das zweyte unverletzliche Grundgesetz „von der Verhältniß der Menschen gegen einan„der.“

§. 4. Jeder Mensch ist Herr seiner Kräfte und dessen, was er durch dieselben von dem was noch nicht andrer Eigenthum ist, sich zueignet; oder durch dessen

Ge-

Gebrauch hervorbringt. Keiner darf über des andern Kräfte, oder über das, was der andre sich von dem was noch nicht andern zugehöret, zugeeignet hat, sich ein Recht anmaßen. Jeder Mensch hat von Natur eine vollkommene Freyheit: er ist von jedem andern unabhängig. Die Verletzung dieser Freyheit ist Ungerechtigkeit und Sünde wider das allgemeine Gesetz: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht. §. 5. Aber jeder empfindet auch ein großes Vergnügen, andern wohl zu thun, wie es ihm sehr angenehm ist, von andern Wohlthaten zu empfangen. „Es ist „demnach ein einfaches unwiederrufliches Gesetz zum „gesellschaftlichen Leben der Menschen, daß ein jeder „seine Kräfte und Fähigkeiten und sein ganzes „Eigenthum anwende, um die Kräfte und Fähig„keiten und das Eigenthum seiner Nebenmenschen „dadurch zu vergrößern und zu verbessern. Was „du willst, daß dir die Leute thun sollen, das „thue du ihnen auch. Sehet nun Freunde! wie „schön alle Menschen durch ihre eigene Natur mit „einander verbunden sind.„ Die Gerechtigkeit will, daß keiner des andern Eigenthum verletze; die Wohlthätigkeit, daß jeder das seinige so genieße, daß der Wohlstand andrer erhöhet werde.

§. 6. So lang jeder Mensch frey und ungehindert nach diesen Gesetzen handelt und handeln kann, so lang ist jeder sicher, daß andre weder ihren Verstand noch ihre Leibeskräfte, noch die durch dieselben erworbnen Güter gegen ihn mißbrauchen können. Sobald aber man anfängt, unter dem Vorwande eines gemeinen Besten dem Gebrauche der menschlichen Kräfte und des durch dieselben erworbenen Eigenthumes willkührliche Gesetze vorzuschreiben: sobald ist keiner mehr sicher, daß er nicht durch die Uebermacht

andrer könne unterdrücket werden. Auch ist in der That kein ander gemeines Bestes als die Gerechtigkeit, welche niemals erlaubt, das Eigenthum eines Menschen zu nehmen, um es einem andern zuzuwenden, oder die Freyheit eines Menschen einzuschränken, um den Vortheil eines andern zu erhöhen. §. 7. Sobald die Verfassung der Gesellschaft von diesem Grundsatze abweichet, sobald müssen auch unzählige Uebel sich darein einschleichen, „und jemehr der Zwang „die Gerechtigkeit und die Freyheit verbannet, desto „mehr verbreiten sich auch diese Uebel. Nun entstehet Eyfersucht, Mißgunst, Mißtrauen, Feindseeligkeit, Ungehorsam. Vorzügliche Fähigkeiten „des Geistes werden nun Messer in den Händen „der Rasenden. Die Cultur des Verstandes und „die Wissenschaften nehmen falsche Richtungen.„ §. 8. Auf eine ganz entgegengesetzte Weise verhält sich der Zustand der Gesellschaft, sobald die Gerechtigkeit und die Freyheit darinn herrschen. Da müssen alle Stände, alle Tugenden und alle Wissenschaften blühen. §. 9. „Nun kommt in Handel und Wandel „alles von selbst in das segenvolleste Gleichgewicht, „ohne daß eine äusserliche Gewalt unter dem blos „willkührlichen Vorwande guter Policey ihre „Hände darein schlagen darf.„ Die Landwirthschaft gelanget zu derjenigen Stärke, welche zu der höchsten möglichen Vollkommenheit der übrigen Stände nöthig ist: §. 10. und der Mißbrauch dieser Freyheit, den man befürchtet, ist nur ein Unding und wenn er auch wirklich wäre, so könnte er so gefährlich nicht seyn, als der Mißbrauch des Zwanges. Nicht durch Einschränkung der Freyheit kann man den Mißbrauche derselben vorbiegen, sondern durch Unterricht, durch gute Beyspiele, durch Bestrafung übler Thaten. §. 11-14. begegnet Hr. Schl. den Zwei-

seln wider die Freyheit, Bier und Wein auszuschenken, und den Einwürfen, wider die Freyheit, Vieh zu schlachten, Krämerey zu treiben, und die Nahrungsmittel auf den Dörfern zu verkaufen. §. 15-23. vertheidigt er die Freyheit des Getraidhandels, und behauptet er die Unrechtmäßigkeit und die Schädlichkeit der Fruchtsperren. §. 24-29. wendet er die gleichen Grundsätze an, die Handwerksgerechtigkeiten und die Verbote der Einfuhr und der Ausfuhr fremder Waaren zu bestreiten. §. 30. fängt Hr. Schl. an, den Luxus zu erwegen. „Aufwand auf Gegenstände, welche die „Sinne der Menschen vergnügen und reitzen, das ist, „das Materielle des Luxus. Ob aber dieser Aufwand „gemacht wird, um wirkliche Geniessungen zu empfinden; oder nur um sich sehen zu lassen, daß man „großen Aufwand zu machen vermögend sey, und daß „man einen guten Geschmack in der Wahl reitzender und „prächtiger Gegenstände habe, dies ändert zwar in „dem Wesen des Luxus nichts: verdienet aber gleichwol wegen des Unterschiedes des Einflusses auf die „Denkungsart und Sitten und auf den Reichthum „des Staates große Aufmerksamkeit. Man kann „diesen Zweck des Luxus den herrschenden Geist des „Luxus nennen. Kein Luxus ist an sich der absoluten nothwendigen Gerechtigkeit gegen andre Menschen zuwider. Aber es sind deswegen die Wirkungen des Luxus in der menschlichen Gesellschaft nicht „ohne Unterschied für unschädlich zu halten.„ Hr. Schl. legt hier aus seinem ersten Bande S. 193. 194. zum Grunde, daß jeder Aufwand desto nützlicher sey, je unmittelbarer er in die Hände des Landwirthes fliesset und desto schädlicher, je weniger und je langsamer dieses dadurch geschiehet. §. 31. Darum kann der Luxus im Essen und Trinken, die Unmäßigkeit ausgenommen, nicht anders als heilsam

 seyn.

seyn. §. 32. So ist es auch der Luxus in Kleidungen, wenn er nur den Verbrauch verzehrbarer Naturprodukte zum Gegenstande hat; nicht aber wenn er im Gebrauche von Gold und Silber bestehet, indem er Gold und Silber aus dem Kreislaufe nimmt und sogar zernichtet, welches schädlich ist, indem dadurch die Masse der Vergütungsmittel der Naturprodukte vermindert wird. §. 33. Aus dem gleichen Grunde ist der Luxus in Gebäuden und Mobilien nützlich, wenn nur kein Gold und Silber dabey gebrauchet wird. Diesem Mißbrauche des Goldes und des Silbers schreibet Hr. Schl. den allgemeinen Geldmangel zu. §. 34. Sehr schädlich ist der Luxus mit unnöthigen Pferden, weil er vielen Menschen die Nahrung entziehet. §. 35. und so auch der Luxus in Gärten und andern Grundstücken. §. 36. Es mag nun der Geist der Wohllust oder der Geist der Eitelkeit den Luxus beseelen, so ist er immer schädlich, wo er herrschend ist. Durch jenen erniedriget und entkräftet er die Seelen; durch diesen giebt er dem Aufwande eine verderbliche Richtung. §. 37. Indessen ist es nicht möglich, ihn durch Aufwandgesetze einzuschränken. §. 38. Es kann dieses nicht anders als durch weisen Unterricht und gute Beyspiele geschehen. §. 39. Aus allem, was Hr. Schl. bisher ausgeführet hat, ziehet er den Schluß, daß, um die Menschen glücklich zu machen, „an der Herstellung der allgemeinen uneingeschränkten Freyheit mit Ernste gearbeitet werden müsse.„

§. 40. Wie durch die Bande der Gerechtigkeit, so sind auch durch die Bande der Wohlthätigkeit die Menschen mit einander verknüpfet; indem „nach der „von Gott festgesetzten Ordnung der Natur keiner seinen wahren Nutzen dauerhaft befördern kann, ohne „zugleich das Interesse seiner Mitmenschen zu vergröß-

„größern, und indem derjenige, welcher zum Scha„den eines andern etwas unternimmt oder unterläßt, „seinen eignen Nachtheil dadurch bewirket.„ §. 41. Der Wohlstand der Gesellschaft erfordert Hervorbringung der Naturprodukten zur Nahrung, zur Kleidung, zur Beherbergung und zur Befriedigung andrer Begierden des Menschen und sodann Verarbeitung dieser Produkten zu den verschiedenen Gebräuchen, welche die Menschen von denselben machen können, und Vertheilung derselben, unter denen so ihrer bedürfen. Die Landwirthschaft, die Fischerey, die Jagd und der Bergbau sammeln und vervielfältigen diese Produkte. Die Handwerker, die Manufakturen und die Fabricken geben ihnen die zum Genusse vollkommnere Gestalt und die Handelschaft vertheilet sie. §. 42. Die Vermehrung unsers physischen Wohlstandes erweitert den Kreis unsrer sittlichen Gefühle und erhöhet die Thätigkeit unsrer Seelenkräfte. Unsre sittliche Vollkommenheit stehet mit der physischen in dem engesten Verhältnisse. Jene kann ohne diese nicht entstehen und diese kann ohne jene nicht erhalten werden. §. 43. Eintheilung der Menschen in zwo Klassen. Die einen verwenden „ihre Kräfte, ihren Fleiß und ihr Eigenthum „unmittelbar darauf, der Natur in Herbeyschaffung „der genießbaren Materien zu helfen, und diese Ma„terien zum Besten der Gesellschaft einzusammeln „und immer mehr zu vervielfältigen.„ Diese sind die Hervorbringer. „Die Verbraucher aber sind „alle diejenigen, welche zu Herbeyschaffung der Ma„terien unmittelbar nichts beytragen, solche aber aus „den Händen der Hervorbringer empfangen, um die„selben, theils weiter zu verarbeiten, theils in der „Gesellschaft zu vertheilen, theils selbst zu verbrau„chen.„ §. 44. Wie mehr die eine Classe hervorbrin-

bringet, wie mehr die andere verbrauchet, und wie schneller dieser Kreislauf vor sich gehet, desto grösser ist der Wohlstand der Gesellschaft. Durch die Vermehrung des Wohlstandes der einen Classe, wird immer auch das Glück der andern erhöhet; und wie eine Classe leidet, in dem gleichen Verhältnisse nimmt auch die Blüthe der andern ab. §. 45. Dieser Kreislauf wird durch die Ausgaben, welche eine Classe der andern zufliessen läßt, bewirket und unterhalten. Wie mehr jede Classe im Stande ist, Ausgaben gegen die andre zu machen, desto besser ist es für jede. Wie mehr jede Classe dazu ausser Stande gesetzet wird, desto mehr wird die allgemeine Wohlfahrt verringert. Die Ausgaben sind also die wahre Quelle der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft. Verminderung der Ausgaben ist Verminderung des allgemeinen Wohlstandes. §. 46. Wie das Glück der einzelnen Menschen durch ihre wechselseitigen Ausgaben befördert wird, so wird es das Glück ganzer Nationen durch das gleiche Mittel. Die Ausgaben einer Nation gegen die andre hemmen, ist den Wohlstand beyder vermindern. §. 47. Die Verminderung der wechselseitigen Ausgaben einzelner Menschen und ganzer Nationen durch Auflagen oder andre Einschränkungen ist für den allgemeinen Wohlstand höchstnachtheilig. §. 48. Die Ausgaben müssen also nicht zur Quelle der öffentlichen Einkünfte gemachet werden, sondern die Einnahmen §. 49. und zwar diejenigen Einnahmen, die man allein Einkünfte nennen kann; welche unmittelbar aus den Händen der Natur herkommen — von dem Ueberflusse welchen die Landwirthschaft, die Fischerey, die Jagd, der Bergbau über die darauf verwandten Unkosten abwenden, oder von dem reinen Ertrage, welcher sich von der Einnahme, so von der Handelschaft und von den Fabri-

cken

cken herrührt, dadurch unterscheidet, daß er „zugleich „eine Vergrößerung der Maße der Geniessungen im „Ganzen „ ist; „eine Vermehrung der Reichthümer „der Menschen im Ganzen „ durch welche die Menge des circulierenden Geldes vergrößert wird. §. 50. Die auf andre Einnahmen gelegten Auflagen vermindern immer den Wohlstand der Gesellschaft. §. 51. Die aber, so von dem reinen Ertrage bezogen werden, thun dieses nicht. „Also ist der reine Ertrag der Grund„stücke der einzige Fond, aus welchem die öffentli„chen Abgaben unmittelbar geschöpfet werden kön„nen. Das heißt: Der Territorialimposten ist „der einzige, welcher der Ordnung der Glückse„ligkeit der Menschen gemäß ist.„ §. 52. Alle andern Auflagen müssen nothwendig den Wohlstand der Staaten in einem sich immer vergrößernden Verhältnisse vermindern. §. 53. zeiget Hr. Schl. durch Beyspiele badischer Dörfer, wo die Territorialauflage eingeführet ist, und solcher, wo sie es nicht ist, daß dieselbe „den reellen Güterpreis und den Credit der „Landleute nicht vermindre.„ §. 54. Beweiset er, daß auch zur Zeit eines großen Mißwachses der Staat bey dem Territorialimposten nicht mehr an seinen Einkünften verliehren könne, als bey den andern Arten der Auflagen; §. 55. Widerlegt er den Einwurf, den man wider die Territorialauflage aus dem Beyspiele von Holland genommen hat, und behauptet er, daß der Zerfall der holländischen Manufakturen eben der Mannichfaltigkeit der in diesem Freystaate üblichen Auflagen zuzuschreiben sey. §. 56. Aus allem, was er bisher ausgeführet hat, schliesset er endlich, daß absolute Gerechtigkeit, uneingeschränkte Freyheit; Unverletzlichkeit der zur Fortsetzung der Benutzung der Grundstücke erforderlichen Auflagen und die Einheit der Quelle der Impoßten in dem reinen Er-

trage der Grundstücke, allgemeine Gesetze seyn, die ohne das allgemeine Elend zu vermehren, nicht verletzet werden können.

Dieses ist das System der natürlichen Ordnung in einem andern obwol nicht ganz neuen Lichte, denn es ist schon vor der Erscheinung dieses zweyten Bandes von einem andern deutschen Schriftsteller ungefähr auf die gleiche Weise dargestellet worden. Lasset uns nun einige Anmerkungen darüber beyfügen.

Die Gleichheit der Rechte aller Menschen ist ein unstreitiger Grundsatz. Allein es könnte doch in den Folgerungen, welche Hr. Schl. daraus ziehet, sich ein Sprung befinden. Kann nicht jeder einzelne Mensch sich in einem oder mehrern Stücken dieses Rechtes gegen jeden andern Menschen begeben, mit dem Bedinge, daß auch dieser gegen ihn ein gleiches thue? Können dieses nicht viele gegen einander thun in der Absicht, daß jeder durch Aufopferung eines Theiles seiner Freyheit sich größere Vortheile erwerbe. Ist dieses nicht durch die Errichtung bürgerlicher Gesellschaften ausdrücklich geschehen? und geschiehet es nicht noch täglich stillschweigend durch das Verbleiben in diesen Gesellschaften?. Sind nicht alle Bürger eines Staates befugt, dem Gesetzgeber aufzutragen oder ferner zu überlassen, daß er die Bedingnisse bestimme, unter welchen jeder einen Theil seiner Freyheit und seines Eigenthumes dem Staate dargeben sollen, um das übrige desto freyer und desto sicherer zu geniessen? Dieses ist bisher von allen Lehrern des Naturrechtes als unstreitig angenommen worden, und es kann ohne die Bande aller bürgerlichen Gesellschaften aufzulösen, nicht geleugnet werden. Wenn also in dem System des Hn. Schl. sich kein Sprung befinden soll: so muß vor allen Dingen erwiesen werden, daß es eine vergebliche und schädliche Sache sey, sich der

Freyheit im Handel und in allen Nahrungsgeschäften zu begeben, oder dem Gesetzgeber zu überlassen, dieselbe einzuschränken; und daß dieser unrecht thue, wenn er sich einer solchen Einschränkung anmasset. Wir sind überzeuget, daß es leicht sey, diesen Beweis in weit den meisten Fällen auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit zu bringen, und was Hr. Schl. §. 6. 7. 8. ff. sagt, ist dazu mehr als zureichend. Nur behaupten wir, daß diese Lehre nicht unmittelbar aus der Gleichheit der menschlichen Rechte hergeleitet werden könne.

Eben so wenig scheinet uns richtig, was Hr. Schl. behauptet, daß die Fruchtsperre eines Staates gegen den andern wider das Recht der Natur sey. Wenn es möglich ist, daß ein Staat ohne einem oder vielen seiner Bürger Unrecht zuzufügen, ohne sich selbst größere Uebel zuzuziehen, und ohne den Genuß oder die Hervorbringung eines beträchtlichen Theiles von Nahrungsmitteln unmöglich zu machen, eine Fruchtsperre anlege: so sehen wir nicht, wie ein benachbarter Staat sich darüber beschweren könne; eben so wenig, als mein Nachbar sich über Unrecht beklagen kann, wenn alles Getraides, so ich baue, benöthigt, ich dasselbe zum Gebrauche meiner Hausgenossen aufhebe.

Die Weise, wie Hr. Schl. den Luxus behandelt, scheinet uns kein sonderliches Licht über diesen Gegenstand auszubreiten. Der Begriff, den er uns davon giebt, ist sehr viel weiter ausgedehnt, als die Sache selbst: darum sind seine Sätze darüber auch so schwankend. Uns scheinet einmal, die Idee des Luxus müsse, wenn man richtig darüber urtheilen will, auf den Aufwand eingeschränket werden, durch dessen nothwendige Folgen die sittliche oder die wirthschaftliche Vollkommenheit der Menschen vermindert wird. Wir sehen aber auch nicht, wie selbst nach

Hn.

Hn. Schl. Begriffen, der Verbrauch der edeln Metalle nothwendig Luxus und der schädlichste Luxus seyn müsse. Freylich kann die unverhältnißmäßige, (disproportionirte) Verminderung des Zahlenreichthums wie eines Menschen gegen den andern, also auch eines Staates gegen den andern, ein wirthschaftliches Uebel seyn; Es kann aber Fälle geben, wo diese Verminderung eher ein Gut als ein Uebel ist. Also ist nicht jeder Verbrauch von Gold und Silber nothwendig schädlich; er vermindert nicht durch seine innere Beschaffenheit das sittliche oder wirthschaftliche Wohl des Menschen oder der Gesellschaft; er ist an sich selbst nicht Luxus, obwol er es zufälliger Weise durch den Mißbrauch werden kann. Unzweifelbar ist übrigens was Hr. Schl. von den traurigen Folgen des wirklichen Luxus sagt, und hierinn geben wir ihm auch Beyfall, daß durch Aufwandgesetze, die Uebel, welche der Luxus verursachet, sehr wenig oder gar nicht vermindert werden können.

Die Eintheilung der Menschen in Hervorbringer und in Verbraucher §. 43. scheinet uns auch nicht allzuschicklich, um desto mehr, da die erstere Classe auch nothwendig mit unter die andere gehöret. Sie scheinet uns nicht genug darauf zu weisen, wohin sie uns doch leiten soll, uns begreifen zu machen, daß der wahre Vortheil der Gesellschaft in einem solchen Gleichgewichte der Stände bestehe, durch welches der Theil, welcher die Nahrungsmittel sammelt und hervorbringet, aufgemuntert werde, so viel zu sammeln und hervorzubringen, daß für alle immer genug Nahrung und Stoff zur Kleidung und Materialien zur Beherbergung vorhanden seyn; und daß diese Nahrungsmittel, Stoffe und Materialien, so gut und so geschwind als möglich, verarbeitet und unter allen Gliedern der Gesellschaft vertheilet werden.

Zu der Erleichterung und zur Beförderung dieses großen Endzweckes ist unstreitig die von unserm Verfasser angepriesene Territorialauflage in den meisten Fällen die einzige schickliche. Nur müssen wir hier die Staaten ausnehmen, die bey einem verhältnißweise kleinem Gebiete einen großen Zwischenhandel mit fremden Waaren treiben. Setzen wir einen Staat, dessen Gebiet mehr nicht als die Nahrungsmittel für dreyßigtausend Menschen hervorbringt, der aber hundert und funfzigtausend Seelen in sich fasset. Dieser Staat brauchet zu der Erhaltung seiner Einwohner noch für sechs Millionen Gulden Nahrungsmittel. Der Einkauf der Waaren, die er verhandelt, und die übrigen Unkosten so er darauf verwendet, belaufen sich auf zwölf und eine halbe Million. — Die jährliche Auslage dieses Staates beträgt hiemit zwanzig Millionen. Er ziehet aber aus den Waaren, die er auswärts verkauft, fünf und zwanzig Millionen. Woraus soll er nun das Geld beziehen, mit dem er seine öffentlichen Ausgaben zu bestreiten hat. Es werden dazu achtmalhunderttausend Gulden erfordert, und der ganze reine Ertrag seines Gebietes kömmt höchstens auf siebenmalhundert und funfzigtausend Gulden. Es müssen also da nothwendig die fünf Millionen des Gewinnstes der Handelschaft eben so stark belegt werden, als die 750000 Gulden des reines Ertrages der Erde. Allein darinn sind wir mit Hrn. Schl. einig, daß nur der Gewinnst, und nichts als der Gewinnst beleget werden müsse. So bald man die Auflagen so einrichtet, daß sie auf etwas anders als auf den klaren Gewinnst fallen: so bald läuft man Gefahr, den Wohlstand der Gesellschaft auf eine unwiederbringliche Weise zu verletzen.

So sehr aber diese Anmerkungen, wie wir es glauben, gegründet seyn mögen: so bleibet Hrn. Schl.

System im Ganzen immer ein Schatz großer und bis auf die Zeit des Doktor Quesnay niemals in ihrem ganzen Umfange erkannter Wahrheiten; und so hat unser Verfasser recht zu sagen; wie er es S. 24. seiner Vorrede thut: „Was die bisherigen Re„gierungsmaximen zur Aufrechthaltung der Staaten „erfordern, das hat man bisher alles oder doch größ„tentheils gethan — Man hat also nach den gewöhn„lichen Hypothesen der Staatskunst Proben genug „gemacht; und gleichwol hat man die wachsende „Progreßion der Calamitäten in keinem einzigen „Staate verhindern können. — Es müßte also wohl „einmal die Frage gethan werden: ob auch die bis„her üblichen Grundsätze der Politick und der Finanz„wissenschaft die wahren seyn können, oder ob es nicht „zur Aufrechthaltung der Staaten nöthig sey, jene „Grundsätze ganz zu verlassen, und gerade das Ge„gentheil davon gelten zu machen?„

Pf.

XVIII.

Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. Berlin, bey August Mylius, 1773. in 8. 272 Seiten.

Diese Gespräche, die mit philosophischem Scharfsinn, mit Geschmack und in einem sehr guten Styl geschrieben sind, enthalten eine Prüfung der in den fortgesetzten Jerusalemschen Betrachtungen über die Religion geführten Beweise für die Nothwendigkeit einer Offenbahrung. Es sind derselben

ben viere. Bey der Menge von paradoxen Sätzen, die darinn behauptet werden, sehe ich mich aber, um die mir vorgeschriebenen Gränzen nicht gar zu sehr zu überschreiten, genöthigt, sowol meine Anzeige des Inhalts, als meine etwanige Beurtheilung desselben, auf das erste Gespräch einzuschränken, das mir auch das merkwürdigste zu seyn scheinet. Der Verf. sucht in demselben zu beweisen; es sey genug, daß man alle Wahrheiten und Mittel des Heils, deren Bekanntmachung die Fürsehung veranstaltet habe, zu seiner moralischen Vervollkommung ehrlich anwende, ohne daß es nöthig sey, zu einer entschiednen Gewißheit zu kommen, ob die Bekanntmachung derselben nach dem ordentlichen oder nach einem ausserordentlichen Verfahren der göttlichen Regierung mittelbarer oder unmittelbarer Weise geschehen sey. Diesem zufolge will er die äussern historischen Beweise der Religion (so drückt sich der Verf. beständig aus, ohne das Christenthum zu nennen) aus dem gemeinnützigen Unterricht und aus den öffentlichen Religionsvorträgen ausschliessen, und weiset denselben ihren Platz blos in gelehrten Untersuchungen an; behauptet, daß der unstudirte Christ diese historische aus den zur Bestätigung des göttlichen Ursprungs der Religion geschehenen Wundern hergenommene Beweisführung nicht fassen, folglich diese Bestätigungen oder Beglaubigungen nur auf Treue und Glauben annehmen, folglich weder dadurch gewisser noch thätiger in der Religion werden könne, ob er gleich zugestehet, daß bey denen, so Augenzeugen dieser Wunder waren, nicht nur größere Gewißheit, sondern auch ein stärkerer Einfluß der Religionslehren gewirkt worden. Er glaubt, daß die Religion sich jedem Christen aus dem Inhalt ihrer praktischen Lehren, bey einem sorgfältigen und zweckmäßigen Unterricht, als wahr und gött-

lich erweisen lasse, und daß es des Glaubens im eigentlichen Verstande, d. i. des Annehmens und Befolgens auf das Ansehen eines dritten, in der Religion gar nicht bedürfe — In den Anmerkungen, die ich über diese Sätze machen werde, wird sich Gelegenheit finden, die wichtigsten Gründe des V. für dieselben, zu berühren.

Das erste, was einem christlichem Leser bey dem Vorschlage der wunderbaren Veranstaltung und Mittheilung der christlichen Religionserkenntnisse, in dem Unterrichte ungelehrter Christen, oder der Layen gar nicht zu gedenken, natürlicherweise einfallen muß, ist der Gedanke: ob die völlige Uebergehung des wunderbaren Ursprungs unsrer Religion überall möglich oder thunlich sey? Wir müssen doch unsern Christen, denen wir das N. Testament erklären, und die wir daraus unterrichten sollen, von den wunderbaren Thaten und Schicksalen Jesu etwas sagen, wir können unmöglich ihnen seinen Tod und Auferstehung verbergen, da er und seine Apostel hierauf so viel bauen, und dann müßten wir doch wohl voraussetzen, daß das, was wir davon im N. T. lesen, historisch wahr sey. - Gesetzt aber, wir wollten uns in unsern öffentlichen Vorträgen über diesen letzten Punkt nicht einlassen, so müssen wir doch von unsern Zuhörern die Frage erwarten: ists denn wahr oder nicht, daß Christus, wie die Evangelisten von ihm melden, so viele herrliche und wohlthätige Wunder gethan, daß er selbst zur Bestätigung der Wahrheit seiner Lehre, vom Tode auferstanden sey? — Da wären wir nun bey dem Vorschlage des V. in nicht geringer Verlegenheit. Freylich ists wahr, müßten wir etwa antworten, aber ihr müßt dies nicht auf unser Wort glauben; nur dann dürft ihr die wunderbare Geschichte Jesu für wahr halten, wenn ihr seine Lehre untersucht, die Vortref-

lich-

lichkeit derselben eingesehen, ihre Wohlthätigkeit empfunden, und durch eure eigne Erfahrung, bey einer getreuen Anwendung derselben überzeugt seyd, daß sie wahrhaftig, und Jesus ein göttlicher Lehrer sey. Wie aber, wenn man uns einwendete, daß aus der Vortreflichkeit und Wahrheit der Lehre Jesu gar nicht folge, daß alles das, was uns in den Evangelien von den wunderbaren Thaten und Schicksalen desselben gemeldet wird, historische Wahrheit sey, weil vielleicht seine zu eifrigen Verehrer, um ihn in den Augen der Welt recht groß und verehrungswürdig zu machen, alle diese wunderbaren Begebenheiten erdichtet haben könnten? Sollten wir dann diesen anstössigen Verdacht, diese Vermuthung einer Erdichtung die den Eindruck und die Wirksamkeit der Lehren, als Lehren Jesu wenigstens, sehr schwächen würden, stehen lassen, oder sollen wir den Zweifler nicht vielmehr auf den Weg weisen, auf welchem er sich die historische Wahrheit der evangelischen Nachrichten (denn von einer göttlichen Eingebung derselben mag immer noch nicht die Rede seyn) erweisen könne? Müßten wir dies aber, so können wir ihn der Untersuchung der äussern historischen Beweise des Christenthums, so schwer und verwickelt sie auch immer seyn mögen, unmöglich ganz überheben. In der That ist bey der christlichen Religion, auch in ihrer größten Reinigkeit von menschlichen Zusätzen, und blos so wie sie Jesus selbst gelehret hat, genommen, Lehre und Geschichte, Wunderbares und Natürliches, dergestalt in einander verwebt, daß man die Lehre nicht von der Geschichte und das Wunderbare nicht vom Natürlichen trennen kann, ohne zugleich das ganze Gewebe zu zerreissen. Um also dem Vorschlag des V. folgen zu können, müßten wir, wie es scheinet, die Bibel zum Religionsunterricht nicht weiter gebrauchen, und aus

der Geschichte Jesu weiter weder Anweisung, noch Bewegungs- oder Beweisgründe hernehmen.

Aber warum sollten wir das Aeusserste thun? welche Noth, oder welcher abzusehender überwiegender Vortheil zwingt uns zu dieser ausserordentlichen Herablassung? Etwa, „um auf einmal den Anstoß wegzuräumen, welcher manchen, vielleicht vorher gut „gesinnten aus dem Schooße der Kirche zu der leichtsinnigen Gesellschaft der Spötter fliehen macht; den „Anstoß, den viele, welche die göttliche Vortreflichkeit der Religion recht inniglich empfinden, blos „daran nehmen, daß sie von Gott unmittelbar bekannt gemacht seyn soll, welches sie mit dem ganzen „sonstigen Verfahren der Fürsehung nicht vereinigen „zu können glauben?„ — Wer leichtsinnig, menschenfeindlich und ungesittet genug ist, um eine für vortreflich, wohlthätig und wahr erkannte Religion, blos darum zu verspotten, weil ihr ein unmittelbarer göttlicher Ursprung beygelegt wird, den, denke ich, werden wir durch diesen Schritt schwerlich zum Nachdenken bringen; auch den besser denkenden, den redlichen Naturalisten werden wir hierdurch nicht bewegen, daß er sich weiter in den Schooß der Kirche hineinbegebe, als er wirklich bey seiner vorausgesetzten aufrichtigen Annehmung und Befolgung der wesentlichen Religionslehren bereits in demselben ist. Ich sehe auch nicht, wie ihm der Anstoß weggeräumt werde, wenn bey allem Stillschweigen der christlichen Lehrer über die ausserordentliche Bekanntmachung der Religion, dennoch die Offenbarung, die sie annehmen, diese Art der Bekanntmachung so laut und unwidersprechlich behauptet — auch nicht, wie er durch den öffentlichen Vortrag des ihm unglaublich scheinenden Ursprungs der Religion besonders verhindert werden sollte, die gemeinschaftlich angenommene und ihm unanstößige Lehren aus diesen Vorträgen,

und

und aus der Bibel selbst zu schöpfen, noch endlich, wie die wechselseitige Duldung des vernünftigen Christen und des redlichen Naturalisten, durch diese nicht Verleugnung, sondern Verheimlichung der wunderbaren Mittheilung des Christenthums befördert werde. Dieser wird doch immer jenen, als einen solchen, der in der Hauptsache mit ihm einig ist, und nur, wie er den Unterschied etwa beurtheilen möchte, in einem kleinen unschädlichen Aberglauben verschieden ist, hochschätzen und tragen. Und der billige und vernünftige Christ wird den gewissenhaften Naturalisten, seines Irrthums wegen bedauern, aber verdammen wird er ihn nicht.

Wichtiger für die vorgeschlagne Ausschliessung des wunderbaren Theils der Religion scheint dieser Grund zu seyn, daß dieselbe ein Mittel sey, „die Religion immer weiter vom blinden Glauben abzusondern, „ihre wesentlichen Hauptlehren und die Beweise derselben immer näher an die unveränderlichen Grundsätze der Vernunft anzuschliessen u. s. w.„ Der V. behauptet nemlich und sucht auf alle Weise darzuthun, daß die Religion aus sich selbst oder aus der Beschaffenheit ihrer Lehren einem jeden Christen ohne Ausnahme, sich weit leichter und sicherer als wahr und göttlich erweisen lasse, als aus fremden und äusserlichen Gründen, aus historischen Beweisen, welche letztere nie zur Fassung des ungelehrten Christen herabzustimmen wären, und weit mehr Aufmerksamkeit, Untersuchung und unter andern eine gar zu große Menge von Kenntnissen, dergleichen man bey demselben nicht voraussetzen könne, erfodern würden; ein gemeiner Christ müßte also die Wahrheit der zur Bestätigung der Religion und zum Beweis ihrer unmittelbaren Göttlichkeit geschehenen Wunder nur auf das Ansehen seiner Lehrer glauben, und könne nie eine eigne gründliche Ueberzeugung davon erhalten u. s. w. — or-

allen Dingen möchte es nöthig seyn, zu untersuchen, ob das, was der V. blinden Glauben nennt, oder das Vertrauen des gemeinen Christen auf die Gelehrsamkeit, die Einsichten und Redlichkeit seiner Lehrer schlechterdings auf dem einem oder dem andern Wege zu vermeiden sey? und ob die etwa zu erlangende Gewißheit von den wunderbaren Begebenheiten, die den historischen Beweis des unmittelbar göttlichen Ursprungs der Religion ausmachen, die Gewißheit, wo nicht aller, doch einiger wesentlichen Lehren beträchtlich vermehren, und den Einfluß derselben verstärken könne? Es ist nicht zu leugnen, daß bey weitem nicht allen Christen die Thatbeweise des Christenthums mit der möglichen Klarheit einleuchtend gemacht werden können. Hier würde mehr Muße, Gelegenheit und Eifer zur Untersuchung und auch mehrere Verstandesfähigkeit erfodert, als man bey den großen Haufen antrift. Allein da dieser Beweis doch nur wahrscheinlich ist, und die Wahrscheinlichkeit viele Grade zuläßt, so sehe ich nicht, warum nicht manchem unstudirten aber einiges Nachdenkens fähigem Christen diese Thatsachen, daß Jesus ein heiliger Mann, ein vortreflicher Lehrer, ein Wunderthäter gewesen, daß er gekreuzigt, gestorben und auferstanden sey, durch einen herabgelassenen und klugen Unterricht, ohne große Zurüstungen von Gelehrsamkeit, in irgend einem Grade wahrscheinlich gemacht werden könne. Einige neuerliche schätzbare Versuche in dieser Art, wodurch man die historischen Beweise des Christenthums faßlich zu machen gesucht hat, lassen mich hoffen, daß es nicht ganz unmöglich sey, in dieser Absicht etwas auszurichten. Freylich mag immer ein scharfsichtiger philosophischer Zweifler in der Beweisführung, die einem unstudirten und wo nicht für, doch wenigstens nicht wider das Christenthum eingenommenen Christen Genüge thut, noch

Schwächen und Lücken entdecken, noch Möglichkeiten des Gegentheils wahrnehmen. Allein, da hier nur von einer relativen Gewißheit die Rede ist, und der Christ diese Zweifelsgründe nicht sieht, so hindern sie auch seine Ueberzeugung und stören seine Ruhe nicht. Wenn ihm z. B. der Beweis für den göttlichen Ursprung des Christenthums, der aus der Art und Weise, wie es zuerst in der Welt entstanden, sich ausgebreitet hat u. s. w. Genüge thut, was bekümmerts ihn, daß man diesem Beweise die eben so schnelle oder noch schnellere Fortpflanzung des Mahometismus mit einigen Schein entgegensetzen kann? — Bey dem allem gestehe ich, daß ein sehr großer Haufe auch bey den redlichsten Bemühungen der Lehrer übrig bleibt, der diese Thatsachen des Christenthums nur auf Hörensagen, so wie andre gemeine Begebenheiten oder Wundergeschichte auf das Ansehen, derer, die sie ihm bekannt machen im Vertrauen auf ihre Kenntniß und Redlichkeit glauben wird. Dies ist ein Uebel, das mir bey der gegenwärtigen Beschaffenheit des menschlichen Geschlechts und der Lage der Welt unvermeidlich scheint; und zwar nicht blos in dem bisher erörterten Fall, sondern auch eben so sehr, wo nicht noch mehr auf den andern von dem V. so sehr angepriesnem Wege zur Ueberzeugung von der Göttlichkeit und Wahrheit der Religion. „Man „bringe,„ heißt es: „einen solchen Verstand, bey „einer simpeln, seinen schwachen Fähigkeiten völlig „angemessnen Auseinandersetzung der wesentlichen „Religionswahrheiten, zu der Empfindung, dieser „Unterricht ist dir ja gut.„ Diese Empfindung soll sich gründen auf die Einsicht, daß die Annehmung und Befolgung dieser Lehren ihn besser mache, indem sie ihn redlicher, gerechter, standhafter, getroster und aufgelegter zu seinen Berufsgeschäften machen. Nun

könne man ihn auch umgekehrt überzeugen, daß sie ihn eben deswegen, weil sie ihn besser machen, auch zufriedner und glücklicher machen werden. Man brauche ihn nur auf seine eigne Erfahrungen aufmerksam zu machen, oder ihn zu bewegen, dergleichen Erfahrungen anzustellen, und auf den Erfolg in der Reihe seiner Vorstellungen acht zu haben. — Ich verwerfe diese Ueberzeugungsmethode keinesweges, nur bin ich der Meynung, daß sie eben so große Schwierigkeiten habe, als jene erste, und daß es Subjekte gebe, bey welchen sie sich gar nicht anbringen lasse, wofern man nicht den Glauben, oder das Vertrauen auf die Einsichten der Lehrer zu Hülfe nimmt. Wie soll man es einer rohen, sinnlichen und unmündigen Seele gleich anfangs begreiflich machen, daß der Unterricht in der praktischen Religion ihr gut sey, denn einige Einsicht muß doch vorausgehen, ehe sie es empfinden kann? Wodurch will man die Aufmerksamkeit eines Menschen, der sie bisher nur auf sinnliche Dinge gerichtet hat, auf diesen Unterricht rege machen, wenn man es ihm nicht schon, ehe er noch einigen Nutzen und eigentlichen Grund davon eingesehen hat, vorläufig zur Pflicht gemacht und ihn gewöhnt hat, um des Ansehens und des Worts seiner Lehrer willen, aufzumerken? Allein, wenn er nun auch aufmerkt, was wird er bey den Worten: dieser Unterricht ist dir gut, sich denken? Noch hat er es nicht erfahren; er müßte also abermals aus Vertrauen zu seinen Lehrern hoffen, daß er es mit der Zeit erfahren und einsehen werde, wie gut ihm der Unterricht sey. Dies alles aber wäre ja Glaube, und dieser soll ja ganz ausgeschlossen werden. Es muß ihm also der Begriff des gut seyns aufgeklärt werden. Man müßte ihm also zuförderst das Gefühl eines Bedürfnisses, das er bisher noch nicht hatte, (ich rede von der ge-

meinsten Klasse der Menschen) nemlich einer sittlichen Verbesserung oder der Nothwendigkeit einer veränderten Denkungsart, Gesinnung und Handlungsweise erst beybringen. Wie schwer dies aber sey, siehet man unter andern daraus, daß ein Mensch, bey dem dies Gefühl erregt werden soll, bey seiner jetzigen Gemüths- und Lebensbeschaffenheit sich unruhig, beschwert und mißvergnügt fühlen, und einsehen müsse, daß er noch viel ruhiger und zufriedner werden könne. Wenn er aber auch nun dies letztere als möglich eingestehet, so wird er immer weit eher und natürlicher darauf verfallen, daß eine Verbesserung seiner äussern Glücksumstände, und eine Anweisung, wie er diese verbessern, gemächlicher, lustiger u. s. w. leben könne, ihm eigentlich gut seyn würde. Die feinern Vergnügungen des Geistes über eine rechtmäßige Gesinnung, die Freuden, womit die Vollbringung einer edlen That den Tugendhaften belohnte, die innere Seligkeit der Tugend hat er nie geschmeckt, ihre natürlichen Reitze nie erblickt, oder wenn er etwas davon empfunden, so war der Eindruck so schwach und dunkel, daß man sich eine hinlängliche Wirkung nicht davon versprechen darf. Bessern ist ein so allgemeiner, so sehr abgezogner Begriff, daß er den ganzen Inhalt desselben sehr unvollständig fassen, und kaum irgend eine beträchtliche Kraft des darinn liegenden Beweis- und Beweggrundes fühlen wird. Um einzusehen, daß er dadurch besser gemacht werde, wenn er redlich, gerecht u. s. w. würde, (vorausgesetzt, daß er noch keine eigne zureichende Erfahrungen hierüber gehabt, und die Erfahrungen andrer, die er glauben mußte, nichts bey ihn gelten sollten) müßte man ihm diese Begriffe vollständig entwickeln, und wie schwer dies nur bey dem einzigen Begriff von Gerechtigkeit seyn würde, liesse sich leicht zeigen. Allein ich gehe zur Betrach-

tung der zur Tugend, zur Selbstverleugung, die oft so kostbare Opfer fodert, mir ganz unentbehrlich scheinenden Versicherung von unsrer Fortdauer nach dem Tode und einem künftigen Vergeltungszustande. Wie soll dem gemeinen unphilosophischen Christen, ohne Glaube, ohne Ueberredung blos durch eigentliche Ueberzeugungsgründe diese Versicherung beygebracht werden? Wie wenig Faßlichkeit die besten Beweise der Philosophie für die Unsterblichkeit der Seele haben, ist eine bekannte Sache. Sollte hier nicht bey allen Vermuthungsgründen der Vernunft, und bey allen Zweifeln, womit diese auch bey ungeübten Denkern bekämpft werden, eine positive Erklärung Gottes und der Glaube an einen auferstandnen Erlöser wichtige und wünschenswerthe Dienste leisten? Eben so wünschenswerth scheint eine positive Erklärung Gottes, daß er bey aufrichtiger Reue, ohne Opfer, Büßsungen, Genugthuungen u. d. m. von dem Sünder zu fodern, Sünden vergeben wolle, denen zu seyn, die sich Gott nicht anders als menschlich, mit menschlichen Bedürfnissen und Affekten gedenken können. Sehr schwer, ja fast unmöglich wird es seyn, unnachdenkende sinnliche Menschen bis zu der Ueberzeugung von der höchsten Vollkommenheit Gottes, wodurch allein eine solche Vergebung begreiflich wird, zu erheben, und wenn es geschehen könnte, so würde es noch immer die Frage seyn, ob es schicklich und heilsam wäre, in diesem Stücke die nackte Wahrheit zu zeigen, da sie so leicht von solchen, die nicht durchgehends aufgeklärt sind und es nicht seyn können, gemißbraucht werden dürfte. Dies sind also ein Paar Fälle, wo mir der Glaube zur Leitung des großen unnachdenkenden und unwissenden Haufens in der Religion unentbehrlich scheinet, und worüber eine göttliche Offenbarung, wo nicht nothwendig, doch sehr schicklich und wünschenswerth seyn würde. — Sollte

Sollte nun der Glaube in der Religion eben so unentbehrlich seyn, als in den übrigen Geschäften des Lebens; zur ersten Bildung und Anführung zur religiösen Tugend eben so nöthig, als zur Erziehung überhaupt und zur Anweisung in irgend einer Kunst und Geschicklichkeit, und hat der Mensch eine natürliche Neigung, in Dingen, die er selbst nicht versteht, sich solchen, denen er mehrere Einsicht zutrauet, zu überlassen: so läßt sich nicht vermuthen, daß der Religionsglaube im Ganzen mehr schädlich als vortheilhaft sey, und daß man daher auf dessen gänzliche Ausschliessung, so lange man noch nicht mit allen religiöser Eindrücke fähigen Subjekten mit dem Raisonnement fortkommen kann, bedacht seyn müsse. Das hiesse dem Lahmen die Krücken wegnehmen, ehe man ihm gesunde Beine verschaft hat. Freylich kann mit dem Glauben ein großer Mißbrauch getrieben werden, es ist keine Ungereimtheit so arg, daß nicht der Mensch auf diesem Wege dazu verleitet werden könne. Allein dieser Mißbrauch kann vermieden werden, wenn eines theils diejenigen, die andre leiten, gewissenhaft, redlich und nach ihrer eignen besten Ueberzeugung verfahren, und ihnen auf diese Wege nichts beybringen, als was sie selbst nach eigner Untersuchung für wahr und gut erkannt haben, theils aber auch, wie sich der Verstand ihrer Schüler entwickelt, und zur eignen Einsicht vermögend wird, auf alle Weise behüflich sind, ihren Glauben bis zum Schauen zu erhöhen. Wenn dann auch, wie Locke bemerkt, auf diese Weise die Menschen in Japan Heiden, in Italien Papisten, in Engelland Protestanten u. s. w. werden, so ist das einmal unvermeidlich, und es ist ohne Zweifel für sie selbst und für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft, worinn sie leben, besser, daß sie das werden, was sie durch den Glauben

werden können, als daß sie gar nichts werden, ganz leer von religiösen Empfindungen, ganz hülflos gelassen werden. Diejenigen, die übel geleitet werden, sind, wie der V. selbst gestehet, deswegen vor Gott nicht verdammlich, und auch die blinden Leiter sind es nur in so fern, als sie wider ihr Gewissen und besser Wissen hiebey verfahren.—Auch ist mir dies kein gültiges Argument für die Ausschliessung alles Glaubens von der Religion, daß der V. behauptet; weil den Religionsvorstellungen jene Geschwindigkeit mangele, vermöge der die sinnlichen Vorstellungen, weil sie viele einzelne in eine Hauptvorstellung gleichsam eingepreßte Begriffe enthalten, sich der Seele bemächtigen, so könne dieser Abgang den ersten Vorstellungen blos durch ihre Deutlichkeit ersetzet und die nöthige Wirksamkeit verschaft werden. Denn eben die Thatsachen des Christenthums, die sich der gelehrte und einsichtsvolle Christ erweisen kann, der einfältige aber glaubt, die Thaten und Schicksale Jesu für wahr angenommen; geben eine Menge von Begriffen an, die alle in eine Hauptvorstellung eingepreßt, mit derjenigen Geschwindigkeit, die sich der Seele bemächtigt, und mit einer solchen Stärke wirken, die der Gewalt der sinnlichen Vorstellungen das Gegengewicht halten kann. Je mehr der Glaube an einen vollkommenen Lehrer, Führer und Erretter der Menschen, der sich für sie aufgeopfert hat, sinnliche Vorstellungen und rührende Bilder in sich schließt, und vereinigt in ein Gemählde der Seele vorhält, Liebe, Dankbarkeit, Bewunderung und Hochschätzung gegen ihn bis zur Stärke des Affekts erhebt, desto wirksamer muß er seyn, Vertrauen, Gehorsam und Unterwerfung hervorzubringen, aber auch desto vermögender, dem Einfluß lasterhafter Sinnlichkeit entgegenzuwirken. Freylich muß, wenn diese Wirkung erfolgen soll, jeder Zug dieses rühren-

den

den Gemählde mit beständiger Absicht, das Herz des Zuschauers zur Liebe der Tugend, und jeder Vortreflichkeit zu erwärmen, gewählt und angebracht, und das ganze Gemählde so geordnet, schattirt und grupirt werden, daß das Resultat bey dem Zuschauer die erweckte oder befestigte Entschliessung werde: ich will mich bestreben, so zu werden, wie mein Erretter war, daß alle liebevolle, erkenntliche, ehrerbietige Gesinnungen gegen ihn eben so viele Seile werden, die ihn zu der Tugend desselben hinziehen und daran befestigen. Wenn dies geschieht, und dabey der Unterricht in der Tugend und ihrer wohlthätigen Beschaffenheit und der Seeligkeit, die sie in sich schließt, nicht versäumt wird, so wüßte ich in der Welt nichts andringenders und wirksamers für sinnliche und vernünftige Menschen, sie zur Tugend zu reizen und für dieselbe anzufeuern, als eben die Vorstellung von einem Lehrer, der ein Muster jeder menschlichen Vortreflichkeit war, und der uns geliebet hat bis in den Tod — nichts wirksamers, unsern Muth zu stärken und unsre Hofnung zu beleben, als den Glauben an die Herrlichkeit, womit ihm seine großmüthige Liebe belohnet worden. — Endlich bin ich auch nicht der Meynung des Verf. daß die Ursache, warum der Glaube an die Thatsachen und Lehren des Christenthums so wenig wirkliche Verbesserung unter den Christen hervorbringe, blos diese sey, daß so viele Lehrer den Unterricht in der Religion auf bloße Ueberredungen und nicht auf wahre Ueberzeugungen bauen. Freylich wenn diese Ueberredungen nicht Gewißheit hervorbringen, wenn sie Zweifel und Unglauben nicht besiegen, dann kann auch nichts dadurch gewirkt werden; aber daran ist nicht der Glaube, sondern der Mangel des Glaubens Schuld. Ist aber Gewißheit gewirkt worden, es sey durch Demonstration oder

durch

durch Ueberredung, so kann sie eben so gut Früchte bringen, sie mag auf wahren oder falschen, auf starken oder schwachen Gründen ruhen, genug, wenn sie nur eine relative Ueberzeugungskraft haben. Ungewißheit und Zweifel unter den Christen sind, wie ich nicht leugnen will, sehr oft Hindernisse des heilsamen Einflusses der christlichen Lehre, und entstehen oft daher, daß die Lehrer oft nur überreden, wo sie beweisen könnten, und anstatt aufzuklären, nur betäuben. Allein dies ist nicht die einzige Ursache, warum der Glaube der Christen so todt ist. Dem V. können die unter den Christen herrschenden Lehrmeynungen nicht unbekannt seyn, die entweder ihrer Natur nach und geradezu den Eifer in der Tugend und in der Nachahmung Christi erkälten oder einer beynahe unausweichlichen zur Trägheit und Unthätigkeit im Guten einladenden Misdeutung unter den gemeinen Christen ausgesetzt sind. Wenn sich alle diejenigen Lehrer, denen die Beförderung vernünftiger Erkenntniß und religiöser Tugend unter den Christen am Herzen liegt, darinn vereinigten, alle solche Meynungen vom Christenthum immer mehr und mehr abzusondern, damit der christliche Glaube, das würde, was er seyn sollte, die alleinige Stütze und die reine Quelle der Tugend; wenn sie zu dem Ende nach der Absicht des Verf. die Vortreflichkeit und Wahrheit der Religion aus der Beschaffenheit ihrer der Gottheit würdigen, der menschlichen Natur gemäßen und wohlthätigen Lehren bewiesen, aber auch die so kräftige Aufmunterungen zum Vertrauen und Gehorsam gegen Gott enthaltenden Thatsachen des Christenthums ihren Zuhörern auf alle Weise überwiegend wahrscheinlich zu machen suchten, beyde Methoden so mit einander verknüpften, daß die eine der andern zu Hülfe käme, eine die Mängel und Lücken,

so die andre noch übrig lassen möchte, ausfüllte; so würde dies meiner Einsicht nach, der vollkommenste Unterricht in der Religion seyn. Der Glaube würde alsdann gegründet und ein Mittel zum Anbau und zur Vervollkommung der Vernunft werden, und das Christenthum den Grundsätzen der Vernunft so nahe als möglich angeschlossen werden; aber auch zugleich dem reinen sinnlichen Menschen die Unterstützung einer aufs Gute gerichteten Sinnlichkeit, die ihm Gott in der Offenbarung J. C. angedeyhen lassen wollte, nicht entreissen werden.

Von den übrigen drey Gesprächen kann ich weiter nichts sagen, als daß ich in der Hauptsache mit dem V. einig bin, indem auch mir die gewöhnlichen Beweise a priori für die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung kein Genüge thun.

Bf.

XIX.

Joh. Andr. Benign. Bergsträssers, der Evangel. Luther. Schule zu Hanau Rektor, gesammletes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die claßischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beydes die heiligen und profanen, in Erläuterungen der dahin gehörigen Künste und Wissenschaften. Erster Band, A - ale. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe, 1772. 862 S. ohne Zueignungsschrift, zwey Vorreden (von deren einer Sabbathier Verf. ist) und einem Anhang, der Verbesserungen und Zusätze enthält, die auch 50 Seiten ausmachen, in 8.

Zweyter Band. Alex. = Apoc. Ebendas. 1772. 828 S.

Dritter Band. Apoc. = Atro. Ebendas. 1773. 913 Seiten.

Ohne die Sache zu übertreiben, können wir versichern, daß wir uns ernstlich bemühet haben, aus der Vorrede des Verf. und aus dem vorliegenden Werke selbst, die wahre Idee und die allgemeine Absicht, welche Hr. B. bey der Unternehmung dieses Realwörterbuches gehabt habe, zu abstrahiren, um alsdann das Buch lehrreicher beschreiben und richtiger beurtheilen zu können: allein unsere Bemühung ist uns schwer geworden, ohne ihren Zweck zu erreichen. Vielleicht hat Hr. B. die Schuld dessen, vielleicht aber auch wir durch Mangel des Scharfsinns. Damit wir uns frey von Partheylichkeit halten, wollen wir unsern Lesern die Data, welchen wir gefolget sind, selbst vorlegen, um daraus beurtheilen zu können, wem die Schuld beygemessen werden müsse. Dem Titel zu Folge, und nach den klaren Worten der Vorrede S. 14. machen überhaupt alle claßische Schriftsteller der Griechen und Lateiner ohngefähr bis in das 637ste Jahr Christi den Gegenstand dieses Werkes aus. Nun verstehet sichs von selbst, daß man sichs gern gefallen läßt, wenn der Hr. V. den Namen der griechischen und lateinischen Schriftsteller, besonders aber den erstern in einem ziemlich weitläuftigern Verstande brauchet, als gewöhnlich ist, und solchergestalt die Uebersetzung der Bibel nebst dem N. T., ingleichen die Kirchenväter darunter verstehet, so daß auf diese Weise der größte Theil dessen, was sonst zur hebräischen Litteratur und zur christlichen Kirchengeschichte gerechnet wird, mit

in sein Feld gehöret. Allein wenn man auch die Absicht des V. so weit ausdehnet, als nur immer Menschund möglich ist, und unter Griechisch und Lateinisch die gesamte alte Gelehrsamkeit ohne Unterschied der Sprachen verstehet, so bleibet dennoch allemal noch eine beträchtliche Anzahl solcher Artickel übrig, die sich mit jener recht sehr erweiterten Absicht des V. nicht vereinigen lassen. Wir wollen deren nur etliche nennen. Aus was für einem Grunde mag der V. die Wörter: Abgötterey, Abendröthe, Abendstillestand, Aberglaube, Adieu, Adigege, ein arabischer Name, Abracadabra, Abortus, und so manche Rabbinische Namen und Dinge in sein Buch aufgenommen haben, das doch nicht universell seyn, sondern der alten Gelehrsamkeit ausschließungsweise gewidmet seyn sollte? Sollen wir aus diesen und ähnlichen Beyspielen urtheilen, so rechnet der V. alle moderne Wörter solcher Dinge, davon die Alten bereits die Begriffe gehabt haben, mit zur alten Gelehrsamkeit, und diesemnach dürften wir uns im voraus die Hofnung machen können, daß die folgende Buchstaben gewiß mit den Artickeln: Bank, Himmel, Stuhl, Tisch u. s. w. prangen, und nach und nach immer noch mehr ins Grenzenlose laufen werden, dergestalt, daß der V. am Ende nicht Ursache haben wird, dies Realwörterbuch für die alte Litteratur mehr, als für die neue zu empfehlen. Ein jeder Leser wird hierinn einerley mit uns denken, da wir noch überdies versichern können, daß der V. aus allen Theilen der Wissenschaften zusammen träget, nicht blos das alte, sondern zugleich immer das neue, welches an die Stelle von jenem gekommen ist. Ein einziges Beyspiel wird solches erläutern. In der Geographie sind bekanntermaßen die Namen der Länder und Oerter mehrmals ganz umgeändert worden. Der V. hat Grund

gehabt zu glauben, daß überall, wo es möglich war, zu den alten Namen zugleich die neuern Namen hinzugesetzet werden müßten. Allein, daß er ein Buch dadurch verdicket, daß er die neuern Namen der Länder und Oerter, welche vorhin schon unter andern Namen existirt haben, besonders einschaltet, und z. B. Alcala-Real für sich aufführet, dies wird Niemand in einem Buche vermuthet haben, welches blos der alten Litteratur gewidmet seyn sollte. Es gieng dem V. hierinn, wie den Verfassern der lateinischen Wörterbücher vor Gesners Zeiten, welche Hafnia, Hamburgum, Lutetia u. s. w. ohne Bedenken mit eingetragen haben. Statt der vielen und weitläuftigen Artickel aus der neuern Philosophie, wäre allenfalls ein Auszug aus Cudworths Systema Intellectuale zweckmäßiger gewesen. Und worzu die gehäuften deutschen Namen, wodurch er die Namen natürlicher Dinge, der Pflanzen u. s. w. erläutert hat?

So wenig festen Plan wir im Ganzen und in Bestimmung der Grenzen dieses Buches wahrgenommen haben, eben so unübereinstimmend ist uns die Ausführung der einzelnen Artickel vorgekommen. Manche sind ganz kurz und selbst für den ersten Anlauf zu unzureichend: viele dargegen wieder bis zum Eckel weitschweifig und mit mancherley unnützen, wenigstens zur Absicht gar nicht gehörigen Dingen angefüllet. Worzu z. B. im Artickel Alexander M. die wichtige Anekdote, daß Alexander der Grosse wohl gerochen habe, mit der beygefügten glücklichen Vermuthung, daß dieser vortrefliche Geruch vielleicht von seinem vortreflichen Temperamente hergekommen sey, welches sehr warm und feurig gewesen und ihn auch so durstig und herzhaft gemacht habe?

Um die Zuverläßigkeit dieses Realwörterbuches beurtheilen zu können, wollen wir unsern Lesern die

vor-

vornehmsten Hülfsmittel anzeigen, deren sich der Verf. bedienet hat. Des Hrn. Pr. *Sabbathier* Dictionaire pour l'Intelligence des Auteurs classiques hat er zur Grundlage des seinigen gemachet, nachher aber mit demselben das Dictionaire raisonné des sciences, des Arts et des Metiers, das Dictionaire universel de Mathematique par *Saverien*, die Dictionaires eines Paulian, Bomare, Herberts und Rousseau, den Bayle, den Gesnerischen Thesaurus, des Pitiscus Antiquitäten-Wörterbuch, und die gesammten Lexica des sel. Hederichs dergestalt verglichen, daß das Register schon in den bloßen Namen so vollständig geworden ist, als es nur immer durch die besten Sammlungen von dieser Art möglich war. Wenn auf diese Weise der mühsame Register-Entwurf fertig war, alsdenn hat der V. von neuen die angezeigte Werke in einerley Hauptnamen mit einander verglichen, und dadurch entschieden, welches unter ihnen den Artickel, welchen er unter den Händen hatte, am besten und vollständigsten behandelt habe. Einen solchen und keinen andern hat er für den neuen Plan zum Grunde geleget, so daß er meynet, daß hierdurch dieses Wörterbuch als der Kern der kostbarsten angesehen werden könne.

Es werde es! An Zuverläßigkeit wird es darum seinen Brüdern nicht besonders vorspringen, da eben diese, aus welchen es zusammengesetzet wird, vorhin schon einander großentheils abgeschrieben hatten. Der V. versichert freylich, daß er zu den Quellen selbst auch hingegangen sey, auf die man sich im Beweise bezogen habe: allein hiervon haben wir keine sehr hervorstechende Beyspiele gefunden. Die den Artickeln selbst nachgesetzte Citata, welche im übrigen wenigstens den Leser in den Stand setzen, das, was er will, weiter zu prüfen, berichtigen für sich die vor-

ausgeschickte Erklärungen noch gar nicht. Ohnedem sind viele darunter, welche füglich hätten ausgeschlossen werden können: die allgem. Welthist., Hr. Boysen, Denso's übersetzter Plinius, sind nicht die reinsten Quellen des Unterrichts; dafür immer lieber treue und genaue Verweisungen auf die Alten selbst. Und eben hierinn ist es, wo uns das Hofmannische Lexicon Historicum durchgehends mehr Genüge leistet, das wir in historischen und geographischen Artickeln dem Bergsträsserschen Werke allemal vorziehen werden. — Ja, hätte der V. z. E. unsern Hederich, welchen wir noch immer zum Schulbuche unserer Zeit umgearbeitet wünschen, vor sich genommen, jeden Artickel aus den alten Schriftstellern selbst, nicht aber mit Hülfe anderer unzuverläßiger Bücher, berichtiget, und in den Erzählungen und Erklärungen einzeln die Beweise eingeschaltet, nicht aber so allgemein nur hingeworfen, da sie allemal weniger Dienste thun; so würde er, vielleicht mit nicht größern Fleiße, etwas weit gründlicheres geleistet und zugleich die jungen Leser selbst mit den Quellen vertraulicher bekannt gemachet haben. So aber, wie nun die Sachen gesammlet und vorgetragen worden sind, haben wir ein neues Lexicon zwar erhalten, aber beschaffen wie die vorigen Lexica. Denn darauf kommt es doch gewiß so sehr nicht an, daß ein Haufen Wörter, darunter ohnedem viele zweckmäßiger weggeblieben wären, auf die vorhinbeschriebene Art, mehr zusammen getragen da lieget, als in andern Wörterbüchern.

Wir können also mit Grunde nicht anders urtheilen, als daß das neue Realwörterbuch des Hrn. Bergstr. aus verschiedenen andern zusammen geschrieben worden sey, so wie manche Disputation ihre Entstehung blos dem Daseyn von zehen andern zu danken hat. Daß hier und da einiges gebessert worden sey,

ist

ist würklich in dieser Art von Arbeit gar etwas leichtes, und die größere Umständlichkeit bey einigen Artickeln oft mehr Fehler als Verdienst. Der V. lese, in Ansehung des letztern, den Artickel abstrakt noch einmal nach, und spreche hernach, wenn er unpartheyisch genug ist, selbst das Urtheil über sich. Dem allen ohngeachtet zweifeln wir nicht, daß ihm dieses Werk erstaunliche Arbeit und unablässigen Fleiß gekostet habe, — gewiß so viel Fleiß, als manche weit edlerere und ruhmvollere Bemühung selten erfodern wird. Aber eben ein solcher Fleiß ist am Ende nur zu bereuen, zumal da der Verf. doch gewiß keine andere Folgen oder Früchte desselben absehen kann, als daß er die Studien leichter, unordentlicher und seichter gemachet, und so mit wider eine gründliche Gelehrsamkeit gearbeitet habe. Er giebt unsern flüchtigen Nachbaren, den Franzosen, das Lob, daß sie uns bisher in guten Real-Wörterbüchern übertroffen haben: das ist ein Ruhm, welchen wir ihnen, auf Kosten und mit Verlust einer gründlichen Gelehrsamkeit, nicht abgewinnen müssen.

Wir hatten diese Anmerkungen gemacht, da uns noch nicht mehr, als der erste Band dieses Werkes zu Händen gekommen war. Die Zeit, welche bis zum Abdruck verflossen, hat uns indessen Gelegenheit verschaffet, auch den zweyten und dritten Band durchzublättern, die beyde, unsere vorausgeschickte Anmerkungen durch viele Beyspiele bestättigen. Es sind uns ohne mühsames Aufsuchen 1) Artickel unter die Augen gekommen, welche niemand in einem Real-Wörterbuch über die claßischen Schriftsteller der Alten erwarten kann; dahin rechnen wir: „Anstrich: (Gr. Alterth.) bey den Griechen wurden einige Gebäude röthlicht, andere grünlicht angestrichen. Winkelm.„ So auch „Aper: (Tetrapol.) das

wilde Schwein, gehöret unter die Art von Säuen mit Schwänzen u. s. w.„ — Es folget darauf fast die ganze Naturgeschichte dieses Thieres. „Ἀπεύχομαι: (Gramm.) heißt beym Euripides und Aristophanes eben so viel, als der Lateiner Deprecor, das ist, ich verbitte.„ Nun werden noch zum Beweise dieser Erklärung, welche das gemeinste griechische Wörterbuch haben muß, Beyspiele hingesetzet. Nicht minder bestättiget sich 2) die Weitschweifigkeit und Grenzenlosigkeit in der Ausführung einzelner Artickel, welche wir bereits beym ersten Theile getadelt haben. Ein Exempel mag zu unsrer Absicht statt vieler dienen. Den Artickel Antiphates behandelt der Hr. B. also: „ein König der Menschenfresser Lastrygonen. — Nun folget a) die ganze Stelle aus dem Homer, Od. 10, 100. 132, wo sie beschrieben werden; b) eben diese Stelle beurtheilet nach den Regeln einer schönen Erzählung; c) verglichen mit der abgekürzten Beschreibung des Ovids, welche wieder erst lateinisch, hernach ins Deutsche übersetzt vorgeleget wird. Endlich d) *Horat.* A. P. 145. daraus erkläret.„ — So sehr vergißt der Verf., daß er Artickel für das Wörterbuch entworfen, und nicht Vergleichungen einzelner Schriftsteller anstellen, oder Abhandlungen schreiben soll. Einzeln betrachtet, ist dieser und viele andere Artickel recht gut ausgearbeitet; wir haben in der That mehr als einen mit recht großen Vergnügen durchgelesen: nur verlieren sie ihren Werth, so bald sie nach dem System beurtheilet werden, das der B. auszuarbeiten gedenket. Der Leser bedenke es selbst: jetzt schon drey starke Bände, und doch nur der erste Buchstabe des Alphabets, und selbst dieser unvollendet!

Der B. könnte sich 3) in Ansehung der Beweise blos auf die Stellen der Alten einschränken: wozu die

die häufigen Citata, Vertheydigungen und Widerlegungen des Hederichs? Auch erreget es gewiß Argwohn gegen die Richtigkeit und Zuverläßigkeit des Werkes, daß der V. in historischen Stellen immer Rollin zum Grunde leget. Noch mehr muß es befremden, daß der V. Th. III. S. 641. selbst bekennet, er habe vorhin blos dem Sabbathier trauen müssen, und erst von der angezeigten Stelle an, Rollin selbst nachlesen können.

Um einzelner Fehler willen darf niemand, der billig ist und das ungeheure Feld bedenket, den V. tadeln. Er ist selbst hierinn offenherzig genug, indem er jedem Bande ein Verzeichniß von bemerkten Unrichtigkeiten anhänget. Der V. verdienet Lob und sein Buch Beyfall, wenn er weniger als seine Vorgänger gefehlet hat; und dies hat er. Wir tadeln nur das Zweckwidrige in der Ausführung, die unnütze Vergrößerung des ganzen Buches, und freylich auch, wenn es auch noch so vollkommen wäre, den zweydeutigen Gebrauch oder Nutzen desselben.

M.

XX.

Versuch einer neuen Einleitung in die Rußische Geschichte. Nach bewährten Schriftstellern. Von D. Christoph Schmidt genannt Phiseldek, Professor des Staatsrechts und der Geschichte am Collegio Carolino zu Braunschweig. Erster Theil. Riga, bey Joh. Fried. Hartknoch, 1773. in 8. 384 S. ausser dem Vorbericht und 2 Bogen Stammtafeln.

Nach der Aeusserung im Vorbericht will Hr. S. das Verlangen dererjenigen befriedigen, die „alles das, was man bis jezt von der rußi„schen Geschichte mit Zuverläßigkeit oder Wahrschein„lichkeit sagen kann, im Zusammenhange lesen, und „in einem mäßigen Bande übersehen wollen.„ Die Absicht wird Niemand tadeln. Zum Beweis, daß es noch an einem solchen Buche fehle, mustert er seine Vorgänger: „Schlözers schöne Geschichte von Ruß„land geht nicht weiter als bis gegen die Hälfte des „12ten Jahrhunderts, ist zu sehr zusammengedrängt „und setzt bey dem Leser schon zu viel Kenntnisse vor„aus. Treuer fängt zu spät an, und hört zu früh „auf. Real ist mangelhaft und unzuverläßig. „La Combe befriediget nicht die Erwartung wißbe„gieriger Leser. Hörschelmann verdient kaum ge„nannt zu werden. Der XXIX. Th. der allg. „Welthistorie ist fehlerhaft genug. Lomanossows „Jahrbücher sind viel zu kurz.„ (Vorb. S. III. und IV.) — Viel Neues, merkwürdige Berichtigungen und Aufklärungen darf man hier nicht erwarten; der Hr. V. verspricht blos einen Versuch einer Einleitung. Ohne seine Schuld, nur aus Mangel der Nachrichten ist sie in der alten Geschichte mager; aber manche unnütze Weitschweifigkeit und die Stellen in Chronickenstyl kommen auf seine Rechnung. Er schreibt nicht eigentlich für Geschichtskundige (die bedürfen nun freylich des Werkchens nicht,) sondern zum Besten solcher Leser, „die entweder nicht Zeit, oder Lust, oder „Gelegenheit haben, alle, oder auch nur die wichti„gern Schriftsteller, in welchen die rußische Geschichte „(wir wollten lieber sagen Stücke aus der ruß. Ge„schichte) enthalten ist, zu lesen, sie mit einander zu „vergleichen — — und doch gern die merkwürdigsten

„Ver-

„Veränderungen, welche das rußische Reich erlitten „hat, wissen wollen.„ S. VI. — Entfernt des Hrn. V. Bemühung zu tadeln, können wir doch nicht umhin aufrichtig zu gestehen, daß wir öfters gewünscht haben, von Hrn. Schlözer, als einem mit der rußischen Sprache, Verfassung und Geschichte bekannten Manne, etwas vollständiges, so weit es sich jezt liefern läßt, zu lesen: ohne solche Kenntnisse wird die Bearbeitung einer jeden Landesgeschichte schwer und unvollkommen. Doch zum Buch selbst.

Der vor uns liegende erste Theil besteht aus folgenden Abschnitten,; 1) Abriß der gegenwärtigen Verfassung Rußlands, S. 1. Er ist etwas mager, aber desto weitschweifiger in der Hererzählung etlicher neuerlich entdekten Thiere und Produkten. 2) Geschichte. Erstes Hauptstück S. 49. begreift das Rurikische Haus, dabey kommen vor a) Theilungen und innerliche Unruhen in Rußland (vom J. 1015.) S. 84. b) Rußland unter dem Druck (unter der tatarischen Oberherrschaft vom J. 1218.) c) Rußland im Glück S. 149. (vom J. 1462.) zweytes Hauptstück: Zare aus verschiedenen Häusern von 1598. bis 1613. (S. 265.) dahin gehören: Unruhen der Demetrier S. 270-300. Nun folgt ein Verzeichniß der bey dem ersten Theil gebrauchten Schriften; die hin und wider beygefügten Urtheile möchten wir nicht alle geradezu unterschreiben: des Bürgermeisters Gadebusch in Dorpt Abhandlung von livländischen Geschichtschreibern heißt ein sehr nützliches und brauchbares Buch; ein Lob, welches kaum der kleinste Theil des Buchs verdient. — Den Beschluß macht endlich ein Anhang, darinn ein Auszug aus einem auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindlichen Manuscripte geliefert wird.

Der Raum erlaubt uns keine weitläuftige Beurtheilung, wir nehmen auch keinen Antheil an der Auffoderung Vorb. S. XVIII., wo Hr. S. den Verfassern einiger Journale oder gelehrten Zeitungen, die es der Mühe werth halten, Fehler in seinem Buche aufzusuchen und anzuzeigen, verspricht ihre Bemühungen mit Dank zu erkennen und davon Gebrauch zu machen. Nur zum Beweis, daß wir das Buch durchgelesen haben, wollen wir etliche Anmerkungen hersetzen, die nicht Fehler, sondern Kleinigkeiten betreffen. Bey dem Abriß der gegenwärtigen Verfassung Rußlands, als einer allgemeinen Einleitung zum ganzen Werk, erwartet wohl jedermann die größte Genauigkeit: wir vermissen sie an etlichen Stellen. Z. B. S. 26. finden wir einiges, was einer richtigern Bestimmung bedarf. 1) Die angegebenen Klassen des Adels unterscheidet man in Rußland nicht sonderlich; rußische Fürsten und Grafen geniessen gleiche Vorzüge. 2) Der rußische Adel ist nicht dem liefländischen gleich, sondern frey gemacht und hat alle adliche Rechte, wie in andern Ländern, erhalten. 3) Die Odnodworzi (nach der jetzigen feinern Art Odnadworzi) sind nicht deutlich und richtig genug beschrieben. Daß sie sich allmälig Bauern angekauft haben, und dadurch den Edelleuten gleich geworden seyn, ist falsch. Kein Odnadworz darf auf seinen eignen Namen Bauern kaufen, (heimlich geschiehet es wohl, aber auf eines Edelmanns Namen;) er bezahlt Kopfgeld, wird zum Rekruten genommen und bearbeitet sein Land selbst wie die Bauern: sein Vorzug besteht darinn, daß er keines Edelmanns Unterthan seyn, auch keinem erblich zugehören noch verschenkt werden darf, sondern wie der Adel unter der Krone stehen muß. Einige vermuthen als wären sie vormals Edelleute gewesen, und durch Armuth in den jetzigen Stand gerathen. 4) Es giebt zwar Bürger in Rußland, aber erst in neuern Zeiten sind sie Bürger geworden, vorher waren sie Bauern. Sie stellen Rekruten, bezahlen aber kein Kopfgeld und gehören keinem Edelmann erblich zu. Doch findet man viele, die als wahre Erbbauern in den Städten wohnen, Handlung treiben, und für diese Erlaubniß ihrem Erbherrn eine jährliche Geldabgabe entrichten. 5) Die Eintheilung der Bauern in Leibeigene der Krone, der Geistlichkeit und des Adels hat jetzt nicht mehr statt, nach dem der Geistlichkeit und den Klöstern ihre Bauern sind abgenommen und unter die Aufsicht einer besondern Oekonomie gesetzt worden, welche der Geistlichkeit die festgesetzten Gehalte auszahlt.

Der rußische Monarch heißt S. 27. ein völliger Despot. Wir würden uns des Ausdrucks enthalten haben, da die rußische

sische Regierungsform gewiß nicht despotischer ist, als die ...... französische. Wenn dem Unterthan erlaubt ist, selbst gegen den Monarch bey den verordneten Richterstühlen sein Recht zu vertheydigen; wenn diese, wie tausend Beyspiele bezeugen, dem Unterthan wider den Monarch Recht sprechen dürfen und müssen; wenn überhaupt nach Gesetzen gerichtet und gehandelt wird: so ist die Benennung Despotismus unschicklich. — Ghossudar (S. 29.) wird nicht der rußische Kaiser ausschließungsweise von seinen Unterthanen, sondern jeder Vornehme von einem Geringern, oder den man überhaupt ehren will, genannt. In Ansehung der Rechtschreibung können wir nicht umhin, zu erinnern, wenn Hr. S. und andre mit Grund den rußischen Buchstaben Slowo, (das harte s) durch ein ss ausdrücken; dann müßte man Wörter wo das doppelte Slowo vorkommt, mit 4. s oder 2. ss schreiben, das wäre unerhört. Eben daher würden wir Ghosudar; ingleichen Cessarewitsch mit einem s und weil der erste Buchstabe ein Tzü ist, statt des C ein Tz oder noch lieber ein Z schreiben.

Die Anzeige der lief- und estländischen Richterstühle S. 33. ist unvollständig und unrichtig. Das estländische Provinzialconsistorium, welches im revalschen Generalgouvernement eben das ist, was im rigischen das Oberconsistorium, fehlt nebst dem estländischen Landrathscollegium u. a. m. In dem revalschen Oberlandgericht haben nicht einige, sondern alle Landräthe, aber nicht der Ritterschafthauptmann, Sitz. Warum sich der Hr. V. nur bey zwey Generalgouvernementern, nemlich dem revalschen und rigischen, so sehr ins Detail einläßt, wird man leicht merken.

Aus Irrthum wird S. 34. vorgegeben, als höre der rußische Priester auf Priester zu seyn, so bald seine Frau stirbt, weil kein Wittwer Priester bleiben könne. Wir versichern den Hrn. V. und unsre Leser, daß der Priester auch als Wittwer Priester bleibt, nur muß er jährlich von seinem Bischoff eine schriftliche Erlaubniß dazu nehmen. — — Die Zahl der Klöster scheint uns viel zu klein angegeben zu seyn, ob wir gleich die wahre Zahl genau zu bestimmen, uns nicht im Stande sehen. Wie viele zählt man schon in und bey Pleskow! freylich stehen deren viele bereits leer, seitdem die Mönche vermöge der neuen Einrichtung von einem sehr mäßigen Jahrgehalt leben müssen: nur Wenige bezeigen jetzt Lust zum magern Klosterleben. — — S. 46. fehlt die Erklärung des Worts Kabakengelder, welches wenigstens denen unverständlich ist, die nicht wissen, daß die Krone allein in ganz Ruß-

land

land (nur Lief- und Estland ausgenommen) in den Kabaken oder öffentlichen Schenken, Bier und Brantewein verkaufen läßt, und dadurch ansehnliche Summen gewinnet. Kein Particulier darf bey hoher Pön zur Schenkerey brauen oder brennen. — Unter dem Kriegscollegium S. 47. steht die Artilleriekanzley eigentlich nicht, sondern unter dem Generalfeldzeugmeister; man müßte sie denn, weil die Kaiserin selbst im Kriegscollegium Präsident ist, in so fern dahin rechnen. Wie Hr. S. ebend. 24 rußische Vestungen an der Ostsee aufbringen will, sehen wir nicht ein, wenn wir auch alle Schanzen mitzählen wollten. — — So viel von dem Abriß der gegenwärtigen Verfassung; nun noch ein Blick auf die Geschichte selbst.

Der Hr. V. hat sich in seiner Einleitung, aus der billig alles Unnütze sollte verbannet seyn, oft auf Nichtswürdigkeiten, auf Nebendinge eingelassen. Ohne an den unerwarteten Ausfall auf Ludwig XIV. und Karl XII. S. 77. zu denken, lese man nur die ärger als chronickmäßige Erzählung S. 101. „In Plozko liessen sich 1092.„ (soll das die Zahl der Jahre oder der erschienenen Teufel seyn?) „schreckliche Teufel sehen, die bey Tag und Nacht herumritten und viel Menschen umbrachten. — Eine Begebenheit, die das Gepräge „ihres Jahrhunderts hat.„ (Das setzt man in eine Einleitung, die im J. 1773. ans Licht trat: und für welche Leser? Vielleicht sollte der Nachsatz wieder alles gut machen. „In „eben dem Jahre verbrannte eine unerhörte Dürre Felder und „Holzungen, und die Pest rafte in Rußland 70,000. Menschen weg.„ S. 108. kommen schon wieder Heuschrecken und „Nordlichter, Nebensonnen und Nebenmonde setzten das „ganze Land in Bestürzung.„ Das klingt beynahe wie ein Auszug aus einer Dorfschronick.

Hie und da hat Hr. S. pragmatisch schreiben wollen; ob es ihm immer geglückt, ob alle seine Muthmaßungen gegründet und seine Bemerkungen wichtig genug sind, wollen wir nicht entscheiden. Viel mehr merken wir an, daß er sich gar zu weit über die liefländische Geschichte verbreitet. Freylich standen ihm dabey reiche Quellen offen; aber in jenen Jahren gehörte Liefland nicht zu Rußland; und gesetzt, so durfte er sich doch billig nie mit der Geschichte einzeler Provinzen zu sehr abgeben, die man schon aus verschiedenen andern Schriften weit vollständiger kennt. — Auch selbst bey der liefländischen Geschichte laufen kleine Unerweislichkeiten mit unter. Woraus will er S. 259. beweisen, daß Liefland eigentlich Erb-

land

land und die alten Einwohner Liben heissen müssen; und daß Hr. Schlözer erst neuerlich deren Ueberbleibsel aufgefunden hat? In Liefland hat man längst gewußt, daß sie bey Salis vorhanden sind: Hr. Schlözer hat Nachrichten von ihnen und ihrer Sprache geliefert. — Die Erzählung S. 198. daß die Russen Narva, dann das Schloß Neuenhaus, endlich Dorpt eingenommen haben, lesen wir freylich auch bey Arndt u. a. m.; aber allezeit ist uns dabey ein Zweifel eingefallen. Narva liegt am äussersten nördlichen Ende, Neuenhaus, oder wie man es jezt nennt, Neuhausen südlich gegen Pleskow, Dorpt beynahe in der Mitte. Wie kamen die Russen von Narva nach Neuhausen ohne undurchkömmliche Moräste, oder Dorpt zu paßiren? Nicht anders als über den Peipussee; das konnte, weil es Sommer war, ohne genugsame Fahrzeuge nicht geschehen? Wo nahmen sie diese her? Die Geschichte schweigt davon. Und wie konnte Hr. S. sagen: „die Russen drangen weiter vor.„ Von Neuhausen nach Dorpt giengen sie nothwendig rückwarts, wenn sie von Narva aus sich dorthin gezogen hatten. Vielleicht sollte man statt Neuhaus, Neuschloß lesen, welches am Peipussee bey der Mündung des Narvastrohms lag. Dieses nahmen die Russen vermuthlich weg, um den Rücken frey zu haben, da sie von Narva nach Dorpt giengen. Diese Vermuthung erhält selbst aus Arndts Chron. 2. Th. S. 235. eine Wahrscheinlichkeit. Die Russen besezten Wesenberg, ehe sie nach Dorpt kamen: von Narva nach Neuhausen, dann nach Wesenberg und endlich nach Dorpt wäre der unsinnigste Marsch. Neuhausen wurde vielleicht von einem zweyten rußischen Corps, das von Pleskow kam, oder zu einer andern Zeit eingenommen. Doch wir geben diese Gedanken nicht höher als für eine Vermuthung aus, sie betrift ohnehin eine Kleinigkeit.

S. 215. redet der Hr. V. von des Zar Iwans Absichten. Kaum können wir uns überreden, daß der kluge Iwan sich mit einer von aller Wahrscheinlichkeit entblößten Hofnung geschmeichelt habe. Gleichwol steht dabey: „die Livländer, „so wenig sie dem Magnus (Herzog von Holstein) geneigt waren, nahmen ihn doch zu ihren Erbkönig an; in der Hofnung, hierdurch ihrem so lange gedauerten Elende ein Ende gemacht zu sehen. Sie erkannten auch den Zar eben so ungern als obersten Schuzherrn. Ihres Intresse wegen mußten sie dieses vorerst thun. Ein mächtiger Freund war ihnen nöthig, wenn sie der Polen und Schweden los werden wollten.„ Aber der Beweis? Niemals haben die Lieflän-

länder den Magnus zu ihrem Erbkönig, noch weniger den Zar, den sie hasseten, den sie als den größten Tyrannen ansahen und ausschrien, zu ihrem obersten Schutzherrn angenommen: der Schweden und Polen wollten und konnten sie damals nicht los werden, kaum hatten sie sich gutwillig unterworfen, um gegen Rußland mächtigen Schutz zu haben. Hätten sie den Zar zum Schutzherrn und den Magnus zum König angenommen, so sahen sie gar kein Ende ihres Elendes; denn sogleich waren ihre freywillig gerufenen Beschützer die Polen und Schweden, nun ihre Feinde. Waren die Liefländer unsinnig, daß sie dieses nicht einsahen; oder die Schweden und Polen blödsinnig, daß sie sich ohne Weitläuftigkeit aus ihren Besitzen treiben liessen nach welchen sie sich seit langer Zeit gesehnet hatten? Wie sollte der schwache Magnus Liefland gegen so mächtige Feinde behaupten; oder die Liefländer ihr Vertrauen auf ihn setzen, da die Erfahrung genugsam gelehrt hatte, wie wenig die rußische Armee den Schweden und Polen überlegen sey. Mit einem Worte, wir finden nichts, wodurch Hr. S. seine Erzehlung unterstützen könnte.

Den Nutzen der angehängten Namenlisten der gleichzeitigen Regenten sehen wir eben so wenig ein. Der Geschichtkundige bedarf ihrer nicht, und für solche ist die Einleitung nicht geschrieben: was sollen Andre damit machen, die zu ihrem Vergnügen die rußische Geschichte lesen; vielleicht die Namen auswendig lernen? Denken können sie gewiß dabey nichts. Auch zum Gebrauch der Schulen finden wir es unnöthig: was würde daraus werden, wenn man die kurze Geschichte eines jeden Landes durch dergleichen Namenlisten bereichern wollte! Vielleicht ließ sich Hr. S. durch Andre zur Nachahmung verleiten: wenigstens fiel uns gleich die neuerlich ans Licht getretene osmannische Geschichte dabey ein.

Da der Hr. V. die alte gewöhnliche Schreibart Moscau und Moskow verließ, und an deren Statt Moskaw schreibt, so hätte er, dünkt uns, eben so gut die jetzige feinere unter dem gesittetern Theil der Nation fast durchgängig angenommene Aussprache Maskwa erwählen können. S. 108. gedenkt er des Jan Starez; vermuthlich wußte er nicht daß Starez (eigentlich ein slavonisches Wort, das einen einsamen Alten, auch einen Armen bedeutet,) so gut als Monach einen Mönch bezeichnet. — Mehrere Erinnerungen erlaubt der Raum nicht.

Ph.

Kil-

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Die Christliche Lehre vom innern Gottesdienst in zehn Predigten. Nebst einem Anhange von D. Gottfried Leß, Prof. der Theol. und Universitäts-Prediger. Göttingen und Gotha, bey Dieterich, 1772. 464 S. in gr. 8.

Mit Vergnügen bemerkt man, daß der Verf. die Vorurtheile, die das Aufkeimen so vieles Guten verhindern, fleißig bestreitet; überall vor dem traurigen Mißbrauch der Lehre vom Verdienst Christi treulich und ernstlich warnt; überall, wie alle vernünftige, alte und neue, Sittenlehrer, zuerst auf die Reinigung des Innern, die Besserung des Herzens, und dann — auf ein durchgängig praktisches Christenthum dringt; die Motive, welche die christliche Religion an die Hand giebt, sorgfältig auswickelt, wenn nur nicht zuweilen auf Kosten der übrigen ꝛc. Die Stelle gegen den Religionshaß aus der neunten Predigt wünschten wir hierher setzen zu können, aber die Gränzen unsrer Bibliothek verstatten es nicht. Wir können, (hätte der Verf. vielleicht noch hinzusetzen können,) auch um so viel leichter und sicherer, die uns Irrgläubige dünken, zu unsrer Ueberzeugung führen, um so viel gewisser ihrem Wahn und anderweitigen Verirrungen entreissen, wenn wir Wohlwollen und Liebe gegen sie in unsrer Brust nähren, und in unserm äusserlichen Bezeigen gegen sie deutlich zu Tage legen. — Möchten doch alle Prediger des Evangelii des größten Menschenfreundes, besonders an Orten, wo mehrere Religionen anzutreffen, eben dieses ihren Zuhörern sagen, und mit eben dem redlichen Ernst und Eifer sagen, wie der Verf., und sich so an das anschliessen, was in andern, schönen Schriften unsrer Tage, empfohlen wird: — es könnte nicht fehlen, das schreckliche Ungeheuer des Religionshasses müßte endlich vertilgt, und an seine Stelle allgemeines Wohl-

wollen und gegenseitige Duldung, die dem Geist des Christenthums, die der reinen Vernunft und wahren Klugheit so gemäß sind, auch mit der Ruhe und dem Flor der Länder in so inniger Verbindung stehen, gesetzt werden. — Ob aber in diesen beyden, sonst gründlichen und aus dem Herzen geflossenen, Predigten von der Menschenliebe, nicht verschiedene solche kleine Gemählde, dergleichen Sterne hin und wieder angebracht, die Wirkung der übrigen Gründe noch um ein merkliches würden verstärkt haben? — Würde auch, was in der funfzehnten Predigt von der christl. Hausandacht empfohlen wird, häufiger in Uebung gebracht, wie gut würde es um die Familien stehen, wie viel mehr Sicherheit, Eintracht, Ruhe, Glückseligkeit würde darinn anzutreffen seyn, als gewöhnlich in denselben wohnen. So manche Prediger aber, die alles andre sind, nur das nicht, was sie seyn solten, nämlich Sittenlehrer, nämlich Freunde und Führer ihrer Brüder, die von allem andern ihre Zuhörer von den Kanzeln herab unterrichten, nur nicht von dem, worüber sie sie eigentlich und umständlich belehren sollten, von dem, was innerhalb des Gesichtskreises derselben liegt, was von ihnen in den mancherley Theilen ihres häuslichen und öffentlichen Lebens hier zu beobachten ist, was sie in ihren Bestrebungen unterstützen und fördern kann, u. s. w. — sollten die nicht hieran Schuld seyn, wenigstens einen großen Theil der Schuld mit tragen? — Hier ist das Verzeichnis der Predigten: Vom wahren Gottesdienst überhaupt; Natur der Liebe zu Gott; Kennzeichen der Liebe zu Gott; Natur des christlichen Heldenmuths; Gründe d. g. H; Natur und Bewegungsgründe der christlichen Demuth; hoher Werth, und Natur der evangelischen Menschenliebe; Spuren der Güte Gottes in der von ihm befohlnen Sinnes-Besserung: Im Anhang stehen: Von der Barmherzigkeit Gottes; vom Gehorsam gegen Gott; Pflicht der Christen, kein ungerechtes Gut zu besitzen; (die schon einzeln 1768 herausgegeben worden;) und von der christlichen Hausandacht; alle übrigens vor einem größtentheils gelehrten Auditorio gehalten. — sonst würde wohl der Ton haben noch weiter herabgestimmet werden müssen. — Noch ist eine ebenfalls schon 1768 einzeln gedruckte erläuternde Uebersetzung des zwölften und dreyzehnten Kapitels im Brief an die Römer, beygefügt.

W.

Neue

Neue Sammlung einiger Predigten von Johann Adolph Schinmeyer, Königl. Preusischen Consistorialrath, Archidiaconus der Stifts-Kirche ꝛc. Erster Theil, Itzehoe, Frankfurt und Leipzig, verlegts Johann Christoph Brüning, 1771. 8. 274 Seiten.

Gern möchte ich auch in Absicht auf diese neue Sammlung dem Urtheil, das ein sehr billiger Recensent von einer frühern Predigt-Sammlung eben dieses Verfassers in der A. d. B. XII. Band I. Stück. S. 97. gefället hat, in der Hauptsache beytreten. Nur wünschte ich, daß der V. seine Predigten immer mehr sowohl von den akroamatischen Vorstellungsarten und blos dem gelehrten System eigenthümlichen Entwickelungen gewisser Lehren des Christenthums, als von der dem ungelehrten Christen ganz unverständlichen Schulsprache säubern möchte. Dann würde nicht bey so vielem Richtigem, Verständlichem und Brauchbaren, so manches sich mit einschleichen, was sich mit dem ersten nicht vereinigen läßt, und was noch schlimmer ist, die Kraft und Würksamkeit desselben nicht selten schwächet. Wir wollen dies durch ein Beyspiel erläutern. In der sonst guten Predigt von den Freuden des Christenthums heißt es S. 256.: „Wenn gleiche Gesinnungen die besten Freundschaften wirken, wenn sie durch ein „sorgfältiges Bestreben, sich gegenseitig gefällig zu werden, „unterhalten werden, wenn dabey alles vermieden werden „muß, was zum Misvergnügen und Zwietracht Anlaß geben „kann; so muß derjenige, der der Freundschaft Gottes mit „Grunde versichert seyn will, gesinnet seyn wie er; so muß er „seinen Willen thun, so muß er alles, was ihm mißfällig ist, „vermeiden, vor ihm wandeln und fromm seyn.„ Wie einleuchtend, wie übereinstimmend mit Vernunft und Schrift ist dies! Aber nun erinnert sich der V. an das gelehrte System, und nur aus demselben konnten diese mit dem obigen übel übereinstimmende Worte fliessen: „Wer kann aber den Mangel „dieser zur Versicherung der Freundschaft Gottes so nöthigen „Beschaffenheit ersetzen? Groß wird alsdenn der Herr, der „unsre Gerechtigkeit ist, u. s. w.„ Noch einmal, wie stimmt dies mit dem vorigen? Da ward die nöthige Beschaffenheit in dem Christen selbst erfordert. Hier wird ein Mangel vorausgesetzt, ein Mangel, der ersetzt werden kann, nicht zwar wie die erste Vorstellung es mit sich bringt, von dem Christen selbst,

in so fern er sich unter Gottes Beystande bemühet, diese ihm mangelnde Beschaffenheit zu erlangen: und es würde nach den deutlichen Forderungen der Schrift der einzige mögliche Weg seyn, den Mangel zu ersetzen. Nein, er soll durch einen Fremden, durch den Herrn, der unsre Gerechtigkeit ist, ersetzt werden, d. h. seine vollkommene Tugend und Gerechtigkeit soll meiner unvollkommenen mangelhaften Tugend zu statten kommen, sie suppliren und vollgültig machen. Wo sagt denn die vernünftig ausgelegte Schrift dergleichen, und wie kann sie es sagen, ohne der Trägheit und Nachläßigkeit im Christenthum Vorschub zu thun: Ist es doch, wenn wir dergleichen Einschiebsel machen, nicht anders, als ob wir uns fürchteten unsern Christen das thätige Christenthum zu lästig zu machen, und uns scheueten sie gar zu nachdrücklich zum Gehorsam gegen Gott zu ermahnen. Ich möchte diejenigen, die dergleichen Zusätze für unschuldig oder gar für heilsam halten, gerne fragen, ob sie behaupten, daß einem Christen von der in seinen individuellen Umständen ihm möglichen Tugend und Heiligkeit irgend etwas so geschenkt und nachgelassen werden könne, daß das, was ihm daran fehlt und er selbst erlangen könnte, durch die überflüßige Tugend Jesu ohne sein Nachtheil ersetzt werden könne? Ist dies die Meinung, so müßte man auch genau den Grad bestimmen können, wie viel ein Christ in dem, was ihm möglich ist, saumseelig seyn, wie viel er von dem was ihm obliegt mit Sicherheit von sich auf den Herrn, der seine Gerechtigkeit ist, wälzen könne. Wird dies nicht genau und deutlich bestimmt, so wird [illegible] eignen Gutdünken des Christen überlassen seyn, welch[illegible] Grad der Frömmigkeit und des Gehorsams er sich selbst für nöthig achtete und wie viel er auf seinen Erlöser will ankommen lassen. Gemeiniglich wird er auf denselben sehr viel ankommen lassen, als welches ihm nicht nur sehr bequem ist, sondern ihm auch in seinen eignen Augen das Ansehen einer vorzüglichen Demuth, einer großen Selbsterniedrigung und das Verdienst einer ausnehmenden Hochschätzung und Erhebung seines Erlösers giebt. Diesem Mißbrauch würde vorgebeugt werden, und der Lehre Jesu nichts von ihrer Kraft, die Menschen gut zu machen, aber auch nichts von ihrer Kraft, sie zu trösten und sie zu beruhigen, entzogen werden, wenn wir lehrten, daß uns von der Tugend, die wir in unsern Umständen erreichen können, nichts nachgelassen werde, daß wir hierinn nichts versäumen dürfen, ohne einen verhältnißmäßigen Grad des göttlichen Wohlgefallens, und der Seligkeit zu verliehren, daß ein andrer so wenig an

uns

unsrer statt tugendhaft, als an unsrer statt glücklich seyn könne, daß aber ein für uns unerreichbarer und unmöglicher Grad der Tugend und Vollkommenheit nicht gefordert werde und daß der liebreiche und weise Vater der Menschen nicht erst durch die übermenschliche Tugend eines andern dürfe bewogen werden, uns nicht dafür zu strafen, daß wir in unserm gegenwärtigem unvollkommenem Zustande nicht die Vollkommenheit höherer Geister erreicht haben, und das nicht sind, was wir hier wenigstens schlechterdings nicht werden konnten.

Bf.

Anleitung über die Religion vernünftig zu denken von Jacob Jochims, Prediger zu Burg in Süderditmarschen. Altona, verlegts David Iversen, 1771. kl. 8. 5. Bogen.

Da redet auch noch ein Mann für die Religion, der ihrer Sache Ehre macht. Wir sehen hier keinen Klopffechter, der droht und schilt, um uns den Glauben an dies und das abzuzwingen; sondern er tritt freundschaftlich zu uns und verläßt sich darauf, daß gute Beweise und die Vorhaltung der Vortheile, welche der Religion zu verdanken sind, nicht ohne Wirkung seyn werden. Und in der That ein heftiger Eifer in Religionssachen kann da nur heilsame Eindrücke machen, wo der Verstand das, was gesagt wird, als wahr und heilsam lebendig erkennt und der Mensch es einsieht, daß er wider seine Erkenntniß gröblich gehandelt hat, und wo der gesunde Verstand sogleich auf des Eiferers Seite tritt. Auch muß ein solcher Mann sonst eine Neigung zeigen mehr wohl, als übel zu urtheilen. In dieser Lage war ein Luther. In jedem andern Fall hindert der eifernde Lehrer der Religion die wohlthätigen Einflüsse derselben vielleicht mehr, als der Spötter, so wie wohlmeynend aber unweise handelnde fromme Aeltern und Jugendlehrer den besten Köpfen die Religion widerlich machen und Laster und Zügellosigkeit in den Sitten vielleicht so sehr, wie Bösewichter, verbreiten, wenn sie den Kindern und Untergebenen bey deren Lebhaftigkeit und Unvermögen, sich lange in einer ernsthaften und Gutes wirkenden Andacht zu erhalten, viele Religions- und Andachtsübungen wie ein Tagewerk auflegen. In unsers Verfassers Schrift herrscht überall ein solcher Ton in Absicht auf Gedanken und Ausdruck, daß der Leser veranlaßt werden muß, die Religion zu lieben

und ihren Vorschriften zu folgen. Er gesteht der Vernunft ihre Rechte zu, und zeigt auch deren Schwäche. Seine Abhandlung ist nächst der Einleitung in die Abschnitte von Gott, von dem Menschen, von der Religion, von der natürlichen und geoffenbarten Religion, und von der Bibel, als dem Erkenntnißgrunde der geoffenbarten Religion eingetheilt. Bey Angebung der Charakter, welche die Vernunft vorläufig sich selbst gleichsam überlassen, von einer geoffenbarten Religion etwa festsetzen möchte, scheint der Verf. zu weit gegangen zu seyn. Was von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt gesagt wird, ist gut und faßlich. Der scharfsinnige Philosoph findet hier freylich immer große Schwierigkeiten; diese aber in ihr Licht zu stellen und mit Widerlegungen zu begleiten, war dem größten Theil der Leser nicht zuträglich, und der Kürze des Werkchens auch nicht angemessen. S. 5. nimmt sich der Verf. vor, durchaus nicht an alles das zu denken, was er gelernt und gelesen hat, sondern selbst, ohne fremder Gedanken Einflüsse zuzulassen, alles durchzudenken. Schade, daß dem Menschen es nicht möglich ist, sich in einen solchen Zustand zu versetzen. Auch dann, wenn einer nicht ein gar glückliches Gedächtniß und eine nicht sehr beschäftigte Vorstellungskraft hat, darf er nicht hoffen, daß die Seele lauter selbst gezeugte Producte liefere. Die Ideen und Gedanken, welche hinein gekommen sind, bringen unvermerkt ähnliche Ideen und Gedanken hervor. Bey einem zum Selbstdenken gebohrnen Kopfe mischen sich inzwischen empfangene Begriffe so mannichfaltig, daß sie doch zuweilen ganz neue Begriffe und Gedanken in der Zusammensetzung zeugen. So können ganz verschiedene Menschen auch auf ähnliche Gedanken kommen, ohne sie von einander geliehen zu haben, und derjenige, welcher sie, ohne die Gedanken andrer gewußt zu haben, sie später hat, hat darum nicht weniger Verdienst. Auch sollte man nie behaupten, daß ein Schriftsteller, weil er mit einem andern gleiche Gedanken hat, sie aus diesem genommen habe, welches so oft unbilligerweise geschieht. Wer schreibt, muß aber sich, wie es der V. thut, so viel möglich ist, bestreben, Originalgedanken zu liefern und so viel er kann, empfangene Begriffe und Gedanken zu vergessen. S. 13. schließt der Verf. so: „Gott kennt nach seinem vollkommensten Verstande alles, was wirklich und möglich ist, und also auch alle mögliche Welten. Er hat diese Welt gewählt und folglich alle andre gekannt und also kennt er alles mögliche.„ Er schließt hier in einem Zirkel herum, worinn er erst einen Grundsatz annimmt und daraus die Folge

zieht

zieht und denn die Folge wieder zum Grundsatz macht und daraus den zuerst angenommenen Grundsatz als Folge daraus herleitet. Die Gedanken könnten so fortlaufen: er hat diese gewählt und weil er nach seiner höchsten Güte das Beste wählt: so muß diese Welt unter allen möglichen die beste seyn; oder nach dem Zusammenhange seiner Gedanken müßte folgendes blos weggestrichen werden „er hat diese gewählt u. s. w. bis„ und also kennt er alles mögliche. S. 21. sagt der Verf. man könne wohl zugeben, daß Gott in einzelnen Fällen seines Zwecks verfehlen könne. Man darf wohl nicht sagen, daß Gott jemals seines Zwecks verfehle. Er macht nichts zu einem Zweck, was er dem Wesen der Dinge nach unmöglich findet. Der Verf. versteht es aber so, Gott müsse ein kleineres Gute einem größern oft aufopfern, und der Gedanke ist richtig. S. 34. 35. hat Herr J. über die Mängel in den von der Seelenunsterblichkeit handelnden Vernunftbeweissen schöne und richtige Gedanken. Seinem Styl hat der Verf. noch mehrere Vollkommenheiten zu geben. Die Perioden sind zum Theil zu nachläßig bearbeitet, und die Unterscheidungszeichen sind häufig unrichtig gebraucht. S. 30. sagt er Vorzug für allen Creaturen anstatt vor. S. 31. finden wir dem Menschen wesentlich — — bey ihnen — — erhebt sie, gleich darauf redet er wieder vom Menschen in der Einheitszahl. Das Wort Erstreckung anstatt Ausdehnung ist wohl ein neues Wort; und weil Ausdehnung eben das bedeutet: so hätte man jenes entbehren können. Vielleicht hat der Verf. gefürchtet, man möchte bey dem Wort Ausdehnung sich eine körperliche Ausdehnung denken; allein, das Wort Erstreckung leitet uns ebenfalls auf den Begriff; und wir sind schon dazu gewöhnt, uns beym Ausdruck Ausdehnung nicht immer eine körperliche Ausdehnung vorzustellen.

G.

Beweis, daß die evangelisch-lutherische Religion die beste sey. Ein Vortrag, welcher bey Gelegenheit der ersten Catechisation in dem neu errichteten Waisenhause der evangel. lutherischen Gemeine gehalten wurde. Im Haag, den 7. Jänner 1738. von Joh. Gottlib Pambo, Hochdeutschen Pastor dieser Gemeine. Wesel, bey Franz Jacob Röder, 1771. 46 S. in 4.

Geneigter Leser! schau doch hier
Du kannst dich drauf verlassen,
Daß uns Herr Pambo mir und dir
Anzeigt die rechte Himmels Straßen;
Drum wandle drauf und weiche nicht
Zur rechten noch zur linken Gränzen,
Bis du einst in Gotts Angesicht
Wirst als die Sternen ewig glänzen.

Ein anders:

Herr Pambo zeigt uns hier, wie daß man hab zu leben.
Und wie man seine Sach hab anzufangen daneben,
Er spricht: weich nicht, zur recht noch linken Hand;
Der wahre Mittelweg muß mir vor andern seyn bekannt,
Der führet gerade hinauf, wo Christus jubiliret.
Weich nicht, auf daß du auch mit ihm einst triumphirest.

Dies doppelte Motto, welches auf der andern Seite des Tittelblattes dieser, mit Gelehrsamkeit und Polemik besonders gegen Calvinisten, wegen der absoluten Gnadenwahl, vollgepfropften Rede, gedruckt stehet, mag statt aller Empfehlung dienen. Uns wundert nur, daß nicht schon ganz Holland seit dem Jahr 1738. lutherisch geworden ist. Vermuthlich lassen sich von dieser, auf dem schönsten holländischen Papier gedruckten, kräftigen Apologie des Lutherthums, nach beynahe 40 Jahren, nun erst die gewünschten Wirkungen erwarten.

F.

Justini Febronii ICti de statu ecclesiae et legitima Potestate Romani Pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in Religione Christianos compositus. Tomus tertius ulteriores operis vindicias continens. Francofurti et Lipsiae, Anno MDCCLXXII. 4. 381 Seiten.

Die Streitigkeiten, die das Febronische Werk in der römischen Kirche erregt hat, dauern noch fort, und werden von Ordensgeistlichen, insonderheit den [illegible], eifrig fort-

gesetzt. Die Art Schranken, die Febronius der päbstlichen Macht setzen will, können freylich von denen die von dieser Macht unterstützt und desto kräftiger unterstützt werden, je grösser und unbegränzter sie ist, mit willigen Herzen nicht eingeräumet werden; und es ist natürlich, daß die Schriftsteller unter ihnen alle ihre Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit aufbieten, um eine ihrem Ansehen und Interesse so gefährliche Lehre zu widerlegen und den Schriftsteller verdächtig zu machen. Dieser dritte Theil enthält die weitern Vertheydigungen und Antworten, die Febronius und seine Freunde solchen erneuerten Angriffen entgegen setzen. Es sind überhaupt fünf Schriften. I. Bona causa Iustini Febronii adversus epistolas Italicas R. P. Viatoris a Cocaleo anno 1768. ex agro Brixiensi exaratas et alios scriptores per Danielem Bertonum. I. U. L. Der Streit betrift die Frage: ob der Vorzug des Hirtenamts Petri in Beziehung auf das Hirtenamt der übrigen Apostel, und dem zufolge des Pabstes in Absicht der übrigen Bischöffe, von solcher Beschaffenheit und Wichtigkeit sey, daß er eine monarchische Regierungsform ausmache? Dies behauptet der Italiener; doch will er die Bischöffe nicht als bloße Magistratspersonen noch als Vicarien des römischen Pabstes angesehen haben, sondern erkennet sie für wahre Bischöffe innerhalb der Grenzen ihres eigenthümlichen Kirchensprengels. Nur behauptet er, daß ihre Jurisdiction vom römischen Pabste, als der wahren Quelle, entspringe und von ihm abhange, indem es die monarchische Regierungsform so mit sich bringe, daß alles auf das Principium, woraus es seinen Anfang genommen, wieder zurück gebracht werde. Dies leugnet der Vertheydiger des Febronius. Zum Theil schränkt er es ein, und sucht zu beweisen, daß keine von den weltlichen Regierungsarten weder die Monarchische, noch die Aristocratische sich genau und vollkommen auf das Kirchenregiement passe, und daß folglich aus der Definition und Natur der monarchischen Regierungs-Verfassung keine bündige Folgerungen sich ziehen lassen. II. Examen libelli anno 1770. editi hoc titulo: Iugement d'un ecrivain protestant touchant le livre de Iustin. Febronius. Der vorgebliche Protestant ist ein Jesuit, und wie sein Gegner vermuthet, der Superior des Jesuitercollegii zu Cöln. Unter der angenommenen Person des jüngern Herr Bahrdts giebt er sich das Ansehen, als wenn er dasjenige, was Febronius einer in Leipzig gehaltenen Disputation des Hn. D. Bahrdts entgegen gesetzt hatte, widerlegen wolle. In der That aber ist seine Schutzschrift für Herrn

Bahrdt sehr schwach, und der Gegner zeigt, daß er wahrscheinlich die Dissertation nicht einmal gelesen habe. Indessen möchte er wohl nicht ganz Unrecht haben, wenn er behauptet, daß Febronius durch seine Friedensvorschläge weder den nöthigen Beyfall seiner Parthey erhalten habe, noch bey den Protestanten Gehör finden werde. III. Animadversiones Febronianae in P. Antonii Schmid S. I. institutiones Iuris eccles. Germaniae accommodatas. Dieser Jesuite, der das Kirchenrecht auf der Universität Heidelberg lehret, wird überführet, daß er bey seiner Vertheydigung der ausgedehnten Vorrechte des Pabstes weder die Schlüsse der Kirchenversammlungen von Costnitz und Basel, die doch vom Pabst Nicol. IV. als allgemeine Concilia anerkannt und in ihren Schlüssen zur Richtschnur angenommen worden, noch die mit Nicol. V. getroffene Concordata, worinn jene Schlüsse in der Hauptsache bestätiget worden, in Betrachtung gezogen habe. IV. Iustini Febronii Responsiones ad Postulata D. Christ. Wilhelm. Franc. Walchii, Professoris Goetting. Der Hr. D. Walch hatte in dem ersten Bande seiner neuesten Religionsgeschichte einige Gründe angeführt, warum die Protestanten so lange sie die Principia des Protestantismus fest halten, die Friedensvorschläge des Febronius nicht annehmen können. Hieher gehört insonderheit, daß die Protestanten sich dem entscheidenden Ansehen weder des Pabstes noch der Bischöffe, noch der Kirchenversammlung unterwerfen können, sondern eine durchgängige Gewissensfreyheit behaupten müssen. Febronius nimmt daher mit Recht als den Hauptpunkt aller Streitigkeiten zwischen der Römischen Kirche und den Protestanten die Frage an: ob die Kirche die höchste und unfehlbare Richterin in Glaubenssachen sey? Man weis, daß dies eben der Punkt ist, über welchen im vorigen Jahrhundert in Frankreich von den Polemickern beyder Partheyen, insonderheit vom Boßuet und Claude, so lebhaft gestritten ward. Sollte dieser Streit jezt wieder erneuert, und so wie er hier eingeleitet zu werden scheint, fortgeführet werden, so würden unpartheyische Richter vermuthlich eben die Anmerkung darüber machen können, die man damals machte: daß nemlich jede Parthey beym Angriff und bey Bestreitung der entgegenstehenden Meynung Vortheile habe, die sie bey der Vertheydigung ihrer Sache auf einmal zu verlieren schien. Wenn die Protestanten das Recht des Privaturtheils und der eignen Untersuchung in seinem ganzen Umfang vertheydigen müssen, so werden sie ohnedem in eine sehr nachtheilige Lage gesetzt, wenn ihnen die Gegner ein mit den behaupteten

Grund-

Grundsätzen streitendes Betragen, wie es scheinet, nicht ohne allen Grund, vorrücken und entgegensetzen, daß die Protestanten ihren Synoden oder wenigen Häuptern, und den von diesen entworfenen Glaubensartickeln und symbolischen Schriften eben das Ansehen zugestehen, das die Catholicken den Schlüssen allgemeiner Kirchenversammlungen einräumen, daß sie die vorgegebene Deutlichkeit und Hinlänglichkeit der heil. Schrift, als der alleinigen Regel des Glaubens und Lebens, stillschweigend widerrufen, indem sie derselben menschliche Lehrvorschriften anhängen, und sich nur durch die Annehmung der letztern von der Rechtgläubigkeit ihrer Mitchristen, insonderheit solcher, die allenfalls die Bibel verstehen und mit eignen Augen sehen sollten, versichern können; daß die völlige Gewissensfreyheit und das uneingeschränkte Recht der eignen Untersuchung mit der protestantischen Kirchenverfassung, (wie sie wirklich ist, nicht, wie sie nach der Theorie seyn sollte,) eben so wenig bestehen könne, als mit der Römischen u. s. w. So lange diese und dergleichen anscheinende Aehnlichkeiten in der Praxi und zum Theil auch in der Theorie noch statt finden, so lange uns die Papisten von der stillschweigenden Genehmigung ihres Hauptgrundsatzes, daß nemlich via auctoritatis in der Religion nothwendig sey, durch unser Verhalten, und durch Geständnisse angesehener protestantischer Gottesgelehrten, (dergleichen hier ein sehr merkwürdiges von den berühmten Abt Molanus eingerückt wird,) überzeugen können, werden wir ihnen niemals ein entscheidendes Treffen liefern. Wir werden noch Jahrhunderte mit ihnen streiten, ohne dem Ende des Zwistes im geringsten näher gekommen zu seyn. In der That deucht uns, daß das, was hier dem Hn. D. Walch auf einige Fragen, das Kirchenregiment, die Einheit oder Einigkeit der Kirche und deren Erhaltung betreffend, geantwortet wird, einen auch ziemlich vernünftig denkenden Papisten gegen die Einwürfe des Protestanten einigermaßen beruhigen könne; und der Protestant, der eine völlige Einigkeit aller Glieder einer Kirche in allen Lehrpunkten für nöthig hält, wird Mühe haben, das Kirchensystem des Febronius ganz ungegründet, unvernünftig und unzusammenhangend zu finden. V. addenda. Bey diesen Zusätzen können wir uns nicht länger aufhalten.

Antwort auf die Schwierigkeiten eines Deisten oder zweeter Theil zu den Briefen über den heutigen Zu-

stand

stand des Christenthums samt einer Predigt über die Aufhebung des Nantischen Edikts. Aus dem Französischen des Herrn A. F. Roustans, Predigers bey der helvetischen Kirche in London. Basel, bey Johann Rudolph Imhof und Sohn, 1771. 238 Seiten in 8.

Auch diese Fortsetzung der Briefe des Herrn Roustan verdiente ihres wichtigen und gemeinnützigen Inhalts und der guten Ausführung wegen, übersetzt zu werden. Ein Deist, aber ein redlicher Deist, trägt seine Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die christliche Offenbarung in der möglichen Stärke vor, und diese werden ihm auf eine solche Weise aufgelöset, daß wenn man nicht sehr unbillig ist, und die Zweifel durchaus nicht will gehoben haben, man mit den Antworten fast durchgehends so zufrieden seyn kann, wie es dieser Deist war. Der Verf. hat unter der Menge von Antworten, die auf die erörterten Schwierigkeiten von den Vertheydigern des Christenthums ertheilt worden, fast immer das Treffendste ausgesucht, es in einer angenehmen Kürze zusammengefaßt, und hin und wieder Anmerkungen hinzugesetzt, die ich mich nicht erinnere bey andern, wenigstens nicht auf die vortheilhafte Art wie hier, angebracht, gefunden zu haben. Die Schwierigkeiten, die hier gehoben werden, sind die gewöhnlichen, die man in allen Schriften der neuern Ungläubigen wiederholt findet. Um den Lesern eine Probe zu geben, wollen wir aus dem letzten Briefe die Antwort des V. auf die aus dem Seelenleiden Jesu am Oelberge hergenommene Schwierigkeit anführen und mittheilen.

Der Deist trägt seinem Freunde diesen Zweifel in folgenden Worten vor! „So sehr ich Jesum Christum vor seinen Richtern und am Kreutze selbst bewundre, so bestürzt, „so geärgt bin ich, ihn so niedergeschlagen, so schwach in dem „Garten Gethsemane zu sehen; seine Furcht war da so groß, „daß er Blut schwitzte, und Gott zu dreyenmalen beschwur, „ihn von eben der Stunde zu befreyen, von welcher er selbst „eingestehen mußte, daß er wegen ihr gekommen sey, bloße „Sterbliche haben bey Annäherung des Martyrthums mehr „Heldenmuth sehen lassen; und wie weit natürlicher war es, „eben so viele Großmuth von dem Sohne Gottes selbst zu erwarten?„ Der V. gestehet, daß dieser Umstand des Lebens Jesu den Auslegern von jeher viele Mühe gemacht habe und

daß

daß viele geglaubt haben, ihn nicht anders als durch das Vorgeben, daß diese Niedergeschlagenheit und Angst Jesu eine Wirkung des ihn als unsern Versöhner und Stellvertreter drückenden göttlichen Zorns gewesen, erklären zu können. Allein dies heißt seiner Meynung nach, eine kleine Schwierigkeit dadurch heben wollen, daß man eine größere aufwirft. „Wie kann man sich doch,„ ruft er aus, „überzeugen, daß „Jesus jemals der Gegenstand des göttlichen Zorns habe seyn „können. Er, der desselben vollkomnnes Ebenbild gewesen, „den Gott so oft auf Erden für seinen Vielgeliebten erklärt „hat, der die Herrlichkeit des Himmels verlassen hatte, um „den glücklichen Weg dahin den Menschen zu öfnen, indem „er unter ihnen die Altäre der Wahrheit und Tugend wieder „herstellte, und seine Gesetze mit seinem Blute versiegelte? — „Gewiß wird dieses nicht seyn können. Starb Jesus gleich „für Schuldige, so war er nichts desto weniger gerecht, und „stellte sich also Gott vor; oder vielmehr seine unermeßliche „Liebe gegen das menschliche Geschlecht machte ihn nur um „soviel Liebenswürdiger, um so viel theurer in den Augen des „zärtlichen Vaters der Menschen. Wenn aber diese Auflösung unglücklich ist, so ist sie eben so wenig nothwendig, und „H. C. that in seinen Todeskampfe nichts, was seiner nicht „würdig war.„ Ich sehe nicht, was man hiergegen zur Rettung der gewöhnlichen Erklärung mit Bestande sagen könne. Sagt man, daß Jesus als der Stellvertreter der sündigen Menschen alle ihre Strafen und also auch die Empfindung des göttlichen Zorns übernehmen mußte; so bedenkt man nicht, daß Gott zwar ein gerechtes Misfallen an den Sündern selbst hegen konnte, aber nicht an dem Unschuldigen, der sich für sie aufopferte, wenn dieser Stellvertreter, (wenn man ja diese unbiblische Vorstellung beybehalten will) nicht nur mit Einwilligung des Richters, sondern sogar, um ihm zu gehorchen und ihn zu verherrlichen für die Schuldigen litte. Der einzige Fall, wo ein solcher Stellvertreter sich das gerechte Mißfallen des Richters zuziehen kann, ist diesem gerade entgegengesetzt, wenn er nemlich wider den Willen des Richters sich anbeut, als der Schuldige angesehen und behandelt zu werden, wenn er die Strafe verachtet und es als eine Kleinigkeit ansiehet, in den Augen des Richters als ein Missethäter zu erscheinen, oder seinem Credit bey demselben so viel zutrauet, daß dieser schon besänftigt seyn würde, so bald er sich ihm zur Strafe darstelle. Sagt man: Jesus habe um der ungeheuern Menge der Sünden willen, da er sie sich in

ih=

ihrer ganzen Scheußlichkeit und Schädlichkeit auf einmal vorstellte, so getrauert, gezittert und gezaget; so begreiffe ich zwar, daß dieser Anblick ihn wie ehemals, als er über Jerusalem weinte, traurig und wehmüthig machen konnte; allein es war doch immer nur ein aus Mitleiden herrührende Traurigkeit, die ohne andre hinzukommende Ursachen nicht bis zu dem äussersten Grad der Angst, nicht bis zum Zittern und Zagen steigen, am wenigsten ihm den Wunsch auspressen konnte, daß der Kelch, d. i. wie man es gemeiniglich versteht, das zur Errettung der so sehr bemitleideten Sünder nöthige Leiden vorüber gehen möchte. Soll Jesus nicht sowol aus Mitleiden mit den Menschen, als aus der Vorstellung, wie sehr Gott durch die Sünden der Menschen beleidiget und seine Ehre verdunkelt worden, so getrauert und gezaget haben; so machte er sich ja ganz unrichtige Vorstellungen davon, so vergaß er, daß diese Sünden zu desto grösserer Verherrlichung Gottes gereichen würden, und zwar vermittelst seines Leidens und seines Todes, und so ist es wieder ganz unbegreiflich, wie er bey solchen Vorstellungen eben diese Leiden und diesen Tod verbitten konnte. Soll er endlich durch dieses Zittern und Zagen, das, was den größten und wichtigsten Theil der verdienten Strafen der Sünden, nemlich eigentliche Gewissensangst, die Reue, Scham und Verzweiflung einer schuldigen Seele empfunden haben; so bedenkt man nicht, daß um dieses zu empfinden, der unschuldige und heilige Jesus sich für unheilig und schuldig, vermöge eines ganz unbegreiflich falschen Urtheils, bey allem Bewußtseyn der zärtlichsten Liebe, des ungemessensten Vertrauens und der demüthigsten Unterwerfung gegen seinen himmlischen Vater hätte halten müssen; man bedenkt nicht, daß, wofern er sich nicht solchergestalt selbst betragen, es ihm eben so unmöglich war, die Angst und Schrecken eines verwundeten Gewissens zu fühlen, als ein reuiger Bösewicht in dem Augenblick, da er sich für schuldig erkennt, die ruhige Heiterkeit und den Trost der Unschuld empfinden kann. — Soll man nun mit dem Verf. dieser Briefe die Ursache der befremdlichen Bangigkeit Jesu blos in der Voreempfindung seiner Leiden, in der natürlichen Furcht, so die Nähe der Gefahr erregte, setzen? Soll man mit ihm glauben, daß sich diese Leiden eben damals dem Erlöser in einer so schaudervollen Gestalt gezeiget, daß er würklich ihre Abwendung gewünschet habe, oder daß er es für möglich gehalten habe, daß dasjenige, wozu er sich freywillig eingestellt hatte, was seinen eignen Vorherverkündigungen zufolge ihm geschehen mußte, nicht geschehen

hen sollte? Ich gestehe es, auch diese Erklärung thut mir nicht Genüge. Zwar bringt der V. manches bey, was zur Rettung der Ehre Jesu und seines Charakters dienet, wohin insonderheit die richtigen Bemerkungen gehören, daß eben durch die Zärtlichkeit der Empfindung, die Jesus durch seine Bangigkeit zeigte, die während derselben bewiesene demüthige Unterwerfung unter den Willen Gottes und seine nachherige Standhaftigkeit desto mehr erhöhet wurde, daß die Voraussicht aller Martern bey einem Menschen, der hingerichtet werden soll, mehr Angst errege, als er bey dem wirklichen Anfange derselben empfindet, wobey er nur immer einen bestimmten Theil derselben siehet und leidet, und nicht wie bey der verwirrten Voraussicht das ganze Gewicht aller zusammengenommen fühlet, so daß auch Missethäter in einer Nacht graue Haare bekommen, welches unter den wirklichen Martern nie geschehe. Auch zeiget der V. sehr richtig den ganzen schrecklichen Umfang der Leiden Jesu, wozu man aber auch noch diesen Umstand rechnen könnte, daß er es vorhersahe, daß eben dieser sein schimpflicher Tod sein Volk in dem Unglauben bestätigen und völlig verhärten würde. Indessen deucht mich doch, daß man, um die Sache völlig zu erklären, annehmen müsse, daß Jesum eine eigentlich sogenannte Schwermuth, eine Melancholie überfallen habe, die mehr aus körperlichen Ursachen, etwa aus einer Schwäche und Entkräftung, als aus gewissen fürchterlichen Vorstellungen herrührte. Ich kann zwar nicht genau angeben, wodurch sich Jesus diese Schwäche des Körpers zugezogen; es kann aber durch ein langes Fasten, durch Einsamkeit, durch lang anhaltendes Gebet und Betrachtung geschehen seyn. Indessen scheinet er wirklich unter einer solchen namenlosen Angst, einer Schwermuth, deren Ursachen sich gar nicht angeben lassen, (wie denn auch Jesus das was ihn betrübte, nicht nennet,) gelitten zu haben. Diese Melancholie machte freylich alle Vorstellungen seiner Seele finster, und färbte gleichsam alles schwarz, was ihm sonst helle gewesen war; sie bestürmten seine bessere Vernunft mit Schrecknissen, die ihm seine gewöhnliche Gemüthsruhe entzogen, und die Standhaftigkeit womit er leiden und sterben wollte, ganz zu rauben droheten. Ich glaube auch daher nicht, daß er um die Abwendung seiner Leiden überhaupt, (die er in seinen Umständen unmöglich ganz verbitten konnte,) sondern nur um die Befreyung von dieser schwermüthigen Bangigkeit gebetet, und daß man nicht jene, sondern allein diese unter den Worten dieser Kelch verstehen müsse.

müsse. Dann läßt sich alles erklären, Jesus ist vollkommen gerechtfertigt, und sein Gebet ward auch hier, wie jedesmal, nach dem ihm eigentlichem Vorzug, den er sich selbst beylegte, von seinen himmlischen Vater erhöret. Die Angst verließ ihn und er nahm seine gewöhnliche Heiterkeit und Standhaftigkeit wieder an, und behielte sie bis in seinen Tod. Frägt man, warum mußte er denn diese Schwermuth leiden? so antworte ich, weil er versucht werden mußte allenthalben, gleich wie wir, weil er uns durch sein Betragen in derselben ausnehmend lehrreich ward, weil uns in melancholischen Anfällen eben diese Schwermuth des Erlösers zum Troste gereichen sollte; denn wenn diejenigen, die in diesen traurigsten Umständen der Menschheit leiden, irgend einen Trost fassen können, so müßte die Vorstellung, daß auch der unschuldige Jesus, der geliebte Sohn des Vaters gleiche Angst und Bangigkeit gefühlet hat, sie einigermaßen beruhigen, und hoffen lassen, daß sie desfalls, nicht wie sie sich einbilden, ganz von Gott verlassen, ganz hülflos sind. —

Der Uebersetzer dieses zweyten Theils, der auch den ersten übersetzt hatte, Herr Grynäus, vertheydigt sich in einem vorgesetztem Schreiben an die Verleger, gegen den Tadel, womit seine Uebersetzung des ersten Theils im Anhang zu den XII. ersten Bänden der A. d. B. S. 528. belegt worden, wie mich dünket, mit zu vieler Empfindlichkeit. Er ist zuerst nicht damit zufrieden, daß der Recensent gesagt hatte; die Uebersetzung schiene getreu zu seyn. „Ein Recensent,„ meynt er, „sollte nie vom Scheinen reden, wenn er das Original bey der Hand hat.„ — Ganz richtig; aber wenn er nun das Original nicht hat, dann muß er sich mit dem Schein begnügen, und sein bescheidnes Mißtrauen in seine Einsicht setzen, weil sein Urtheil, ob die Uebersetzung getreu ist oder nicht, sich nur darauf gründen kann, ob das Buch deutlich und verständlich ist; dies kann es aber in der Hauptsache seyn, und dennoch können kleine Unrichtigkeiten eingeschlichen seyn, der Ausdruck der Uebersetzung dem Original nicht völlig angemessen seyn u. d. m. Ferner war der Uebersetzung der Vorwurf gemacht, daß sie steif sey. Und dies ist nicht erklärt, nicht bewiesen worden. Einer Erklärung bedarf nun wohl dieser Vorwurf nicht; Jeder weis, daß er so viel sagen will, daß der Uebersetzer die französischen Redensarten, Wortfügungen und Wendungen mehr beybehalten, als es dem Genie der deutschen Sprache gemäß war, mit einem Worte, daß er zu genau zu buchstäblich übersetzt habe. Dies ließe sich auch aus diesem

zwey-

zweyten Theil zeigen, allein der Raum erlaubt es nicht. Der U. kann sich aber, wenn er will, selbst davon überzeugen, wenn er seine Uebersetzung einer Stelle aus Buttlers Analogie mit der Spaldingischen eben dieser Stelle vergleichen will. Endlich sind ihm Schweitzer-Idiotismen vorgeworfen worden, nemlich insofern er ein Buch nicht blos für die Schweitz, sondern für ganz Deutschland übersetzte. In dem ersten Falle kann er seine Idiotismen ungetadelt gebrauchen, in dem andern Falle mußte er sie vermeiden und in der Sprache schreiben, die nicht nur in der Schweitz, sondern in ganz Deutschland verstanden wird.

Zusätze eines katholischen Franken zu den Briefen eines Bayern über die Macht der Kirche und des Pabstes. Nebst einer Abhandlung von Ordensgelübden und einer andern von der wahren Andacht eines Christen, 1772. 172 Seiten in 8.

Der katholische Franke findet in den Briefen des Bayern sonst keinen Fehler, als daß er in so wichtigen Materien nicht weitläuftiger gewesen. Diesen Fehler hat er verbessern und in fünf Zusätzen das Nöthige hinzufügen wollen, um das ganze Gebäude mit neuen unumstößlichen Gründen zu befestigen. Diese Zusätze betreffen das System der Kirche, den Primat der römischen Kirche, die Unfehlbarkeit der Kirche, die Jurisdiktion der Kirche und endlich den Nutzen der Kirchengeschichte. Da in der Hauptsache, nemlich in dem freymüthigen Widerspruche gegen die Anmaßungen des römischen Hofes sich beyde Schriftsteller einig sind, so können wir die Leser auf die in dem XV. Bande d. A. d. B. S. 143. befindliche Anzeige der Briefe eines Bayern verweisen. Hin und wieder erklärt der Franke die Sätze des Bayern, schränkt sie genauer ein, um sie vor möglichen Misdeutungen zu bewahren, am öftersten sucht er sie durch neue Gründe aus den Kirchenvätern und der Kirchengeschichte zu bestätigen, beyde Schriftsteller legen der Kirche d. i. allen auf einem Kirchenrathe versammleten Bischöffen die Unfehlbarkeit zu, die sie dem Pabste gänzlich ableugnen; allein auch die der Kirche zugestandne Unfehlbarkeit schränken sie nur auf Glaubenssachen ein, und gestehen, daß in Disciplinsachen die Kirche nicht nur irren könne, sondern auch wirklich oft geirret habe. Der Franke dehnt diese Fehlbarkeit auch auf die Canonisation der

Heiligen, Unterscheidung wahrer Wunder, wahrer Reliquien der Heiligen u. s. w. aus. Allein es ist die Frage, ob bey vorausgesetzter Unfehlbarkeit der Kirche in Glaubenssachen, eine Fehlbarkeit in den zur Kirchenzucht gehörigen Verordnungen und Vorschriften anzunehmen sey? Wie lassen sich zwischen Glaubens- und Disciplinsachen genaue und feste Grenzen ziehen? Der Franke giebt so wenig als der Bayer, deutliche und hinlängliche Merkmale an, woran sich beyde Gegenstände unterscheiden lassen. Und wie ist dies auch möglich, da die meisten Glaubenslehren von der Art sind, daß sie den Erkenntniß- und Entscheidungsgrund der Verordnungen der Kirchenzucht enthalten, wenigstens als Beweise für diese Verordnungen angeführt werden? Würde die Glaubenslehre der katholischen Kirche verändert, so würde auch ohne Zweifel, nicht nur ihre Sittenlehre in mancher Absicht eine andre Gestalt gewinnen, sondern die ganze Einrichtung des Kirchenwesens, des Gottesdienstes und der heiligen Gebräuche verändert werden müssen. Denn alles dieses gründet sich auf Glaubenslehren, die als unfehlbar entschieden angenommen werden, oder auf authentische Schriftauslegungen. Ist die Kirche z. B. unfehlbar, wenn sie entscheidet, daß es evangelische Rathschläge für solche Christen giebt, die nach einer vorzüglichen Reinigkeit und Vollkommenheit streben, daß der ehelose Stand eben diesen Christen als ein Mittel zu diesem Zwecke vorgeschrieben worden; daß er heiliger als der eheliche sey; daß das Klosterleben seliger sey, als das geschäftige, daß eine freywillige Armuth etwas verdienstliches habe, daß man überflüßige gute Werke haben und andern, denen es daran mangelt, mit diesem Ueberfluß aushelfen könne u. s. w., so wird auch die Kirche in den Verordnungen, die sich auf diese Lehrsätze gründen, eben so unfehlbar seyn, und ein gehorsamer Sohn derselben dürfte dann von dem Klosterleben, von der Mönchsandacht und Tugend keine verächtliche Gedanken hegen, oder die geistlichen Orden für etwas überflüßiges oder gar schädliches halten. Wollte man annehmen, daß die Kirche überhaupt in der Sittenlehre fehlbar und nur in blos spekulativen Lehrsätzen, die gar keinen Einfluß auf die Ausübung haben, unfehlbar sey, so wäre sie gerade in den Punkten fehlbar, worüber unfehlbare Bestimmungen am nöthigsten und wünschenswürdigsten sind, und man würde auch alsdann das wichtigste Argument für die Unfehlbarkeit, das von der Unentbehrlichkeit derselben hergenommen ist, aufgeben müssen. Wenn endlich der B. die Unfehlbarkeit nur den Schlüssen

sen solcher Concilien einräumet, die keine von den angegebnen Mängeln und Flecken gehabt haben, so möchte sich schwerlich ein einziges finden, das ganz rein gewesen, worauf nicht wenigstens der Partheygeist und die Cabale geherrscht hätten.

Die angehängten beyden Abhandlungen beweisen übrigens, so wie die Zusätze, daß der Verf. ein selbstdenkender, aufgeklärter, freymüthiger und für die Beförderung des Wesentlichen in der Religion rühmlichst beeiferter Christ und kein ungeübter Schriftsteller sey.

Bf.

Neue Einleitung in das Studium und die Kenntniß des Neuen Testaments. Erster Theil. Aus dem Englischen des Hn. Harwoods übersetzt und mit Anmerkungen und eigenen Abhandlungen vermehrt, von Joh. Christoph Friedrich Schulz, der Weltweisheit D. auf der Universität zu Göttingen rc. Halle, bey Joh. Justinus Gebauer, 1770. 8. 279 Seiten. Zweyter Theil, auch mit Anmerkungen, eigenen Abhandlungen und einer Probe einer neuen deutschen Uebersetzung des N. T. vermehrt. 1770. 215 Seiten. Dritter Theil, nebst Anmerkungen 1773. 332 Seiten.

Man weis, was in eine Einleitung des N. T. gehört. Die Harwoodsche ist eigentlich für verständige Bibelleser geschrieben, die nicht Gottesgelehrte von Profeßion sind, und für solche hat sie ihren Werth. Herr Schulz, nunmehriger Prof. der Theologie und morgenländischen Sprachen in Gießen, hat gut gefunden, das Buch zu übersetzen. Aber er ist nicht blos Uebersetzer geblieben, sondern hat auch hie und da Noten und Zusätze dazu gemacht, und es, wie der Titel anzeigt, vermehrt.

Was die Uebersetzung betrift, ob Hr. S. sich gleich Zeit dazu genommen hat, so ist sie doch, wie es gemeiniglich mit unsern Uebersetzungen aus dem englischen geht, an vielen Stellen mit ziemlicher Nachläßigkeit gemacht. Z. B. S. 100. „Wie gering und wie partheyisch sind die Wirkungen, welche „alle ihre (der heidnischen Weltweisen) vereinigte Gelehrsamkeit und Beredsamkeit unter den Menschen hervorbrachte!„

Partial effects durch partheyische Wirkungen übersetzt, giebt gar keinen Sinn. Sie stehen der *general* reformation in the world entgegen, und sind Wirkungen, die sich nicht aufs Ganze erstreckten, sondern nur im kleinen, auf einen ganz geringen Theil der Menschen eingeschränkt bleiben. — In der Anmerkung heißt es: „Jesus lehrte nicht allein, sondern setzte auch eine neue weltliche Ordnung fest.„ New polity kann wohl hier unmöglich eine neue weltliche Ordnung heissen, sondern eine neue sittliche Lebensart, Or way of living, wie es H. selbst erklärt hat. — „Wie wenig beträchtliche Vortheile konnten sie auf die Herzen, die Temperamente und das moralische Verhalten des großen Haufens leiten!„ kann etwas undeutscher klingen? Im Original steht! How fas from deriving any considerable benefit upon the minds, tempers and morals of the *multitude!* Wie unbeträchtlich war der Nutzen, den sie bey dem großen Haufen zur Besserung seiner Denkungsart, Gesinnungen und Sitten stifteten; — Eben so unrichtig ist das folgende. „Anstatt daß sie (die verschiedenen Arten der Philosophie, Several species of philosophy) in der Zeit, in der sie aufkamen, einige Progressen von Wichtigkeit machten, wanderten sie mit kleinen langsamen Schritten aus einem Lande in das andere, und gewannen nur bloß einige Bewunderer unter dem kleinen Haufen von Philosophie„ hat das Harwood gesagt? Er schreibt: far from meeting *any Considerable* reception in the *age*, in which they were *published*, and migrating from country to country with slow and tardy steps, gaining only admirers among the philosophic *Few*. Anstatt in dem Zeitalter, da sie öffentlich bekannt wurden, eine beträchtliche Aufnahme zu finden und allgemach mit langsamen Schritten aus einer Gegend in die andere zu gehen, gewannen sie nur an einigen wenigen Philosophen Bewunderer. — Auf einer einzigen Seite sind dieser Fehler wohl zu viel. Ueberdies sind auch nicht allemal die expreßivsten und passendsten deutschen Wörter zu den englischen gewählt worden. Z. B. S. 86. würden wir an *consistent* character nicht durch beständiger, sondern: sich immer gleichförmiger, oder gesetzter, zuverläßiger Charakter, übersetzen; reflect the greatest splendour and dignity upon each other, nicht: „verbreiten den größten Glanz und Ansehen wechselsweise über einander„ sondern: lassen den größten Glanz und die größte Würde auf einander fallen. — Selbst das Deutsche schreibt Hr.

Sch.

Sch. nicht correct. Frug für: fragte, wegen den Zusätzen für: der Zusätze u. d. gl. klingt deutschen Ohren nicht gut.

Die Anmerkungen des Uebersetzers unter dem Text im ersten Theil weis derjenige, der das Original nicht dagegen hält, von den Anmerkungen des V. nicht zu unterscheiden, weil sie nicht, wie im zweyten Theil, mit Häckgen eingeklammert sind. Die wenigsten Noten sind auch von einiger Wichtigkeit. — Und Zusätze in den Text selbst einzuschieben, hätten wir gar nicht unternommen. Man sieht es ihnen an, daß sie in Göttingen, nicht in Bristol gemacht sind, und Harwood würde sich selbst in manchen nicht kennen. S. 87. Th. I. sagt Hr. Sch. „Die Stadt Jerusalem hätte seine Hände und „Gerichtplätze mit dem unschuldigen Blute des höchsten Ge„sandten Gottes, Gottes selbst, befleckt.„ H. hätte gewiß den höchsten Gesandten Gottes, aber nicht Gott selbst tödten lassen. — Es werden noch mehr Gedanken eingerückt, die aus des Uebers. aber nicht aus des V. Geist kommen konnten. Unter andern heißt es S. 88. Th. I: „Wenn auch aller jener „Muth, jene Freywilligkeit, jene Sanftmuth (Christi,) mit „welcher er seinem unverschuldeten Tode entgegen gieng, die „Folgen einer ausschweifenden schwärmerischen Liebe für eine „Secte, zu deren Stifter er sich gemacht hatte, hätten seyn „können; wenn dies möglich wäre, so bleibt doch das schlech„terdings unmöglich, daß der Betrüger oder der Schwärmer „für andere (ὑπερ ἡμων sagt Paulus 2. Cor. 5. 21.) für sol„che, die sich sein ganzes Leben hindurch als seine undankbarsten, „ärgsten Feinde, bewiesen hatten, des schmerzhaftesten, langsam„sten, peinvollesten Todes hätte sterben können.„ Kann Hr. Sch. beweisen, daß ὑπερ ἡμων nothwendig auf eine Stellvertretung Christi gedeutet werden muß? Ueberdies finden wir den ganzen Schluß nicht sehr bündig. Denn wenn Christus und Paulus beyde Betrüger und Schwärmer gewesen wären, so hätte dieser auch das letzte von jenem schreiben können. — Die meisten Anmerkungen hat der Uebers. zu dem siebenten Kap. von den Besessenen im N. T. gemacht. Nichts ist wahrer und vernünftiger als was H. darüber gesagt hat. Wir haben es schon lange für entschieden gehalten, daß die Besessenen rasende oder epileptische Kranken gewesen sind. Aber Hr. Sch. welcher meint, daß das dem Hobbes und Balthasar Becker nur so nachgesprochen würde, nimmt sich des Teufels an, vertheydigt seine leibliche Besitzungen, und widerspricht dem H. in seinen Anmerkungen, welche überaus wenig bedeu-

ten. Wenn z. B. die vom Teufel besessene oder geplagte von andern Kranken, von Blinden, Lahmen, Aussätzigen, u. d. gl. unterschieden waren: so konnte ja Jesus auch wohl (Math. X. 1. 8.) das ἀσθενοῦντας θεραπεύειν und λεπροὺς καθαρίζειν von dem δαιμόνια ἐκβάλλειν unterscheiden, ohne daß solches ein bloßes, dem ehrwürdigen Jesu zuwiderlaufendes, Spielwerk gewesen wäre, wie es Hn. Sch. (Anmerk. S. 36.) vorkommen will, wofern H. und die seiner Meynung sind, Recht hätten. Hr. Sch. scheint zu glauben, daß Jesus nach seinem Meßiasamte keinen einzigen, den Hauptzweck seiner Sendung auch nicht geradezu entkräftenden Aberglauben seines Volks habe dürfen stehen lassen, daß er auch gekommen sey, Juden und Heiden Physik und Medicin zu lehren; daß wenn auch alle Welt, rasend oder wahnwitzig verrückt, mit dem schweren Gebrechen behaftet seyn, vom Teufel besessen seyn, genannt hätte, er es nicht so hätte nennen dürfen, ohne seiner Weisheit und Würde etwas zu vergeben. — Doch wir wollen hier nicht vergeblich darüber mit ihm disputiren. Er behalte seine Meynung. Nur möchten wir nicht mit ihm behaupten, „daß die Frage: „Sind die Besitzungen von Dämon wirklich oder nur eingebildet, den wichtigsten Einfluß in die Religion gehabt „habe, die Jesus stiftete, und seine Jünger der Welt verkündigten.„



Auf dem Titelblatte des ersten Theils wird eigner Abhandlungen gedacht, sie sind aber weggelassen worden und sollen in einem eigenen Bande folgen. — Der Anhang des Uebers. zum 2ten Theil besteht 1. aus einem Verzeichnisse der vornehmsten Schriftsteller über das N. T. überhaupt, und zur Erläuterung einzelner Stellen desselben, worunter viel entbehrliche sind, die Anfängern, für welche es doch gemacht ist, gar nichts nutzen. 2. Aus einer Tabelle, worinn die Begebenheiten der vier Evangelisten nach ihrer Zeitfolge harmonisch angezeigt werden, von Doddridge. 3. Aus einer Probe einer deutschen Uebersetzung des N. T., welche der Anfang des Ev. Mathäus Kap. I-XIII. ist. Wir billigen es sehr, daß Hr. Sch. von dem Vorhaben Harwoods Liberal Translation of the New Testament, die vermuthlich durch einen Druckfehler in der Vorrede z. 2ten Th. Vorlesung des N. T. genannt wird, ebenfalls zu übersetzen, abgegangen ist. Der Geschmack an Paraphrasen des N. T., der bey uns einreißt, ist nicht der beste, und die Harwoodische,

sche, so gut sie seyn mag, scheint dem Rec. in hundert Stellen zu sehr modernisirt. Besser war der Gedanke des Hrn. Sch., eine simple deutsche fliessende Uebersetzung des N. T. zu versuchen, die das Original, so treu, wie möglich, ausdrückte, und unter dem Text eine, theils aus dem Harwood genommene, theils eigene Paraphrase dunkeler Stellen, nebst den nöthigsten, Sprachen und Kritick betreffenden Erläuterungen enthielte. Mit dieser Arbeit ist er schon im Jahr 1770. bis auf den 2ten Brief an die Corinther fertig gewesen, und wird sie nunmehr vermuthlich vollendet haben. Davon legt er nun hier die angezeigte Probe vor, und verlangt das Urtheil der Kenner nicht blos über einzelne Stellen, sondern über den ganzen Plan zu hören. Wir kommen vielleicht mit dem unsrigen, wenn Hr. Sch. etwa auch einigen Werth darauf legen sollte, zu spät, doch wollen wir es, allenfalls umsonst, hersetzen.

Das Vorhaben des Uebers. an sich hat unsern völligen Beyfall, da wir eine gute deutsche Uebersetzung des N. T. schon lange gewünscht haben, weil wir sie zum Verständniß desselben nach den verschiedenen Umständen der viel tausenden, die es lesen, für unendlich gemeinnütziger halten, als alle Auslegungen und Paraphrasen, auch die besten unter ihnen. Hr. Sch. will dunkle Stellen unter dem Text paraphrasiren. Aber da die Dunkelheit der mehresten, wie es uns vorkommt, in der bisherigen Uebersetzung liegt, so werden sie an sich schon dem Leser klärer werden, wenn die Uebersetzung gut ist; und dann dünkt uns, könnte die Umschreibung gespart werden. Ein anderes ist es, wenn die Dunkelheit von den gebrauchten Aphorismen herrührt, alsdenn möchte die kürzeste Paraphrase die beste seyn und gute Dienste thun. Auf Erläuterungen, die die Sprachen und Kritick betreffen, würden wir uns gar nicht einlassen. Wenn und wozu sollen sie dienen? Da die Uebersetzung nicht für Theologen, sondern für jedermann seyn soll, also auch für solche, die kein Wort griechisch verstehen, und nicht einmal einen Begrif mit der biblischen Kritick verbinden. Wenn sie gleich der Uebersetzer verstehen und zwischen den verschiedenen Lesearten zu wählen wissen müßte, so könnten und müßten doch alle Erläuterungen dieser Art wegbleiben. Aber Vorstellungen und Redensarten, die sich auf Meynungen, Sitten, Gebräuche, Sprüchwörter damaliger Zeiten und Völker, insonderheit der jüdischen Nation beziehen, würden wir allerdings in einer kleinen Note unter dem Text, so kurz als möglich, aus der Geschichte erläutern. Die

Uebersetzung des Textes so fliessend, so geschmeidig, so wohlklingend zu machen, als es nur in unserm Vermögen stünde, und alles mit der möglichsten Energie auszudrücken, das würde unsre sorgfältigste Bemühung seyn. Dabey würden wir aber auch recht darauf studiren, den Schriften des N. T. auch in unsrer Sprache ihr ehrwürdiges, charakterisches, antikes Gepräge zu geben. Nichts neologisches müßte man weder in den Text, noch in die Noten kommen. So eine Paraphrase als zu Kap. VII. 4. wörtlich aus Harwoods Liberal translation übersetzt ist: „Mit welcher Mine kannst du andern Vor„würfe machen, und sie zur Besserung ermahnen, wenn dein „eigenes Leben eine notorische Satyre auf deine Lehren ist?„ würden wir uns nie verstatten. Das ist wirklich, nach Hrn. Sch. eigenem spaßhaften Ausdruck in der Vorr. 3 I. Th. 1. „wie „ein Gentleman geredet, oder eine französische Perücke auf „den Kopf eines alten mit Silberhaar bedeckten Greises ge„setzt,„ wenn man das gebrauchte Sprüchwort so neumodisch einkleidet. Ueberdies ist der darinn liegende Gedanke auch nicht recht gefaßt, denn die Rede will sagen: Wie kannst du einen andern wegen seiner kleinen Fehler strafen, wenn du selbst sehr große Fehler an dir hast? — Das würde uns freylich alles überaus großen Fleiß kosten, aber wir würden uns auch nicht dabey übereilen, nicht Monate, sondern Jahre lang daran feilen, und sie vor dem Druck mehr als einem geschmackvollem Kenner zeigen und sie zu Rath darüber ziehen. Das festina lente würde mehr als jemals von uns dabey beobachtet werden.

Ohne uns weiter auf die Beurtheilung einzelner Stellen und Ausdrücke in Hrn. Sch. Probe einzulassen, müssen wir aber doch wohl um der Leser willen etwas daraus abschreiben. Also etwas aus der sogenannten Bergpredigt Jesu Matth. V, V. 3. „Glücklich sind die Armen im Geiste; denn ihnen „gehört das Himmelreich *) — Glücklich sind die Leidetra„genden; **) denn sie sollen getröstet werden. ***) — Glück„lich sind die Sanftmüthigen, denn sie sollen das Reich er„erben! — Glücklich sind die, welche nach einer allgemeinen Tu-

„gend

*) [Himmelreich] Ihnen gehören die geistlichen Reichthümer des Reichs des Meßias (vergl. Röm. XIV. 7.) sie sind die würdigen Bürger desselben.

**) [Leidetragenden] über ihre Sünden.

***) [getröstet werden] durch die tröstlichen Wahrheiten des Evangelii.

„gend hungern und dürsten; *) denn sie sollen gesättiget
„werden! — V. 12. Freuet und frohlocket; euer Lohn wird
„im Himmel groß seyn! die Propheten, die vor euch waren,
„haben sie eben so verfolgt. — Ihr seyd der Erde das Salz;
„wenn aber das Salz verdirbet, womit soll man ihm seine
„Kraft wiedergeben? es ist zu weiter nichts mehr nütz, als
„daß man es wegwirft, da es denn von den Leuten zertreten
„wird. — Ihr seyd das Licht der Welt. Eine Stadt, die
„auf einem Berge liegt, kann sich nicht verstecken. — Auch
„zündet man kein Licht an, daß man es unter einem Scheffel
„setze; sondern man setzet es auf einen Leuchter, damit es al-
„len, die im Hause sind, leuchte. — So soll auch euer
„Licht vor den Menschen leuchten; denn dadurch wird es ge-
„schehen, daß sie eure gute Werke sehen, und euren Vater,
„der im Himmel ist, verherrlichen — Glaubt ja nicht, daß
„ich gekommen sey, das mosaische Gesetz oder die Propheten
„abzuschaffen; ich bin nicht kommen, es abzuschaffen, sondern
„das, was ihm noch fehlt, vollständig zu machen — denn
„ganz gewiß sage ich euch, bis der Himmel und die Erde ver-
„gehen wird, eher wird kein Jota noch Spitze von den mo-
„ralischen Gesetzen vergehen, und dann wird alles geschehen
„seyn — V. 21. „Ihr habt gehört, daß die Aeltesten ge-
„sagt haben: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der
„macht sich des Gerichts schuldig — Ich aber sage euch,
„ein jeder, der mit dem andern ohne Ursache zürnet, der macht
„sich des Gerichts schuldig; und wer zu einem andern sagt,
„Raka, der macht sich des Synedrii schuldig; und wer sagt,
„du Wahnwitziger, der verdient die Strafe der Verbrennung
„im Thal Hinnom u. s. w.„ Wir lassen die Paraphrase
weg, die von einigen Versen, unter andern von S. 22. aus
Harwoods Liberal translation übersetzt, unter dem Text steht.
Sie ist nicht am unrechten Ort. Die Anmerkung zu hungern
und dursten könnte wohl wegbleiben. Welcher gemeine Leser
kennt Wetstein und Rypken? Und wer wird sie nachschlagen?
Wir hätten lieber zu Raka, Synedrium, Thal Hinnom eine Note
gemacht. Sonst sieht jedermann wohl, wenn etwa noch ein oder
anderer Ausdruck, z. B. nach einer allgemeinen Tugend hun-
gern, geändert würde, daß Hr. Schulzens Uebersetzung nicht zu
verwerfen sey, und sich was gutes daraus machen liesse. Wir
wünschen ihm Muße und freundschaftliche Rathgeber bey seiner

*) [hungern und dürsten] d. i. ein grosses Verlangen haben.
Vergl. Wetstein und Rypke d. d. St.

lobenswürdigen Arbeit, die gewiß nicht ohne Nutzen seyn wird; nur riethen wir ihm, nicht damit zu eilen.

Ez.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Johann Heinrich Eberhards Betrachtungen über die Laudemien, besonders in Beziehung auf die kaiserl. Wahlcapitulation. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann, I. Th. 1771. II. Th. 1772. zusammen 253 S. in 8.

Eigentlich soll die Abhandlung einer Erläuterung der Wahlcapitulation Art. XI. §. 1. 2. und 5. und Art. XVII. §. 17. 18. 19. gewidmet seyn. Dies füllt aber nur den kleinern Theil derselben aus; am meisten aber hat sich der V. mit dem Ursprung und der Geschichte der Laudemien aufgehalten. Was hievon gesagt wird, ist zweckwidrig, weitläuftig, und dabey übel digerirt und verwirrt vorgetragen.

Im ganzen II. Abschnitt von S. 20. bis 112. geht Herr E. mit seinem Leser von einem Jahrhundert zum andern, von einem Lande zum andern, vom Schneidewin zum Rittershausen, vom Rosenthal zum Gylmann herum, und weiset ihm erst, was keine Laudemien seyn sollen, und dann sucht er Dinge, die die Laudemien hätten veranlassen können, findet auch solche, weis aber nichts rechts damit anzufangen, sondern kehrt geschwind um, und giebt uns S. 97. den Bescheid: „ich wollte nur sagen, daß man rathen könnte.„ Wohl zu merken, diese herrliche Rhapsodie ist überschrieben: Geschichte der Laudemien. Das ist einmal arg genung häselirt! Endlich im dritten Abschnitt bekommen wir seine Meynung von dem Ursprung und der Entstehung der Laudemien, aber freylich wiederum erst nach einigen krummen Wegen, und mit vielem Umschweif S. 126. u. f. zu wissen. Sie ist diese: die Laudemien sind seit der allgemeinen Aufnahme des Römischen Rechts, und seit der Einführung der Römischen Doktoren in die Lehns-Canzleyen aus einer Anwendung der quinquagesimae bey den Emphytheusen auf die Lehne entstanden. Diese Entstehungsart kann durchaus nur halb richtig seyn. Herr E. mußte wissen, daß wir bey Lehen ein gedoppeltes Laudemium haben: 1) dasjenige, was bey Veräusserungen des

des Lehns entrichtet wird. Solches rührt vermuthlich aus dem Römischen Recht von der bey der Veräusserung der Emphytheuse gewöhnlichen quinquagesima her, die man zuerst bey deutschen Bauergütern, und nachmals auch bey würklichen Lehnen in Anwendung gebracht hat. 2) Das Laudemium, was bey Succeßionsfällen, oder bey einer ersten Erwerbung des Lehns, unmittelbar von dem Lehnsherrn, an denselben gegeben wird. Hievon ist bey der ganzen Römischen Emphytheuse nichts ähnliches; es kann also selbiges auch daher seinen Ursprung schlechterdings nicht erhalten haben. Am natürlichsten scheint es dem Recens. noch immer, daß von dem alten deutschen relevio, so dem Lehnsherrn bey der Succeßion im Lehn gegeben wurde, dasselbe herzuleiten sey. Herr E. hat es S. 26. sehr weit weggeworfen, muß aber, wie er überhaupt nicht recht einig mit sich selbst ist, S. 89. wieder einlenken, und gesteht, nach seiner räthselmäßigen Wendung, die er überhaupt nimmt, es könne seyn, daß es zum Ursprung der Laudemien beygetragen habe. — Ein andrer Irrthum ist es, wenn S. 127. der Anfang der Laudemien in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts gesetzt wird. Die Urkunde Markgraf Ludwigs von Brandenburg, vom Jahr 1344. beym Ludwig reliq. manuscript. Th. VII. S. 99. kennt selbige schon völlig. Es ist also gleichfalls unrichtig, daß die Entstehung der geordneten Lehns-Canzleyen die Lehnwaare veranlasset haben. Denn jene haben wir nirgends in Deutschland vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Die Geschichte der Laudemien bey den Reichslehen ist S. 136. bis 166. vorgetragen. Sehr unzulänglich ist es noch, was von deren Ursprung angeführt wird; Herr E. scheint die Gabe nicht zu haben, seinen Hypothe den Glanz der Wahrscheinlichkeit zu geben. Sie waren i vorigen Jahrhundert noch sehr unbestimmt, so wohl in Ansehung der Summe, als selbst des Namens, und heissen Tax Lehn-Tax, Regalien, Lehngebühr, Laudemien unter einander. Geschichte der Wahlcapitulation S. 154. u. f. Die jetzige Verordnung derselben rührt aus der beständigen her; und ist zuerst in die Carolinische 1711. eingerückt. Das Wort Laudemien ward aber erst 1742. hinzugesetzt. Chur-Trier erinnerte auch damals das Wort coinvestirt zu ändern, die mehrern liessen es aber beym Text. — Des V. Erklärung des Ausdrucks coinvestirt, S. 186. u. f., daß nicht blos eigentliche Mitbelehnte, sondern alle die in der ersten Investitur begriffen sind, darunter verstanden werden müssen, ist dieselbe die Moser, Böhmer u. a. schon vorgetragen haben; und die in Wahl-

Wahltags-Handlungen auch deutlich zum Grunde liegt; allein der Grund ist neu, daß Mitbelehnte gewöhnlich in den Reichsgesetzen und beym Reichshofrath nicht coinvestirt, sondern *simultanee investiti*, mitcoinvestirte heissen. Hingegen ist es aufs höchste gezwungen, wenn der V. den §. 19. des Art. XVII. der Wahl-Capitul. aus dem vorhergehenden §. 18. dahin erklären will, daß, weil in diesem die güldene Bulle zur Norm gesetzt ist, selbiger aber die Laudemien zuwider sind; daher also diese nach dem §. 19. vielweniger, und gar nicht statt finden sollen. Man darf nur die Stelle des Gesetzes lesen, um das unnatürliche von dieser Auslegung zu finden. Die G. B. wird offenbar §. 18. nur dahin zur Norm angenommen, daß von einer Belehnung, wenn gleich mehrere Lehne empfangen werden, nur eine einfache Taxe genommen werden soll. Und wie kann man sagen, daß Laudemien gegen die Verordnung der G. B. sind, da sie zu der Zeit noch unbekannt waren?

D.

God. Dan. Hoffmanni commentatio de eo quod visitatio judicii cameralis in singularibus coram hoc pendentibus caussis potest et solet. Frf. et Lips., sumtibus Aug. Lebr. Stettin, 1769. 130 Seiten in 4.

Wir wollen diese Abhandlung, welche eine würklich neue Materie zum Gegenstand hat, lieber etwas spät nachholen, als solche ganz übergehen. — Der eigentliche Endzweck der Visitation ist, die Mängel des C. G. zu untersuchen, zu bestrafen, zu verbessern, oder an Kaiser und Reich davon zu berichten. Hingegen beschränkt sie dessen Gerechtbarkeit so wenig, als sie in der Urtheilsfassung demselben vorgreifen kann. Dennoch aber ruhet auf den Visitations-Conseß zugleich von wegen des Kaisers und des Reichs eine Oberaufsicht und höchste Vorsorge für die richtige Beförderung der Justiz; und dies begründet einen mächtigen Einfluß derselben in einzele beym C. G. rechtshängige Sachen, in so fern Beschwerden über die unterlassene Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften geführet werden. Es hat daher der jetzige Visitations-Conseß nicht nur in der 16 Sitzung beschlossen, in den rechtshängigen Sachen Vorstellungen und Beschwerden der Partheyen anzunehmen; sondern auch wirklich auf dergleichen

Anbringen, bald Berichtserforderungen, oder Promotorialien an das C. G., bald andre das cammergerichtliche Verfahren ausdrücklich mißbilligende Verordnungen erkannt, auch in einem Fall den Supplicanten gegen die versäumte Revisions-Fatalien wiederhergestellet. Herr H. führt die davon bey der Visitation vorgekommene Beyspiele an, und zeigt, daß dieses alles der Verfassung derselben, und der Analogie der Reichsgesetze gemäß sey. Irrig ist es aber, wenn er S. 68. den Einfluß der Visitation in einzele Rechtssachen blos auf das Verfahren und die Formalitäten des Processes einschränket, bey der Entscheidung der Sache selbst aber denselben, ausser dem Erkenntniß in der Revisions-Instanz, nicht gestatten will. Es kann der Richter eine Beschwerde zufügen, die sich nicht sowol zur Einwendung eines Rechts-Mittels, als vielmehr so gleich zum unmittelbaren Einsehen der höchsten Ober-Aufsicht über die Justiz qualificirt. Z. E. das C. G. erkennete in puncto fori gegen das klare jus austraegarum, oder eine devolutoriam gegen das offenbare privilegium de non adpellando. In einem solchen Fall würde der Recurs an die Visitation gegen die cammergerichtliche Entscheidung keinen Zweifel haben können. Die Stelle des R. A. von 1530. §. 94. sagt auch ganz allgemein: „wo einiger Churfürst, Fürst, oder „Stand einigen Mangel, oder Beschwerde hätte — soll „und mag ein jeglicher seine Beschwerde den verordneten Commissarien — zuschicken, und zu erkennen geben, die sollen „samt andern Visitatoren derohalben Befehl haben, gebührliches Einsehen und Reformation zu thun.„ — Vorzüglich hält sich Herr H. bey dem Fall des Hessen-Darmstädtischen Recurses in der Gemmingischen Sache auf, welcher mittelst kaiserl. Ratifications-Decrets vom 7 Jul. 1768. vom Reichstag an den Visitations Convent verwiesen wurde, damit dieser gegen die versäumte Revisions-Fatalien die Wiederherstellung ohne Untersuchung der causalium ertheilen, und nach gehöriger Einführung der Revision darinn erkennen möge. Merkwürdig ist der Zusatz, daß alle Recurrenten, die, die Revision einzuwenden, unterlassen haben, auf gleiche Weise an die Visitation verwiesen werden sollen. Herr H. scheint S. 84. u. f. nicht abgeneigt zu seyn, mit dem Ingolstädter Schmidt solchergestalt das Ende aller Recursen zu prophezeyhen. Das ist wohl etwas zu übereilt. Zu geschweigen, daß beym Reichshofrath, der selbst nach den Gesetzen noch keine ordentliche Visitation und kein Rechtsmittel, wobey sich Partheyen beruhigen können, hat, Recurse unentbehrlich bleiben: so kön-

nen

nen auch selbst vom C. G. diejenigen, wo eine wahre gemeinschaftliche Beschwerde vorhanden ist, und die daher zur gesetzgebenden Gewalt würklich gehören, nicht aufgehoben noch zur Revisions-Instanz verwiesen werden. — Von dem Recurs an die Visitation, wegen Mangel und Ungleichheit in Erkennung der Processe, nach dem R. A. 1570. §. 79. S. 90. u. f. Der V. kommt wieder auf den vorigen Irrthum, wenn er S. 94. u. f. behauptet, daß nur gegen C. G. Bescheide der Recurs an die Visitatoren, gegen Urthel aber nicht, sondern blos die gewöhnliche Rechtsmittel eintreten. Er windet sich um den R. A. von 1530. vergebens. Noch die jetzige Visitation hat in Sachen Hohenzollern Hechingischer Unterthanen, wider den Herrn Fürsten daselbst, gegen das am 17 Jun. 1765. publicirte C. G. Urthel, ingleichen in Sachen Gemmingen wider Gemmingen, gegen das am 23. Nov. 1767. eröfnete Erkenntniß, den Recurs angenommen. — Sehr richtig wird S. 121. gezeigt, daß die Visitatoren, oder vielmehr Revisoren, befugt sind, bey der Revision, wegen Erheblichkeit der Beschwerden, über die versäumten Formalien und Fatalien hinaus zu gehen, und die vom C. G. verworfene Revision, deshalb zuzulassen.

Fr.

(*Christ. Gottfr. Wagner*) observationes juris publici. Lipſ. ap. Hollium, 1770. 96 Seiten 4.

Ejusd. commentationes juris publici. Lipſ. ap. Büſchel, 1771. 199 Seiten 4.

Ejusd. meditationes juris publici. Ibid. apud eund. 1771. 58 Seiten 4.

Elendes Zeug: Ueber Materien, die theils in allen Compendien ausgeführt, theils sehr lange schon viel besser bearbeitet sind, z. B. vom Recurs an den Reichstag, von den Visitationen des Cammergerichts, von dem Simultaneum, predigt Herr W. seine puren Collegienhefte her, und erzählt ohne Scham für das Publikum die gemeinsten und alltäglichsten Sachen die nur erdacht werden können. Immer hätte er seinen Gönnern, denen er sich hiedurch bestens hat recommendiren wollen, die Sächelgen zierlich abgeschrieben, in Gold-Papier, oder Atlaß gebunden, zustellen mögen. Aber öffentlich solche zu Markte zu bringen, und für seine Bemerkun-

kungen auszugeben, was er Herrn Pütter und Böhme im Collegio nachgeschrieben, oder aus bessern Schriften genommen und compilirt hat, das ist unverzeyhlich, und verdient die Geissel der Kritick. Wir hoffen inzwischen, er hält sein gethanes Gelübde, darüber wir eine herzliche Freude gehabt haben, nie wieder zu schreiben, und kein Autor weiter zu werden. Das gebe Apoll!

D.

Rechtlicher Catechismus oder fragweis abgefaßte Anweisung zu der gemeinen deutschen bürgerlichen Rechtslehre, zum nützlichen Gebrauch eines jeden deutschen Mitbürgers verfertiget, von Johann Heumann von Teutschenbrunn. Dritte verbesserte Auflage. Altorf und Nürnberg, bey Lorenz Schüpfel, 1772. 182 Seiten gr. 8.

Es ist kaum zu begreifen, daß ein so inconsequentes und weniger als mittelmäßiges Buch zum drittenmal aufgelegt werden konnte. Ohne Zweifel hat es dies der Reputation des nunmehr verstorbenen Verfassers zu danken. Aber eben so sehr ohne Zweifel hat diese Reputation auch nicht ihren kleinsten Theil dem Buche zu danken. Der ganze Einfall, den gemeinen Mann zum Rechtsgelehrten machen zu wollen, ist so unglücklich, als wann ihn jemand zum Philosophen oder Mathematicker zu machen unternähme. Tractent fabrilia fabri, Juristen können und sollen sie nicht werden. Aber der Ungelehrte will doch, sagt der V. zuweilen einen Rechtshandel vornehmen: er weis nicht, was dabey zu beobachten ist und stürzt sich in Schaden. — Wie leicht ist diesem Uebel durch eine Verordnung abzuhelfen, daß jedes juristische Geschäfte von Wichtigkeit gerichtlich geschlossen werde.

Doch zugegeben, daß es jedem Bürger nützlich wäre, etwas von der Rechtsgelehrsamkeit zu wissen, und daß es möglich wäre, jedem dieses beyzubringen: so wird doch wahrlich niemand aus diesem Buche etwas lernen. Es enthält hundert Dinge, die für den Unstudirten schlechterdings Allotrien sind und was ihm allenfalls nützlich wäre, ist so wenig faßlich und populär gesagt, daß es ganz und gar nicht in seine Verstandssphäre fällt. Wozu dient es dem Meister Schuster zu

wissen,

wissen, daß man das einheimische Recht S. 3. aus den Reichs-
abschieden und Reichsschlüssen, Profan- Religions- und West-
phälischen Frieden 2c. erlerne, daß Kaiser Justinian das so-
genannte Corpus juris civilis S. 4. im sechsten Jahrhun-
dert in Ordnung bringen lassen 2c. was observantia und stylus
curiae heisse, (ebendas.) was Grade und Linien
S. 11. — und wir würden das halbe Buch abschreiben m
sen, wann wir alle Proben dieser Art hersetzen wollten.
gel des populären Vortrags ist eben so allgemein.
Probe. Ein Vergleich soll nach S. 80. eine Theils
ben, Theils durch Behalten getroffene Auskunft oder
legung einer streitigen Sache seyn. Hätte man wohl ei
leichten Begriff in dunklere Worte hüllen können? All
Lehrling vom Handwerk, der angehende Rechtsgeleh
doch vielleicht das Werkchen als ein Elementarb
Ja das könnte er, wann es die Tugenden hätte, die ei
ches Buch haben soll! aber da liegen die unadäqua
klärungen, mißgebohrne Ideen, halbwahre oder
gedruckte Assertionen, monstra informia, qu
ademtum, in einem traurigen Chaos umher.
S. 4., daß die Protestanten aus dem canoni
nig Nutzen schöpfen können, daß S. 8. die Sclaverey
ter den Barbaren üblich sey. Die europäische Na
so viele tausend Sklaven in ihren auswärtigen Co ha
ben, sind doch wohl keine Barbaren. Wo mag es der
haben, daß S. 15. nach deutschen Rechten die E n
unter Eheleuten gültig sind. Unvollständig sind di
nisse der ordentlichen Verjährung S. 27. ang
die Fähigkeit der Sache zur Usucapion a
und die gemeine Verwirrung der acquisitiven er
Verjährung findet sich auch hier wieder.

Unsern Augen traueten wir kaum, als wir S. 143. le-
sen, aus der Pfandschaft (jure pignoris) entstehe actio pi-
gnoratitia und hypothecaria. Doch wir haben uns schon zu
lange bey diesem unnützen Produkt aufgehalten, das wir nur
kurz verurtheilt haben würden, wann nicht das Lob, das ihm
manche Journalisten ertheilt haben, ein mit Gründen bestä-
tigtes Urtheil erfordert hätte.

T.

Antonii Zeplichal Societatis Iesu, in Universi-
tate scientiarum Vratislaviensi Matheseos et
Mi-

Mineralogiae Professoris, Societatis patrioticae in Silesia membri. De Iuris Naturalis prudentia Libri tres. Ad faciliorem institutionem commoda Philosophis methodo comparati. Vratislaviae, Typis Universitatis A. R. S. CIↃIↃLXXII. 375 S. in 4.

Dieses sonst deutlich geschriebene Lehrbuch hat eben keine besondere Verdienste um die Wissenschaft, die darinn abgehandelt ist. Wenn man es aber als einen Beytrag, zur Verbesserung des Geschmackes der Glaubensgenossen des Hn. Z. am Naturrechte betrachtet, mit dem sie noch wenig bekannt gewesen sind; so verdienet es allerdings eine gute Aufnahme.

Das Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, von D. Heinrich Gottfried Scheidemantel, der Rechten ordentlichen Lehrer. Dritter Theil. Mit vollständigem Register über alle drey Theile. Jena, verlegts Joh. Rudolph Cröckers seel. Wittwe, 1773. 426 S. in gr. 8.

Hiemit endiget Hr. Sch. sein Staatsrecht, davon wir die beyden ersten Theile bereits angezeiget haben. In diesem wird in sieben Hauptstücken nacheinander von Justizsachen; von Bürgern und Unterthanen überhaupt; von ihren Rechten und Verbindlichkeiten insbesondere; von den Grenzen der Regierung und den Grundgesetzen; von der Tyranney; von den Staats- und Majestätsverbrechen; und von den Krankheiten und dem Tode des Staatskörpers gehandelt.

I. Von Justizsachen. Ueberhaupt hätten wir gewünschet, daß Hr. Sch., statt sich auf das besondere des Gerichtswesens einzulassen, worüber man doch wenig allgemeines sagen kann, aus der vorher noch genauer zu bestimmenden Verbindung der Rechtspflege mit dem Zwecke des Staates, der gesetzgebenden und vollstreckenden Macht, gewisse Grundsätze für die Verwaltung der Gerechtigkeit abgezogen; und solche durch die Verordnungen der angesehensten Regierungen bestätiget hätte. Insbesondere aber zeichnen wir folgende wenige An-

merkungen aus, die wir beym Durchlesen dieses Hauptstückes gemacht haben. Gleich anfangs (§. 2.) wird das Justizwesen durch den Inbegriff der öffentlichen Anstalten erkläret, vermöge welcher die Gerechtigkeit nach Vorschrift vernünftiger und willkürlicher Gesetze verwaltet wird. Man verstehet diese Erklärung nicht, so lange man nicht weis, was Verwaltung der Gerechtigkeit ist; worinn eben das Justizwesen bestehet. Diese ist nun die rechtskräftige Anwendung der Gesetze; und das Befugniß solche zu machen, nennet man die Gerichtsbarkeit. Sie setzet also die Gesetze voraus; und selbst die Form und Art der Anwendung, soferne dadurch auf irgend eine Weise Recht und Unrecht bestimmet wird, gehöret nicht vor sie, sondern vor die gesetzgebende Macht; wie man es deutlich in solchen Regierungen siehet, wo dieselbe von der ausübenden Macht getrennet ist, z. B. in Engelland. Man kann deswegen auch nicht einmal im allgemeinen Verstande, wie §. 4. sagen, daß die Gerichtsbarkeit das Recht einschliesse, das Justizwesen anzuordnen; denn dies ist an sich eine Regierungssache.

Dispensationen und Moratorien gehören nicht zu den Justizsachen; weil sie Folgen der gesetzgebenden Macht sind. Es würde der Leichtigkeit des Gewerbes, und besonders dem Handel nachtheilig seyn, wenn man die Gerichtsbarkeit in nicht streitigen Sachen so weit ausdehnen wollte, als Hr. Sch. hier anräth. Wegen gar zu leichten Mißbrauches der Gewalt ist es zu gefährlich für den höchsten Gesetzgeber, zugleich Richter zu seyn: und dieses ist der wahre Grund, der es Souverainen allemal widerrathen muß, ihre Unterthanen selbst zu richten; welches ohnedas die von Hrn. Sch. angeführte Unmöglichkeit, alles selbst zu bestellen, verbietet. Nicht die eingerissene Unordnung sowol, als vielmehr die ganze Anlage der Regierungsform, ist der Einführung eines wirksamen Gerichtswesens entgegen. Diese darf man nicht nach seinen Absichten ändern; jener kann man aber durch Ernst und Klugheit abhelfen. In der ersten Lage befand sich Frankreich: und dieses zur Erklärung des 13. Sphs. Es ist in der That zu entscheidend, wann Hr. Sch. die Parlamenter in Frankreich für schädlich erkläret. Auf wessen Vortheil siehet er hier? Gewiß, nicht auf das Beste der Nation, wofür sie von größter Wichtigkeit sind. Die ganze Materie von der Zusammenordnung der Gerichtsstände, und von der Vertheilung der Gerichtsbarkeit hätte auf allgemeine Grundlehren gebracht, und bey der ersteren, auf die Verbindung der Sicherheit und Geschwin=

schwindigkeit der Rechtspflege; bey der anderen aber, auf das wesentliche Verhältniß einer untergeordneten Macht zur höchsten Macht im Staate, zurückgesehen werden müssen. Was die Frage, wie ferne der Richter nach der Billigkeit; oder dem strengen Rechte verfahren soll? (§. 25. 26. 59. u f.) betrift: so hänget die Entscheidung derselben von der Beschaffenheit der Regierungsform und besonders dem Umstande ab, ob die richtende Gewalt von der gesetzgebenden getrennet ist. Denn in Staaten, wo es ist, wie in Engelland, muß genau nach der Vorschrift der Gesetze verfahren werden; weil jede eigenmächtige Bestimmung der Verordnungen ein Eingriff in die gesetzgebende Macht wäre, den der Einhaber derselben nicht leiden würde. Beyläufig erinnern wir noch, daß die vom Aristoteles angenommene Eintheilung der Gerechtigkeit, in die vertheilende (distributivam,) und ausgleichende (commutativam,) weiter nichts ist, als der Unterschied zwischen der öffentlichen, und privaten Gerechtigkeit. Die erste ist das Grundgesetz aller vernünftigen Gesellschaften; und sorget für den verhältnißmäßig gleichen Genuß der gesellschaftlichen Rechte, nach Maße des Beytrages zum gemeinen Besten. Die andere stehet hingegen nur dahin, daß jeder das erhält, was ihm vermöge seiner Privat-Rechte zukömmt.

II. Von Bürgern und Unterthanen überhaupt. Der Begriff des Bürgers ist nicht nach der Stuffenfolge der Bedeutungen, denen dieser Name unterworfen ist, entwickelt. Ursprünglich sind Bürger diejenigen, die an dem Grundrechte des Staates und der demselben entsprechenden Verbindlichkeit Theil haben; oder diejenigen, die mit einander in der Gemeinschaft des Rechtes auf den Zweck des Staates stehen, und die eigentlichen Bestandtheile und Intressenten der Gesellschaft sind: wie Puffendorf, den Hr. Sch. nicht so schlechtweg von der Hand hätte weisen sollen, sehr richtig bemerket hat. Diese Intressenten sind nun entweder der höchsten Macht auf irgend eine Art theilhaftig; oder nicht: und dann sind sie im ersten Falle, wovon Rousseau redet, soferne Bürger in vorzüglicher Bedeutung, weil sie das ursprüngliche Intresse der Gesellschaft mehr oder weniger beybehalten haben; und im anderen Falle Unterthanen, weil Unterthan überhaupt derjenige genennet werden kann, der nicht blos aus einem dinglichen Rechte; sondern zunächst aus einer persönlichen Verbindlichkeit der höchsten Macht unterworfen ist. Des letzteren Unterschiedes wegen bemerken wir nur, daß die höchste Macht im Staate, wie jede andere, ihre inneren und äusseren Grenzen hat. Von

innen ist sie durch ihren wesentlichen Zweck; und von aussen durch die Verbindlichkeit, woraus sie entspringet, und durch den Ort, der ihren Wirkungskreis ausmacht, eingeschränket. Dieselbe höchste Macht, soferne sie aus einer persönlichen Verbindlichkeit kömmt, und das höchste persönliche Recht im Staate ist, heisset Oberherrschaft; und Landeshoheit oder Territorialhoheit, so weit sie das höchste dingliche Recht über alles Land ist, das der Gesellschaft gehöret. Beyde Rechte müssen also nicht mit Hrn. Sch. für eines genommen werden: denn aus dem ersten entspringen die Rechte auf die Unterthanen, und aus dem anderen die Rechte auf die Fremden; wenn diese sich nicht durch besondere Handlungen besondere Verbindlichkeiten zugezogen haben.

Was (§. 119 130.) von der Freyheit gelehret wird, ist nicht genug durchgedacht und ausgearbeitet. Es würde hier zu weitläuftig seyn, vieles darüber zu sagen: wir wollen nur den einen Begrif der eigentlichen bürgerlichen Freyheit herausheben, um den es vorzüglich zu thun ist. Die Freyheit des Bürgers beziehet sich bald auf die höchste Macht (Imperium originarium), bald aber auf die Oberherrschaft (Imperium translatum, derivativum). In dem ersten Betrachte bestehet sie in der Unabhängigkeit von der höchsten Macht, die in dem Theile der natürlichen Freyheit eingeschlossen ist, den sich der Bürger vorbehalten, und dem gemeinen Besten nicht aufgeopfert hat. Wolf hatte diese bey seiner, vom Hrn. Sch. (§. 120.) so kaltsinnig behandelten, und angeschielten Erklärung zum Augenmerke. In der anderen Beziehung dagegen ist bürgerliche Freyheit die Unabhängigkeit, von dem rechtlichen höchsten Willen eines von der Gesellschaft verschiedenen Oberherren. Weil aber der besondere Wille der Glieder der Gesellschaft dem allgemeinen höchsten Willen der letzteren unterworfen bleibet: so kann diese Freyheit nicht eine Unabhängigkeit von allen Gesetzen; oder Ungebundenheit seyn. Sie bestehet vielmehr in der genauen Abhängigkeit von dem allgemeinen Willen und dessen Gesetzen; das ist, von solchen Gesetzen, die von unseren, mit den Willen der übrigen Gesellschafter und Theilnehmer vereinigten, sich wechselseitig bindenden und im Gleichgewichte haltenden Willen abhängen. Die Freyheit des Bürgers beruhet also auf die Anstalten, die ihm diese gesetzliche Abhängigkeit versichern. Montesquieu hat sie einmal aus dem ersteren Gesichtspunkte, wie in der von Hrn. Sch. §. 121. angeführten, in die rußische Instruktion aufgenommenen Stelle beschrieben; und nachmals von der

lets

letzteren Seite gezeichnet, wann er saget; La liberté politique dans un citoyen est cette transquillité d'esprit, qui provient de L'opinion, que chacun a de sa sureté. (L'Esprit de Loix, T. I. L. XI. Ch. VI.) Eine solche Freyheit, als Hr. Sch. §. 126. annimmt, nemlich das zu thun, wozu man ein Recht oder Erlaubniß hat; und die doch mit der Erklärung des Montesquieu in dem Sinne, den man ihr §. 121. giebt, einerley ist, findet sich in allen Staaten: aber darum ist sie auch nur die allgemeine; und noch keine gesellschaftliche und bürgerliche Freyheit. Richtiger, und nach guten, menschlichen Grundsätzen hat Hr. Sch. von der Sclaverey geurtheilet. Einwohner (§. 144.) würden wir solche nennen, die aus einer persönlichen fortwährenden Verbindlichkeit der höchsten Macht unterworfen sind, an dem gemeinen Wohl; aber nicht an denjenigen Vorzügen Theilnehmen, die nur dem eigentlichen Intressenten, den Bürgern, zukommen: denn ein Staat kann wichtige Gründe haben, nicht jeden in die Gemeinschaft seiner Verfassung und Rechte unmittelbar aufzunehmen.

III. Von den Rechten und Verbindlichkeiten der Bürger und Unterthanen insbesondere. Diese Betrachtung ist überhaupt genommen nicht recht gewendet, verwirrt, und ohne Grundsätze. Erst sind die Pflichten des Bürgers in Absicht der Regierung des Staates, nicht von seinen Verbindlichkeiten gegen das gemeine Beste unterschieden; und dann auf eine Art entwickelt worden, die keinen glücklichen Ausgang haben konnte. Es ist bekanntlich aber so unsicher, persönliche Verbindlichkeiten aus Rechten herzuleiten, als von gewissen Wirkungen auf bestimmte Ursachen zu schliessen. Mißlich war es demnach, wann Hr. Sch. nach den Majestätsrechten die bürgerlichen Verbindlichkeiten bestimmen wollte; da er doch jene aus diesen hätte folgern, und solche wiederum aus ihren Gründen herführen sollen. Alle Schwierigkeiten, die bey dieser Entwickelung vorkommen, drängen sich in dem Begriffe des gemeinen Bestens zusammen. So lange derselbe aus den besonderen Fällen noch nicht rein abgesetzet ist, wird man weder genau sagen können, was der Bürger und Unterthan in Absicht des öffentlichen Wohls zu lassen habe; noch zu bestimmen vermögend seyn, was er zur Erhaltung und Vermehrung desselben zu thun verbunden sey. In der That ist auch die Mehrung des gemeinschaftlichen Bestens nach der gemeinen Vorstellung ein falscher Gedanke, der aus der irrigen Meynung entstehet, daß man sich erst zur Bewirkung eines gewissen Zweckes; und

dann noch zur Vermehrung, oder Beförderung desselben in einem höhern Grade verpflichte. Dieses kömmt aber wiederum daher, daß man erst den Zweck des Staates, und darauf die Verbindlichkeit zu demselben suchet; da man doch aus den Gründen der bürgerlichen Verpflichtung den Zweck nach seinem Inhalte und Umfange bestimmen müßte. Allein der Erfolg, den die bürgerliche Verbindlichkeit diesen Gründen gemäß zum unmittelbaren Gegenstande hat, ist, so weit er durch dieselben eingeschlossen wird, der Zweck der Gesellschaft; und nun noch eine Vermehrung desselben anzunehmen, kann nicht anders, als mittels eines neuen Original-Cotractes, und in dessen Ermangelung, nicht ohne Ungerechtigkeit geschehen. Weil jedoch der gedachtermaßen bestimmte Erfolg aus verschiedenen Stücken, von welchen die einen die andern zum Grunde setzen; oder aus mehreren aus einander folgenden Wirkungen bestehen kann: so hat man die Grunderfodernisse des Zweckes für solchen selbst, und die darauf beruhende Stücke, worinn er sich eigentlich endiget, für seine Vermehrung angesehen.

Die Regel, daß man das größere Gut dem kleineren vorziehen müsse, gehöret an sich zu dem innern; und nur so ferne zum äusseren Rechte, als die Subordination des einen Gutes unter das andere durch eine Zwangsverbindlichkeit fest gesetzet ist. Wenn man also das zu erweisende nicht voraussetzen will: so kann man diese Regel nicht zur Entscheidung der Collisionen des öffentlichen und privaten Bestens, und zur Bestimmung des bürgerlichen Gehorsams so schlechtweg gebrauchen, als es Hr. Sch. in diesem ganzen Hauptstücke, und besonders §. 166. gethan hat.

Wir finden auch hier den Fehler, daß die Rechte des Bürgers; solche, die er in allen Regierungen haben muß, nicht in deutliche Sätze aufgelöset sind. Man spricht gemeiniglich viel von den Verbindlichkeiten des Bürgers; desto weniger aber von seinen Befugnissen: und dieses ist ein Beweis, daß man die Gründe der ersteren und ihre wesentliche Verknüpfung mit den Gegenpflichten des Staates und seines Oberherrens noch nicht tief genug untersucht hat; oder wenn man es gethan, doch nicht aufzudecken wagen will. IV. Von den Grenzen der Regierung und den Grundgesetzen. Wir wollen auch hier nur einige Anmerkungen machen, die das Ganze dieses Hauptstückes betreffen.

Grundgesetze sind überhaupt rechtliche Bestimmungen der höchsten Macht. Sie führen diesen Namen, weil sie keine Folgen und Anwendungen der höchsten Macht sind, als die

die übrigen Gesetze; sondern den Grund derselben, die höchste Macht an sich selbst, angehen. Uebrigens scheinet es gleich viel zu seyn, ob sie von der Nation; oder dem sonstigen Innhaber der höchsten Macht herkommen, wenn er sie so weit besitzet. Dieser Begriff deucht uns unterscheidender und runder zu seyn, als der §. 206. gegebene; daß die Grundgesetze Vorschriften sind, welche die Grenzen der Regierung und der dazu gehörigen Sachen bestimmen.

Drey Stücke müssen in dem Staate überhaupt wohl unterschieden werden; das vollkommene Recht aller auf die einzelen, und der einzelen auf alle, zur Beförderung des Zweckes des Staates, oder das Grundrecht, das hieraus entstandene unabhängige Recht des allgemeinen Willens der Nation, die einzelen Willen und Kräfte zum Zwecke des Staates zu bestimmen und zu zwingen, oder die höchste Macht; und das völlig oder zum Theil einem von der ganzen Gesellschaft verschiedenen Subjekte übertragene höchste Recht, oder die Oberherrschaft. Die höchste Macht, so ferne sie bey der Nation ist, ist nicht das Grundrecht, oder die Grundmacht. Dieses siehet man bey gemischten Regierungen; und auch daher, daß jene weggegeben werden kann, diese aber nicht; weil sie der Grund und das letzte Band der Gesellschaft ist, mit welchem alles aufhören würde. Hr. Sch. hat die Grundmacht mit dem höchsten Rechte verwechselt, die Beziehungen der drey angegebenen Mächte nicht gehörig bestimmet, und noch dabey §. 217. den Fehler begangen, daß er die Verwaltung der höchsten Macht im Auftrage mit der Verwaltung derselben aus eignem Rechte, worinn eigentlich die Oberherrschaft bestehet, für eins gehalten hat.

V. Von der Tyranney. Jeder vorsetzliche Misbrauch der Hoheitsrechte ist eine tyrannische Handlung; so weit hat Hr. Sch. §. 232. Recht. Allein, so lange der Regent noch nicht die herrschende Neigung, den festen Charakter, annimmt, die Oberherrschaft in ein Eigenthumsrecht (Dominium) zu verwandeln; das ist, die Kräfte des Staates zu seinen eigenen Zwecken willkührlich zu brauchen, ist er noch kein Tyrann, den man in substantiver Bedeutung so nennen könnte. Ein so beschaffener Tyrann ist der Tyrann quoad Exercitium, und von dem Usurpateur, dem Tyrannen nach dem Erwerbgrunde der höchsten Macht, unterschieden. Zu diesem wird in einem gewissen Grade der Regent in einer gemischten Staatsform, wann er wider die Grundgesetze nach der Eigenmacht strebet. Der Tyrann quoad Titulum ist also nicht, wie Hr. Sch.

§. 226. meynet, ein solcher, dem man aus einer eigensinnigen Art zu reden, diesen Namen giebet.

VI. **Von Staats- und Majestätsverbrechen.** Diese Materie ist auch hier nicht besser, als bisher vorgetragen worden; obgleich Hr. Sch. das meiste gesammelt hat, was darüber für und wider gesaget ist.

Wir würden Verbrechen an der reellen Majestät solche feindliche Handlungen nennen, dadurch die höchste Macht selbst in dem Besitze und Bestande ihrer höchsten Obermacht (Summitate) angegriffen wird: und solche aus Anfeindung entstandene Handlungen, die die höchste persönliche Würde und Unverletzlichkeit desjenigen Subjektes, durch welches die höchste Macht verwaltet wird, kränken, als Verbrechen an der persönlichen Majestät betrachten. Von beyden würden wir die Verbrechen an dem Staate dadurch unterscheiden, daß wir diese durch feindliche Handlungen und Absichten, gegen die innere und äussere Unabhängigkeit der Nation, erklären. Alle Handlungen, die übrigens gegen die Rechte der Majestät und des Staates sind, würden wir Beleidigungen gegen beyde, und auch wohl, wenn sie mit dem zu einem Verbrechen überhaupt erforderlichen Grade der Verschuldung, aus bösem Vorsatze, unternommen wären, gegen die Majestät und den Staat; aber nicht an ihnen selbst, begangene Verbrechen nennen.

VII. **Von den Krankheiten und dem Tode des Staatskörpers.** Dieses Hauptstück ist recht gut; nur ein wenig zu kurz gerathen. Besonders hätten die politischen Krankheiten, die aus der rechtlichen Verfassung des Staates entstehen, nebst ihren Ursachen etwas ausführlicher abgehandelt werden können. Doch diesen Mangel wird Hr. Sch. vielleicht in seiner versprochenen Schrift: von den Regierungsformen, ersetzen.

Uebrigens ist auch dieser letzte Theil seines Staatsrechtes mit Fleiß, guter Belesenheit, und einer Denkungsart geschrieben, die mehrentheils die Mittelstraße hält.

Rz.

D. Alexandri Hammeri **commentatio de jure Principis circa sacra, e genuinis fontibus juris publici universalis tam ecclesiastici quam saecularis nec non e sanctionibus publicis ro-**

mano-germanicis deducta. Bamberg. et Wirceburg., apud Goebhard, 1771. 104 Seiten in 4.

Im Jahr 1744. wurde diese Schrift als eine Inaugural-Disputation unter des Professor Hammers Vorsitz vertheydiget. Sie wurde im Jahr 1754. zum zweytenmal und hier wird sie zum drittenmal aufgelegt. Da keine Aenderungen in diesen neuen Ausgaben gemacht worden sind: so haben wir nichts davon zu sagen.

L'Oiseau de Mauleon merkwürdige Rechtshändel. Aus dem Französischen übersetzt. Zürch, bey Orell und Comp. 480 Seiten in 8.

Eine Schutzrede und vier Vertheydigungsschriften in peinlichen Fällen, die zwar das Criminalrecht nicht sehr bereichern werden, aber wegen der Merkwürdigkeit ihrer Gegenstände, wegen des guten Tons — die Auswüchse, die man in solchen französischen gerichtlichen Defensionen schon gewohnt ist, abgerechnet — und wegen des Scharfsinnes, womit die Vertheydigung der Angeklagten geführt wird, Lesern von allen Classen eine interessante, und Richtern und Advocaten eine brauchbare Lectüre verschaffen können.

I. Stück. Memorial für 3. Soldaten vom französischen Garderegiment Savary, Laine und Delamet. Der Fall ist sonderbar genug. Die Soldaten kamen aus einem Weinhause und geriethen mit einigen Tagelöhnern in Streit; die Tagelöhner ergriffen den Savary bey den Haaren, Laine zieht den Degen seinem Cameraden zu helfen, Delamet hält ihn zurück, Savary zieht endlich auch und entleibt einen der Tagelöhner, der zwischen den Laine und Delamet niederstürzt. Laine wird als der Mörder arretirt. Indessen wirkt der Herzog von Biron einen Gnadenbrief für die 3 Soldaten aus. Sie werden zum Verhör gebracht, um über ihre Erlassungsbriefe befragt zu werden. Laine wird zuerst gefragt, ob er der Thäter sey. Die Umstehende blasen ihm ein, ja zu sagen, weil sonst der Gnadenbrief, worinn er als der Mörder angegeben wurde, ungültig sey. Er hält also das Geständniß für eine bloße Formalität und bekennt sich zu der That. Delamet und Savary bestätigen seine Aussage, und alle drey erwarten nun ihre Befreyung. Allein weil Gnadenbriefe nur

alsdann würksam sind, wann der Todschlag nicht vorsetzlich ist, so schlagen die Richter die Bestätigung des für den Laine ausgefertigten ab, und verurtheilen folglich den Menschen zum Tode. Savary bekommt Nachricht davon, und gesteht, daß er der wahre Mörder sey. Neue Zeugen, die man jetzt abhört, bekräftigen es. Der Verf. beweißt also in seinem Memorial 1) daß Laine unschuldig und 2) Savary kein vorsetzlicher Todschläger sey, daß folglich Gnadenbriefe, wann sie für ihn ausgewirkt werden würden, die richterliche Bestätigung verdienten.

II. und III. Stück. Zwey Memoriale für den Herrn von Valdahon, Musquetair von der ersten Compagnie gegen den Herrn von Monnier, ersten Präsidenten der Rentkammer in Hochburgund, weniger merkwürdig, als das vorige Stück. Valdahon hatte sich in die Tochter des Präsidenten verliebt. Er erhielt nächtliche Rendesvous, wurde aber bey einem derselben entdeckt, entwischte und ließ einige Kleidungsstücke zurück, welche die Beschaffenheit seiner Lucubrationen verriethen. Seine Bitten bey dem Vater um die Hand des Mädchens, das sich schwanger befand, waren vergeblich. Der Vater wütete, und klagte den de Valdahon an, er habe um ein Unglück seines Vaters an ihm, dem Präsidenten, zu rächen, die Tochter verführt, sich Schlüssel zu ihren Thüren machen lassen, sey bewafnet in ihr Zimmer gekommen, sie zu entführen, habe die verdächtige Kleidungsstücke in der boshaften Absicht, wenn die Entführung mißlingen sollte, die Eltern zu beschimpfen mitgebracht, und mit Fleiß zurückgelassen, die Entehrung der Tochter öffentlich erzählet ꝛc. Das Parlament zu Besançon exilirte den Beklagten auf 20 Jahre, und verurtheilt ihn, dem Kläger alle Kosten mit 20000 Livres zu bezahlen. Aber dies war dem ergrimmten Vater nicht genug. Er wandte sich nach Paris, und drang auf eine noch härtere Strafe.

IV. Stück. Schutzrede für Joh. Jacob Pilleron, Schüler in dem Gymnasium von Montaigu, gegen die Wittwe des Peter Boucher, eines Wasserträgers. Pilleron, ein junger Mensch von 17. Jahren, studirte am Gymnasium von Montaigu. Er gieng an einem Tage gegen den Befehl des Schuldirectors aus dem Hause. Bey seiner Zurückkunft sollte er gepeitscht werden. Weil er sich aber dem Zuchtmeister widersetzte, so holte sich dieser auf Befehl des Directors einen Wasserträger zum Helfer. Der junge Mensch zog sein Messer und drohte sich damit zu vertheydigen, der Wasserträger ergriff also eine Feuerschaufel, und wollte dem Schüler einen Streich

versetzen. Der Schüler parirte aus, wurde vom Wasserträger auf einen Sessel gestossen, und gab seinem Gegner drey Stiche. Nachdem er einen Begnadigungsbrief erhalten hatte, kam die Wittwe des Wasserträgers und verlangte Kostenersatz und Schadloßhaltung. Gegen diese Klage wird er vom V. vertheydigt.

V. Stück. Memorial für Donat, Peter und Ludwig Calas. Jedermann weis die schreckliche Geschichte des protestantischen Kaufmanns zu Toulose. Johann Calas, welchen man beschuldigte, daß er der Mörder seines Sohnes — der sich selbst erhängt hatte — geworden sey, weil der Sohn zur catholischen Religion habe übertretten wollen, den man auf dem Rade sterben ließ, und dessen Unschuld nach seinem Tode bewiesen wurde. Die gegenwärtige Schutzschrift geht dahin, den drey übrigen Söhnen ihre Ehre zu restituiren. Unzufrieden ist man, daß niemals die Wirkung der Vertheydigungsschriften erzählt wird. Soviel man ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen kann, ist die Uebersetzung nicht übel. Einige Helvetianismen, Klägde statt Klage, aussert statt ausser, in dem eint und andern, in viele Nebenumstände eintretten (entrer) müssen rc. wird man übersehen.

Sr.

---

3. Arzneygelahrheit.

C. A. Klockhof — opuscula medica omnia. Iterum edidit *I. C. T. Schlegel*, M. D. — Ien. et Lipſ. bey Hartung, 1772. 8. auf 163 S.

Allerdings verdienet eine dergleichen selten gewordene, und zugleich gute Schrift einen Nachdruck, und Hn. Schlegel dafür unsern Dank. Das Papier aber ist höchst schlecht.

Sr.

Anton de Haen, beyder kaiserl. königl. apost. Majestäten Hofraths und Leibarztes, ersten öffentlichen Lehrers der Arzneywissenschaft u. s. w. Abhandlung über die Art des Todes der Ertrunkenen,

Erhenkten, und Erstickten; dann über die Mittel, durch welche denselben das Leben wieder hergestellet werden kann. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, von Johann Lambov. Wien, bey Krüchten, 1772. 8. 181 Seiten.

Eine Sammlung vieler von andern sowol, als vom V. angestellten Versuche und Erfahrungen! In Holland hat man innerhalb anderthalb Jahren 53 Ertrunkene wieder zum Leben gebracht. Die mehresten davon hatten nur wenige Minuten, einige eine Viertelstunde, andre eine halbe, ein einziger hatte eine ganze Stunde im Wasser gelegen. Die mehresten empfiengen sogleich, nachdem sie aus dem Wasser gezogen waren, einer erst eine Viertelstunde, drey eine halbe Stunde, einer drey Viertelstunden nachher die nöthige Hülfe. Die meisten gaben sogleich nach geleisteter Hülfe, einige aber erst nach einigen Minuten, ja Stunden, Zeichen des Lebens von sich. Die Hülfsmittel haben 2 : 6 : 10 : 16 Stundenlang, ja mehrere Tage bis zur völligen Wiederherstellung fortgesetzt werden müssen. Diejenigen, die betrunken ins Wasser fallen, erholen sich selten wieder. Der dritte Theil von denen, die wieder lebendig worden sind, ist bald darauf wieder verstorben. Die Mittel, die man in diesen Fällen gebraucht hat, sind; starkes Schütteln, Anlegung trockner Kleider; Reiben über den ganzen Körper, sorgfältige Erwärmung desselben, Tobackclystiere, Einblasen der Luft in den Mund, Aderlassen, Blasenpflaster u. s. w. Diese und verschiedne andre Exempel, die der V. erzählt, beweisen hinlänglich, daß es sehr wohl möglich sey, Ertrunkne, die nicht allzulange im Wasser gelegen haben, und denen bey Zeiten Hülfe geleistet wird, von neuem zu beleben.

Merkwürdig ist es, daß der V. von sehr vielen Hunden, die er ertränkt hat, durch die eben angezeigten Mittel, so bald er sie auch anwendete, dennoch keinem einzigen das Leben wieder verschaft hat. Daß von allen ertrunkenen Menschen, die ihm zugebracht worden sind, keiner wieder lebendig worden ist, ist nicht zu bewundern, denn gemeiniglich wurden sie sehr spät gebracht, aber daß bey denen Hunden, wo man doch sogleich nach erfolgtem Tode alle Mittel gebraucht, alle Versuche fruchtlos abgelaufen sind, ist wirklich merkwürdig. Die mehresten ertränkten Hunde hatten Wasser und Schaum in der Lunge, nur sehr wenige hatten Wasser im Magen.

:. Es ist dem V. sehr wahrscheinlich, daß dieses in die ...röhre, und in alle Zweige derselben dringende Wasser, die ...wegung des Bluts durch die Lunge hemmt, und die wahre ...sach des Todes der Ertrunknen ist. Und nun, gesetzt, daß ...ses wahr ist, kann man wohl von dem gewaltsamen Ein...sen der Luft in die Lunge, diesem so gewöhnlichen Mittel, ...igen Nutzen erwarten? Ist nicht zu befürchten, daß sich ...se eingeblasene Luft mit dem in der Lunge befindlichen Was... vermischt, es in Schaum verwandelt, und dadurch den ...uck auf die Blutgefäße vermehrt, und Schaden thut?

. Sehr viele glauben, daß die Erhenkten am Schlage ...ben; und wirklich hat man auch zuweilen die Gefäße im ...hirn sehr stark mit Blute angefüllt gefunden. Einige hin...gen glauben, daß die Ursach des Todes dieser Unglücklichen ...e Verrenkung der Halswirbelbeine, andre hinwiederum ...e Erstickung sey. Um zu erfahren, welche von diesen die ...hre Ursach sey, stellte der V. Versuche mit verschiednen Hun... an; und aus diesen Versuchen erhellet nun folgendes. Erhenkten sowol als bey Ertrunkenen ist das Gehirn, des... Häute und Höhlen ohne allen Fehler, so wie in einem ge...den Menschen. Auch hängt der Tod der Erhenkten nicht ...n einer Verrenkung oder Zerbrechung der Halswirbelbeine . Alle Erhenkten sterben eben sowol als die Ertrunkenen einer Erstickung. Der Strick schnürt die Luftröhre zusam...; und zwar desto stärker, je schwerer der Körper ist, je ...hr das Kinn auf die Brust gedruckt wird, und je dünner : Strick ist. Einige, die am Galgen nicht gestorben sind, ...ben eine knöcherne Luftröhre gehabt. Bey Ertrunkenen ist Lunge oft weniger mit Blute angefüllt als bey Erhenkten; ...s ist vielleicht der Kälte des Wassers zuzuschreiben, das in Lunge tritt.

Das Verfahren derer, die den Ertrunknen umkehren, ...ehlt der V. zur Nachfolge gar sehr. Das Wasser in der ...nge, die wahre Ursach des Todes, fließt in dieser Lage aus; : Leber und die andern Eingeweide des Unterleibes drucken ...s Zwergfell in die Brust, und reitzen und drucken das Herz ...d die Lunge. Die Bronchotomie ist dem Anscheine nach ...nz unnütz; der V. hat den Kehldeckel immer aufgerichtet ...nden. — Im Anhange wird die Geschichte zweyer von Koh...dampf erstickter Männer erzählt, die durch die Mittel, welche ...n bey Ertrunknen zu gebrauchen pflegt, vollkommen wie... : hergestellt worden sind. — Die Uebersetzung ist ganz

gut

gut zu lesen. Einige Ausdrücke und Wörter sind auffallend; als derley, statt dergleichen, vornemlich Molken (serum) statt Blutwasser.

S.

D. Thomas Sydenhams Anweisung zur Cur der mehresten Krankheiten nebst einer Beschreibung derselben. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1772. 8. 104 Seiten.

Sydenhams processus integri in morbis fere omnibus curandis in Nürnberg ins Deutsche übersetzt.

P.

Johann Astrucs, ehemaligen Königl. Franz. Professors und Leibarzts theoretisch praktische Abhandlung von den Frauenzimmerkrankheiten. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Otto, der Arzneygelahrheit Doktor, und des Churfürstl. Sächs. Sanitäts-Collegii Sekretair. Dreßden, in der Walterschen Hofbuchhandlung. 8. Dritter Theil, 1770. 328 Seiten. Vierter Theil, 1772. 232 Seiten.

Im dritten Theile wird von der Entzündung der Gebährmutter; vom heissen und kalten Brande derselben, von der Eyterung, von den Geschwüren, vom Scirrhus, von den Bälgleinsgeschwülsten, Fleischgewächsen, dem Krebse, der Windsucht, der Gebährmutter gehandelt. Im vierten Theile werden der Vorfall der Gebährmutter, und die Krankheiten, die eine Aehnlichkeit mit demselben haben, die Krankheiten der Eyerstöcke und Muttertrompeten, die Mutterbeschwerung, die mit der Schwangerschaft verbundnen Krankheiten, und die Schwangerschaft selbst abgehandelt.

Sm.

D. Ph. Conr. Fabricii — Sammlung verschiedner medicinischer Responsorum und Sectionsbe-

rich-

richte. Halle und Helmstädt, 1772. bey Hemmerde, 215 Seiten 8.

Eine neue Ausgabe eines nützlichen Buches, davon viele Kapitel den ausübenden, noch mehrere den im Gerichte sitzenden Arzt intreßiren werden, und das zugleich für einen Anfänger in beyden Fällen bey der geringen Anzahl ähnlicher Bücher unentbehrlich ist. Diese Ausgabe ist mit einigen neuen Fällen (18. 19.) vermehrt worden. Alle sind sie freylich nicht gar sehr instructif, aber mit weniger Weitschweifigkeit oder ausgekramter Gelehrsamkeit beschrieben, als sonst bey solchen Gelegenheiten geschiehet, und daher doch auch nicht so sehr für den Leser ermüdend. Einige in dieses Fach gehörige Materien sind noch zu wenig aufgekläret, daß wir nicht wünschen sollten noch immer viele ähnliche Sammlungen zu sehen, die wenigsten als Materialien zu einem künftig zu errichtenden grundfesten Gebäude dienen können.

G. Flor. Henr. Brüning — Constitutio epidemica Essendiensis anni 1769 - 70. sistens historiam febris scarlativo-miliaris anginosae, eique adhibitam medelam. Accessit observationum medic. huc pertinentium decas. Vesaliae et Lipsf. 8. Roeder et Holle, 128 Seiten ohne Vorrede.

Wir haben kürzlich keinen Schriftsteller kennen gelernet, der die Kenntniß der neuern mit einer genauen Bekanntschaft der besten Schriftsteller des Alterthums, in so mancherley Sprachen, auf eine so wenig pedantische, vielmehr angenehme Art verbindet, dabey in seiner Materie selbst so gründlich denket, Geschmack und Beobachtungsgeist besitzet, und eine so reine Therapie vorträgt als dieser. Ob er nicht zuweilen bey unleugbaren Wahrheiten ein wenig zu viel Belesenheit auskramt, und überflüßig brillirt? Z. E. S. 45. 54. 62. 68. 70. — Nun das wollen wir bey dem vielen guten, so wir in dem kleinen Buche finden, ihm nicht vorwerfen. Es ist unmöglich das merkwürdigste hier auszuzeichnen, ohne ganze Seiten abzuschreiben — hier ist inzwischen ein Versuch. Der Friesel ist mit seinen verschiedenen Arten schon vor 22. Jahrhunderten, dem Hippocrates, Celsus rc. bekannt gewesen, es sind die Exanthemata von den Mohren nach den Arabern

bern gekommen, und diese haben sie ihren Nachbaren, den Persern und Syriern mitgetheilet, den Aegyptern etwa im J. 640. Von da nach Europa, wo sie aber in den kältern Ländern von der Bösartigkeit verlohren, bis sie durch unsre eigne Ausschweifung in der Diät wieder schlimmer geworden. In Frankreich ist der Friesel erst um 1618. epidemisch bemerkt, und in unserm Vaterlande 1638. In England zuerst 1684. In Italien 1715. Rom, Neapel ꝛc. und ganz Sardinien kennen dergleichen Epidemien eben so wenig als Spanien. Alles dieses wird mit großer Belesenheit in der Vorrede bewiesen. Bey der Uneinigkeit der Aerzte, ob der Friesel idiopatisch, symptomatisch ꝛc. sey, läßt der V. allen Partheyen Gerechtigkeit wiederfahren, und glaubt, daß der künstliche der häufigste, der symptomatische häufig, der idiopathische selten, und der kritische am seltensten sey, und überhaupt diese Krankheit so wie eine jede andre nach individuellen Ursachen gut oder bösartig seyn könne. Der rothe und weiße Friesel ist gleich gefährlich: bey Wöchnerinnen entsteht er aus Versehen; er hält, so wie andre hitzige epidemische Krankheiten, in unsrer Luft selten die so genannten kritischen Tage. Die sicherste Crise ist ein Durchfall, da die Ursachen öfterer als man glaubt in den ersten Wegen liegt, seltner durch den Urin — zuweilen auch wohl durch einen Speichelfluß. vergl. S. 40. Von dem Einflusse der Luft auf epidemische Krankheiten umständlich. Die Landleute trugen durch ihre elende Lebensart zur Erzeugung der Krankheit nichts bey, indem sie alle, bey verschiedner Lebensart, bey Weine oder Wasser, bey weißen oder schwarzen Brode sich eben sowohl befinden. Der Westwind S. 26. oder zunehmende Mond bis Vollmond machten, daß die Kranken an den Tagen schlimmer wurden, und die Genesenden sich langsamer besserten — eine Merkwürdigkeit von der zu wünschen ist, daß man künftig eben so genau darauf achten möge. So wenig wir auch ein Mißtrauen auf seine Erfahrung setzen, so hat der V. noch zu wenig Data, als daß nicht ein Irrthum oder eine Verwechselung der Ursache zu befürchten wäre, und man schon darauf ein ganzes System bauen dürfte. Nach dem allgemeinen Umrisse des Gemähldes zeichnet der V. die Krankheit S. 28. nach einem jeden Tage mit großer Genauigkeit, davon wir hier aber keine Copie nehmen dürfen. Bey Fothergill S. 32. hätte der V. auch den Chomel sur l'espece de mal de gorge gangreneux, Par. 1749. anführen können, obgleich dieses Uebel nicht mit einem Ausschlage begleitet war. S. 26. glaubt der V. eine Aehnlichkeit seiner Epidemie mit der Viehseuche

zu finden, und scheint dem pariser Arzte Navier diesen Einfall zuzuschreiben, ohne zu wissen, daß Severinus schon diesen Gedanken gehabt, und ausdrücklich gesagt, daß vor seiner Epidemie 1618. die Viehseuche vorhergegangen. Allein ausser vielen andern sind uns doch die Einwürfe beym Chomel sehr erheblich.

Der Friesel-Ausschlag konnte nicht nur S. 44. durch gehörige Mittel ohne Schaden, sondern mit Nutzen zurückgebracht werden. Der Kranke starb oft bey der schönsten Blüthe des Friesels, und daher sind die austreibenden Mittel schädlich. Daß Hr. Br. die Säure nur ad gratam aciditatem gegeben, wundert uns, wenn es die Schwierigkeit im Schlucken nicht gehindert, mehr zu reichen. Von zu vielem Salpeter hat der V. S. 58. zuweilen einen geschwinden und tödtlichen Durchfall erfolgen gesehen. Wenn die Zugpflaster im Anfange des Uebels gebraucht wurden, so entstand allzeit weniger Ausschlag und Irrereden. Die Chinarinde war das eigentliche Gegengift, so daß keiner, von denen die sie genommen hatten, starb; (auch bey der Viehseuche übertraf sie, in Verbindung mit dem Weineßig, die Erwartung) — am besten im Decoct, sogleich im Anfange, und mit Tamarinden vermischt. Campfer war minder würksam S. 78. Wenn schon Fieber da war, war die Bräune nicht mehr zu zertheilen, und man mußte erweichende Mittel wählen. Zuletzt folgen einzelne Beobachtungen, und des V. eigne Krankheits-Geschichte, die sich gut lesen lassen. Bey der ausgebreiteten Belesenheit des V. hat es uns doch gewundert, daß Plencitz Werk und Severinus Paedanchone nicht erwähnet worden.

Sr.

Selectus medicamentorum rationalis tam simplicium quam compositorum in duas partes divisus: scripsit *Christianus Philippus Herwigius*, M. D. Sereniss. Princ. ab Hohenlohe et Waldenburg-Schillingsfürst etc. a Consiliis etc. Ienae, apud Christ. Henric. Cuno, 1771. 156 S. ohne Vorrede.

Nur zu seinem eigenen Gebrauch hatte Hr. Herwig diese Formuln zusammen getragen, wie er zu Anfange der Vorrede sagt, er habe aber nach der Zeit einigen Freunden nicht widerstehen können, welche ihn zum Abdrucke angemahnet ha-

haben. Wie vortheilhaft hätte der V. für sich und für die Welt gehandelt, wenn er diese Papiere ruhig unter seinen übrigen Papieren hätte liegen lassen, denn er wird schwerlich jemals in diesem Fache der Arzneywissenschaft ein hervorragender Schriftsteller werden. Wir wollen einige Proben von des V. Geschicklichkeit geben, um dadurch den Leser in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können. Das Büchlein ist in 2. Theile getheilet: der erste enthält die einfachen, und der zweyte die zusammengesetzten Arzneymittel. Unter den ersten trift man die von Herrn Störk brauchbar gemachten giftigen Pflanzen an, als da sind die Zeitlose, der Eisenhut, Schierling, Flammula, u. dgl. Bilsenkraut, Stechapfel, u. dgl. wer mag doch wohl dem V. den Alaun in Faulfiebern innerlich zu geben, angerathen haben? erbauliche chymische Einsichten verräth, was S. 19. vom Vitriol gesagt wird: Vitriolum, aluminis instar summum adstringens est et antisepticum. Wie Himmelweit diese beyden Körper in Ansehung ihrer Grunderden unterschieden, weis jeder Anfänger. Die Tormentille ist der Simaruba an die Seite gesetzt, und was noch ärger ist, auch der göttlichen Fieberrinde. Welche elende Einfälle! Bey der Rinde vom Roßkastanienbaume irret sich der V. sehr, denn wir haben neuere Versuche, die diesem widersprechen. Borax, Salpeter, Salmiak haben ihren Rang unter den Dissoluentibus saponaceae indolis, amaricantibus, und vom Sedlitzersalze wird gesagt: conveniunt cum eo: sal Egranum, Hildburghusense, et reliqua. Dem V. müssen einige von den fünf Sinnen stumpf geworden seyn, wenn er hier Uebereinstimmungen gefunden hat. In der Kunst Irrthümer weiter fortzupflanzen, hat der V. eine vorzügliche Gabe, wenn es S. 47. heißt: aethiops enim mineralis iners est, dieses würde ihn gewiß schwer zu beweisen seyn, und der Recensent weis viele Fälle, wo der mineralische Mohr Wunder gethan hat.

Im zweyten Kapitel hat der V. alles, was er nur habhaft werden können, zusammengehäuft, um die Bogen voll zu machen, und dem Publikum seine gelehrte Nothdurft recht weitläuftig vorzulegen. Da findet der geneigte Leser elende Zusammensetzungen von Brechpulvern, Laxier-Tränkgen, Stuhlzäpfgen rc. Wozu im dritten Kapitel die weitläuftige Beschreibung von der Bereitung des Kalchwassers? Jeder Badersgesell weis dieses.

Es eckelt uns die Unwissenheit des V. weiter zu rügen.

Phar-

Pharmacia seculo moderno accommodata Autore *Christ. Jacob. Mellin*, A. S. D. Acad. Elect. Boicae et Societat. Ducal. Jenensis Sodali. Altenburgi, ex officina Richteria, MDCCLXXII. gr. 8. 5½ Bogen.

Der V. sagt in der Vorrede, daß er sich in gegenwärtigen Werklein bemühet habe, die unnützen Mittel wegzulassen, und nur diejenigen auszuwählen, deren Kräfte durch die Kunst erprobt sind, auch diejenigen Formuln, so einer Verbesserung bedurften, zu verbessern. Die Formuln selbst, sind mit einer lobenswürdigen Kürze, welche den Engländern eigen ist, abgefaßt, und wir glauben, daß der Verfasser größtentheils die englischen Apotheker-Bücher, als die Pharmac. Londinens. und Edinburg. genutzt habe. Auch ist das nützliche aus den französischen und deutschen Dispensatorien nicht vergessen worden. Die weitschweifige Bereitung des salis sedativi Hombergii S. 65. hätte wegbleiben können, denn man gewinnt dieses Salz durch einen viel kürzern Weg. Zu der Tinctura gummi Laccae gehöret eigentlich anstatt des geflossenen Weinstein-Oels, der Alaun. Der Spiritus Cochleariae hat dieser harten Substanz wenig oder nichts an. Es wäre zu wünschen, daß der V. diese Zusammensetzungen vorhero selbsten geprüft hätte, alsdenn würde gewiß noch eine ziemliche Anzahl weggeblieben seyn. Die Proportion so er beym versüßten Salpetergeiste angegeben, ist nicht tauglich, sondern es muß ein Theil Salpetergeist auf 3 Theile Weingeist gerechnet werden. Wozu das Wachs beym Bleyweiß-Pflaster? Sehr unschicklich wird S. 56. die venedische Seife mit der Stahlfeile vermischt.

Dr.

Land-Apotheke oder Sammlung der besten Arzneyen für Menschen und Thiere. Nebst einem Anhang, von den Mitteln, Ertrunkene, Erfrorne, Erhenkte und Erstickte zu retten, von Christoph Jakob Mellin, der Arzneywissenschaft Doktor. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage, 1772. in 8. 6 Bogen.

Diese Land-Apotheke ist in dem Geschmack der vor einigen Jahren erschienenen Rosensteinischen Haus- und Reise-Apotheke geschrieben, nur mit dem Unterschiede, daß die Mittel, welche für Menschen vorgeschrieben, auch zu gleicher Zeit für die Thiere angewendet werden können. Die Absicht des V. gehet dahin, seinen Landsleuten auf den Dörfern nach Tissotischer Art einen Unterricht in die Hände zu geben, da dem Landmann ein Beystand in den Krankheiten seines Viehes, von der größten Nothwendigkeit und Wichtigkeit ist. Freylich müssen vernünftige Land-Edelleute, Pfarrer, Dorf-Barbierer u. dgl. sich die Mühe nehmen, die darinnen angezeigten Arzneyen anzuschaffen. Etwas zu kurz ist der Unterricht und die Rathschläge hin und wieder, denn was helfen dem Landmanne die Mittel, wenn er die Krankheiten nicht kennt? Hierzu gehört freylich auch das Tissotische Werk, und die Lehrbücher von der Vieharzneykunst des Prof. Erxleben, um sich die Krankheiten genau bekannt zu machen. Die Eisenfeile giebt der V. in ziemlich reichen Gaben, wir zweifeln aber sehr, ob die starke Dose 20 Gran, bis ein halb Quentchen, auf einmal und oft ist genommen worden, dieses würde der Recensent nie wagen, sondern bey ein, zwey Gran auf einmal stehen bleiben. Ein halb Quentchen rohes Antimonium, ein Schwein zu purgieren, ist viel zu wenig. Ueberhaupt scheint es, als wenn der V. viele seiner Zusammensetzungen und Rathschläge aus den Calendern geschrieben, denn viele grenzen an das Abergläubische. Man lese zum B. S. 84. nach: „daß eine „Kuh nicht verwerfen soll. Wenn sich eine Kuh belaufen hat, „so nimm Quitten, Fenchelsaamen und Feldkümmel, thue es „in ein Töpflein, geuß Wasser daran, und drey Löffel mache „auch zu Pulver die Schaale von einem Ey, da junge Hühnlein ausgekommen, thue es darunter, gieb der Kuh drey „Morgen davon zu trinken, so verwirft sie nicht.„

Aus diesem Beyspiel kann jedermann sehr deutlich sehen, daß der V. nicht den geringsten Beruf hat, sich mit der Vieh-Arzneywissenschaft abzugeben, denn die Mittel sind gar zu kläglich. Was ist das Rucken Ueberblut? Vermuthlich ein Provinzial-Ausdruck? und wenn er ja die Mittel aus einem alten Vieharzneybuche geschrieben hat, so hätte er wenigstens die aus dem 15ten Jahrhundert herstammenden Wörter weglassen sollen. Wie eckel klingt z. B. S. 81. „So ein Vieh verhexet oder vergiftet wird — was den Kühen nützlich ist, vor der Zeit ehe sie kalben — wenn die Zeit, ist das eine Kuh kälbern will u. s. w.„ Der Anhang von

Mitteln, Ertrunkene, Erfrorne, Erhenkte und Er-
ickte zu retten, ist aus der Schrift genommen, so Herr Hen-
er vor einigen Jahren, über diese Gegenstände bekannt
t.

VI.

Christoph Heinrich Schobelts, der Arzneywissen-
schaft Doktor und Praktikus zu Osterburg, Be-
schreibung der Epidemie in der Altmark im Jahr
1772. Berlin, im Verlag des Buchladens der
Realschule, 1773. in gros 8. 144 Seiten.

ie Krankheiten waren, wie fast durch ganz Deutschland, Gallen- und faulichte Fieber, mit Petechien und Friesel gesellschaftet. Im Jahr vorher, ehe diese Seuche anfieng, raf man die sogenannte Kriebelsucht in der Altenmark häufig n, welche mit Purgiermitteln, die zugleich wurmtreibende wa-en, geheilet wurde. Zu eben der Zeit fand sich auch der Krampf- und Keichhusten in diesem Bezirk ein, welcher durch en Spießglasschwefel, Brechweinstein, Ipecacuanha, Meer-wiebelhonig, Zugpflaster und dergl. sich bezwingen ließ. Die Erinnerung des Verfassers wider den Ritter Roßen von Roßenstein, diesen verdienstvollen Arzt, hätten wir erne weggewünschet; wie auch die ganze Erklärung vom ichhusten. Nicht viel besser ist es, wenn behauptet wird, aß die Materie der Blattern ursprünglich ihren Sitz im Ma-en habe.

Die Ansteckung der faulichten Fieber wird mit Beyspie-en hin und wieder dargethan, welche einige Aerzte leugnen len. Auch wird bestätigt, daß sich die Krankheit mehren-heils in den Wirthshäusern, so wie an den meisten Orten Deutschlandes, angefangen habe. Die Zeichen, woran man die Krankheit erkennen konnte, sind richtig angegeben, bis-weilen waren auch Entzündungen mit dem faulichten Fieber verbunden, und der Verfasser bemühet sich, seine Meynung durch Anmerkungen aus dem Galen, Boerhave, van Swie-, Juncker u. a. m. zu unterstützen. Freylich waren bis-len die Umstände der Krankheit bey manchen dergestalt ver-en, daß die größte Genauigkeit und Behutsamkeit des Arztes erfordert wurde, solche deutlich einzusehen. Die Ge-ste hinter den Ohren, welche zu vielen faulen Fiebern, zukommen, hat der V. nur ein einzigesmal gesehen, das

langsame Nervenfieber aber, so Herr Prof. Mayer (in seinem Abriß der Epidemie zu Jena) beschrieben, ist ihm gar nicht vorgekommen. Die weiße Farbe des Abgangs bey der Ruhr muß auch erklärt werden, wenn es heißt: Die Laugensalzige Materie wird durch die Gährung flüchtig, und giebt der Galle, wenn sie sich mit ihr vermischt, die weiße Farbe, und vermehrt ihre Schärfe, u. s. w. eine Erklärung, die wir gerne entbehrt hätten; Recens. hält dafür, daß die weiße Farbe des Abgangs bey der Ruhr größtentheils von den, durch die Schärfe abgelößten natürlichen Schleim (mucus intestinalis) in den Gedärmen herrührt. Befremdend kommt uns S. 34. des V. Ausspruch vor, „denn Gallenfieber fangen sich gewöhnlich mit Frost an, bösartige Flußfieber aber nicht; „durch den Durchlauf brechen sich oft bösartige Flußfieber, „Gallenfieber aber nicht, sondern man hat wohl eher welche „gesehen, bey denen er tödtlich gewesen ist.„ Dunkel ist uns die Erklärung der nächsten Ursach dieser Fieber S. 40. Besser dünkt uns zu seyn, wenn man weniger erklärt und definirt, aber desto mehr auf die Zeichen acht giebt. Indessen kann man dem Mißwachs der Feldfrüchte, der beständigen nassen und kalten Witterung, der Drespe, dem Brandkorn, häufigen Genuß der Fische u. d. gl. als Ursachen die häufigen Erkrankungen in der Altenmark zuschreiben. Daß alle Produkte aus dem Pflanzenreiche sich zwar, wenn sie verderben, zur Säure neigen, aber in kurzer Zeit eine laugensalzartige Natur annehmen, dieses möchte wohl ein Irrthum seyn, welcher aus unhinlänglichen Kenntnissen in der Scheidekunst abstammt. Hieher gehört auch, wenn der V. ausruft: der Himmel aber wird mich vor allen laugensalzigen Arzeneymitteln behüten. Endlich gehöret zu den Ursachen der Epidemie die öftern plötzlichen Abwechselungen der Witterung, viele Nässe, und in manchen Gegenden die Ueberschwemmungen. Das übrige übergehen wir Kürze halber. Wir kommen nun auf die Vorhersagung (prognosis) Bey dieser Gelegenheit werden diejenigen gewinnsüchtigen Aerzte mit samt der feinen Charlatanerie wacker herum genommen, welche nach der eingerissenen Gewohnheit, die mehresten Krankheiten für gefährlich ausgeben, um sich ein Ansehen zu erwerben, und eine wichtige Mine zu geben. Freylich sind Flecken und Friesel bey diesem Fieber nicht nothwendig, wenn der Arzt im Anfange der Krankheit seine Schuldigkeit gethan.

Dem Kranken im 42 §. würden die spanischen Fliegen höchst nützlich gewesen seyn, wovon der V. kein sonderlicher

Lieb-

Liebhaber zu seyn scheinet. Mit dem 47. §. fängt der V. an, die Mittel zu erzählen, wobey wir mit ihm die Uebereinstimmung vieler Aerzte bewundern, und dieses als ein Zeichen der großen Erleuchtung, welche die neuern Zeiten unserer Kunst verschaft haben, bewundern, und uns darüber freuen müssen. Ueberhaupt aber bestehet die Curart darinnen, daß wir 1) die Unreinigkeiten und den faulichten Zunder aus dem Magen und den Gedärmen durch die nächsten Wege fortschaffen, 2) der Fäulniß vermittelst darzu geschickter Mittel widerstehen, 3) die Zufälle mäßigen, und 4) den Körper wieder stärken. Chimären von Fluß- und Brustfiebern muß sich hier niemand einfallen lassen, sonsten geräth er auf Abwege. Sehr willkommen ist uns des V. Anmerkung von den gifttreibenden und bezoardischen Mitteln, als z. B. die Unwirksamkeit des schweißtreibenden Spießglases, der Krebssteine, der Bezoarpulver, und anderer dergleichen in diesen Krankheiten unnützen Dinge mehr, betreffend, welchen zuweilen nach den Vorschriften der Aerzte aus der Schule des G. E. Stahls und Junckers ein oder der andere Gran Cascarillenextrakt beygemischt wird. Aehnliche Gedanken äussert schon vorher der D. Buchholz in Weimar (in seiner Nachricht von dem herrschenden Fleck- und Friesel-Fieber, Weimar, 1772.) wenn er einem Aufsatze des Physikus, D. Rost in Rudolstadt, (S. 45.) entgegen arbeitet, und sich folgendermaßen darüber heraus lässet: „an diesen herrlichen Mitteln werden die Kranken rasch dahin sterben, zumal wenn der Verfasser glaubt, daß die Flecken nothwendig wären, und deswegen rücken müßten, hier wird gewiß die Fäulniß eher vermehret, als vermindert.„ Mehreres mögen die Aerzte, so dergleichen Mittel in faulichten Fiebern verordnen, in *Balthasar Ludwig Tralles* exam. rigorof. virium quae terreis remediis gratis hactenus adscriptae sunt etc. Uratislav. et Lipsiae apud Michaelem Hubertum 1740. in gros 4.) nachlesen. Auch der Salpeter gehöret in diesen Krankheiten unter die schädlichen Mittel. Wunderessenzen, gifttreibende und Lebenstinkturen mit Weingeiste verfertiget, u. a. m. gehören mit unter die tödtenden Gifte, welche hier durchaus nicht angepaßt sind, obgleich unsere Vorfahren und noch heutiges Tages öffentliche Lehrer der A. W. auf hohen Schulen dergleichen unnützes Geschmiere mit allen Eifer verordnen. Freylich sahen dergl. Aerzte immer Friesel, wo ausserdem keine entstanden wären, und gegen diese scheinet hauptsächlich Herr *de Haen* nicht die vortheilhafteste Meynung zu äussern, und sie Frieselmacher zu nennen.

Eben die gleiche Beschaffenheit hat es mit den hitzigen purgierenden Mitteln, als z. B. dem Jalappenharze, der Gumini Gutta u. dergl. m. Wunderbar ist es indessen doch, daß der V. immer und bey aller Gelegenheit über falsches Verfahren ungeschickter Barbierer klagt, und nicht vermittelst obrigkeitl. Hülfe diesem Uebel Einhalt gethan hat. Besser wäre es freylich gewesen, wenn der V. gleich im Anfange der Epidemie, den Barbierern in dem ihm anvertrauten Kreise, von denen er nicht die besten Einsichten glaubte, allgemeine Vorschriften gegeben hätte, wie es an andern Orten Deutschlands üblich war. Die Aderlässe schadete größtentheils beym Faulfieber, besonders aber wenn dieser Handgriff bey der Höhe des Fiebers angewendet wurde, so erfolgten gemeiniglich gesunkener Puls und Irrereden mit der größten Lebensgefahr, wie Monro, Pringle, Huxham, Lind, Brockles, Meyer, Hirschel, Buchholz u. a. m. beobachtet haben. Eben so wenig steuren die Aderlässen das Nasenbluten, welches bey der Höhe dieses Fiebers oft hervorbringt. Die Ruhrwurzel (Ipecacuanha) wurde für das sicherste Ausführungsmittel gehalten. Den Tadel (S. 97.) diesen so harten menschenfeindlichen Spott, wünschten wir durchaus weg, denn was konnte dieser wackere Arzt besseres anpreisen, als Tissot de Febribus biliosis? ob der Verfasser ohne den Tissot die Gallen- und faulichten Fieber so genau erkannt haben würde, ist würklich eine schwere Frage? (S. 85.) wird ganz recht gesagt, daß nach vollbrachter Würkung des Brechmittels ein schweißtreibendes Verhalten heilsam sey. Und hierinnen hat der Verfasser schon Pringle zum Vorgänger. Doch würde Recens. niemals Jalappenharz verschreiben, sondern lieber bittre Salze oder Tamarinden in gnugsamer Menge verordnen, und wozu eine Dose balsamische Pillen? Weinsteinrahm, saure Geister, Campfer, versüßte Geister, Fieberrinde, Meerzwiebelhonig, Spießglasschwefel, und dergl. mehr werden nach den besondern Indicationen hier erzählet. Ganz recht sagt der Verfasser, daß 1) der Grund des Uebels im Magen und Gedärmen sitze, und heraus geschaft, und 2) daß die Fäulniß sowol in den Gedärmen, als im Blute gehoben werden müsse. Dieses sagt der Verfasser blos dem gemeinen Volke, und dem Landmanne, um die Curart nicht widersinnig durch Aderlassen und schweißtreibende Mittel anzufangen. Das historische von der Epidemie übergehen wir, um nicht weitläuftig zu werden, denn dieses ist schon bekannt gnug. Etwas von denen, auf diese Fleck- und Frieselfieber folgenden Wechselfiebern ist noch mit angehängt.

Dr.

Herrn

Herrn Lebret, Accoucheur bey der Madame la Dauphine, Kunst der Geburtshülfe, nach den Gesetzen der Bewegung und Naturlehre. Aus dem Französischen übersetzt von D. Christian Friedrich Held, der Entbindungskunst in der Herrschaft Gera verordnetem Arzte. Gera und Leipzig, bey Henr. Gottl. Rothen; 1772. 8. 336 Seiten, ohne Zueignung und Vorbericht.

Nicht alle Uebersetzungen aus dem Französischen sind nöthig, nicht alle sind nützlich, nicht alle sind gut. Von der gegenwärtigen liesse sich fast das Gegentheil von allem sagen, wenn wir nicht jetzt schon eine deutsche Urschrift in diesem Fache aufzuweisen hätten, und der Uebersetzer den Sinn seines Schriftstellers aller Orten genau genug getroffen hätte. Wir berufen uns in diesem Stücke unter andern auf die §. §. 559. 563. 572. 617. 631. 654. 721. ꝛc. in Vergleichung mit der Urschrift. Ueberdas befleißigen sich zwar die Deutschen der französischen Litteratur rühmlicherweise auch besser, als die Franzosen der Deutschen, und daher war dies vortrefliche Werk des Herrn Lebrets, seit der zweyten und dritten Ausgabe von den Jahren 1761. und 1766. (denn die erste Ausgabe vom Jahr 1753. war lediglich den Zuhörern dieses unvergleichlichen Lehrers gewidmet) schon in unserm Besitze; dennoch können wir der Mühe des Uebersetzers, einen solchen claßischen Schriftsteller, der sich unstreitig in seinem einzeln Leben um die Entbindungskunst ungleich verdienter gemacht hat, als fast unzählig andere zusammengenommen, in Jahrhunderten vor ihm, gemeinnütziger gemacht haben, unsern Beyfall und Dank nicht allerdings versagen. Das ist doch noch der Zeit und der Mühe werth, zu übersetzen? Wir setzen das Original als hinreichend bekannt, zum voraus, und begnügen uns mit der bloßen Anzeige der deutschen Uebersetzung eines so beliebten Werks um so mehr, als denen, die der französischen Sprache nicht kundig sind, vermuthlich am Buche selbst mehr, als an der Recension desselben gelegen seyn wird. Aber Hr. Alix, dessen wir uns hier bey der jämmerlichen Palinodie unsrer Recension, oder vielmehr bey dem kläglichen Kindergeschrey, welches er im 85. Stück der Erfurtischen gelehrten Zeitung v. J., über die Berliner Bibliothek (s. des 17. B. 1. St.) anstimmt, nothwendig erinnern müssen, wie sieht es darum aus? Der verdiente wohl eine doppelte Recension, eine solche Züchtigung, damit sich die ganze gelehrte Welt vor seiner schlecht, statt

kurzgefaßten Anweisung zur Hebammenkunst, als vor einem Gardefou in der Entbindungskunst hüten möchte. So könnten wir sie würklich mit ungleich mehrerm Rechte, als ehemals Mauriceau eine umgetaufte Schrift des Peu's nannte, betiteln. Wir sind in der That so mitleidig als vernünftig mit Hrn. Alix zu Rath gegangen, um zu sehen, ob dem armen Tropfen je etwa zu wehe gethan wäre? und in diesem Falle hätte es uns, wie billig, auf etliche Zuckerbrödchen, um ihn zu beschwichtigen, würklich nicht ankommen sollen. Aber wir haben ihn gewogen und zu leicht befunden. Wir halten daher im Gegentheil dafür, daß dieser Knabe in der Entbindungskunst doppelter Streiche, unser Recensent aber seiner Genugthuung werth sey. Denn H. A. muß wissen, daß er sich, besonders mit seinen muthwillig beliebten, für das jetzige Zeitalter dieser Wissenschaft allzu jugendlichen, ihm so nöthig geschienenen Zusätzen in ein viel zu ernsthaftes, das Leben und den Tod der Menschen nur allzu offenbar intereßirendes Feld, worinnen grobe, dem menschlichen Geschlechte höchst nachtheilige Fehler, Gewissenshalber nicht ungezüchtiget hingehen können noch dürfen, zu seiner wohlverdienten Schande gewagt hat. Warum ließ er nicht wenigstens Hrn. Taulins Buch lieber so schlecht, als es war? und wir müssen es gestehen, es ist schlecht, recht schlecht: Nicht die ersten sechs Zeilen haben ihre Tüchtigkeit; die folgenden sechs Linien noch weniger, u. s. w. Und dies möchte schon manchen abschrecken, weiter fortzulesen. (Dadurch wird dem Hrn. Taulin von seinen Verdiensten in andern Fächern der Medicin nichts entzogen.) Wahrhaftig! nicht alles, was Französisch ist, ist gut! und wir wollen uns deswegen auch nicht länger bey ihm aufhalten. Aber, warum mußte denn Hr. Alix das Buch durch seinen elenden Witz noch mehr verhudeln? Die unglückliche Anmerkung zum Capitel von der schiefen Lage der Gebährmutter (Seit. 78.) ist und bleibt, (um die Dürftigkeit aller andern zu verschweigen) der ewige Schandfleck unsrer Zeit, und eine Klippe, woran Hr. Alix, der zuvor eingeschränkte Fähigkeit genug, blödsinnige Beurtheilungskraft in Menge, schwankende Erfahrung und kurzsichtigen Observationsgeist ohne Maas und Ziel, mit einem Worte die tiefste Unwissenheit in der Geburtshülfe nicht undeutlich zu erkennen gegeben, scheitert. Wir wissen nicht mehr als einen Rath, für dessen Ausschlag wir jedoch nicht einmal Bürge seyn wollen, für ihn: Er nehme die Schriften des Hrn. Lebrets unter den Arm, und gehe damit zur Schule.

Im.

Der Chursächsische Land-Physikus. Eine medicinisch-physikalische Monatsschrift zum Besten des Landmannes, des Hauswirths, und jeder anderen unmedicinischer Leser, unter der Direktion des D. Friedrich August Weiz veranstaltet. Erstes Jahr auf Kosten des in Naumburg diesfalls errichteten Comtoirs, 1771. 12 Bogen in gr. 8.

Eben dieses vor das Jahr 1772. Zweyter Jahrgang.

Abermalen eine medicinische Monatschrift für Menschen und Vieh. Jeden Monat in diesen obbenannten Jahren ist ein Bogen ausgegeben worden, um nach Art der Unzer, Rosensteine, Baldinger die Landleute von Vorurtheilen zu heilen, und bey gefährlichen Fällen sich selbsten und dem Viehe geschwinde Hülfe verschaffen zu können. Wir zweifeln übrigens sehr, ob Hr. W. mit gegenwärtigen Bogen vielen Nutzen stiften werde, denn mit dem Bauer muß man nicht in Paragraphen reden.

Dr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti, an Herrn Friedrich Wilhelm Gotter, Archivarius zu Gotha. Leipzig, bey Müllern, 1773. 4½ Bogen in 8.

Diese kleine Schrift ist nicht sowol Kritick, als Lob und Rechtfertigung des neuesten Leßingischen Trauerspiels. Der Anfang betrift die rasche That des Vaters, und so gut wir auch alles das finden, was der Verfasser für dieselbe gesagt hat, so glauben wir doch, daß sich alle die Einwendungen dawider am besten durch die Vorstellung zurückweisen lassen, wie ungereimt es sey, eine That, die offenbar durch aufgebrachte Leidenschaft und eigenthümliche Hitze des Charakters motivirt ist, mit kaltem Blute beleuchten, und ihre Triebfedern in Ueberlegung und Besonnenheit aufsuchen zu wollen. S. 16. möchten wir noch hinzusetzen, daß der Zug, den uns die Scene

mit dem Kamillo Rota von dem Charakter des Prinzen giebt, desto wichtiger ist, da er uns von dem künftigen Verhalten desselben, von der Hef'igkeit seiner Leidenschaft, und seiner Fähigkeit, zu ihrer Befriedigung alles zu wagen, eine so überzeugende Vermuthung giebt. Die kleine Scene ist nicht blos für sich lehrreich und schön; sie ist es noch weit mehr, in Verbindung mit dem ganzen übrigen Stücke, und nichts weniger, als episodisch. Sonst enthält dieser kleine Aufsatz manche gute Bemerkungen, die freylich wenig Feines oder Tiefgeschöpftes haben, aber doch manchen achtlosen Leser oder Zuschauer auf die rechte Spur bringen können. Die angehängten Briefe aus der neuern Hamburgischen Zeitung über Lessings Trauerspiel, haben uns gleich bey ihrer ersten Erscheinung nicht sehr erbaut; ihr Verfasser scheint bey allen seinen Einwendungen selbst nicht zu wissen, wo hinaus, und überhaupt von einer gesunden, gründlichen Kritick noch zu wenig genährt zu seyn. Sehr falsch, wenn man, wie es itzt Mode wird, glaubt, daß mit einer sonderbaren und humoristischen Schreibart alles gethan sey!

Dz.

Spanisches Theater. Aus dem Französischen übersetzt. Braunschweig, in der Waisenhaus Buchhandlung, 1770. 71. 3 Theile gr. 8. 2 Alph. 7 Bog.

Des Uebersetzers Gründe für sein Unternehmen aus dem Französischen übersetzte Lustspiele der Spanier zu liefern, sind so gut als gar keine. Wir können dies Werk so wenig als eine Bereicherung unsrer Bühne ansehen, als es zur genauen Kenntniß des spanischen Theaters tauget, das freylich wegen seiner Lustspiele bekannter zu seyn verdiente, als es ist. Für unsre Bühne möchte wohl nichts damit gethan seyn, weil wir Deutschen schwerlich an so weit getriebenen vielfachen Verwickelungen Geschmack finden können, da uns schon die Intriguen der englischen Lustspiele nicht einfach genug sind. Ausserdem sind die Sitten, worauf sich alle diese Stücke gründen, zu weit von den unsrigen entfernt, daher die Charaktere zu sehr verdunkelt werden, und uns weniger wahrscheinlich vorkommen, als daß man diesen Komödien vielen Beyfall, auf unserm Theater versprechen könnte. Auch ist dieser Beyfall den die ackermannische Gesellschaft damit erhalten haben soll, schon wieder verschwunden. Sodann wird man auch keine richtige

Kennt-

Kenntniß des spanischen Theaters hieraus erhalten; dazu ist die französische Uebersetzung zu frey, zu sehr nach dem Nationalgeschmacke des Uebersetzers und zu nachläßig. Wir wünschen, daß geschickte Leute sich nicht durch diese zu voreilige Arbeit unsers dienstfertigen Landsmannes gehindert finden, und die besten Schauspiele der Spanier aus den Originalen, unmittelbar verdeutscht zu liefern, oder noch besser, im Originale selbst neu auflegen zu lassen, wie Hr. Prof. Dieze schon vorlängst versprochen hat.

Gegenwärtige drey Bände enthalten 12. Lustspiele, worunter mehrere von Calderon, von Lopez de Vega, und Moreto, einzelne aber von Candamo, und Matos Fragoso sind; wovon die des Calderon und Lopez das meiste Genie zeigen, die von Moreto aber am beßten ausgearbeitet sind.

Wir wollen zur Probe einen Band (den zweyten) genauer durchgehen. Er enthält drey Stücke von Moreto und eines von Calderon. Alle haben die einförmige Idee, daß ein Vater oder Bruder, der ein Frauenzimmer bewacht, durch eine Intrigue hinters Licht geführt wird, und daß sich das Stück plötzlich zum Besten aller Intressenten wendet. Bestimmte ausgezeichnete Charaktere und feste Gesinnungen findet man gar nicht. Die Sitten sind altspanisch und romanhaft. Der Dialog ist, sonderlich in des Moreto Stücken, wo ihn nicht die Uebersetzer verdorben haben, natürlich und leicht. Die Intrigue ist der Hauptvorzug dieser Stücke; ihre Handlung ist lebhaft und stets in Bewegung und in derselben steckt das Komische, welches sich nur selten in witzigen Einfällen und Reden äussert. In Calderons Komödie: Die Liebe versteht keinen Spaß, soll der Charakter eines gelehrten Frauenzimmers vorkommen, welcher aber schlecht ausgeführt wird. Beatrix legt ihren Fehler sogleich ab, so bald man sie daran erinnert, und zwar schon im Anfange des Stücks. Die Auflösung ist gewaltsam und mehreres unwahrscheinlich. In der unmöglichen Sache (neimlich ein Frauenzimmer zu bewachen) machen die Schliche eines Bedienten, der Scapin gleicht alles aus. Nur sollte der Dichter es wahrscheinlicher gemacht haben, daß D. Pedro so gröblich von ihm hintergangen wird. Die Moral des Stücks wird den Zuschauern auch auf gut goldonisch immer vorgepredigt. Das Lustspiel: Gelegenheit macht Diebe, hat eine vortreflich ersonnene und fein in sich verwickelte Intrigue, die aber ein Zuschauer wohl nicht gleich verstehen möchte. Sie hat etwas ähnliches mit der in Regnards Menechmen, aber ist weit natürlicher. Alles entsteht ganz

ungesucht aus der Verwechselung des Felleisens zweyer Reisenden. Die Aehnlichkeit ist das schlechteste Stück von allen. Wiederum findet man hier Menechmen; aber die daraus entstehende Verwirrung mußte natürlicher Weise eher gehoben werden, als es hier geschieht, wenn nicht das Bedürfniß des Dichters drey Akte erfordert hätte. Die vorläufige Erzählung in einer eingeschalteten Anrede des Bedienten an die Zuschauer ist auch dürftig.

Der deutsche Uebersetzer rüget einmal die allerdings sichtbare Nachläßigkeit des Franzosen; und er selbst nahm sich doch nicht so viel Zeit, daß er einige zu singende Sonette und Lieder in Verse brachte, oder wenn er so viel nicht verstund, sie von einem andern versificiren ließ. Sonst ist seine Uebersetzung ziemlich fliessend, aber auch nachläßig.

Br.

Beytrag zum spanischen Theater. Hamburg und Riga, 1771. 8 Bogen.

Enthält dem beschwerlichen Narrn, ein Lustspiel von Antonio de Solis, und die Melonen, die armen Teufel, die Pfannkuchen, und die Reliquie, vier kleine Nachspiele von Ungenannten, alle aus Linguets (nicht Luigvets, wie hier steht) Sammlung. Ohne Zweifel dachte der Uebersetzer, es sey ein wichtiger Verlust, wenn diese in dem spanischen Theater, das zu Braunschweig herauskömmt, übergangenen Stücke, nicht sollten übersetzt werden. Das erste von Solis ist auch ein ganz gutes Stück mit einer dreyfachen Intrigue nach spanischer wunderbarer Art. Der Charakter des Don Cosme ist belustigend genug. Die vier Nachspiele aber hätten mögen unübersetzt bleiben. Die Melone ist elend, ohne Plan; die armen Teufel haben eine Idee mit dem Soldat magicien, mit einer etwas kühnern Verwickelung; aber die Auflösung ist nur halb. Die übrige zwey Stücke sind nichts werth.

Ok.

Des Herrn Abt Peter Metastasio dramatische Gedichte, aus dem Italienischen übersetzt. Dritter Band. Vierter Band, 1772. Fünfter Band, 1773. Frankf. und Leipz. zu finden in der Kraussischen Buchh. in Wien, 3 Alph. 1 Bogen in 8.

Ohne

Ohne uns auf dasjenige einzulassen, was der Uebersetzer in der Vorrede des Vten Bandes gegen die Kritick dieser Bibliothek über den ersten Band seiner Uebersetzung erinnert, müssen wir ihm offenherzig sagen, daß der damalige Recensent ihn noch viel zu säuberlich behandelt hat, und daß er den Dichter, der leider unter uns dies Schicksal schon so oft in den Opernbüchern Stückweise hat erfahren müssen, nun im Ganzen so jämmerlich zerrt, mißhandelt und veränstaltet, daß man einem solchen Verfahren nicht ohne den äussersten Unwillen zusehen kann, seine Gönner und Freunde, worauf er sich einmal über das andre beruft, mögen auch noch so sehr ihr Wohlgefallen daran haben. Darf der Mann sich für den Dollmetscher eines Metastasio ausgeben, der z. E. in einem Duett der Oper Antigono, die schönen Worte:

Io la vostra intendo, oh Dei,
Nella mia felicità!

zu übersetzen fähig ist:

Indem daß ich mein Heil betracht,
O Götter! euers ich eracht!

oder folgende Arie im Regulus:

Ah se ancor mia tu sei,
Come trovar si poco
Sai negli sguardi miei
Quel, ch'io non posso dir!

Io, che nel tuo bel foco
Sempre fedel m'accendo,
Mille segreti intendo
Cara, da un tuo sospir.

so albern travestirt:

Ach wenn du noch die Meine bist,
Wie daß es dir nicht möglich ist,
Aus meinen Blicken zu ergründen,
Was nicht in meinem Mund zu finden!
Ich, o den für dich die Liebesmacht
In Brand, Geliebte, hat gebracht,
Aus deinen Seufzern auch von weiten
Verstehe tausend Heimlichkeiten.

Die

Die Prose der Recitative ist verhältnißmäßig eben so schlecht, als die Poesie der Arien. Und eine solche von der Hand geschlagne Arbeit hätte dem Uebersetzer, wie er versichert, so viel Mühe und Schweiß gekostet?

Multum sudat, frustraque laborat!

Mo.

Moralische und satyrische Versuche. Leipzig und Zelle, bey Runge, 1771. 1 Alph. 8 Bogen.

Der Verfasser hat einige Anlage zum satyrischen Schriftsteller, aber auch nur einige. Er weis die Fehler der Menschen aus allerley Klassen zu bemerken, und ihre lächerliche Seite auswärts zu kehren; aber er stellt sie zu wenig ins Licht, seine Schilderungen sind zwar mannichfaltig aber nicht hervorstechend genug. Sein Witz ist zu wenig unterhaltend, nicht scharf genug und seine Schreibart schleppend. Vor allen fehlt es ihm an dem Talente, der Satyre ein neues Kleid zu geben. Er tritt im Alltagsrocke auf, und es fehlt ihm an Erfindungskraft, ihm bald diesen bald jenen neuen gefälligen Putz anzulegen. Die ernsthaften moralischen Abhandlungen gefallen uns auch nur Stellenweise; wir vermissen einen philosophischen Betrachtungsgeist und wünschten, der V. hätte mehr Leben in seine Schreibart gebracht.

Ok.

Der Hypochondrist, eine holsteinische Wochenschrift von Herrn Zacharias Jeonstrup. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Bremen und Schleswig, bey Cramer, 1771. 2 Theile, 2 Alph. 2 Bogen 8.

Ueberhaupt von dieser Wochenschrift zu reden, halten wir nicht für nöthig. Man weis schon, daß sie unter den deutschen diejenige ist, welche die meiste Laune hat und dem angenommenen Charakter vorzüglich getreu bleibet. Auch in der Art der Einkleidung hat sie mehr Neuheit und Mannichfaltigkeit als ihre besten Vorgänger.

Wir wollen vornemlich von dieser neuen Auflage reden. In Ansehung der Verbesserungen sind die Verfasser sehr glücklich gewesen. Einige Stücke, die zum Ganzen nicht recht paßten oder nicht von vorzüglichem Werthe waren, sind ganz ver-

verworfen worden. Wir würden einige poetische mit *) bezeichnete Stücke herauswünschen, wovon der Herausgeber selbst eingesteht, daß sie hier nicht am rechten Orte stehen; aber was hülfe es? wider besser Wissen hat er sie beybehalten, und wehe dem Journalisten der es tadelte! Wir müssen also einige Oden und Idyllen vortreflich finden, die wir sonst nur gut gefunden hätten. Paßionsbetrachtungen; von der Wirkung der Religion auf das Herz eines Regenten und Helden; ein Gespräch über die Liebe zum Vaterlande, worinn sehr wenig gesagt war, und eine mathematische Abhandlung, welche ehedem den sonderbaren Schluß dieser Wochenschrift machte. In den beybehaltenen Stücken ist manches in Ansehung der Schreibart verbessert, einige Gedanken weiter ausgeführt, und verschiedentlich die Satyre treffender gemacht worden. Noch immer ist noch zu viel Lokales übrig geblieben, welches, wie uns deucht, nunmehr wegfallen sollte, da diese Schrift nicht mehr Stückweise in Holstein ausgegeben, sondern gleich ganz Deutschland von der Messe aus zugeführt wird. Auch glauben wir, es scheine zu sehr durch, daß ein Gelehrter sie schrieb. Die Satyre sonderlich trift zu sehr die Klasse woraus der Verfasser war; viele Anspielungen sind nur ihr verständlich. Zwar hat die Satyre auf die neuren elenden Dichter viel Treffendes und meistens eine neue Wendung; aber wer mit den Gegenständen derselben nicht bekannt ist, wird ihre Schönheiten nur halb empfinden; daß doch unsre besten satyrischen Schriftsteller so wenig sich auf die Lächerlichkeiten der übrigen Welt einlassen wollen! Dies gilt vornemlich von den neu hinzugekommenen Stücken. In diesen hat auch die Schreibart manchmal ein gewisses ängstliches geheimnißvolles Wesen, doch nicht in dem Grade, wie es in den Briefen über die Merkwürdigkeiten aus der Litteratur herrschte. Die neuen Stücke sind folgende: die Betrachtung über die Nervenkrankheiten, gilt den elenden Dichtern der neuesten Zeiten. Ueberaus witzig erzählt der V. die Zufälle, welche sie auf allerhand empfindliche Leser hervorbringen und die Vorlesungen aus andern schlechten Schriftstellern, womit dergleichen Zufälle curirt werden, sind (einige zu provinzielle veraltete Dunse ausgenommen) sehr gut ausgesucht. Nur ist das Lächerliche darinn gewiß für die meisten Leser zu fein. Die Kur an einem Frauenzimmer mit Hudemanns Iphigenia, welche auf acht Seiten erzählt wird, und wobey der Arzt fast die Bewegung jedes Muskels der Kranken bemerkt, ist allzulangweilig. Die Reisebeschreibung des Hrn. von Schnwolitz ist nun mit einigen

komiſchen Gedichten untermiſcht; Die moderniſirte O Horaz (1 B. 160.) iſt ſehr drolligt.

O Schönſte! ſchöner als Cythere!
Schilt deine Roſenlippe noch?
Gieb nur (o daß es nie von mir geſungen wäre!)
Gieb das verwünſchte Lied dem Schneider oder Koch,
Daß in der Werkſtatt es die Scheere
Und auf dem Heerd, der immer fürſtlich roch,
Am Schenkel des Faſans, das Feuer es verzehre.

— —

Im Scherz ſchuf Jupiter das zärtliche Geſchlecht:
Nicht ſelten hat es ſich gerächt.
Es gab der helle Reitz dem buhleriſchen Wangen,
Den Augen ſeiner Blitze Glut,
Dem kleinen Kopf den Witz der Schlangen,
Der Bruſt des Häschens ſchwachen Muth,
Dem zarten Mund des Löwen Wuth.

Das litthiniſche Bino S. 118. kennt man ſchon aus den Literaturbriefen. Hier iſt es nach der Melodie eines alten Gaſſenliedes niedlich verſificirt.

Ich hab itzt aufgeſagt
Mei'm Mütterlein
Itzt in der Hitz ÷
Des Sommerlein
Such Mütterlein, dir nur
Ein Spinnerlein
Spinnerlein klein ÷
Und Werberlein

Doch man muß es ganz leſen, um dieſe gefällige Tändeley recht ſchön zu finden. Swifts ſatyriſche Kantate auf die Muſick iſt vortreflich überſetzt, nur glauben wir nicht, daß die Kompoſition die in Swifts Werken davon ſteht, D. Arne zum V. habe. Wenigſtens lieſſe ſich eine viel ſatyriſchere dazu ſetzen.

Andante.

— Pegaſus rennt ſeine Bah

Alle-

Allegro.

Sanft gallopirend Bergan

Andante.

Sanft bald im Paß mit leichten Huf
Bald Cavalcaden tanzend Bergab
Bergab, Bergan, Bergüber.

Allegro.

Nie rennt er je Bergan, Bergab
Im rumpelnden, rumpelnden, rumpelnden Trab u. s. w.

Das Gedicht der sterbende Euphenon und seine Cynthia. S. 210. hat eine viel besser passende Wendung bekommen. Hier thut erst des Pathos die rechte komische Wirkung. Die neue Wendung ist dem Motto aus dem Sophocles gleich

Παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ.

Das zehnte Stück ist eine schöne Uebersetzung einiger sehr launigten Scenen aus Ben Johnson, die eine kleine Komödie vor sich ausmachen, deren Auflösung unerwartet ist.

Im dreyzehnten Stücke stehn Klopstocks zwey Oden auf den Eislauf mit einer zu dieser ersten Bekanntmachung derselben gehörigen Einleitung. Sie werden bey der Anzeige seiner Oden vorkommen.

Im zweyten Bande sind die Tischreden Ohluf Jernstrup neu. Man wird solche sehr unterhaltend und voll feiner Ironie finden. Das vier und zwanzigste Stücke enthält ein launigtes Hochgericht über den Hypochondristen, und einen Auszug nach einem dialogischen Plane aus Gays Three Hours after Marriage. Man sollte sich von dem V. dieses Auszugs eine Uebersetzung von mehrern dergleichen Stücken ausbitten; noch haben wir keine Komödie so glücklich übersetzt gefunden. Gay's Vorbericht zum Wath d'ye Call it. Die Gesetze der gelehrten Republick im 26. Stücke sind gleichfalls ein neuer Zusatz, und enthalten treffenden Spott in einen ganz originalen Kleide. Die Gesetze, Strafen und Belohnungen verdienten allgemein angenommen zu werden. Wir wollen einige Gesetze, unsre Sprache betreffend, mittheilen.

I.

„Wer römisch schreibt (die bekannten Nothdürften ausgenommen) wird so lange Landes verwiesen, bis er etwas in

ungesucht aus der Verwechselung des Felleisens zweyer Reisenden. Die Aehnlichkeit ist das schlechteste Stück von allen. Wiederum findet man hier Menechmen; aber die daraus entstehende Verwirrung mußte natürlicher Weise eher gehoben werden, als es hier geschieht, wenn nicht das Bedürfniß des Dichters drey Akte erfordert hätte. Die vorläufige Erzählung in einer eingeschalteten Anrede des Bedienten an die Zuschauer ist auch dürftig.

Der deutsche Uebersetzer rüget einmal die allerdings sichtbare Nachläßigkeit des Franzosen; und er selbst nahm sich doch nicht so viel Zeit, daß er einige zu singende Sonette und Lieder in Verse brachte, oder wenn er so viel nicht verstund, sie von einem andern versificiren ließ. Sonst ist seine Uebersetzung ziemlich fliessend, aber auch nachläßig.

Br.

Beytrag zum spanischen Theater. Hamburg und Riga, 1771. 8 Bogen.

Enthält dem beschwerlichen Narrn, ein Lustspiel von Antonio de Solis, und die Melonen, die armen Teufel, die Pfannkuchen, und die Reliquie, vier kleine Nachspiele von Ungenannten, alle aus Linguets (nicht Luigvets, wie hier steht) Sammlung. Ohne Zweifel dachte der Uebersetzer, es sey ein wichtiger Verlust, wenn diese in dem spanischen Theater, das zu Braunschweig herauskömmt, übergangenen Stücke, nicht sollten übersetzt werden. Das erste von Solis ist auch ein ganz gutes Stück mit einer dreyfachen Intrigue nach spanischer wunderbarer Art. Der Charakter des Don Cosme ist belustigend genug. Die vier Nachspiele aber hätten mögen unübersetzt bleiben. Die Melone ist elend, ohne Plan; die armen Teufel haben eine Idee mit dem Soldat magicien, mit einer etwas kühnern Verwickelung; aber die Auflösung ist nur halb. Die übrige zwey Stücke sind nichts werth.

Ok.

Des Herrn Abt Peter Metastasio dramatische Gedichte, aus dem Italienischen übersetzt. Dritter Band. Vierter Band, 1772. Fünfter Band, 1773. Frankf. und Leipz. zu finden in der Kraußischen Buchh. in Wien, 3 Alph. 1 Bogen in 8.

Ohne

Ohne uns auf dasjenige einzulassen, was der Uebersetzer in der Vorrede des Vten Bandes gegen die Kritick dieser Bibliothek über den ersten Band seiner Uebersetzung erinnert, müssen wir ihm offenherzig sagen, daß der damalige Recensent ihn noch viel zu säuberlich behandelt hat, und daß er den Dichter, der leider unter uns dies Schicksal schon so oft in den Opernbüchern Stückweise hat erfahren müssen, nun im Ganzen so jämmerlich zerrt, mißhandelt und verunstaltet, daß man einem solchen Verfahren nicht ohne den äussersten Unwillen zusehen kann, seine Gönner und Freunde, worauf er sich einmal über das andre beruft, mögen auch noch so sehr ihr Wohlgefallen daran haben. Darf der Mann sich für den Dollmetscher eines Metastasio ausgeben, der z. E. in einem Duett der Oper Antigono, die schönen Worte:

> Io la vostra intendo, oh Dei,
> Nella mia felicità!

zu übersetzen fähig ist:

> Indem daß ich mein Heil betracht,
> O Götter! euers ich eracht!

oder folgende Arie im Regulus:

> Ah se ancor mia tu sei,
> Come trovar si poco
> Sai negli sguardi miei
> Quel, ch'io non posso dir!
>
> Io, che nel tuo bel foco
> Sempre fedel m'accendo,
> Mille segreti intendo
> Cara, da un tuo sospir.

so albern travestirt:

> Ach wenn du noch die Meine bist,
> Wie daß es dir nicht möglich ist,
> Aus meinen Blicken zu ergründen,
> Was nicht in meinem Mund zu finden!
> Ich, o den für dich die Liebesmacht
> In Brand, Geliebte, hat gebracht,
> Aus deinen Seufzern auch von weiten
> Versteh tausend Heimlichkeiten.

Die Prose der Recitative ist verhältnißmäßig eben so schlecht, als die Poesie der Arien. Und eine solche von der Hand geschlagne Arbeit hätte dem Uebersetzer, wie er versichert, so viel Mühe und Schweiß gekostet?

Multum sudat, frustraque laborat!

Mo.

Moralische und satyrische Versuche. Leipzig und Zelle, bey Runge, 1771. 1 Alph. 8 Bogen.

Der Verfasser hat einige Anlage zum satyrischen Schrift ler, aber auch nur einige. Er weis die Fehler Menschen aus allerley Klassen zu bemerken, und ihre l liche Seite auswärts zu kehren; aber er stellt sie ins Licht, seine Schilderungen sind zwar mannichfai a nicht hervorstechend genug. Sein Witz ist zu wenig haltend, nicht scharf genug und seine Schreibart | Vor allen fehlt es ihm an dem Talente, der Satyre Kleid zu geben. Er tritt im Alltagsrocke auf, und ihm an Erfindungskraft, ihm bald diesen bald jenen fälligen Putz anzulegen. Die ernsthaften mor lungen gefallen uns auch nur Stellenweise; m philosophischen Betrachtungsgeist und wün en, mehr Leben in seine Schreibart gebracht.

Ok.

Der Hypochondrist, eine holsteinische Wochenschrift von Herrn Zacharias Jeonstrup. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Bremen und Schleswig, bey Cramer, 1771. 2 Theile, 2 Alph. 2 Bogen 8.

Ueberhaupt von dieser Wochenschrift zu reden, halten wir nicht für nöthig. Man weis schon, daß sie unter den deutschen diejenige ist, welche die meiste Laune hat und dem angenommenen Charakter vorzüglich getreu bleibet. Auch in der Art der Einkleidung hat sie mehr Neuheit und Mannichfaltigkeit als ihre besten Vorgänger.

Wir wollen vornemlich von dieser neuen Auflage reden. In Ansehung der Verbesserungen sind die Verfasser sehr glücklich gewesen. Einige Stücke, die zum Ganzen nicht recht paßten oder nicht von vorzüglichen Werthe waren, sind ganz

verworfen worden. Wir würden einige poetische mit *) bezeichnete Stücke herauswünschen, wovon der Herausgeber selbst eingesteht, daß sie hier nicht am rechten Orte stehen; aber was hülfe es? wider besser Wissen hat er sie beybehalten, und wehe dem Journalisten der es tadelte! Wir müssen also einige Oden und Idyllen vortreflich finden, die wir sonst nur gut gefunden hätten. Paßionsbetrachtungen; von der Wirkung der Religion auf das Herz eines Regenten und Helden; ein Gespräch über die Liebe zum Vaterlande, worinn sehr wenig gesagt war, und eine mathematische Abhandlung, welche ehedem den sonderbaren Schluß dieser Wochenschrift machte. In den beybehaltenen Stücken ist manches in Ansehung der Schreibart verbessert, einige Gedanken weiter ausgeführt, und verschiedentlich die Satyre treffender gemacht worden. Noch immer ist noch zu viel Lokales übrig geblieben, welches, wie uns deucht, nunmehr wegfallen sollte, da diese Schrift nicht mehr Stückweise in Holstein ausgegeben, sondern gleich ganz Deutschland von der Messe aus zugeführt wird. Auch glauben wir, es scheine zu sehr durch, daß ein Gelehrter sie schrieb. Die Satyre sonderlich trift zu sehr die Klasse woraus der Verfasser war; viele Anspielungen sind nur ihr verständlich. Zwar hat die Satyre auf die neuren elenden Dichter viel Treffendes und meistens eine neue Wendung; aber wer mit den Gegenständen derselben nicht bekannt ist, wird ihre Schönheiten nur halb empfinden; daß doch unsre besten satyrischen Schriftsteller so wenig sich auf die Lächerlichkeiten der übrigen Welt einlassen wollen! Dies gilt vornemlich von den neu hinzugekommenen Stücken. In diesen hat auch die Schreibart manchmal ein gewisses ängstliches geheimnißvolles Wesen, doch nicht in dem Grade, wie es in den Briefen über die Merkwürdigkeiten aus der Litteratur herrschte. Die neuen Stücke sind folgende: die Betrachtung über die Nervenkrankheiten, gilt den elenden Dichtern der neuesten Zeiten. Ueberaus witzig erzählt der V. die Zufälle, welche sie auf allerhand empfindliche Leser hervorbringen und die Vorlesungen aus andern schlechten Schriftstellern, womit dergleichen Zufälle kurirt werden, sind (einige zu provinzielle veraltete Dunse ausgenommen) sehr gut ausgesucht. Nur ist das Lächerliche darinn gewiß für die meisten Leser zu fein. Die Kur an einem Frauenzimmer mit Hudemanns Iphigenia, welche auf acht Seiten erzählt wird, und wobey der Arzt fast die Bewegung jedes Muskels der Kranken bemerkt, ist allzulangweilig. Die Reisebeschreibung des Hrn. von Schuwolitz ist nun mit einigen

komischen Gedichten untermischt; Die modernisirte Ode des Horaz (1 B. 160.) ist sehr drolligt.

O Schönste! schöner als Cythere!
Schilt deine Rosenlippe noch?
Gieb nur (o daß es nie von mir gesungen wäre!)
Gieb das verwünschte Lied dem Schneider oder Koch,
Daß in der Werkstatt es die Scheere
Und auf dem Heerd, der immer fürstlich roch,
Am Schenkel des Fasans, das Feuer es verzehre.

— —

Im Scherz schuf Jupiter das zärtliche Geschlecht:
Nicht selten hat es sich gerächt.
Es gab der helle Reitz dem buhlerischen Wangen,
Den Augen seiner Blitze Glut,
Dem kleinen Kopf den Witz der Schlangen,
Der Brust des Häschens schwachen Muth,
Dem zarten Mund des Löwen Wuth.

Das litthinische Vino S. 118. kennt man schon aus den Litteraturbriefen. Hier ist es nach der Melodie eines alten Gassenliedes niedlich versificirt.

Ich hab itzt aufgesagt
Mei'm Mütterlein
Itzt in der Hitz ÷
Des Sommerlein
Such Mütterlein, dir nur
Ein Spinnerlein
Spinnerlein klein ÷
Und Werberlein

Doch man muß es ganz lesen, um diese gefällige Tändeley recht schön zu finden. Swifts satyrische Kantate auf die Musick ist vortreflich übersetzt, nur glauben wir nicht, daß die Komposition die in Swifts Werken davon steht, D. Arne zum V. habe. Wenigstens liesse sich eine viel satyrischere dazu setzen.

Andante.

— Pegasus rennt seine Bahn

Allegro.

Sanft gallopirend Bergan

Andante.

Sanft bald im Paß mit leichten Huf
Bald Cavalcaden tanzend Bergab
Bergab, Bergan, Bergüber.

Allegro.

Nie rennt er je Bergan, Bergab
Im rumpelnden, rumpelnden, rumpelnden Trab u. s. w.

Das Gedicht der sterbende Euphenon und seine Cynthia. S. 216. hat eine viel besser passende Wendung bekommen. Hier thut erst des Pathos die rechte komische Wirkung. Die neue Wendung ist dem Motto aus dem Sophocles gleich

Παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ.

Das zehnte Stück ist eine schöne Uebersetzung einiger sehr launigten Scenen aus Ben Johnson, die eine kleine Komödie vor sich ausmachen, deren Auflösung unerwartet ist.

Im dreyzehnten Stücke stehn Klopstocks zwey Oden auf den Eislauf mit einer zu dieser ersten Bekanntmachung derselben gehörigen Einleitung. Sie werden bey der Anzeige seiner Oden vorkommen.

Im zweyten Bande sind die Tischreden Ohluf Jernstrup neu. Man wird solche sehr unterhaltend und voll feiner Ironie finden. Das vier und zwanzigste Stücke enthält ein launigtes Hochgericht über den Hypochondristen, und einen Auszug nach einem dialogischen Plane aus Gäys Three Hours after Marriage. Man sollte sich von dem V. dieses Auszugs eine Uebersetzung von mehrern dergleichen Stücken ausbitten; noch haben wir keine Komödie so glücklich übersetzt gefunden. Gay's Vorbericht zum Wath d'ye Call it. Die Gesetze der gelehrten Republick im 26. Stücke sind gleichfalls ein neuer Zusatz, und enthalten treffenden Spott in einen ganz originalen Kleide. Die Gesetze, Strafen und Belohnungen verdienten allgemein angenommen zu werden. Wir wollen einige Gesetze, unsre Sprache betreffend, mittheilen.

1.

„Wer römisch schreibt (die bekannten Nothdürften ausgenommen) wird so lange Landes verwiesen, bis er etwas in

unsrer Sprache geschrieben hat. Ist er ein Knecht, so trägt er vorher den Sattel. Landgericht welches anfängt: die unväterländischen Sclaven u. s. w. L. G. den Nachlesern und Stoppelsammlern.

2.

Wer in einer neuen ausländischen Sprache schreibt, wird so lange Landes verwiesen, bis er etwas in unsrer Sprache herausgegeben hat. Ist er ein Knecht, so wird er vorher durch das Nasenrümpfen gestraft. L. G. die Geringschätzung des Eignen und Bewunderung des Fremden u. s. w. L. G. Selbst Leibnitz, wenn er wiederkäme.

3.

Wenn ein Knecht über drey neue Worte wagt, so büßt er durchs Nassenrümpfen L. G. Einmischung in andrer Leute Sachen. u. s. w.„

Das 27. St. enthält Hr. v. Schuwolitz empfindsames Schreiben in einer Nuß, aus dem Lager vor Chóczim. Gerade so empfindsam, wie es zu unsrer Zeit seyn mußte, wo wir mit allerley Yorick in lilliputscher und brobdignacscher Gestalt schienen bedrohet zu werden.

Zuletzt heyrathet der Hypochondrist, und Hr. Rose und Mävius beschreiben auf einigen 36. Seiten das ganze Hochzeitmahl. Die Herren mögen zur Absicht gehabt haben, unsre Patrone zu werden; aber mit ihrer und der Leser Erlaubniß, wir finden ihren ganzen süßen Kram von Witz und Küchengelehrsamkeit äusserst eckelhaft. Die Satyre liegt unter einem solchen Haufen von dunkeln Anspielungen und pedantischem Witze versteckt, daß bey weiten die meisten Leser nicht wissen werden, was sie lesen. Mit Hülfe des neusten Kochbuchs, können dergleichen Sachen zu Alphabeten leicht geschrieben werden, so difficiles nugae es auch zu seyn scheinen, aber wenn unsre besten Schriftsteller unsre Edlen sich dazu herablassen, das verdient mehr als Nasenrümpfen. Man sehe das letzte Stück an, und urtheile, ob wir recht haben.

Br.

Joseph, in acht Gesängen, von G. E. S. Henning, Pred. der Gemeinde zu Tharau, und Ehrenmitglied der Kön. deuts. Gesellsch. zu Königsberg in Preussen. Königsberg und Leipzig, bey Zeisens Wittwe

Wittwe und Hartungs Erben, 1771. 230 S. in 8.

Will man dies Gedicht von der Seite der Moral beurtheilen, so wird man es für manche Leser, und besonders ür die Jugend, unterrichtend finden. Aber der gute moralis : Theil eines Werks schützt den V. so wenig, als seine romme Absicht, gegen die Kritick, die auch auf die Art der lusführung zu sehen, und das Ansehen der Gesetze zu erhal: :n hat, die in jeder Gattung der Poesie beobachtet werden üssen. Unser Dichter hat hier doppelte Verbindlichkeiten; r muß überhaupt die Regeln der Dichtungsart, die er wählt, efolgen, und dabey auch die, welche aus dem Eigenthümli:)en seines Stoffs noch besonders entspringen. Wer zweifelt ieran? Aber doch scheint es nöthig, hier wieder daran zu nnern.

Die biblische Geschichte liefert hier dem Dichter die ers en Grundzüge; er muß sie nach seiner Absicht auswählen, ie Handlung bestimmen, die verschiedenen Situationen an: :gen, durch welche er sie führen will, die Charaktere richtig nd genau zeichnen, auf Unterordnung der Nebenhandlungen, uf Kontrast der Personen denken, und selbst die Episoden nd die kleinen Gemählde, die der Erzählung mehr Unterhal: ıng, mehr Aufheiterung geben können, schon von ferne er: :nnen. Was thut H. H.? Er folgt der biblischen Erzählung ıst Schritt vor Schritt, und vernachläßiget das Uebrige, o nicht ganz, doch zum Theil. Aber darf denn der Dichter ı der biblischen Geschichte nach Gefallen ändern? Eine son: erbare Bedenklichkeit. Der Dichter ist nicht Geschichtschreiber; nd die heilige Geschichte hat hier kein Vorrecht vor der welt: chen. Ohne ihrer Wahrheit oder Würde dadurch einen Ein: :ag zu thun, wählt der Dichter daraus, was er zu seiner Ab: cht braucht, verändert es in diesem oder jenem Umstand, läßt eg, dichtet hinzu, kurz, er macht es, wie Geßner im Tod bels, und Klopstock in der Messiade. So ausführlich auch n Moses die Geschichte Josephs erzählt ist, so ist sie doch so, ie sie da ist, noch nicht zu einem Gedichte geschickt; und hnedies darf der Dichter ja nicht das ganze Leben, sondern araus nur eine hervorstechende Handlung wählen. In der :arbeitung, wie schon gesagt, hat H. H. sich alle Mühe er: t. Anstatt die Hauptperson gleich beym Anfang des Ge: ɔts hervorzuführen, und die zu erzählende Handlung fest: , fängt er sehr weitläuftig vom Jacob an; anderer

Vernachläßigungen nicht zu gedenken. Selbst bey den Gele genheiten, die sich von selbst anzubieten scheinen, oder die schon die Geschichte darreicht, durch Situationen zu rühren oder durch mahlerische Beschreibungen zu gefällen, geht er sorglos vorüber. Zuweilen will er einmal etwas anwenden; aber er wird verschwenderisch, wie S. 42. Die fast durchgehends herrschende eigene Erzählung des Dichters ermüdet du ihre Monotonie; dafür hätte er lieber nach dem Beyspiel Meister suchen sollen, die Form der dramatischen na bringen, und die Personen öfter selbst reden zu lassen. Styl hat übrigens Reinigkeit und einen ziemlich n Gang; nur an einigen Stellen finden wir ihn mit unei den und sonderbaren Beywörtern verunstaltet, doch ist er so sehr überladen, wie man ihn seit einiger Zeit in unsrer zu sehen gewohnt ist. So viel von dem Allgemeinen.

Aber nun, was für besondere Pflichten legt thümliche des Stofs noch dem Dichter auf? Die Scene im Orient, und fällt noch dazu in eine Zeit, worinn edle Einfalt herrschte. Handlungen, Bilder, Sprache, sollte das Gepräge der Weltgegend und des Zeitalters an tragen, und dem Gedicht einen eigenen Charakter Dies vermißt man hier gar zu sehr. Einige Com über den Moses und Reisebeschreibungen, mag Hr. haben; das ist alles; und noch dazu ist die Beschr Egypten kaum einmal geographisch gut. Vergleichu er genung, weil er ohne Zweifel dies dem orientali schmacke gemäß zu seyn glaubte; aber sie sind nicht nur Geschmacke gar nicht angemessen, sondern auch lich und abgenutzt für uns. Und die Sitten sind allg geschildert, daß sie sich mit einer sehr kleinen Abän jedes Volk schicken würden.

I.

Johann Matthias Dreyers, weil. Hochfürstl. Hollsteinischen Sekretärs, vorzüglichste deutsche Gedichte. Altona, auf Kosten der Wittwe, 1771. 21 Bogen.

Der sel. Dreyer war einer von denen, die sich an den Orten ihres Auffenthalts zu Poeten aufwerfen, und auch in ihrem Kreise dafür gehalten werden; an sich aber nur mittelmäßige oder gar keine Dichtergaben besitzen. Wir haben von

ihm

un, einige persönliche beissende Epigrammen und einige nie=
:ig wollüstige Gedichte ausgenommen, die nicht gedruckt wer=
:n dürften, itzt seine Gedichte gesammlet erhalten. Einzelne
Stellen und Gedanken sind gut darinn, sonderlich einige Sen=
nzen in den moralischen Gedichten, und ein paar Ein=
lle unter den Epigrammen; aber nichts zeigt ein Genie an,
sich nur nicht ausgebildet hätte, dem etwa nur die Feile
s guten Geschmacks fehlte. Dreyer ist vielmehr noch aus
r Zeit, wo correkte reine Verse über Stärke oder Schönheit
r Gedanken galten; seine Muse erhebt sich nur ein wenig
ier die, welche die Oden und Lieder der Leipziger Gesellschaft
ngab, und erreicht selten einmal einen von Krenz u. s. w.
r Herr im Feuer, sein bestes Gedicht, ist dem Plane nach
Ode, und einige starken Gedanken vermögen es nicht
heben, da sie zu verlassen unter vielen wässerichten Rei=
en stehen. So sind auch die übrigen. Die Morgengedanken
. 10. sind aus Hallern parodirt, und sollen nicht von Dreyern,
ndern von einem Juden aus Breslau seyn.

Die dramatischen Gedichte, wie der prächtige Titel
utet, sind Vorspiele, wie sie vor mehr als zwanzig Jahren
lode waren, voll steifer Allegorie, Satyren und Gelegen=
omplimenten.

Der Oden und Lieder sind eine Menge, worunter Ge=
genheitsreime an Hohe und Niedrige, aber keine wahre Ode
d nur wenige gute Lieder anzutreffen sind, z. E. die ent=
uldigte Blödigkeit S. 145. der Trinker S. 193. welches
mler verschönert hat, ein gutes Herz S. 232. an Hn. C.
. 261. die Wahl S. 265. an einen Freund S. 282. die
isten von diesen waren uns schon bekannt, und wir wollten
tten, daß einige gar nicht von Dreyern sind. Wenn dieser
r ein guter Versificator gewesen wäre, so würden ein paar
chahmungen des Horaz und Catul besser gerathen seyn, man
e aber die 138. 142. S. und gar die plumpe Parodie des be=
nten Donec gratus eram S. 174. Ueberhaupt scheint
gewisser Geist des groben schmutzigen Scherzes hie und da her=
r, welcher in feinen Gesellschaften nicht mehr gelitten wird, und
en Dichter sehr erniedrigt. Auch hat der gute Mann sich
ht selten wiederhohlt, wenn er einmal einen guten Gedanken
ubte gefunden zu haben. Man vergleiche S. 33. Nie
er denen bey rc. mit S. 140. S. 148. Sind am Ver=
mit S. 210. u. s. w.

Man muß sich billig wundern, daß der Herausgeber so
wissend gewesen ist, ein vortrefliches Gedicht von Kleisten

Ja liebster Damon ich bin überwunden S. 270. einzurücken. Es gehört wenig Geschmack dazu, zu sehen, daß Dreyer dergleichen nie machen konnte. S. 280. steht eine Erzählung, die schon in eines Bernhardi Gedichten 1. und 2. Auflage steht. Das Lied: Dich liebt ein Schäfer S. 283. ist nicht von Dreyer, sondern von seel. D. Schiebler und steht in den Unterhaltungen 1. Band S. 269. verbessert. Unter den Epigrammen sind einige auch von andern. Z. E. 297. Crispin hat Geld, gehört der Frau Uzerin und steht in ihren Gedichten S. 301. an Euphem ist von Hagedorn. Dies macht uns mißtrauisch gegen verschiedne andere gute, die sehr gegen die übrigen matten, auf Wortspiele oder schmutzigen Witz hinauslaufenden, abstechen.

Grundsätze der Kritick von Heinrich Home. Zwey Bände. Aus dem Englischen übersetzt von Joh. Nikolas Meinhard. Nach der vierten englischen verbesserten Ausgabe. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 3 Alph. 17 Bogen gr. 8.

Die Veränderungen, welche der V. in diesem vortreflichen Buche gemacht hat, betreffen meistentheils nur die Einkleidung, nicht die vorgetragenen Sachen selbst. Er hat verschiedenes deutlicher zu machen gesucht, einiges richtiger bestimmt und auch wohl etwas überflüßiges weggelassen. Einen etwas weitläuftigern Zusatz haben wir im 1 Th. 2 Kap. bemerkt, wo ein besonderer Abschnitt von der Kraft der Töne, Bewegungen und Leidenschaften zu erwecken, hinzugekommen ist, der aber unsere Erwartung sehr getäuscht hat. Die Hauptsache wird nur berührt und der V. verfällt in Nebenbetrachtungen, die übrigens wahr genug sind.

Das Register ist ein nützlicher Zusatz dieser Ausgabe.

Ok.

Sammlung einiger Comedien bestehent in Lust- und Schäferspielen. Frankf. und Leipz. 1770. 35 Bogen in 8.

Enthält fünf Stücke. Wo man blättert, findet man nichts als Aberwitz, albernes schales Geschwätz und Donatschnitzer gegen die Sprache.

Gm.

Dr.

Dr. Youngs Klagen oder Nachtgedanken — nebst desselben neun charakteristischen Satyren auf die Ruhmbegierde die allgemeine Leidenschaft. Aus dem Englischen übersetzt u. s. w. von J. A. Ebert. Fünfter Band. Braunschweig, bey Schröders Erben, 1771. 1 Alph. 7 Bogen.

Wir führen dies Buch blos an, um den Uebersetzer zu bitten, uns die noch übrigen Youngischen Werke gleichfalls so glücklich übersetzt zu geben, und von der Vorrede einiges zu sagen. Der V. erklärt sich über seine Anmerkungen, mit denen manche nicht völlig zufrieden waren. Wir müssen gestehen, daß wir zu diesen mit gehören, und daß uns seine Vertheydigung noch kein Genüge leiste. „Etliche, sagt er, „sollen zur Erklärung solcher Stellen dienen, wo der Poet „von Personen, Sitten und Gebräuchen redet, oder auf Ausdrücke anderer Scribenten anspielt, die den meisten Lesern „unbekannt sind.„ Alle Anmerkungen, die wirklich zu der Art gehören, müssen so, wie Ebert sie macht, willkommen seyn. — „Einige sind dazu bestimmt, auf diejenigen Schönheiten, die wegen ihrer Feinheit manchem Auge entwischen „können, aufmerksam zu machen, zu entwickeln und ihren „Grund anzugeben.„ Bey dieser Art Anmerkungen ist schon mehr Wahl nöthig, theils um seinen Lesern nicht zu oft vorzugreifen, theils nicht ins weitläuftige dabey zu verfallen. Der V. zeigt in der Vorrede überaus gut, wie viel dazu gehöre, dergleichen Anmerkungen mit Geschmack zu schreiben. „Noch andere Anmerkungen sollen Young vertheydigen oder „betreffen seine Fehler.„ Diese können auch nützlich seyn. Bey allen den angeführten Arten von Anmerkungen glauben wir, hat Hr. Ebert nur zuweilen im Ueberflusse gefehlt, sonderlich in Vergleichung der neuern Schriftsteller, die Young nachgeahmt haben. Er beruft sich dabey auf die Commentatoren der alten claßischen Schriftsteller. Uns dünkt doch, es sey ein anderer Fall. Diese sind einmal allgemein dazu bestimmt, von der Jugend gelesen zu werden, sie werden als Muster des Schönen angesehen, und nach ihnen soll unser Geschmack sich bilden. Nach unserm Urtheile möchten wir Young doch nicht verdienen, ihnen gleich gesetzt, oder an ihre Stelle eingeführt zu werden. Ihn pflegen nur die zu lesen, deren Geschmack schon durch viele andere Lektür gebildet ist, und er schreibt zu schwer, als daß ein ungeübter

Leser sich gleich Anfangs an ihn wagen sollte, ihn zum Lehrer des Geschmacks zu wählen. „Andere Anmerkungen haben „einen noch grössern Zweck, eben den, welchen der Dichter „sich selbst in diesem Zwecke vorgesetzt, nemlich einen morali„schen und praktischen Nutzen. Sie sollen einige wichtige „Wahrheiten, die entweder durch ihren Inhalt oder durch „den Ausdruck etliche Leser befremden könnten, mit gleichlau„tenden Aussprüchen der besten alten und neuern Scribenten „aufklären, bestätigen, tiefer einprägen u. s. w.„ So edel diese Absicht ist, so zweifeln wir doch, ob der seinen Zweck erreichen werde, und fürchten, er habe hier am meisten etwas unnöthiges gethan. Den Gedanken, den ein fühlender Leser (für andere schreibt doch E. gewiß nicht) wenn Young ihn stark, edel und feurig sagte, schon ganz empfand, sich noch einmal, ja mehrmal in Prose und Versen entweder kälter oder auch gleich warm sagen, erklären oder erläutern zu lassen, dies deucht uns, muß verändern, muß den ersten Eindruck schwächen, zerstreuen; vornemlich alsdann, wenn der Gedanke des Dichters mit mehrern vorhergehenden und folgenden Gedanken, Empfindungen oder Raisonnements genau zusammenhieng. Aus diesem allen folgt weiter nichts, als daß Hr. E. uns, und wie wir wissen, vielen Lesern einen Gefallen erweisen würde, wenn er seinen Commentar in einem kurzen Auszuge herausgäbe, und darinn die moralischen ganz weglieſſe und einige andere abkürzte.

Ok.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Der musikalische Dillettante, eine Wochenschrift. Wien, gedruckt bey Joseph Kurzböcken, N. Oe. Landschafts- und Universitätsbuchdruckern, 1770. in 4. 2 Alph. und 7 Bogen.

Hätte doch Herr Kurzböck sein schönes Papier und seinen schönen Schriftdruck zu etwas bessern aufgehoben! Der Notendrück, der an sich selbst nicht übel ist, wird dadurch lächerlich, daß man die ohne Zweifel in der Druckerey mangelnden Pausen, durch so alberne andere Figuren zu ersparen gesucht

sucht hat, z. E. die Achtelpausen durch Neunen, (wenn es noch Siebenen wären) die Viertelpausen durch zween kleine Striche.

Nach Art einiger in Berlin und Leipzig herausgekommener Wochenschriften, hat man hier auch musikalische Abhandlungen und kleine Musikstücke liefern wollen. Die kleinen Musikstücke wimmeln von harmonischen, prosodischen und mehrern andern Schulfehlern. Welcher Recensent wird die auszeichnen, und welcher Leser wird sie lesen wollen? –

Der Text enthält erstlich eine kurze Historie der Musik. Hier stehn gewiß immer gegen etwan eine Wahrheit fünf handgreifliche Unwahrheiten, Mißverstände, sogar orthographische Fehler bey den Kunstwörtern, u. s. w. Gleich des Anfangs, der eine Geschichte des itzigen Geschmacks in der Musik enthalten soll, Erklärung und Auslegung, könnte man einem, den man auslachen wollte, zur Probe aufgeben. Hierauf kömmt eine nicht bessere zwey Blätter lange Abhandlung vom Grunde der Musik. Die will ungefähr sagen, was, und wie viel einem Dilettanten der Musik, zu wissen nöthig ist. Darnach wird vom Generalbasse gehandelt. Da vor einigen Jahren einmal einer aus drey Accorden den ganzen Generalbaß, und wer weis wie viel mehr noch dazu, lehren wollte: so wird nun hier dagegen der Generalbaß durch alle 24 Tonarten besonders durchgenommen und jeder Accord erkläret in welcher Tonart er vorkommen kann. Nun wirklich, das heißt sich bessern! Aber ist denn die Harmonie im Fis dur etwan in ihren Gründen anders als die im C. dur? Und wenn dies nicht ist: wozu denn eine so tödtende Weitläuftigkeit? Stehe nicht eben der Accord der z. E. itzo im C. dur beschrieben worden, auch obgleich transponiret in allen andern Dur-Tonarten? Und dies alles ist mit so vielen unrichtig componirten Exempeln durchwirkt, daß es einem, der nur irgends eine leichte Kenntniß der Harmonie hat, einen Jammer verursacht, es anzusehen. Z. E. S. 57. im untersten System eine gar nicht, oder doch ganz falsch aufgelösete Septime; viele verbotene Octaven und Quintengänge, hie und da rc. Nicht einmal die Intervalle sind richtig beybehalten, sondern zuweilen aus Septimen Sexten, und umgekehrt gemacht worden. Keine regelmäßige Führung der Stimme hat man in der E. beobachtet. Vieles ist zweydeutig und unbestimmt vorgetragen. Nicht einmal ist das Hauptwort des Titels orthographisch recht geschrieben. Anstatt Dillettrante sollte stehen: Dilettrante. Ein andermal heißt wieder Dillettant.

Das

Das gütige Schicksal bewahre doch inskünftige die Musik vor solchen Dilettanten, und die Dilettanten vor solchen Lehrern! und — doch wir hören auf zu wünschen.

Sollte dem Hrn. V. dieses Buchs das hier abgefaßte Urtheil wider Vermuthen, zu hart vorkommen; so ist der Recensent, der dieser allgemeinen Bibliothek, und ihren Lesern, Raum und Zeit rauben weder darf noch will, erböthig, seiner Geduld Gewalt anzuthun, und gegen sichere Bestimmung eines erklecklichen Honorariums, und der Druckkosten, die sich ziemlich hoch belaufen dürften, denn es sind sehr viel Schnitzer da, das ganze Buch, ohne irgend eine unnöthige Weitläuftigkeit, durchzucorrigiren, und seine Verbesserungen im Drucke heraus zu geben. Indessen werden die nach Kenntniß richtiger Harmonie begierigen Dilettanten, andere, seit kurzem herausgekommene Bücher finden können, die ihr Verlangen nach Lehre über die Harmonie, vollkommen sättigen werden. Diese belieben sie indessen sich anzuschaffen, und zu studiren. Denn es schadet doch auch einem Dilettanten nicht, die Wissenschaft, an der er sich ergetzt, vollständig und richtig zu kennen.

Z.

---

6. Weltweisheit.

Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur. Aus dem Französischen übersetzt, von J. B. Wiezel. 1772. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung, I. Theil. 22 Bogen. II. Theil, 22½ Bogen.

Wir hoffen, daß wir vielen unserer Leser erst noch sagen müssen, daß das System der Natur, von welchem der Titel Erwähnung thut, weiter nichts als ein Buch von einem ungenannten französischen Verfasser ist. Derselbe hat für gut befunden, seinem Buche den Namen von Systeme de la Nature zu geben. Es hat aber mit dem wirklichen Natursystem, weder die Ordnung, noch den Zusammenhang, noch die ersten Grundsätze nach deren Folgen gemein, sondern von allem diesem gerade das Gegentheil. Die allgemeinste Grundregel, nach welcher er die Natur betrachtet, ist, das er alles, wovon er keinen Begriff zu haben glaubt oder vorgiebt, ohne wei-

weitere Umstände verwirft, und als Chimären ansieht. Dieses Verfahren hat wenigstens den Vortheil einer sehr großen Bequemlichkeit, weil es alles Nachsinnen und Kopfbrechen erspahrt. Eben dieser Bequemlichkeit ist es zuzuschreiben, daß der Verfasser seine Sätze nur so hinschreibt und sich wenig darum bekümmert, ob sie beweisbar sind oder nicht. Selbst dafür hat er nicht nöthig erachtet besorgt zu seyn, daß seine Lehren doch wenigstens unter sich selbst zusammenhängen. Dieses wäre zwar bey einem Buche, das den Namen System hat haben sollen, sehr nothwendig gewesen. Da aber alles dieses unterblieben, so setzt sich freylich der gute Verfasser auf allen Seiten bloß. Seiner Aussage nach ist jede menschliche Handlung die Folge eines unvermeydlichen Verhängnisses. Gleich nach dieser Aussage läßt er einen derben Verweis gegen die moralische Verderbniß folgen. Er besinnt sich nicht, daß bey der absoluten Nothwendigkeit alle Moralität wegfällt, und man folglich nicht beyde zugleich behaupten kann. Nach seiner Aussage hat die Materie die Bewegung nicht für sich, sondern die Natur hat ihr die Bewegung gegeben. Die Natur wird also eine Person seyn, welche das Magazin aller Bewegungen in ihrer Verwahrung hat, und sie unter die Materien vertheilt, und damit werden dreyerley Dinge vorhanden seyn, nemlich die Natur, die Bewegung und die Materie. Der Verfasser scheint aber dieses nicht zu wollen. Er thut gleich Anfangs den Ausspruch, was er durch die Natur verstehe. Die Natur ist nemlich das große All, der Inbegriff aller verschiedenen Materien, ihrer Verbindungen und Bewegungen, welche wir in dem Weltall (univers) antreffen. Hieraus sollte nun ganz klar folgen, wie die Natur den Materien die Bewegung gegeben. Es folgt aber nur, daß der Inbegriff der Verbindungen der Materien und der Bewegungen den Materien die Bewegung gegeben. Dieses ist nun freylich etwas zu viel kaudetwelsch. Daher thut auch der Verfasser noch andere Aussprüche, er sagt z. E., die Natur habe die Bewegung von sich selbst, und da dieses noch unbestimmt scheinen kann, so giebt er auch vor, daß die Bewegung der Materie wesentlich sey, wenn er gleich vorhin gesagt hat, daß die Bewegung der Materie von der Natur gegeben werde. Bey allen diesen Widersprüchen weis doch der Verfasser, was er eigentlich will, und man kann es ihm leicht anmerken. *Helvetius* sagte ehmals, daß Gott der Materie die Bewegung gegeben. Dieses konnte nun unmittelbar, es konnte vermittelst erschaffener Kräfte geschehen. Allein der Verfasser will

es weder unmittelbar noch mittelbar haben, daß Gott die Urquelle aller Thätigkeiten und Bewegung ist. Er merkt dabey aber doch, daß es hier auf sein Wollen oder Nichtwollen nicht ankömmt, und damit versucht er, durch verschiedene Wendungen der Ausdrücke, der Nothwendigkeit eines Schöpfers und Beherrschers der Natur auszuweichen. Man sieht aber aus erst angeführten Proben, das ihm hiezu das clinamen principiorum sehr schlecht gelungen ist. Er schliest z. E. folgendermaßen. „Die Natur ist daß große All. Das = All begreift alles. Folglich ist ausser dem großen all nichts, welches der Materie die Bewegung hätte geben können.„ Dieser Schluß hat nun entweder einen gezwungenen oder gar keinen richtigen Verstand. Der Verfasser hätte mit ausdrücklichen Wörten sich erklären sollen, ob er nur die erschaffene Natur oder auch zugleich den Schöpfer derselben zu seinem großen All rechnet. Dehn nach dem gemeinen Wortverstande macht schon Ovid bey seinem Deus et melior natura zwischen Gott und der Natur einen solchen Unterschied, der jedem von selbst einleuchtet. Allein der Verfasser findet seine Rechnung mehr dabey, wenn er auf diesen Unterschied nicht sieht, und die Natur und ihren Schöpfer und Erhalter dergestallt vermengt läßt, daß er nach Gutbefinden die Natur bald stark, bald schwach, bald weise, bald albern, bald wesentlich wirksam, bald wesentlich unthätig machen kann. Das heißt mit Worten spielen, und sich selbst Staub in die Augen werfen. Mit allem dem hat das Systeme de la nature unter einer gewissen Gattung Leute einiges Aufsehen gemacht. Diese Gattung Leute sind nemlich diejenigen auch in Deutschland, denen es zur Empfehlung schon genug ist, daß ein Buch aus Frankreich kömmt, die wenig oder gar nicht in behöriger Form studiert haben, sondern deren ganzes Wissen aus Lesung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Historien, Journalen und aus den Büchern á la portée de tout le monde, der Himmel weis wie, nach und nach erwachsen ist, die sich auf solche Lektüre was zu gute halten, und gründliche Kenntniß und Pedanterey für einerley ansehen. Das Systeme de la nature fieng an, das Buch zu seyn, von welchem, dem Modeton gemäß, an Toiletten, in Assemblen, an großen Tafeln, beym Caffeetische ꝛc. gesprochen werden mußte. Der Erfolg war natürlicher Weise, daß Leute von so bequemer Gelehrsamkeit durch die Paralogismen des Verfassers wankend, durch seine vieldeutige Wörter verwirrt, durch seine eigentlichen Sophismata zur Bewunderung seines hohen Verstandes gebracht wur-

wurden. Sie verdienten wirklich auch nichts bessers. So viel wir wissen, hat das Systeme de la nature in Deutschland keinen Uebersetzer gefunden. In der That mußte es auch denen Uebersetzern, die ihre Kenntniß in der deutschen Weltweisheit am wenigsten bis zum Selbstdenken empor gebracht haben, recht sehr aneckeln, da der Verfasser nicht nur nicht alles sagt, was die Materialisten, Fatalisten, Spinosisten rc. längst schon und auf eine unendlich viel scheinbarere Art gesagt haben, sondern was er vorbringt, immer in ein viele Seiten durch laufendes Gewäsche versteckt, und durchaus zeigt, daß ihm der eigentliche Sitz der Schwürigkeiten, so sehr er auch von andern längst schon ist aufgedeckt worden, ganz unbekannt ist. Hr. Holland muß wohl fürnehmlich aus Mitleiden gegen die so genannte galante und dennoch gelehrt seyn wollende Welt, sich die Mühe genommen haben, das elende Geschmiere ganz zu durchlesen, und nach zu sehen, was der Verfasser in jedem Kapitel eigentlich hat sagen wollen, um es als eine Quintessenz und von allen Nebenzierrathen und fremdem Zeuge entblößt heraus zu ziehen, und sodann zu beleuchten. Mit vieler Mühe bringt er oft aus einem langen Wortkrame kaum einige Zeilen heraus, die in der That zur Sache gehören. Z. E. aus dem 3ten Hauptstücke im ersten Theile, die Erklärung der Materie, daß sie nemlich eine Gattung von Wesen ist, deren einzelne Theile, einiger gemeinsamen Eigenschaften unerachtet, nicht müssen in eine Classe gebracht oder unter einerley Benennung zusammengenommen werden. Damit wissen wir nun von der Materie gerade so viel als vorhin. Denn daß Feuer nicht Wasser ist, das braucht man nicht erst mit gelehrter Mine zu sagen. Und wenn der Verfasser aus der Materie nur eine Gattung Wesen macht, so wird er wohl die andere Gattungen im Hinterhalte stehen lassen, oder er besinnt sich nicht, daß diese andere Gattungen immaterielle Wesen seyn müssen. Auch hätte in eine Erklärung der Materie besser das Wort Substanz als das Wort Wesen zum Begriff der nächst höhern Gattung genommen werden sollen. Aber der richtige und bestimmte Gebrauch der Wörter ist ausser der Sphäre des Verfassers, und die logische Prüfung ist ebenfalls sein thun nicht. Daher kömmt es aber, daß man ihn bey jeder Seite und meistens auch bey jeder Zeile feste halten und zur Rede stellen kann, auch wenn man sich begnügen will die Einwendungen nur aus den Regeln der Vernunftlehre herzunehmen. In dieser Absicht hätte sein Werk mit ganz kurzen an Rand gesetzten Anmerkungen neu abgedruckt werden kön-

nen,

nen, wenn es nicht an sich schon zehnmal weitläuftiger wär, als es mit Weglassung aller Ausschweifungen hätte seyn sollen. Hr. Holland begnügt sich daher, aus jedem Capitel das wesentlichste und mehrentheils mit des Verfassers eigenen Worten heraus zu ziehen, und mit seinen Anmerkungen zu begleiten. Was wir bereits über das Systeme de la nature in Form von Beyspielen angeführt haben, kömmt in den Hollandschen Anmerkungen großentheils auch vor, und macht es daher unnöthig mehr davon anzuführen. Unsere Leser mögen sich vielleicht aus der öffentlichen Zeitungen erinnern, daß des Hrn. Holland Anmerkungen zu Paris mit eben der Leichtsinnigkeit Aufsehen gemacht haben, mit welcher das Systeme de la nature selbst Aufsehen machte. Der Unterschied ist nur, daß dieses wie die Pest in Finstern schleiche, dahingegen jene, einiger allzu protestantischer Sätze unerachtet, von Censoren, Bischöffen rc. öffentlich als das beste Gegengift waren angepriesen worden. Zum Unglück aber mußte der Censor endlich gestehen, daß er die Anmerkungen selbst nicht gelesen, sondern sie nur vom Hörensagen kenne, und daher nicht wisse, daß Hr. Holland dem Systeme de la nature in Sachen, die der Römischen Kirche besonders zur Last fallen, nicht immer widerspreche, sondern es zuweilen ganz billige. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Drey Abhandlungen von den physikalischen und moralischen Ursachen des Lachens, in Beziehung auf die Art es zu erwecken, von *Des Touches*, *Fontenelle* und *Montesquieu*. Aus dem Französischen. Prag, bey Gröbl und Sohn, 1771. 8. 14 Bogen.

Die auf dem Titel stehenden Namen: Des Touches, Fontenelle, Montesquieu haben wohl etwas aufbürdendes für den Uebersetzer, den Verleger und die Leser. Es sind aber auch nur Namen, hinter welche sich ein Ungenannter versteckt hat. Dieser behauptet in dem vorgesetzten Briefe an Madame (diese Madame ist nicht näher bekannt,) daß er bey einem Gespräche zugegen gewesen, wo bemeldete drey Gelehrten einen Anlaß hatte, ihre Gedanken über das Lachen zu eröfnen. Solche Gedanken bey Unterredungen sind nun oft nicht weit hergesucht: Und überdies finden wir sie hier, nur wie der Ungenannte sie verstanden, im Sinne behalten und aufgezeichnet hat. Alles dieses macht ihren Werth nicht wenig zweifelhaft.

Des Touches macht den Anfang. Er setzt das Lachen, so fern es bloß aus physischen Ursachen, z. E. einem Kützel, herrührt, bey Seite, und schreibt das übrige Lachen einer Freude zu. Fontenelle untersucht, oder besser zu sagen, erzählt nach andern, was bey dem Lachen in den Gesichtszügen, Gebärden ꝛc. vorgeht, und glaubt, daß es wenigstens ein Anfang oder Art von Narrheit sey. Montesquieu hingegen will den eigentlich und allgemeinen Sitz des Lachens im Hochmuth finden. Jeder beweißt und widerlegt durch angeführte Beyspiele, und dabey ist nichts allgemeines. Es ist schade, daß nur drey Unterredende waren. Das Lachen aus Uebermuth, Muthwillen, Bosheit ꝛc. hätte wohl noch einen vierten Vertheydiger finden und ein fünfter hätte überdies noch die vier ersten lächerlich machen können, weil sie immer von etlichen auf alle schliessen, und keiner bemerket, daß sich ihre Meynungen ganz gut vereinigen lassen, weil sie das Lachen nur von verschiedenen Seiten betrachten. Alle setzen das aus blos physischen Ursachen herrührende Lachen bey Seite. Das Lachen bey eigentlichen Narren oder Wahnsinnigen gehört mit dahin. Beyde Fälle erkennt man, wenn ohne alle äusserliche Ursache oder Anlaß gelacht wird. Daher sagt man auch von jedem, der ohne solche Anlässe oder ohne etwas an sich lächerliches lacht, daß er wie ein Narr lache. Dieses an sich Lächerliche hätte nun von unsern drey Philosophen untersucht werden sollen. Fontenelle war am nächsten dabey. Eine oft aus Einfalt herrührende übrigens unschädliche oder wenigstens verdiente Folgen habende Ungereimtheit, unschickliche Nachäffung, Verstossung wider das Costume ꝛc. giebt den nächsten Anlaß zum Lachen. Daher sagt man oft, man müsse über seine eigene Einfalt lachen, daß man nemlich die Sache nicht besser eingesehen, sich nicht besser gefaßt hat ꝛc. Die Bemerkung solcher Ungereimtheiten und das Vergnügen, daß man sie einsicht, wenigstens nicht zu dumm dazu ist, schmeichelt allerdings der Eigenliebe, und insofern könnte Montesquieu Spuren von Hochmuth dabey finden. Endlich hat Des Touches wenigstens in so weit recht, daß bey einem freudigen Gemüthe das Lachen sich leichter einfindet und ein hoher Grad des lächerlichen erfordert wird, wenn eine betrübte oder trauernde Person lachen soll. Wir finden aber doch zwischen Freudigkeit und Freude einen ziemlichen Unterschied. Freudigkeit kömmt der guten Laune näher, welche auch ohne Anlässe zur eigentlichen Freude seyn kann, und solche Anlässe meistens blos zum Vergnügen sucht. Die Freude hingegen muß immer erst durch erhaltenes oder we-

wenigstens gehoftes oder auch erträumtes gutes erweckt werden. Nachgehends kann sie Freudigkeit wirken, und das Lachen mischt sich mit ein, wenn Competenten, Mißgünstige, oder solche die an dem glücklichen Erfolg zweifelten, in dem Siege einen Contrast machen. Unser Verfasser hat die Sache nicht in Form einer Unterredung vorgetragen, sondern er läßt jeden seine Meynung ganz aussagen, und damit sind es drey Abhandlungen, so daß die zweyte sich auf die erste, die dritte auf beyde vorhergehenden bezieht. Der Vortrag läßt sich wohl lesen, ist aber sehr gedehnt, wie dieses leicht geschieht, wenn man unzureichenden Gründen mehr Ansehen geben will, als sie in der That haben können, und anstatt einer genauen Bestimmung der Frage und treffender Beweise Belesenheit auskramet.

K. H. Frömmichens Briefe philosophischen Inhalts. 1771. 8. Göttingen, bey Dietrich, 17 Bogen

Es sind derselben 30, ohne die Zuschrift und den Brief an die Leser mit einzurechnen. In einigen derselben kommen Gespräche vor. Die Gegenstände, welche den Stoff zu diesen Briefen ausmachen, sind fürnemlich 1. schlüpfrige Bücher. 2. Der Satz des nicht zu unterscheidenden. 3. Die höhere und niedere Erkenntnißkräfte. 4. Die Frage, ob die Vorsehung sich nur auf die Arten erstrecke. 5. Die Gewißheit, Demonstration, Beweise ꝛc. Die Demonstrationen werden nicht nur ziemlich herunter sondern ganz unten gesetzt, so ziemlich aus ähnlichen Gründen, aus welchen sie vor etwann 30. Jahren ganz oben an gesetzt wurden. Die Mode wollte es so haben. Es war eine Zeit, wo Buchhändler ein Buch ohne §. §. nicht gern in Verlag nahmen. Und nun sind die §. §. bald dem guten Abgange der Bücher hinderlich, si diis placet. Es ist freylich an dem, daß die Bedeutung des Worts Demonstration durch den Misbrauch bald eben so ausartete als ehmals die ursprüngliche gute Bedeutung des Worts Tyrannus. Die Schuld liegt indessen nicht an der Sache selbst. Man muß nur nicht demonstriren wollen, was noch viel zu unreif dazu ist. Die metaphysische Terminologie ist noch lange nicht so zum Demonstriren eingerichtet, wie es die geometrische, und in der Syllogistic die logische ist. Von guten Anschlägen, wie und wiefern die Metaphysik so weit gebracht werden kann, haben wir in diesen Briefen nichts gefunden. Bey dem Satze des nicht zu unterscheidenden kommt verschie-

denes vor, das einer Demonstration desselben nahe kommen oder eine strenge und förmliche Demonstration seyn soll. Nur werden die Einwürfe und ihre Beantwortung, nebst Beyspielen und Nebenbetrachtungen mit eingemengt. Der Hauptsatz ist: Zwo Substanzen, die nach den äussern Verhältnissen nicht einerley seyn können, sind auch innerlich nicht einerley. Dieser Satz läßt sich schwerlich beweisen, wenn man nur ideale Verhältnisse versteht. Nach reellen Verhältnissen, wo nehmlich Ursachen und Wirkungen die Dinge ändern, geht der Beweis leichter an. Wir finden aber davon in den Briefen nicht viel erwähnt. Der Verfasser berührt übrigens auch einige Folgen des Satzes. Nach denselben ist in der Natur nichts vollkommen ähnliches, alles buntschäckicht, und die Sätze sind nur sofern genau richtig, so fern sie individual sind. rc. Es sind diese Bemerkungen nicht neu, da man längst schon weis, daß keine Linie in der Natur nach mathematischer Schärfe gemessen werden kann. rc. Es bleibt aber die mathematische Schärfe immer das eigentliche Ziel der Vollkommenheit, dem man sucht näher zu kommen. Was Hipparchus und Ptolemäus in halben und viertel Graden, Walther, Tycho, Kepler, Hevel in Minuten zu bestimmen suchten, das sucht man seit Picarts Zeiten vermittelst der Fernröhren bis auf Secunden zu treiben, und berechnet noch überdies die Folgen der beym Beobachten noch zu besorgenden kleinen Abweichungen. So behandeln die Mathematicker ihre differentias ob parvitatem indiscernibiles. In der Metaphysick macht man damit mehr Lermen, ohne genau zu wissen warum? Der Canon: minima circumstantia variat rem: ist lange nicht immer von gleicher Wichtigkeit. Oft verliehrt sich diese Wichtigkeit ins unendlich kleine. Was in diesen Briefen über die Seelenkräfte vorkömmt, ist theils eine Beurtheilung eines zu Berlin bey Bosse darüber herausgekommenen Systems, welches durchgezogen wird, theils ein Versuch die Erkenntnißkräfte nach einem neuem Plan in Classen oder auch in eine Tabellenform zu bringen. Die Hauptfrage dabey würde wohl diese seyn, ob man nicht mehrere Benennungen ausmustern und neue erfinden müßte, wenn man die Modificationen in der Erkenntnißfähigkeit, so wie es die Sache selbst mit sich bringt, in Classen ordnen wollte. Man könnte für jede Fächer, selbst der weitläuftigsten Topic eine besondere Erkenntnißkraft erdenken, wiewol ohne weitern Einfluß auf die genauere Kenntniß der Seele selbst.

K. H. Frömmichen über die Lehre des Wahrscheinlichen und den politischen Gebrauch derselben, woben zugleich eine Theorie des Wahrscheinlichen angezeigt wird, 1773. Braunschweig und Hildesheim, im Verlag der Schröderschen Buchhandlungen, 14 Bogen in 4.

Hr. F. sagt theils in der Vorrede, theils in der Abhandlung selbst, daß er sich lange Zeit mit der Lehre des Wahrscheinlichen als einem Lieblingsstudio beschäftigt, sehr vielen Stoff dazu gesammelt, sich einen Plan davon entworfen habe, und nur Muße brauche, denselben oder wenigstens die ihm möglichern Theile auszuführen. Wir schliessen aus der Vorrede, daß es damit langsam und vielleicht Stückweise gehen werde, und dieses letztere wird wohl überhaupt anzurathen seyn, da man noch lange wird warten müssen, bis alle Angaben zu den besondern Anwendungen der Lehre des Wahrscheinlichen vorgefunden seyn werden. Hr. F. durchgeht hier Anfangs den Begriff und die Geschichte dieser Lehre. Seinem Urtheile nach, ist sie kein Theil der Logik. So ganz nicht, aber mit behörigem Unterschiede, wird sie aber doch wohl dahin gehören. Die Vernunftlehre beschäftigt sich mit der Form der Erkenntniß, und abstrahirt von der Materie, die höchstens nur in den zur Erläuterung dienenden Beyspielen vorkömmt. Es ist daher in der Vernunftlehre auch der Ort nicht, wo alle besondere Angaben zur Brodtaxe, zu Leibrenten, Tontinen, Wittwenkassen, Glückspielen 2c. vorkommen sollen. Diese gehören in besondere Wissenschaften, und in den meisten derselben kann nebst ihrem demonstrativen Theile auch der sich auf Wahrscheinlichkeiten gründende vorkommen. Die Theorie der Combinationen und Permutationen ist ebenfalls mehr zur Mathematick als zur Logik zu rechnen. Jedoch um den Ort, wo die Lehre des Wahrscheinlichen zu stehen kommen soll, haben wir nicht nöthig, sehr verlegen zu seyn. Diese Frage ist bey Erfindung und Vollständigmachung derselben sehr zufällig und unbedeutend. Die Geschichte der Lehre des Wahrscheinlichen handelt Hr. F. sehr ordentlich und ziemlich ausführlich ab, und untersucht, was man sich in ältern, mittlern und neuern Zeiten von dem Wahrscheinlichen für Begriffe gemacht hat. Man kann diese Begriffe sämtlich gut nutzen, nur muß jedem seine Stelle angewiesen, und wie weit er reicht, gezeigt werden. Es ergiebt sich aus Vergleichung dieser Begriffe,

griffe, daß man das Wahrscheinliche nach den meisten Fächern der Topik definirt hat. Bey den alten findet man wenig davon, und höchstens nur in Absicht auf die Beredsamkeit. Cartesius fieng an, sich um ein Kennzeichen des Wahren umzusehen. Dieses grenzt sehr nahe an die Kennzeichen des Wahrscheinlichen. Ridiger machte zuerst eine besondere Lehre daraus, wie wohl vor ihm die Lehre der Glücksspiele in eine wissenschaftliche Form war gebracht worden. Hr. F. führt die meisten der Schriftsteller an, welcher zu Erweiterung der Lehre des Wahrscheinlichen etwas beygetragen haben. Des Chladenius besondere Abhandlung oder **vernünftige Gedanken vom Wahrscheinlichen**, ist ihm nur dem Namen nach bekannt. Das Werkchen mag in der That rar geworden seyn. Chladenius trägt seine besondere Gedanken über die historischen Wahrscheinlichkeit auch in seiner Geschichtswissenschaft vor, die 1752. herausgekommen. Hr. F. berichtet endlich, was er theils selbst in dieser Sache gethan, theils wie er eine vollständige Lehre vom Wahrscheinlichen anzuordnen gedenkt. Er sondert die mathematische Wahrscheinlichkeit von der philosophischen ab, und findet den Unterschied sehr wichtig. An der Benennung wollen wir uns nicht aufhalten, da Hr. F. es jedem frey stellt, andere zu wählen. Denn sonst würde natürlicher Weise, was sich bey dem Wahrscheinlichen berechnen läßt, mathematisch, was sich nicht oder noch nicht berechnen läßt, philosophisch oder auch nur historisch seyn. Der von Hrn. F. angemerkte Unterschied besteht aber darinn, daß man in dem einen Fall, wie z. E. Cicero in Vertheydigung des Milo lauter individuelle Umstände und Gründe vor sich hat, da man sich in dem andern Fall, wie z. E. bey Einrichtung von Sterbekassen nach dem richtet, was aus vielen Erfahrungen, als der gemeine Lauf der Natur, erkannt wird. Allerdings ist hier ein Unterschied. Im letztern Fall bestimmt man den Grad der Allgemeinheit, eines Satzes aus der Anzahl der einzeln Fälle, so zum Subjekt gehören, und auf welche das Prädicat passet. Im ersten Fall ist das Subjekt ein Individuum, und man zählt die Eigenschaften ab, die es haben muß, wenn ein fürgegebenes Prädicat von demselben soll behauptet werden können. Die Bemerkung dieses Unterschiedes ist nicht so ganz neu, und Hr. F. hat Recht, wenn er sagt, daß man ihn nothwendig habe bemerken müssen. Hr. F. legt seine Lehre vom Wahrscheinlichen so an, daß er nicht bey der bloßen Form desselben stehen bleibt, sondern die Materie zugleich auch mitnimmt. Dadurch muß ein solches Werk nothwen-

wendig so viele Abtheilungen erhalten, als in jeden Wissenschaften Stücke vorkommen, die nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit können oder müssen behandlet werden. Unsers Erachtens gehören eigentlich nur diese Grundsätze und deren allgemeinsten Folgen in die Theorie des Wahrscheinlichen überhaupt betrachtet, die Anwendung muß in jeder Wissenschaft nach derselben eigenen Art vorkommen. Auf eben die Art wird die Geometrie und Analysis für sich abgehandelt, wiewol freylich Maclaurin sich die Erlaubniß genommen, die Anwendung der Fluxionalrechnung auf die Newtonsche Physik und Mechanik zugleich in die Theorie dieser Rechnung selbst, mit einzumengen. Hr. F. fügt einige ausführliche Beyspiele bey. Das juridische, so aus Eisenhards Rechtshändeln entlehnt worden, ist an sich sehr merkwürdig, und kann Anlaß geben, in Ansehung der Berechnung der Grade der Wahrscheinlichkeit einen Versuch zu machen, indem man die Summ der einzeln Anzeigen, Zeugnisse, Argumente ꝛc. zu bestimmen sucht. Ist diese Summ = 1, so hört die Sache auf wahrscheinlich zu seyn, und wird gewiß. Reicht aber die Summ nicht bis an ein Ganzes, so glauben wir auch nicht, daß der Richter seinen Ausspruch thun könne, zumal in Fällen, wo es um das Leben zu thun ist. Solche Fälle, wo man ohne die völlige Gewißheit zu haben, nichts vornehmen muß, sind demnach allerdings von denen zu unterscheiden, wo man auf einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit hin etwas wagen kann, und wo sichs bestimmen läßt, wie viel für jeden Grad der Wahrscheinlichkeit könne gewagt werden. Diese letztere Fälle gehören eigentlicher in die Lehre der Wahrscheinlichkeit. Sie grenzen aber oft auch dergestalt an diejenigen, wo eine völlige Gewißheit erhalten werden kann, daß beyde unter der gemeinsamen Rubrique: Berechnung der Summe der Argumente vorkommen können, und theils müssen.

G. Fr. Meiers Lehre von den natürlichen gesellschaftlichen Rechten und Pflichten der Menschen. Anderer Theil, 1773. 8. Halle, bey Hemmerde, 26 Bogen.

Der ganze Band betrift die Rechte und Pflichten des Ehestandes. Hr. M. handelt diejenigen Fälle, wo Gewohnheit, Herkommen, Menschensatzungen ꝛc. zu dem was die bloße

Na-

Natur verlangt, hinzugekommen sind, mit Freymüthigkeit und Beurtheilungskraft ab.

Sw.

---

7. Mathematick.

J. E. Silberschlag ausführlichere Abhandlung der Hydrotechnick oder des Wasserbaues, 2ter Theil, 1773. 8. Leipzig, bey Fritsch, 30½ Bogen 4 Bogen Kupferbl.

Dieser Band holt das im ersten rückständig gebliebene nach, und zwar des praktischen Theils 8. Cap. von Entwässerung der Ländereyen. 9. Von Graben und Canälen. 10. Vom Wehrbaue. 11. Vom Brückenbau. 12. Von Schiffbarmachung der Ströme. 13. Vom Haafenbaue. Es ist aus der Größe des ganzen Werkes leicht zu erachten, daß man über diese an sich wichtigen Gegenstände nur das nothwendigste und das so am unmittelbarsten an die Ausübung grenzt, hier erwarten kann. Die theoretischen Rechnungen werden, wo sie nicht allzuweitläuftig sind, mitgenommen, auch eine im ersten Bande vorkommende verbessert, und einiges den Lauf der Ströme betreffendes nachgeholt. Hr. S. glaubt nicht, daß unter den Wassertheilchen ein eigentliches Anreiben statt finde, und auch der Zähigkeit will er nicht viel einräumen. Er sucht demnach aus andern Gründen, z. E. aus dem unebenen Bette, Grase, Schilfe ꝛc. begreiflich zu machen, woher es komme, daß die Geschwindigkeit der Flüsse sich so gar wenig nach der Höhe des Falles richten. Diese Gründe haben unstreitig bey den Flüssen statt, indessen werden jene dadurch nicht umgestossen, sondern vielmehr wirksam gemacht. Durch Zähigkeit werden wohl nichts anders als die Cohäsionskräfte verstanden. Ein Wasserkügelchen, das sich über andere fortwälzen muß, läuft nicht auf einer geometrisch ebenen Fläche, sondern über andere solche Kügelchen, wo es bald steigen, bald fallen, bald anstossen muß, und damit kann seine Geschwindigkeit nicht nur gehindert oder gehemmt, sondern oft auch in eine ganz entgegengesetzte verwandelt werden. Wo dieses mehrern, ja einem Theile des Stromes mit einemmale begegnet, da fleußt ein Theil des Wassers zurücke, oder wirbelt in der Ründe herum ꝛc. Uebrigens geben wir zu, daß bey dem Was-

ser das Anreiben wohl nichts anders als das ersterwähnte Fortwälzen und Anstossen der Wassertheilchen bedeuten kann. Damit aber bedeutet es schon mehr als genug ist, um in der Berechnung nicht aus der Acht gelassen zu werden.

R. E. Schillings Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen im Hornung 1771. erfolgten Verstopfung des Weserstroms, und nachher geschehener Aufeisung derselben. 1772. Bremen, bey Cramer, 8. 2½ Bogen nebst einer Kupferblatte.

Im Vorberichte führt der Verfasser eine ziemlich theoretische Betrachtung über die Entstehung des Eises, der darauf erfolgenden Eisdämme und Verstopfung der Ströme an. Sie paßt fürnehmlich auf die Ströme, die den Eisgängen unterworfen sind. Diese finden bey stark abwärts schiessenden Strömen, Flüssen und Bächen ungleich weniger statt. Die Beschreibung der auf dem Titel erwähnten Verstopfung ist umständlich, und wird durch die Charte von der Gegend selbst gut erläutert. Es scheint daraus zu folgen, das man gleich den ersten Eisdamm, der alle folgende veranlaßte, hätte wegbrechen und durchsägen sollen, anstatt, daß man das Eis und die zu dessen Wegschaffung erforderliche Unkosten erst grösser werden ließ. Am Ende sind Beobachtungen des Thermometers und der Winde beygefügt. Es hätte dabey angemerkt werden sollen, nach welchen Regeln das Thermometer verfertiget und eingetheilet ist.

D.

M. Benjamin Hederichs, Rect. Schol. Hayn. Anleitung zu den vornehmsten mathematischen Wissenschaften. Achte Auflage, durchgesehen und mit Zusätzen vermehret, von D. Johann Ernst Zeiher, Mathem. Superior. Prof. ord. zu Wittenberg, rc. Wittenberg und Zerbst, bey Samuel Gottfried Zimmermann, 1772. 8. 1½ Alphab. Text, 32 Kupfer.

Wir wollen die, von dem Herausgeber herrührende Veränderungen mit dessen eigenen Worten anzeigen. „Das „beste, was ich bey Besorgung der gegenwärtigen Ausgabe „thun

„thun können, war dieses: Die Ordnung des Vortrags grös„tentheils zu lassen, nur an den Sätzen und Regeln dasjenige „zu ändern, was bey den Lernenden zu unbestimmten, oder „gar falschen Begriffen Gelegenheit geben könnte, und die „ganze Anleitung durch solche Zusätze zu vermehren, woraus „der Jüngling von Fähigkeit und Neigung zu tiefern, und „demonstrativen Kenntnissen, seinen Verstand üben kann.„

In der Arithmetick ist die Lehre von den zehentheiligen Brüchen eingeschaltet worden. Der Grund des Verfahrens, bey Auszlehung der Quadr. und Cub. Wurzeln, ist durch die allgemeinen Begriffe, von der Entstehung der Quadrat- und Cubik-Zahlen, begreiflich gemacht worden. Eben das ist, bey Summirung arithmetischer und geometrischer Progreßionen, durch die Induktion geschehen.

Denen zu gefallen, welche gern von der Richtigkeit der ihnen vorgeschriebenen Regeln überzeugt seyn möchten, ist, als ein Anhang zur Geometrie, ein kurzer Inbegrif der vornehmsten Lehren derselben, nach Kästner und von Segner, beygefügt worden. Dadurch wird aber der Abgang an Ordnung und Gründlichkeit, in der Anleitung selbst, nicht ersetzt. Es bleibt immer besser, Sätze und Beweise in ihrem Zusammenhange vorzutragen, und lieber allzuschwachen Anfängern den Rath und die Erlaubniß zu geben, daß sie bey dem ersten Durchlesen alle Beweise und schwere Sätze, auch bey dem zweyten noch einige der schwerern übergehen. Manche Beweise, die im Zusammenhang ganz leicht gewesen wären, werden ausser demselben schwer, weitläuftig, und der Anfänger gewinnt am Ende nichts dabey, daß man ihm die Mühe, einige Zwischensätze gehörig zu überdenken, hat ersparen wollen. Ueberhaupt kommt es uns nicht rathsam vor, daß man jungen Leuten mehr vorsage und zu merken gebe, als man ihnen auf der Stelle beweisen kann. Wir reden hier vornemlich von der reinen Mathematick. Der geringste Schaden dabey ist, daß sie von ihren auswendig gelernten Definitionen, Distinktionen und Solutionen aufgeblasen, es sich zur Schande halten, nach zehen Jahren diese Dinge erst wieder von vorne an zu lernen; also nie zu gründlichen mathematischen Kenntnissen gelangen. Der größere Schaden ist, daß ihnen der Nutzen entgehet, den sie von der Lehrart selbst, in Absicht auf andere Wissenschaften und auf die Bearbeitung ihres Verstandes, hätten ziehen können. Hederich mag also noch zehenmal neu aufgelegt werden; so beweiset uns dieses doch nicht, daß er sich zum Unterricht in niedern oder in

hohen Schulen vorzüglich gut schicke. Kinder verlangen Milchspeise, aber eben so sorgfältig — oder eigentlich noch sorgfältiger ausgesuchte und zubereitete, als Erwachsene. Es ist leichter für sie zu kochen, weil sie mit allem zufrieden sind; aber schwerer, wenn man eben deswegen es für seine Pflicht hält, ihnen nichts als das allerbeste vorzusetzen.

Die Anmerkungen zur Astronomie sollen hauptsächlich dienen, die Richtigkeit der alten Meynungen vor Augen zu legen, und das, der Ehre Gottes und der menschlichen Vernunft gleich — schimpfliche, Vorurtheil, daß die Bewegung der Erde der Schrift widerspreche, bey der Jugend keine Wurzel schlagen zu lassen. Nemlich Hederich statuiret noch über dem Sternhimmel die aquas supra coelestes, höher oben das coelum empyreum, noch höher das πȣ̃ beatorum (bey dieser Ordnung braucht man wenigstens nicht verlegen zu seyn, wie die Seeligen im Wasser zu rechte kommen, im Fall Franciscus Vallesius unrecht berichtet wäre, daß dieses Wasser weder naß noch kalt sey, de sacra Philosoph. p. 41.); die Erde setzt er mitten in die Welt, und beweißt ihr aus 1 Chron. XVI, 30. daß sie sich da ruhig halten müsse, u. s. f.

Anstatt des elenden Vorberichtes der vorigen Ausgabe, ist ein Auszug aus H. Kästners Vorerinnerung von der Mathematick überhaupt, vorgesetzt worden.

Sp.

J. L. Rostens astronomisches Handbuch, darinne alles, was zur Ausübung der Astronomie unentbehrlich erfordert wird, auf das deutlichste erklärt und durch wahre Exempel und Figuren erläutert wird. Neue Auflage, durchgehends übersehen, verbessert, ergänzt, und mit völlig neuen erforderlichen Zusätzen von der Sphärik, Theorik, Projektion und Trigonometrie, wie auch den dazu gehörigen Kupfertafeln vermehrt, eingerichtet und herausgegeben von D. G. Fr. Kordenbusch. I. Band, 1771. 4. 41 Bogen 3 Kupferbl. II. Band, 38 Bogen 6 Kupferbl.

Wir haben die Anzeige des ersten Bandes aufgeschoben, bis wenigstens der 2te mit hinzukommen würde, um diesen neuen Rost mit dem alten etwas besser vergleichen zu können.

nen. Zu diesem Ende wird es nicht undienlich seyn, wenn wir vorerst nachsehen, was Rost ehmals selbst gethan hat. Er hatte sich, seinem eigenen Berichte nach, zu seiner eigenen Uebung und Gebrauch, hundert astronomische Aufgaben ausgesucht, und sie durch wirkliche Beyspiele aufgelößt, berechnet, construirt und erläutert. Warum es gerade hundert waren, giebt Rost nicht an. Ein Verleger erfuhr es, und verlangte sie zum Drucke. Rost war eben nicht abgeneigt. Er sahe zwar, daß er seine Aufgaben gar nicht in Ordnung aufgeschrieben hatte, glaubte aber, ein alphabetisches Register würde den Mangel ganz gut ersetzen. Es konnte auch in der That so ziemlich nachhelfen. Damit war aber die Sache noch nicht ausgerichtet. Das Werk sollte doch wenigstens ein ziemlicher Quartband werden. Es sollte eine Art von Einleitung vorgehen, und zu den 100 Aufgaben, liessen sich noch wohl einige hundert andere gedenken. Eine Beschreibung der Instrumente und ihres Gebrauches, eine Anleitung zu Beobachtungen, viel historisches rc. konnte auch mit hinzu kommen, und so war auch, ohne alle Rücksicht auf die vorläufigen geometrischen, trigonometrischen, und theoretischen Kenntnisse, noch mehr als genug Materie vorräthig. Um aber doch nicht zu viel zu thun, mußte freylich die aufzuwendende Zeit, die Casse des Verlegers und der Preis des Werkes in Ansehung der Käufer mit zu Rathe gezogen werden. Alles dieses zusammengerechnet wurde beliebt, das Werk in drey Theile zu theilen. Der erste enthielt die Caßinische Geschichte vom Ursprung, Fortgang und Aufnahme der Sternkunde. Diese wurde in damaliges Deutsch übersetzt, und füllte 40 Quartseiten aus. Im 2ten Theil kamen sodann die erwähnten 100 Aufgaben vor, die überhaupt blos die Sphärische Astronomie betreffen, und 240 Quartseiten ausfüllen. Der dritte Theil, der sich auf 250 Seiten erstreckt, sollte endlich den Gebrauch der Instrumente, die Anweisung zum Beobachten, die Vergleichung der Beobachtungen mit den Rechnungen rc. enthalten. Bey allem dem blieb noch Stoff genug übrig, welchen Rost nachgehends in dem aufrichtigen Astronomus zum Theil nachholte, und noch immer viel zurücke ließ. Indessen fanden beyde Werke sehr guten Abgang, theils weil sie lange Zeit in Deutschland die einigen etwas umständlicher geschriebenen zu den Astronomischen Berechnungen und Beobachtungen waren, theils auch weil Rost selbst sich nicht allzusehr vertiefte, und daher auch immer nahe genug bey den ersten Anfängen blieb. Wir können nunmehr nachsehen, wie die von Hn. Nordenbusch veranstalte

stalte neue Auflage aussieht, wenn sie gegen die ältern von Rost selbst besorgten Auflagen gehalten wird. Hr. K. fängt ebenfalls mit der Caßinischen Geschichte der Sternkunde an, bleibt aber nicht wie Rost bey der bloßen Uebersetzung, sondern bessert diese aus, fügt aller Orten Anmerkungen bey, und setzt sie bis auf die jetzigen Zeiten fort, so daß sie sich nun nicht auf 40, sondern auf 120 Quartseiten beläuft. Im Ganzen betrachtet, hat uns diese Erweiterung gut gefallen. Hr. K. geht nun von da nicht unmittelbar zu den 100. Rostischen Aufgaben fort, sondern schiebt nun alles dasjenige ein, was er als vorläufige Kenntnisse nöthig zu seyn erachtet. Sollte dieses den eigentlichen Anfängern zu Gefallen geschehen seyn; so müssen diese die vorausgeschickte Caßinische Geschichte, welche viel zu gelehrt für sie ist, überschlagen. Genau betrachtet, ist sie in einem eigentlich sogenannten astronomischen Handbuche, nicht an ihrer wahren Stelle, weil ein solches Handbuch doch in der That weiter nichts als Aufgaben zu Berechnungen, kurzgefaßte Regeln und Formeln zum Gebrauche der Instrumente, Tabellen zu beyderley Gebrauche enthalten sollte. Wer sodann ein solches Handbuch gebrauchen will, der muß in dem theoretischen Theile der Astronomie voraus schon bewandert seyn. Hr K. nimmt nun hier das theoretische so ziemlich mit. Er fängt bey der sphärischen Theorie an, und zeigt dabey wie man der Ordnung nach darauf verfallen, sich am Himmel mehrere Circul zu gedenken, dergleichen der Horizont, der Aequator, der Thierkreis, der Mittagskreis ꝛc. sind. Im §. 47. hätte affectiones wohl nicht durch Eigenschaften übersetzt werden müssen. Weil Eigenschaften soviel als innere Beschaffenheiten, Qualitates internae, attributa, proprietates etc. sind, die affectiones aber bloße Beziehungen eines Sterns auf die Circul der Himmelskugel ausdrücken. Nach diesen Beziehungen giebt Hr. K. ein Verzeichniß der Aufgaben, so in der sphärischen Sternkunde vorkommen, und bemerkt dabey, welche mit den 100. Rostischen Aufgaben einerley sind. Die Theorie hat nach Hr. K. 12 Theile, nemlich 1. der Weltbau, 2. Geschichte der astronomischen Systeme 3. 4. - - - - 9. Sonne, Mond, untere und obere Planeten, Nebenplaneten, Fixsterne, neue Sterne, Kometen. 10, Zusammenkünfte der Planeten. 11. Fortpflanzung des Lichtes. 12. Schwere der Weltkörper. Diese Anordnung der Theile könnte wohl strenger und wissenschaftlicher seyn. Hr. K. begnügt sich aber alles mehrentheils historisch vorzutragen, was sonst genauer bewiesen werden müßte. Indessen trägt er die Berechnungen, worauf die

Theo-

Theorie leitet, noch so ziemlich vor. Den Gebrauch der Mayerischen Mondstafeln vermissen wir dabey. Warum im 2ten Bande S. 50. u. f. die Caßinischen und nicht die Wargentinschen Tafeln der Jupiters Trabanten vorkommen, da erstere weniger genau sind, begreifen wir nicht ganz. An sich betrachtet, hätten alle Tafeln mitgenommen oder alle weggelassen werden sollen. S. 137. muß anstatt Wurst, wodurch Hr. K. den Namen Wurstisius versteht, eigentlich Wurstisen, oder Wursteisen gelesen werden. Nach der Theorie trägt Hr. K. die Lehre von der Entwerfung der Kugelfläche blos praktisch, und endlich die Trigonometrie in einigen Tabellen vor. Hierauf wendet er sich wieder zu seinem Autor, und schließt den 2ten Band damit, daß er von den oben erwähnten hundert Rostischen Aufgaben die 21. ersten vorbringt, die übrigen im dritten Bande zu liefern verspricht. Wir müssen noch mit anmerken, daß auch die Theorie halb im ersten, halb im zweyten Bande vorkömmt. Vermuthlich hat der Verleger nur 38., höchstens 41 Bogen auf jede Ostermesse übernehmen wollen.

D.

Architectura hydraulica, oder: die Kunst, das Gewässer des Meeres und der Flüsse zum Vortheil der Vertheydigung der Festungen, des Handels und des Ackerbaues anzuwenden. Von Hrn. Belidor u. s. f.

Zweyter Theil; Neunte Ausgabe der Version, nebst 15 Kupfertafeln. Augspurg, verlegts Eberhard Kletts, sel. Wittib, 1770. E. (18 Bogen.)

Zehente Ausgabe, nebst 10 Kupfertafeln, 1770. (12 Bogen.

Eilfte Ausgabe, nebst 9 Kupfertafeln, 1770. (14 Bogen,)

Zwölfte Ausgabe, nebst 7 Kupfertafeln, 1771. (16 Bogen.) Sie enthält zugleich das Register über den zweyten Band dieses zweyten Theiles.

In Ansehung unsers Urtheiles über dieses schöne Werk, welches nun mit der zwölften Ausgabe geschlossen ist, beziehen wir uns auf dasjenige, was bey Anzeigung der vorherge-

henden Theile, wir und andere Recensenten, zu dessen verdienten Ruhm bereits gemeldet haben.

Pi.

Matheseos Elementaris Principia; praelectionib. publ. Scholar. infer. Patriae Monasteriensis, accommodabat *Casparus Zumkley*, e Soc. Ies. Math. Prof. Münster, bey Perrenon, 363 Oktavs. 7 Kupfert.

Den Anfang macht eine Algebra, die bis auf den zweyten Grad der Gleichungen geht, auch die Progreßionen, Combinationen u. d. g. betrachtet. Denn die theoretische Geometrie. Die Beweise werden meistens mit gehöriger Schärfe geführt, nur an manchen Orten, besonders in den Lehren von den Lagen der Ebenen und den Körpern, sind zuweilen Erleichterungen gesucht, die man Anfängern gönnen kann. Die Trigonometrie, enthält ausser den gemeinen Regeln, auch Anwendungen der Buchstabenrechnung. Algebraische Exempel. Aus der Arithmetick, wo der binomische Lehrsatz den Anfang macht, aber nur durch eine Induktion gezeigt wird, mit Versparung des Beweises an einen andern Ort. Auch unbestimmte Aufgaben kommen hie vor. Anwendungen der Algebra auf die Geometrie und Trigonometrie. Hr. P. Z. erwähnt, daß er der Kürze und Gründlichkeit wegen, Hrn. Hofr. Kästners Anfangsgründen sehr gefolgt sey. Den Schluß machen, trigonometrische Tafeln von 5. zu 5. Minuten, und Logarithmen der Zahlen, bis 1000.; Sie sind in größern Formate als das Buch, und müssen daher Brüche bekommen, wenn sie zu dem Buche sollen gebunden werden. Diese Einrichtung wäre bey Tafeln, die so oft müssen aufgeschlagen werden, der Dauerhaftigkeit nicht gemäß, die Meynung ist wohl, sie besonders zu binden.

Ausser der Aufmerksamkeit, welche dieses Werk als ein wohlgeschriebenes Handbuch verdient, ist es eine angenehme Probe verbesserter Einrichtungen des Studirens, unter den Römischkatholischen in Westphalen. Hr. P. Z. giebt von einigen solcher Verbesserungen in der Vorrede Nachricht. Die Jugend allein mit lateinischen, rhetorischen und poetischen Uebungen zu beschäftigen, und wenn sie älter wird, an scholastische Zänkereyen zu gewöhnen, ist abgeschaft; es wird eine weniger streitsüchtige Philosophie gelehrt, und die Mathematick mit den Humanioribus verbunden. In gegen-

=ärtigen Anfangsgründen, sind schwerere Sätze von den leichtern durch Zeichen unterschieden, damit man sich beym Vortrage nach der Fähigkeit der Zuhörer richten kann, und so werden überhaupt die unterschiedenen Theile dieses Buchs, unterschiedenen Klassen der Lernenden erklärt. Die Namen der Klassen sind nach ihrer sonst gewöhnlichen Abtheilung beybehalten, daher klingt es uns, die wir solche Namen in unsern Schulen nicht haben, fremd, ist aber sonst keine Ungereimtheit, daß der poetischen Klasse die Lehre von ähnlichen Dreyecken vorgetragen wird. Den ganz untersten Klassen sind mathematische Vorübungen in deutscher Sprache bestimmt, wo auch die gewöhnlichen Handgriffe der Feldmesser gewiesen werden, die deswegen in gegenwärtigem Buche fehlen, ob Hr. Z. gleichwol erkennt, daß zur vollständigen und richtigen Ausübung mehr Einsichten gehören. (Dieses Verfahren ist untadelhaft, man muß eben durch die Praxis jungen Leuten Lust zum Nachdenken machen.) Die höhere Mathematick und die angewandte, werden für den philosophischen Fleiß verspart, denn gegenwärtiges Werk ist für die niedrige Schulen bestimmt. (Dem Recensenten ist ein und anderer Professor auf protestantischen hohen Schulen bekannt, der die Mathematick, die zwar zu seinem Lehramte nicht gehört, mit Applausu liest, und doch dieses Buch für sich zu schwer finden würde, und wenn er Schande halber, darüber lesen müßte, Erläuterungen, bestehend in vorher ausgerechneten Exempeln der Regel Detri, und leichten Beweisen, aus Wolfs Auszuge, von seinen Heften ablesen würde.)

B.

Deutliche Abhandlung von den Rädern der Wassermühlen und von dem inwendigen Werke der Schneide-Mühlen. Mit zehen Kupfertafeln, ausgefertiget von Andreas Kaovenhofer. Riga und Leipzig, verlegts Johann Friedrich Hartknoch, 1770. 5 Bogen in 4.

Wir halten diesen Aufsatz für die Arbeit eines Mühlenarztes, oder auch eines Sägemüllers. Weil ihm selbst die allgemeine Einrichtung der Mühle bekannt war; so setzt er sie auch bey andern als bekannt voraus, und unterrichtet uns hauptsächlich nur in den gebräuchlichsten Maaßen der vornehmsten Theile, und in den Handgriffen und Vortheilen,

die

die bey ihrer würklichen Verfertigung und Zusammensetzung zu beobachten sind. Auf letzteres hätte sich der H. Verf. gänzlich einschränken und es andern überlassen sollen, von allem den Grund anzugeben. Denn dieses ist, wie es scheint, sein Fach nicht. Zum Beyspiel: Wenn bey hohen Wasserrädern auch etwas an der Kraft gewonnen wird; so gehet solches an der Zeit wieder verlohren, und machen die Kraft nicht um so viel vermögender, als solche in eine langsamere Bewegung gesetzt wird. Das Wasser hat eine Kraft, so sich nicht nach der Maschine accommodiret u. s. f. Alles dieses, wenn es auch genau richtig wäre, setzt niemand in den Stand, aus der Geschwindigkeit und den übrigen Umständen des Wassers, die vortheilhafteste Größe des Rades zu bestimmen; und darum war es doch eigentlich zu thun.

Die Proportion des Wasserrades gegen das Kammrad wird um die Hälfte determiniret ..... Man addirt zu dem Durchschnitt des Getriebes den Durchschnitt des Kammrades und giebt noch zu dieser Länge 2. oder 3. Fuß Kraft; so wird diese die ganze Summe des Durchschnittes vom Wasserrad seyn (wie undeutlich!).

Die Höhe des Wassers muß niemalen weniger als in 3. Schaufeln fassen, nemlich die im Ruhepunkte ganz, die zweyte muß das Wasser halb fassen, und die dritte nur ein Drittheil (Das verstehen gewiß die meisten Leser eben so wenig als wir.

Je größer die Last um desto stärker müssen die Zähne und Getriebe seyn: es sey denn, daß sie von Eisen oder Meßing gemacht werden, (gerade so, als ob die eisernen sich nicht nach der Gewalt zu richten hätten.)

Die Zahl der Zähne wird so determiniret, daß sie im Umlaufe die Getriebe wechseln, und allezeit andere Getriebstöcke fassen, (das ist unmöglich, kommt aber unten S. noch einmal vor) oder zum wenigsten u. s. f.

Die langen Wellen der Wasserräder sind nicht vortheilhaft, weil sie eine starke Drehung verursachen, (was ist d

Es müssen jedesmal mehr als zwey Zähne des R in den Trilling fassen: denn je mehr Zähne in den T fassen, um desto leichter gehet die Maschine (nemlich größer ist der Trilling, nach Proportion des Rades, um leichter von ihm zu bewegen. Einen andern Sinn wir nicht herausbringen.)

Von der Kurbel, die den Schwengel (oder Len Bewegung setzt, heißt es: wenn sie zu groß ist; so v Rahme zu stossen, weil alsdenn der Schwengel im V

einen gar zu großen Triangul formirt. (Eigentlich wird nur der Winkel, am Scheitel dieses sogenannten Triangels, gar zu groß.)

Der Schwengel darf nicht unter 7. Fuß seyn, weil sonst die Schenkel von dem Triangel, welchen er beschreibt, zu kurz werden, und alsdenn an die Rahme stossen. (Sie stossen nicht an, weil sie zu kurz sind, sondern weil der Winkel, den sie beschrieben, zu groß ist.)

Der Hacken fasset oder ziehet jedesmal entweder einen Zahn oder zwey Zähne. (Eigentlich fasset er immer nur einen Zahn, schiebt ihn aber bald mehr bald weniger vor sich, und drehet dadurch das Rad bald um einen, bald um zwey Zähne weiter.)

Die Figuren sind so ziemlich; ausgenommen das Wasserrad Tab. IV. und das halbe Schwungrad Tab. V, welche so künstlich gezeichnet sind, daß man was an ihnen oben und unten links und rechts ist, zugleich sehen kann. Wenn doch alle Künstler und Handwerksleute zeichnen lernten!

Pi.

Des Herrn de la Chapelle, Königl. Französ. Censors, der Akademien zu Lion, zu Rouen und der Königl. Societät zu London Mitglieds, Abhandlung von den Kegelschnitten, von den andern krummen Linien der Alten und der Cycloide, nebst ihren Anwendungen auf verschiedene Künste. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen, von Johann Lorentz Böckmann, des Hochfürstl. Markgräfl. Badendurlachisch. Kirchenraths Assessor, und der Mathematick und Naturlehre ordentlicher Professor. Mit 11. Kupfertafeln. Carlsruhe, 1771. druckts und verlegts Michael Macklot, Markgräfl. Badendurlachisch. Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker, $1\frac{1}{2}$ Alphab. 8.

Von der Urschrift selbst wird man um so weniger unsere Gedanken zu wissen verlangen, wenn wir melden, daß ihr das Urtheil der französ. Acad. der Wissenschaften, und zwar ein sehr günstiges Urtheil, vorangesetzt ist, und daß der H. Uebersetzer, in seiner Vorrede, die Vorzüge dieses Werkes

noch weiter entwickelt hat. Doch können wir nicht umhin, zu äussern, daß uns der Gedanke, der theoretischen Abhandlung einer krummen Linie sogleich einen Unterricht, über ihren Gebrauch in allerley Künsten, nachfolgen zu lassen, weder so ganz neu, noch so ausnehmend glücklich vorkommt, daß unsern deutschen Original-Schriften in diesem Betracht etwas abzugehen schiene. Der Anfänger ist sehr geneigt, den Nutzen einer Theorie auf die wenige Gelegenheiten, deren man etwa in der Anwendung gedenket, (denn alle Arten des Nutzens wird man doch nicht ausführen wollen) einzuschrenken. Man setze, um unsre Gedanken recht zu fassen, es habe jemand die Theorie des Cirkels abgehandelt: nun will er den Gebrauch des Cirkels zeigen. In der Geometrie? er zeigt also wie der Cirkel dienet, die Winkel mit einander zu vergleichen: wie er, durch Intersektionen mit andern Cirkeln oder mit geraden Linien, Aufgaben aufzulösen geschickt ist. In der Mechanick? er handelt also von Rädern, und bey der Gelegenheit von Uhren und Mühlen. In der Baukunst? hier findet er runde Säle, Tempel, Plätze, Colonnaden, Theatra zu betrachten. In der Naturlehre? hier giebt es Regenbogen und andere Erscheinungen aus dem Cirkel zu erklären u. s. f. Wird jemand diese Methode schön finden? Vielleicht der Anfänger; aber zu seinem eigenen Schaden. Denn nun glaubt er alles begriffen zu haben, wozu der Cirkel zu gebrauchen ist. Nun wird er getrost den Schluß machen: krumme Linien, deren Nutzen man nicht eben so zeigen kann, die man nicht eben so, bey Bildung der Werke oder Werkzeuge der Baukunst, Mechanick, Fortification, nachahmen kann, sind Grillenfängereyen. Insonderheit hätten wir, bey Gelegenheit der Parabel keine so umständliche Abhandlung über die Ballistick, von S. 144. bis 206. erwartet, sondern allenfalls nur so viel, als H. von Maupertuis auf ein paar Seiten zusammen gezogen hat. Um so mehr, da es nun ausgemacht ist, daß die Theorie des Bombenwerfens sich, wegen des allzugroßen Widerstandes der Luft, nicht auf die Parabel bauen läßt; und man also am Ende doch gestehen muß, daß die ganze Anwendung auf die Praxin eigentlich nicht zu gebrauchen ist. Auch hätten wir hier nicht erwartet, daß sich der H. Verf. immer auf Belidorn, als einen nicht auszuschlagenden Gewährsmann berufen, und daß er dessen Versuche und ihre zufällige Uebereinstimmung mit der Parabolischen Theorie, als einen unläugbaren Beweis von der Richtigkeit der letztern und als eine vollkommene Widerlegung aller Einwendungen

ansehen würde. Als ob nicht Fehler der Theorie und Fehler der Praxis einander aufheben, oder auch falsche Schlüsse durch andere falsche Schlüsse unschädlich gemacht werden könnten.

Die Uebersetzung hat darinn einen Vorzug vor der Urschrift, daß der Hr. Uebersetzer manche Stellen berichtiget, deutlicher auseinander setzt, vollständiger beweiset; daß er den Lesern mit unsern vorzüglichen deutschen Schriftstellern in diesem Fache bekannt machet; daß er erläuternde Stellen aus andern Werken des Verfassers, eigene kurze Aufsätze, und die ganz neulich herausgekommene Bemerkungen des H. Marsson über die Gleichungen für die Kegelschnitte u. s. f. eingerücket hat. Die Uebersetzung ist uns getreu und deutlich vorgekommen, die Sprache etwas affektirt, zumal wo der H. Uebers. selbst spricht. Z. B. Seite 247.: ich befürchte eher von einigen Männern den Vorwurf einer zu sorgfältigen Auseinandersetzung, der mir aber weder unerwartet noch empfindlich seyn würde. Ein stiller Dank, den ein junger Liebhaber der erhabenen Mathematick mir zollet, weil ich ihm auf seinem mühsamen Wege einige Steine auf die Seite geschaft habe, ist mir viel zu schätzbar, als daß ich nicht mit Vergnügen das schlechte Gemurmel solcher Leute anhören sollte, die um selbst nur immer glänzend zu scheinen, ihre Schüler in der Finsterniß unterhalten. (Wer mögen diese murmelnde Männer seyn? Doch wenigstens keine Lehrer der Mathematick? Das wäre abscheulich!) Hier und dar schienen uns einige Ausdrücke undeutlich oder unrichtig; aber die Schuld kann am Original, oder vielleicht gar an uns, liegen. S. 39. kommt uns der Beweis, daß die höhern Potenzen eines wahren Bruches keine ganze Zahlen seyn können, nicht so vor wie er seyn sollte. Auch dünket uns, daß dabey einigemal Wurzel, gemeinschaftliche Wurzel, statt Theiler oder Faktor, gesetzt worden. S. 172. à toute volée heißt nicht: in der größten Erhöhung, sondern in der Erhöhung für die größte Schußweite. S. 348. Ein Gewölbe ist ein nach innen zu hohles Dach, welches seiner Länge nach geründet ist, oder die Gestalt einer Arkade hat (das Gewölb kennen gewiß mehrere Leser als die Arkade) und welches von aussen fast wie die Figur 67. aussieht. Die Mauren, die es tragen, sind die Nebenpfeiler desselben und diejenige, die es schliessen, die Zinnen. (Wer es nöthig findet, in einer Abhandlung über die Kegelschnitte, dem Leser zu sagen, was ein Gewölbe ist,

 der

der müßte es ihm wenigstens deutlich sagen; sonst beleidigt er ihn auf eine doppelte Art.)

Sp.

M. Johann Bischoffs praktische Abhandlung der Dioptrick, in welcher die Eigenschaften und Gebrauch der sphärischen Gläser den Anfängern zur Erleichterung und manchen andern zur Bequemlichkeit durch Zeichnung und Rechnung aus zweyen Grundgläsern hergeleitet und in deutlichen Figuren gezeigt werden. Mit IX. Kupfertafeln. Stuttgard, bey Johann Benedict Mezler, 1772. ein Alphabeth in 8.

Die zwey Grundgläser, deren die Aufschrift gedenket, sind nichts anders als das planconvexe und das planconcave, aus deren Zusammensetzung der H. V. die übrigen, auf die gewöhnliche Weise, erkläret und allgemeine Formeln für ihre Brennweite u. s. f. herleitet. Wir melden dieses, damit nicht die Leser ein besonderes Geheimniß dabey vermuthen. Die ganze Abhandlung hat uns wohl gefallen, und wir tragen kein Bedenken, sie besonders denjenigen, welche die Ausübung dieser angenehmen und nützlichen Kunst mit den nothwendigsten theoretischen Einsichten verbinden wollen, bestens zu empfehlen.

Der Vortrag ist ordentlich, mehrentheils gründlich, vollständig und faßlich. Der H. V. hat die Gabe sich deutlich auszudrucken, und man merket es, daß er sich angelegen seyn lassen, Gebrauch davon zu machen. Wir wollen zur Probe ein paar Stellen ohne viele Wahl abschreiben. S. 86. Zween oder mehrere Gegenstände, die verschiedene Entfernungen vom Glase (der Cameraobscura) haben, können sich auf eben derselben Wand, an einerley Orte, nicht zugleich deutlich abbilden, sondern die Wand oder Fläche, worauf ein deutliches Bild eines nähern Gegenstandes gefallen, muß sich dem Glase, oder das Glas der Wand nähern, wenn ein entfernterer Gegenstand sein deutliches Bild darauf zeigen soll. Doch wenn der nächste Gegenstand weit vom Glase absteht; so fällt sein deutliches Bild so nahe an die deutliche Bilder der weiter entfernten Gegenstände, daß

daß man an eben demselben Orte noch alle diese Bilder auf einmal ziemlich deutlich erblicket.

S. 200: Alle aus mehr als einem Glase bestehende Vergrößerungsgläser zeigen dem Auge den Gegenstand verkehrt; wo also etwas daran gelegen ist, denselben aufrecht, wie mit bloßen Augen zu sehen, da muß er verkehrt unter das Objectivglas gelegt werden. Wer diese verkehrte Lage nicht wohl bedenket; wird mehrere wahrhaftig vertiefte Theile des Gegenstandes erhaben, hingegen einige erhabene vertieft sehen. Denn er erblickt den Schatten der erhabenen Theile auf ihrer gegen das Licht gekehrten Seite, und den Schatten der Hohlen auf der von dem Lichte abgekehrten; und also umgekehrt in dem Absehen (in Absicht) auf die Lage, wie man sonst gewohnt ist, aus dem Schatten das Erhabene oder Vertiefte zu schätzen. Dieser artige, aber den Beobachtungen sehr nachtheilige, Augenbetrug dürfte doch noch eine andere mitwürkende Ursache haben. Dann eigentlich müßte er aufhören, so bald wir vergessen, oder im Fall wir gar nicht gewußt haben, von welcher Seite die Erleuchtung herkommt. Er dauert aber unter diesen Umständen noch fort. Und woher käme es, daß im Sonnenvergrößerer, wie der H. V. auf der S. 310. beobachtet, die Pettschafte allemal erhaben scheinen, und doch ihre Abdrücke niemals vertieft? Hier kann wenigstens die, der Richtung des Lichtes widersprechende, Erleuchtung nicht Schuld haben; sonst müßte der Abdruck eben deswegen vertieft scheinen, weil die vertiefte Forme erhaben scheint. Ist diese Beobachtung zuverläßig und unter allerley Umständen die nehmliche; so muß hier, sowol als im Mikroscop und in einigen andern Einrichtungen, die einen ähnlichen Betrug verursachen, noch eine unbemerkte Ursache verborgen liegen.

Daß der H. V. einen Beobachtungsgeist habe, und die Theorie zu artigen Erfindungen zu nützen wisse, das zeigt unter andern sein Augenmesser S. 215. u. f. Die Umstände des überweitsichtigen Auges veranlaßten ihn, dieses Werkzeug zu verfertigen, mit dessen Hülfe alle Arten der Augen die Schranken ihres Sehens finden und nach einem Maasstabe bequem, auch zum Hauptzwecke hinlänglich, angeben können.

In den Beweisen hat der Hr. V. nicht immer Fleiß genug angewendet. Z. B. daß mehrere Strahlen, die gegen einen Punkt zusammen laufen, von einer Ebene so gebrochen werden, daß sie dennoch in einem Punkte, nur in einem andern, zusammen laufen, ist S. 9. §. 18. zwar gesagt, aber

nicht erwiesen worden; und doch mußte es und konnte auch ganz leicht erwiesen werden. Auch fehlt dem dortigen Beweis sonst noch etwas. Nemlich qc verhält sich zu qr und beynahe wie co zu cn; hingegen verhält sich co zu cn nicht bey nahem, sondern ganz genau wie mi zu kg, denn es sind ja gleiche Größen.

Der Lehrsatz §. 50. ist, so viel wir urtheilen können, schlecht oder vielmehr gar nicht erwiesen worden; höchstens nur ein besonderer Fall davon, und auch dieser nicht so wie es seyn mußte. Wir haben uns desto mehr darüber gewundert, da auf diesem Lehrsatze die Formeln, zu Auflösung der meisten folgenden Aufgaben beruhen. Wir wollen einen Theil des Beweises hier hersetzen, und was wir daran auszusetzen haben, anzeigen: --- Es falle ferner ta auf das vorige erhabene Glas in a ein, so wird er (so daß er) gerade fortgesetzt, sich mit der Hauptaxe in F vereinigen und (vereinige; so wird er) in die Diagonale aK des Parallelogr. aFKc brechen, folglich die Hauptaxe *iF* in *f* schneiden (und zwar in ihrer Mitte, so daß $cf = \frac{cF}{2}$ wird. Das hätte der H. V. anführen sollen; so würde er bald gemerkt haben, daß sein Beweis auf einen ganz besondern Fall hinaus läuft). Endlich falle noch *ga* auf eben dieses erhabene Glas in A ein; so wird dieser (so daß dieser) in gerader Linie fortgezogene Strahl die Hauptaxe in *f* schneiden und (schneide; so wird er) durch das Brechen in die Diagonale *al* des Parallelogr. aklc fallen, und sich also mit der Hauptaxe in x vereinigen. (Und zwar so, daß er, wie überaus leicht zu erweisen ist, $cx = \frac{cF}{3}$ machet. Auch dieses hätte der H. V. anzeigen sollen; da würde er bald bemerkt haben, daß sein ganzer übriger Beweis auf nichts führet, als daß die Formel $cx = \frac{cF \cdot cf}{cF + cf}$ in dem besondern Falle wahr sey, wenn $\frac{cF}{2} = cf$ und $\frac{cF}{3} = cx$ ist. Der allgemeine Satz und Beweis hätte etwa so heissen können: Es sey a der Einfallspunkt, c die Mitte des Glases, cF seine Brennweite, cf die Entfernung des einfallenden Strahls, x der Ort, wo er nach dem Brechen die Hauptaxe schneiden wird; so ist $cx = \frac{cF \cdot cf}{cF + cf}$. Denn, wenn Fl mit gc, und ferner cl mit der durch f gezogenen ak parallel ist; so

so liegt x auf der Diagonale al. Wegen ähnlicher Dreyecke afc und lcF ist nun Fc: fc = Fl: ac, und wegen ähnlicher Dreyecke axc und lxF ist Fc — xc: xc = Fl: ac; demnach Fc: fc = Fc — xc: xc oder Fc + fc: fc = Fc: xc; und das giebt $xc = \frac{Fc . fc}{Fc + fc}$ u. s. f.

S. 34. §. 60. glauben wir wieder ähnliche Unrichtigkeiten, bey einem ähnlichen Beweis, zu bemerken. Erstlich wird befohlen, eine gewisse Linie mit einer andern parallel zu ziehen, und doch ist die Lage dieser Linie, die man ziehen soll, schon durch zween bestimmte Punkte festgesetzet. Zweytens scheint der H. V. unvermerkt anzunehmen, daß in einem in vier Parallelogrammen zerschnittenen Vierecke, auch dasjenige Paar Parallelogrammen einander gleich sind, durch welche die Diagonale des Viereckes übereck gehet. Endlich erinnern wir noch, daß hier und im vorigen Beweis immer ac = cf gemacht werden müßte, ohne alle Noth und Nutzen; denn ac ist willkührlich. Muß es aber bey des H. V. Beweis = cf seyn; so erhellet eben daraus, daß der Beweis nichts taugt. Der Satz und dessen Beweis hätten, unsers Erachtens, so heissen sollen: Es sey die Brennweite cf, der divergirend einfallende Strahl sey ai und werde nach aF gebrochen (oder umgekehrt, denn das ist einerley); Man soll ci durch cF und cf ausdrücken. Wenn ci gegeben ist, so ziehe man durch c mit ihr eine Parallele, und durch f ziehe man eine Parallele mit ac; der Punkt Q, wo sie sich schneiden, bestimmet, nebst dem Punkte a, die Lage des gebrochenen Strahls aF, folglich das gesuchte cF. Die ähnlichen Dreyecke aFc und QFf geben Fc — fc: fc = QF: aQ, die ähnlichen Dreyecke QFc und afi geben Fc: ci = QF: aQ, aus beyden folget Fc — cf: fc = Fc: ci, und das giebt $ci = \frac{Fc . fc}{Fc - fc}$

Pi.

---

8. Naturlehre, Naturgeschichte Chymie, und Mineralogie.

Briefe an das schöne Geschlecht über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Natur. Dritter

Theil. Jena, bey Crökers W. 1771. mit fortgesetzten Seitenzahlen, von 857. bis 2244. 8 Kupfert.

Dieser Theil enthält die Himmelskörper: Die Atmosphäre der Erden, die sinnlichen Werkzeuge, die Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen. Etwas von Gebürgen, und Erzgängen, die Quellen und Flüsse, die Ebbe und Fluth, den Magnet und die Erdbeben. Da diese Sachen nicht so abstrakt sind als die den Anfang des ersten Theils machten, so wird dieser Theil vielleicht seine Leserinnen noch mehr unterhalten als die vorigen und wenn sie etwa mit demselben anfingen, ihnen Lust zu den übrigen machen. Der Vortrag ist deutlich, das Unentbehrliche Mathematische soviel als möglich erleichtert. In der Methode der Naturgeschichte folgt der Hr. V. theils dem Hn. von Linné, theils Hn. Sulzern bey dem Insekten, auch hat er Hn. Hallen gebraucht. Die Kupfer, welche sehr sauber sind, geben unter andern von Thieren und Pflanzen zahlreiche Abbildungen zu Erläuterung der Methode. Dieses Buch wird solchergestalt nicht nur Leserinnen unterrichten können, sondern auch Leser.

B.

Mineralogische Abhandlungen von Friedrich August Cartheuser, Heßischen Bergrath und Professor. Gießen, 1771. 190 Seiten in 8.

Ein Werkchen, welches viele neue und sorgfältige Untersuchungen einiger Mineralien enthält, und welches wir auch den Anfängern der Chymie und Mineralogie empfehlen, weil der geschickte H. V. sich die Mühe genommen hat, seine Arbeiten so deutlich, so vollständig und mit ihren Gründen zu beschreiben, daß sie ungeübten zugleich eine praktische Anleitung zu ähnlichen Arbeiten seyn können. Wir hoffen, daß der V. mehr solcher Abhandlungen liefern werde, und dabey wünschen wir, daß er auch in der Folge ferner Rücksicht auf die Anfänger haben wolle. Es ist uns nicht erlaubt, hier den Inhalt von jeder Abhandlung genau und vollständig zu erzählen, deswegen wir uns damit begnügen müssen, nur die Ueberschriften derselben anzuzeigen. S. 1. Vom weißen Eisenspate. S. 29. Vom mergelartigen Kupferschiefer. S. 46. Von den schwefelichten und arsenikalischen Theilen der Eisensteine, und der Entbehrlichkeit des Röstens derselben. S. 60. Von gediegenem Kupfer. S. 73. Eintheilung der Eisensteine, welche würk-

würklich auf Eisen genutzet werden. S. 94. Anmerkungen über den Chrysolith. S. 107. Von einigen Edelsteinproben. S. 117. Von den Bestandtheilen des rohen ursprünglichen Salpeters. S. 141. Vom Gypssteine, als einem Zuschlage bey dem Schmelzen der Eisensteine. S. 153. Von den Dendriten. S. 172. Vom Ursprunge des Bernsteins, den auch der V. zum Mineralreiche rechnet. Er hat nach Marggrafs Vorschrift, aus Bernsteinöhl und rauchendem Salpetergeiste die gelbe harzige Maße gemacht, die stark nach Biesam riecht.

Eben jetzt erhalten wir auch den zweyten Theil, der 1773. gedruckt ist, und 17 Bogen hält. Auch hier finden wir die Gründlichkeit, Genauigkeit und Ordnung die wir schon am ersten Theile gelobt haben. Die Abhandlungen sind folgende: vom Traß oder Terras; eine Untersuchung, die durch die von H. Prof. Vogel in Göttingen bekannt gemachten Versuche, noch nicht überflüßig gemacht worden. Nach dem H. Cartheuser gehöret dieser nutzbare Stein zu den thonartigen; aber von der Meynung, daß der Traß durch ein unterirdisches Feuer entstanden sey, sind wir durch des Verfassers Zweifel noch nicht abgebracht, und die schaumichte Gährung scheint uns nicht recht bestimmt zu seyn. Von den Bestandtheilen der gypsartigen Steine und Erden. Uns wundert es, daß sich hier der Mineralog damit hat abgeben mögen, des Pfarrers Mayers im Hohenlohischen Gewäsche vom Mergel und Gypse zu prüfen und zu berichtigen. Das war zu viel Ehre für einen Mann, der nicht einmal die Nutzbarkeit der Naturkunde einzusehen gelernt hat. Von dem Gestein, welches die Dornen der Gradirhäuser überzieht, worinn nicht eine Spur vom Gypse ist. Anmerkungen vom Arsenick. Vom Bimstein und dessen scheinbarer Verwandschaft mit dem Amianth; salzige Theile enthält er nicht, wie viele dem Henkel nachgeschrieben haben. Von den Bestandtheilen des Thons, ein Aufsatz, dem wir dem vortreflichen Hr. Pörner zur genauen Ueberlegung empfehlen, eben so wie den folgenden und letzten in diesem Bande, S. 220. von der Alaunerde. — Wir bitten den geschickten H. Verfasser noch einmal recht sehr um die Fortsetzung dieser Arbeiten.

Des Hrn. Berghauptmanns von Justi gesammlete chymische Schriften, worinnen das Wesen der Metalle und die wichtigsten chymischen Arbeiten vor dem Nahrungsstand und das Bergwesen aus-

führlich abgehandelt werden. Mit Kupfern. Dritter Band. Berlin, 1771. 8.

Auch hier können wir nur die Ueberschriften der in diesem Bande gelieferten Abhandlungen anzeigen. Der Werth der Justischen chymischen Schriften ist ohnehin schon bestimmt; nur müssen wir doch sagen, daß wir hier kleine Aufsätze finden, die wir schon sonst, wenigstens nicht mit denselbigen Worten, gelesen hätten, wie wohl es sonst des verstorbenen Verfassers Gewohnheit war, seine Sachen öfterer zu verkaufen. Sie wurden auch gekauft, gelesen, genutzet und hernach verhöhnet. Der muß ungerecht oder unwissend seyn, der dem von Justi alle Verdienste abspricht, ungeachtet es freylich gewiß ist, daß er mehr geschrieben als erfunden hat. Er ist es unleugbar, der zuerst mit einem guten Erfolge die Staatswirthschaft in ein System zu bringen gesucht hat. — Doch wir sollen vom dritten Theile seiner chymischen Schriften reden. Er enthält folgende Aufsätze.

S. 3. Von der Auflösung aller Metalle und Halbmetalle, insonderheit des Goldes und Silbers in destillirtem Weineßig. S. 18. Von der Vitrioleßirung aller Metalle und auch des Goldes und Silbers. S. 41. Von der Feuerbeständigkeit der edlen Metalle. S. 57. Von einer Anstalt, das Silber zu brennen oder fein zu machen, welche bey Gold- und Silberfabricken, von Goldschmieden und andern Silberarbeitern mit Vortheil eingerichtet werden kann. S. 77. Wie sich die Eisenhütten, als einen Nebenvortheil, auf eine leichte Art, Schrot für die Jägerey verschaffen können. S. 87. Von dem Meer- oder Baysalz, wie solches mit Vortheile raffinirt werden könne. S. 106. Vom besten Metall zu Siedepfannen auf Salzkothen. S. 119. Von Verfertigung der rothen Mennige. S. 132. Von der großen Würkung der Salze und Metalle in der Färberey, wobey zugleich die ersten Grundsätze eines neuen Färbesystems vorgerragen werden. S. 160. Versuche mit Fernambuck. S. 181. Von einem unächten Porcellan, wie das englische Steingut. S. 201. Von Fabricken, bey welchen ein unschmelzbarer Thon nothwendig ist. S. 221. Untersuchung, ob der Bernstein ein Meerprodukt oder Mineral sey. S. 239. Vom Ursprunge der Erzgänge und Mineralien. S. 323. Von Verbesserung der sogenannten Luppenfeuer zum Eisenschmelzen. S. 335. Von Blechhammerwerken. S. 365. Von den englischen Windofen oder Cupolofen, zum Ausschmelzen der Erze und Metalle, der-

jen

jedoch hier nicht vollständig genug beschrieben, auch nicht sehr reich genug abgezeichnet worden. — Die erheblichsten unter diesen Aufsätzen scheinen die S. 132, 160, 323, 335. und die letzte zu seyn. Gar heftig ist die Widerlegung der von Hrn. Delius ausgedachten Hypothese von Entstehung der Gebürge und Erzgänge. Wir glauben auch, daß diese Hypothesen ganz unwahrscheinlich und zum Theil erweißlich falsch sind; aber die große Heftigkeit, mit welcher sie Justi widerlegt, rührt von dem großen Undanke her, den dieser dem H. Delius, der sein Halbbruder ist, vorwirft. Das schlimmste für die Leser dabey ist, daß Justi auf den Trümmern der widerlegten Chimäre eine neue, fast noch unwahrscheinlichere, aufführet.

A.

Beschreibung einer kleinen Luftpumpe, nebst dem dazu gehörigen Zubehör, womit man alle diejenigen Versuche, welche sowol die Eigenschaft der Luft, als auch die durch jene in andern Cörpern gewürkte Veränderungen anzeigen, mit größter Bequemlichkeit anstellen kann. Nebst Anzeige zweyer zu dieser Luftpumpe verfertigten Instrumenten, womit man die Brüste von Milch bequem entledigen und ein Rauchtobák-Klistir geben kann. Von M. Joh. Gottl. Stegmann, öffentl. ord. Lehrer der Physick und Mathematick, Mitglied der Churfürstl. Maynz. Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitgliede der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen, und deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Cassel, 1772. gedruckt in der Waisenhaus Buchdruckerey. (20. Seiten in 8. 1 Kupfert.)

Vermuthlich ein Arzt, (vielleicht der H. Prof. Stein in Cassel) welcher ein Werkzeug verlangte, womit die Milch aus den Brüsten bequemer, als bisher geschehen, gebracht werden könnte, gab dem H. Prof. Stegman den Anlaß zu dieser kleinen Luftpumpe. Der H. V. kam nachher auch auf den Gedanken, dieses Instrument auch zum Gebrauch eines Rauchtabaksklystirs einzurichten; Und nun, da der Cylinder den größten Theil ausmachte, dachte der V. auf den übrigen zu dieser kleinen Luftpumpe verhältnißmäßigen Apparat. Die

kleine

kleine Schrift selbst enthält ausser der Beschreibung des Apparats zu dieser kleinen Luftpumpe, als einer Erklärung des Kupferblatts, 1) eilf Versuche, welche die ausdehnende Kraft der Luft beweisen; 2) Achtzehn Versuche, um die Schwere der Luft zu zeigen; 3) Sieben Versuche, womit die Elasticität der Luft in den Zwischenräumen der Körper gezeigt wird; und 4) achtzehn vermischte Versuche, welche mit dieser Luftpumpe angestellt werden können. In einem Avertissement setzt H. St. den Preis dieses Werkzeugs mit dem ganzen Apparat auf 35. Rthl. vest; doch verfertiget er dasselbe auch auf Verlangen blos zum Behuf der Brüste ꝛc. in geringerm Preise. Aus einem Verzeichniß siehet man, was für andere optische, mathematische und physikalische Instrumente H. Prof. St. in seiner mechanischen Werkstätte um beygesetzte Preise verfertigen lasse. Es sind darunter verschiedene andere Rauchtabaksklystirmaschinen und ein Pelvimeter nach des Hn. Prof. Steins Erfindung begriffen. Von der Brust oder Milchpumpe macht sich der Recensent eine sehr vortheilhafte Vorstellung und glaubt, daß der Gebrauch und Nutzen dieses Instruments, welches, in den Händen eines geschickten Arzts, noch grösserer Vollkommenheiten fähig seyn könnte, bey dem Frauenzimmer von ausgedehnten Umfange seyn möchte. Ob aber die vorgeschlagene Art von Rauchtabaksclystirmachine in allen Fällen zulänglich seyn werde? Daran zweifelt er fast gar sehr.

Im.

Neue Entdeckung des wahren Ursprungs des Cöllnischen Umbers, oder der Cöllnischen Erde, von J. W. C. A. von Hüpsch. Frankf. und Leipzig, 1771. 3 Bogen in 8.

Umber soll in Erde aufgelösetes Holz seyn, welches sein Brennbares vom Baumharze haben soll; aber durch würklich chemische Versuche ist diese Behauptung nicht erwiesen, ungeachtet sie einige Wahrscheinlichkeit hat. Wir vergleichen eben jetzt eine aus der Baumanshöhle erhaltene Erde mit der Cöllnischen, und finden in der That viele Aehnlichkeit. Aber das bedauren wir, daß der V. das Lager der cöllnischen Erde und die Bereitung, die man ihr vor dem Gebrauche giebt, nicht vollständig beschrieben hat. Zudem ist der Name Umber noch sehr unbestimmt. Wir haben aus der Werkstelle eines Handschuh-

hnachers eine Erde unter diesem Namen, die offenbar the
tiger als die cöllnische ist, ja die eine künstliche Vermischung
u verrathen scheint. Vergebens haben wir nachgefragt, wo
diese Erde geholet wird. H. von Hüpsch verspricht auch
uns die sogenannte cöllnische Erde oder den reinen Thon
u beschreiben, der weit verfahren wird. Diese Versprechung
würde uns sehr angenehm seyn, wenn der V. Mineralogie
erlernt hätte, ehe er von ihr schreiben will; inzwischen verdient
r Aufmunterung, da er doch wohl zu den größten Minera
ogen, wenigsten Mineralien-Sammlern der dortigen Gegen
den gehören wird.

A.

D. Carl Wilhelm Pörner, Churfürstl. Sächsl. Bergraths, chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. Zweyter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1772. 604 Seiten in gr. 8.

Wenn die vortrefliche Wissenschaft der Chemie, welche in unsern Tagen, gleich andern Erkenntnissen, zu einer ziemlichen Höhe gestiegen, noch mehr, als es gemeiniglich zu geschehen pfleget, zum allgemeinen Nutzen der menschlichen Gesellschaft, und zur besondern Verbesserung vieler Künste angewendet würde; welch einen Einfluß sollte sie auf das Blühen der Staaten und auf manche noch unvollkommene Künste haben? Ohnstreitig würde der Nutzen allgemein groß seyn. Sollte dieser aber erlanget werden, so müßten die Staaten sich auch die Beförderung dieses wichtigen Theils der Naturwissenschaft mehr angelegen seyn lassen; man müßte bessere Pflanzschulen, als die gegenwärtigen sind, hierzu errichten; man müßte die Ausbreitung dieser Wissenschaft und die Bearbeitung des chemischen Feldes Männern übertragen, welche dieses nicht nur als ihr Hauptgeschäfte, sondern als ihre einzige und alltägliche Bemühung anzusehen hätten: Hierzu müßten aber freylich solche unermüdete und würdige Genies, wie ein Pott, Margraf und Pörner besitzen, erwehlet werden. Der letztere geniesset gegenwärtig das verdiente Glück, seine Fähigkeiten auf eine solche Art, nach seiner Neigung und Geschicklichkeit zum Vortheil der Künste zu verwenden; hiervon sind die vor uns liegende chemische Versuche zum Nutzen der Färbekunst das deutlichste Beyspiel. Wir sind sattsam

sam überzeugt, daß ein jeder mit uns den unermüdeten Fleiß, welchen Hr. P. hier angewendet, bewundern wird, und daß der Nutzen dieser Bemerkungen unfehlbar erfolgen muß, wenn diese Schrift erst den denkungsfähigen Arbeitern der Färbekunst bekannt werden wird.

Dieser zweyte Theil fängt mit der siebenten Abhandlung an, worinne die Versuche, welche mit dem rothen Brasilienholze oder Fernabuc unternommen worden, beschrieben sind; die achte Abhandlung enthält die Versuche mit dem rothen Sandelholze; die neunte, mit dem Grapp; die zehnte, mit der Cochenille; die eilfte, mit dem Indig; die zwölfte, Versuche von den Farben, welche aus den Vermischungen derer abgehandelten färbenden Körper entstehen: diese Versuche machen zusammen 1054. an der Zahl aus. In allen Abhandlungen gehet der Verfasser auf die Art fort, wie er im ersten Theile angefangen hat. Nemlich, er bemühet sich, zuförderst, von einem jeden färbenden Körper die Mischung und Bestandtheile aufzusuchen, und das Verhältniß eines jeden färbenden Körpers insbesondere, in Absicht der Farben, mit andern einzelnen salinischen Substanzen, welche in der Färbekunst theils schon angewendet zu werden pflegen, theils noch angewendet werden können, zu beobachten, und beschreibt alsdenn die unternommenen Versuche, welche das färben der Wolle und Baumwolle betreffen, und die vornehmsten Umstände, auf welche bey diesen Versuchen gesehen werden muß; daß man solchergestalt leicht erkennen kann, was bey dem Gebrauch dieses oder jenen färbenden Körpers in der Ausübung der Färbekunst, der Absicht gemäß, zu unternehmen oder zu unterlassen ist. Das Resultat der Untersuchungen des rothen Brasilienholzes ist, daß das färbende Wesen desselben einzig und allein in einer erdigharzigen Substanz bestehet, welche mit schleimigten und salzigten Theilen verbunden ist; und welche, so lange sie mit diesen Theilen vereinigt, in Wasser auflößlich ist, und dasselbe färbet; so bald sie aber von diesen Theilen getrennet worden, von Wasser nicht mehr aufgelöset werden kann. Ueber die zwar ganz richtig gefolgerten salinischen Theile hätte sich wohl der Verf. etwas bestimmter ausdrücken sollen; denn eine noch nähere Kenntniß derselben würde auch in der Entstehung der abwechselnden Farben ein grösseres Licht geben. Wenn wir aus denen hier angezeigten und von uns selbst wiederholten Versuchen urtheilen sollen, so scheinet es uns, daß der salinische Theil dieses Holzes größtentheils ein alkalischer sey. Um so zu schliessen, muß man aber freylich

lich sattsam überzeugt seyn, daß das alkalische Salz schon würklich vor der Verbrennung in den Vegetabilien vorhanden sey. Unser Urtheil gründet sich darauf: daß sowol der Eßig, als Weinsteincremor, wie auch die mineralischen Säuren das Farbewesen fertig von dem Decoct abscheiden, die Farbe selbst aber sehr verändern, welche dennoch durch alkalisches Salz wieder hergestellet werden kann, indem sich der Niederschlag, mit einer rubinrothen Farbe begleitet, in einem flüßigen Alkali auflöset; daß die aufgelößte Pottasche, das Brasilienholz Decoct noch etwas dunkler macht, keinesweges aber eine Niederschlagung verursacht, welche doch sogleich erfolget, wenn Mineralsäuren zugemischet werden, wobey zugleich die rubinrothe Farbe wieder verändert wird, und der Präcipitat eine braungelbe Farbe erlangt, welche abermal durch eine alkalische Auflösung die rubinrothe Farbe wieder erlangen kann. Aus gleichem Grunde lassen sich auch alle die übrigen Erscheinungen ohngezwungen erklären. Wir wollen auch noch überdies unser Urtheil mit den eignen Worten des Verfassers bekräftigen, indem wir eine Stelle aus dem ersten Bande dieser Versuche hier anführen. Wenn er daselbst beobachtet, daß das Gallapfeldecoct mit einer Auflösung des alkalischen Salzes niedergeschlagen wird, sich aber weder durch die Vitriol: Salpeter: und Salzsäure verändert, so schliesset der Verfasser mit Grunde: S. 361. §. 15. „daß die in dem Galläpfeldecoct befindlichen „erdigten Theile durch ein Saures auflößlich geworden, denn „da durch die Beymischung dieser mineralischen Säuren keine „Scheidung der erdigten Theile erfolgt, so scheint das Saure „der Galläpfel durch die zugesetzten Mineralsäuren gleichsam „eine Vermehrung zu erhalten, wodurch die bereits aufgelößten erdigten Theile noch besser in der Auflösung erhalten „werden.„ Ist nun dieser Schluß richtig, wie er es ist; so folgt nothwendig auch, wo im Gegentheil die Säuren einen Niederschlag verursachen, das alkalische Salz aber keine Trennung wirket, daß man hier nicht eben so, wie im ersten Falle, auf die Gegenwart einer Säure zu schliessen berechtiget ist, sondern vielmehr mit Grunde auf einen alkalischen Bestandtheil einen nicht geringen Verdacht werfen müsse.

Nach S. 32. schließt der Verf. daß das im Zinn befindliche brennbare Wesen die Ursache sey, daß die Auflösung desselben im Königswasser mit einigen rothfärbenden Körpern eine Scharlachfarbe erzeugt; Ferner, weil eine Auflösung des Wismuths, des Quecksilbers und Silbers in der Farbe des Brasilienholzes sich anders als die Zinnauflösung verhält, daß

das

das brennbare Wesen der Metalle verschieden seyn müsse: ode
daß die erdigten Theile dieser Metalle, auf die Verbindun
mit den Farbetheilen zu den veränderten Schein der Farbe
das ihrige beytrügen. Dieser letztern Vermuthung würde
wir ehe aus Gründen beypflichten, als der erstern, welch
wohl schwerlich erwiesen werden dürfte. Merkwürdig ist e
inzwischen, daß diejenigen Farben, welche durch Beyhülf
der Silber- und Quecksilberauflösung hervorgebracht worden,
an der Luft eher dunkler worden und nichts verlohren haben;
da im Gegentheil die mit Zinn und Wismuthauflösung ent
standenen Farben sich nicht mehr ähnlich verblieben, und seh
abgeschossen sind. Immittelst erkläret sich Hr. P. S. 35
weiter, daß der vermuthete Unterschied des brennbaren We
sens nicht von der eigentlichen Natur desselben zu verstehen,
sondern daß es von einer mehrern oder wenigern festern Ver
bindung mit der metallischen Erde herzuleiten sey, wenn einige,
vermittelst der Wismuth- oder Zinnauflösung, hervorgebracht
Farben abschiessen, und andere mit Silber und Quecksilbe
bereiteten weit dauerhafter sind, und daß dieser letztere Vorzu
in der festern Mischung des Silbers und Quecksilbers wo
gegründet seyn könne. Der blaue Vitriol, als ein Vorber
tungsmittel gebraucht, der sich in Absicht der Festsetzung d
Farben, bey einigen gelbfärbenden Substanzen sehr gut
wiesen, leistet bey der Brasilienholz-Farbe keinesweges glei
Wirkung; vermuthlich kommt diese Abänderung von ei
Unterschied der salinischen Materie in der färbenden Subs
her, je nachdem dieselbe entweder die Mischung des bl
Vitriols, welcher sich in den Fasern des zu färbenden Kö
eingesetzet hat, zerstöret, oder nicht verändert. Unter
mit dem Brasilienholze angestellten verschiedenen Vers
verhalten sich zwar die meisten als unächte Farben, doc
dienen auch einige unter den ächten Farben gar wohl
Platz. Die Vorbereitung des wollenen Tuches mit
Alaun, ingleichen die mit Weinsteincremor und Zinnau
haben die besten und dauerhaftesten Farben gegeben.
baumwollenen Zeuge angestellten Versuche sind fruchtl
laufen.

Das rothe Sandelholz scheint, wie das Bras
sein färbendes Wesen vorzüglich in einer harzähnlich
stanz zu enthalten, welche aber nicht, so wie jenes,
länglichen auflößlichen, salzig schleimichten Theilen
ret, sondern mit mehrern irrdischen Theilen verb
daher auch das bloße kochende Wasser nur eine

Farbe ausziehen kann; da im Gegentheil ein starker Weingeist bekanntermaßen eine dunkle blutrothe Farbe erlanget. Unter den vielen damit unternommenen Versuchen auf Wolle und Baumwolle, fallen einige Farben zwar ganz lieblich aus, es ermangelt aber bey allen die gewünschte Festigkeit noch.

Aus denen mit der Grappe angestellten Versuchen, um die Bestandtheile derselben zu erforschen, urtheilet der Verf., daß die färbenden Theile derselben eine harzigterdigte Natur haben; daß die eigentliche färbende Substanz mit weit mehr erdigten als harzigten Theilen vereiniget, und zwar genau mit selbigen verbunden ist; welche Mischung dann durch eine seifenartige salinische Substanz die Auflößlichkeit im Wasser erlanget habe; daß, wegen des bitterlichen und etwas zusammenziehenden Geschmacks diese seifenartige salinische Substanz aus sauererdigten Theilen bestehe, welche mit öligterdigten eine genaue Vereinigung eingegangen. Hier können wir abermals unsre Vermuthung, nach den angeführten Versuchen, nicht bergen, daß wir in der salzigten Mischung der Grappe einen wahren alkalischen Theil zu erkennen glauben, und beziehen uns dieserhalb auf die §. 5. 6. 7. 8. der 9ten Abhandl. beschriebenen Erfahrungen. Der bitterliche Geschmack allein ist nicht hinlänglich, auf eine gegenwärtige Säure zu schliessen; diesen kann die bloße harzigterdigte Mischung verursachen. S. 150. heißt es: „die alkalische Lauge schließt die harzigten Theile mehr auf, und erhält dieselben mit den seifenartigen salinischen, welche durch das Alkali mehr aufgeschlossen zu werden scheinen, in einer genauen Vereinigung.„ Wie könnte aber dieses geschehen, wenn die seifenartige salinische Mischung von einer sauren Natur wäre? Was den Erfolg derer mit Grapp angestellten Versuche betrift, so erhellet daraus, daß darunter sehr viele gute und nützliche auch dauerhafte Farben hervorgekommen, welche einem geschickten Künstler zu mehrern Nachdenken Anlaß gnug geben können. Unter andern ist in 3 Versuchen eine rothe Farbe auf Baumwolle gesetzt worden, welche das gänzliche Ansehen des türkischen Garns hat, ohnerachtet sie diejenige Festigkeit nicht besitzet, welche bey jenem den Vorzug ausmacht.

Denen mit der Cochenille unternommenen Versuchen folge bestehet die Mischung derselben aus einer gallertartigen, igtharzigen, und salinischerdigten Substanz, welche mit nander genau vereinigt, eine solche Mischung ausmachen, e sowol wässerigen als salzigen Auflösungsmitteln ihre Farbe ittheilt. Es ist bekannt genug, daß durch die Cochenille die

schönsten rothen ächten Farben verfertiget werden; es ist auch das Verfahren hiezu zu gelangen gar kein Geheimniß; man muß sich deshalber nicht wundern, daß der Verfasser dem gewöhnlichen Verfahren ganz entgegengesetzte Versuche unternommen hat, sondern erwägen, daß diese Versuche blos diejenige zu erlangende Kenntniß zur Absicht haben, was für Veränderung die Cochenille mit diesen und jenen Körpern in Ansehung ihrer färbenden Eigenschaft erleidet. So schön und feste viele Proben auf Wolle ausgefallen, so wenig ist dennoch, aller Mühe und Geduld ohngeachtet, mit diesem Farbewesen auf Baumwolle etwas nützliches ausgerichtet worden.

Den Indig hat unser Verf. genau untersucht, und eine Erkenntniß von dessen Grundmischung verschaft, welche noch bishero gemangelt. Weder Wasser, Mittelsalze, Pottasche, Weinstein, Eßig, noch Salz und Salpetersaures können den Indig auflösen; nur das einzige koncentrirte Vitriolsaure ist das rechte Auflösungsmittel der ganzen Substanz. Ist diese Auflösung geschehen, und man verdünnet solche, so schlägt sich der Indig daraus durch alkalisches Salz als ein blaues Pulver nieder, welches sich hernach in Weineßig auflöset, und denselben mit einer schönen dunkeln blauen Farbe färbet. Der Indig alkalisiret den Salpeter im Feuer; vor sich allein kalcinirt, lauft er im Feuer in die Höhe, entzündet sich nicht zur Flamme, sondern glühet nur, und läßt eine ziegelrothe Erde zurück. Sehr merkwürdig ist hierbey, daß dieser Rückstand einer vegetabilischen Substanz kein alkalisches Salz liefert. Wenn die Erzeugungstheorie des alkalischen Salzes im Feuer gegründet wäre, so könnten wir nicht begreiffen, warum sich aus dem Indig nicht eben dieses Salz erzeugen sollte. Wenn wir aber auf die Bereitungsart des Indigs zurückgehen, und bedenken, daß die harzigerdigten Theile des Anilsaftes durch eine Zusammenrinnung sich von denen im Wasser auflößlichen Theilen abscheiden, und sich vermöge ihrer Schwere zu Boden setzen; ferner, daß, wenn die Anilpflanze alkalisches Salz besitzet, dasselbe nothwendig in dem, über den abgesetzten Indig stehend verbliebenen, Wasser gesucht werden müsse: so kann man es wohl begreiffen, daß in dem Indig kein alkalisches Salz befindlich seyn könne; so wie wir auf gleiche Weise in den reinen von allen gummigten oder holzigten Theilen befreyten Harzen, nach vorgegangener Verbrennung ebenfalls kein alkalisches Salz aus gleichen Grunde erhalten können; da doch die angenommenen Bestandtheile eines alkalischen Salzes, als Säure, brennbares Wesen und Erde in denselben nicht

ermangeln; darum, weil sich das alkalische Salz mit in
unter denen im Wasser auflößlichen Theilen befinden muß.
h der Kalcination zurückgebliebene rothe Erde ist nach
damit angestellten Versuchen eine wahre Alaun:, oder
ie, mit Eisentheilen vermischt. Was die Versuche be-
, che der Verf. in Absicht der Farbe mit dem Indig
rn hat, so hat er den bey den Färbern gewöhnlichen
g, nicht befolget, weil dabey wahrzunehmen, daß auf die
ne We nur der kleinste Theil von dem Farbewesen des
gs aus gen wird, und ein großer Theil davon als unge-
ve n gehet; sondern er hat sich blos bemühet, das Ver-
uen kommenen Auflösung des Indigs, vermittelst
Vitr , in dieser Abhandlung genauer und auf ver-
zu untersuchen, um zu erfahren, ob diese Auf-
vor der gewöhnlichen Art einige beträchtliche nützliche
uge besitzen möchte. Die Wolle nimmt auf solche Weise
r eine sehr schöne, dunkle und dauerhafte blaue Farbe an;
theils aber hat die Baumwolle sich nicht nach Wunsch
st und satt blau gefärbt; daß also in Ansehung der
lle die gewöhnliche blaue Küpenfarbe vor der Auf-
g des Indigs in Vitriolöl einen großen Vorzug behält.
Die letzte Abhandlung dieses Theils enthält endlich 517.
e von Farben, welche aus der Vermischung färbender
r entstehen, und theils wirklichen Nutzen in der Färbe-
vorbringen, theils zu künftigem Vortheil mit gehöri-
ken die schönste Gelegenheit an die Hand geben.
allen Versuchen zusammengenommen kann man fo-
mit unde sagen, daß sie alle nach gehörigen Gründen
d nach Absichten, so der erlangten Erkenntniß, von
n ten der einfachen färbenden Substanzen, gemäß
d, a rden. Und hieraus erhellet sattsam, wie
rreich und wie nützlich diese Schrift sey, welche, in Absicht
die Färbekunst ein Original ist, und vor allen andern Schrif-
ten dieser Art, davon wir ohnedem eine ganz kleine Anzahl
ben, den allerersten Rang billigstermaßen verdienet.

D. Carl Wilhelm Pörner, Churfürstl. Sächsisl. Bergraths, chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst. Dritter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1773. 1 Alph. und 17 Bogen in gros Oktav.

Die rühmliche und nützliche Bemühungen des V. zum Vortheil der Färbekunst sind schon allgemein bekannt, und mit dem verdienten Beyfall aufgenommen worden, daß wir gegenwärtigen dritten Theil mit einer weitläuftigen und besondern Anempfehlung anzukündigen für höchst überflüßig halten. Wir zeigen daher nur kürzlich so viel davon an, daß in diesem Theil Hr. P. diejenigen Versuche beschrieben, welche er mit Wiede, Fornugräk, Wollkraut, Pfriemkraut, Saflor, Gelbholz, Orlean, Orseille, Blauholz und Waid unternommen, und durch mannichfaltige Versetzungen auf Schaaf- und Baumwolle, nach eben dem Entwurf, der in den ersten beyden Theilen befolget worden, ihr färbendes Verhältniß zu erforschen gesucht hat. Man muß billig den erstaunenden Fleiß und Geduld des V. bewundern, indem dieser Band nicht weniger als 1168. Farbeproben enthält. In der letzten Abhandlung zeigt der V. einen Entwurf von der Art und Weise, Körper zu untersuchen, ob selbige in der Färbekunst gebraucht werden könnten, und hat z. B. die große Brennesseln, Scordienkraut, Tausendgüldenkraut, Wermuth, Pflaumbaumholz, Sassafrasholz, Chinawurzel, Rhabarber und Aloe erwähnt. Es ist wohl ausser allem Streite, daß wir noch manche unnütz scheinende und häufig wachsende vaterländische Gewächse mit Füssen treten, welche zu verschiednen Farben genutzt werden könnten; und es ist dahero patriotisch und rühmlich, bey denen so allgemein sinkenden Kräften der Provinzen, die Naturgaben, welche wir aus ihrem Schooße gleichsam umsonst dahin nehmen können, aufzusuchen, und solche recht wirthschaftlich auf die beste Art und Weise zu nutzen, uns bemühen. Wie uns dünkt, so hat sich Deutschland in diesem Punkt viele Vorwürfe zu Schulden kommen lassen.

Ti.

Nollet Vorlesungen der durch Versuche bestätigten Naturlehre. Aus dem Französischen nach der neusten von dem Verfasser selbst durchgesehenen pariser Ausgabe aufs neue ins Deutsche übersetzt und verbessert. Erster Theil, 1773. in 8. Erfurt, bey Weber, 22 Bogen 25 Kupferbl.

Papier und Druck sehen hier sauberer als bey der ersten Auflage aus. Auch die Uebersetzung ist eine merkliche Verbesserung der erstern, wiewol man noch häufige Spuren finden,

det, daß die Urschrift nicht Deutsch sondern Französisch, das will sagen, die Uebersetzung zu wörtlich ist. Oft liegt die Schuld selbst an der Urschrift, welche nicht immer deutlich und bestimmt genug ist.

Fm.

Caroli a Linné Systema Naturae, Vindobonae, 1767.

Ein Nachdruck von allen Theilen des Systems, auch der Mantissae Primae, den Trattner geliefert hat. Dem Schwedischen Verleger geschieht durch diesen Nachdruck nicht unrecht; denn er hat dem unentbehrlichen Werke einen unmäßigen Preiß gesetzt, da er doch dem unvergleichlichen Verfasser ein unendlich Geringes bezahlt hat, wie wir von ihm selbst wissen. Aber Trattner hätte doch wohl die verschiedenen Zusätze an gehörigen Orten in seinem Nachdrucke einschalten können; da er hingegen so handwerksmäßig nachgedruckt hat, daß so gar die Druckfehler, und das Verzeichniß derselben mit abgedruckt worden sind.

Joan Anton. Scopoli dissertationes ad scientiam naturalem pertinentes. Pars. 1. Pragae, 1772. 8.

Die Anni historico-naturales sind geschlossen, und künftig will der V. seine Abhandlungen unter diesem Titel und in einem andern Verlage herausgeben. (Protestantische Verleger verlegten die ersten Werke, durch welche sich H. Scopoli den großen und vollkommnen gerechten Ruhm erworben hat,) hier finden wir zuerst einen Aufsatz de schematibus metallorum, der, wir gestehen es gern, sehr viele artige und nicht allgemein bekannte Bemerkungen enthält, aber doch mit etwas Logomachie beschmutzt ist, denn der Verfasser ändert die Bedeutung des Wortes; Vererzt; und darauf leugnet er seinen Vorgängern ab, daß diese oder jene Metalle, wie sie behauptet, vererzt gefunden würden, da doch diese das Wort in einem andern Verstande nahmen.

Wichtiger ist die genaue Untersuchung des rothgüldenen Erzes. Die Bestandtheile sind, so wie sie der V. gefunden hat, ausser dem edlen Metalle, Schwefel, Arsenick, Eisenkalk, und etwas kalkichte Erde. Eben so sorgfältig hat er auch den ungarischen Sinopl untersucht. Er ist bald thonichter, bald

bald kieselartiger Natur; er enthält Eisenkies, Blende, Bley-glanz, gediegenes Gold und Silber u. s. w. Ein Verzeichniß solcher Pflanzen, die in Schächten und andern unterirdischen Grüften gefunden werden, beschliesset diesen Band. Man wird leicht vermuthen, daß unter diesen Gewächsen viele seyn werden, die vorher noch nicht beschrieben worden; denn die meisten Botanicker finden es bequemer und angenehmer, die hochwachsenden Pflanzen, die auf der Erde stehen, zu sammlen. Inzwischen mag doch auch manche dieser Pflanzen schon von andern beschrieben seyn, indem es schwer fällt, sie durch Beschreibungen ohne Abbildungen kenntlich genug zu machen. Scopoli hat genaue Abbildungen beygefügt; die Pflanzen selbst belaufen sich auf fünf und siebenzig. Wir wünschen eine lange ununterbrochene Fortsetzung dieser lehrreichen Schriften, und freuen uns, daß die Vorsehung den H. Scopoli nach Ungarn versetzt hat.

J. A. Scopoli principia mineralogiae systematicae et practicae succinctae exhibentia structuram telluris, systemata mineralogica, lapidum classes, genera, species, cum praecipuis varietatibus eorumque characteribus, synonymis, analysi et usu, nec non regulis nonnullis generalibus ad docimasiam et pyrotechniam metallurgicam pertinentibus. Pragae, 1772. in 8.

Man findet hier dieselbige Eintheilung, die schon aus des Verfassers Einleitung zur Kenntniß der Fossilien bekannt ist; im übrigen aber übertrift diese neue Arbeit die erstere sehr weit, so daß wir jetzt kein Bedenken tragen, diese Mineralogie gleich nächst der Cronstädtischen, zu stellen. Voran findet man eine kleine Erzählung der bisherigen Eintheilungen, woselbst S. 10. von Walch in Jena gesagt wird; solus hic chemicam lapidum analysin rejicit. Die Synonymen sind doch hier nun auch beygesetzt, welches man gewiß billigen wird. Kein Systematicker muß sichs leicht einbilden, als wenn er die Vorgänger alle ausser Achtung setzen könne; und die mannichfaltigen Eintheilungen haben doch wenigstens dazu gedient, daß man die Sachen von verschiedenen Seiten angesehen, und dadurch manchen noch nicht bemerkten Umstand entdeckt hat. Aber nachläßig genung scheinen diese Aus-

führ

ührung geschehen, und zwar nur nach den Seitenzahlen, die hier desto unzuverläßiger sind, je mehr überhaupt das ganze uch von Druckfehlern strotzet. Die Terra miraculosa xoniae steht hier unter dem Terpentin, aber jener Name nt uns mehr als einer Erdart gegeben zu werden. Zur ı Kenntniß der Edelsteine finden wir hier keine neue äge. Salze und brennliche Mineralien stehen auch hier r dem gemeinschaftlichen Namen der Minern. Die Alaunerde soll der metallischen Erde am nächsten kommen. Beym Salpeter wird Pietsch zum Gewährsmann angeführt, aber schwerlich sind dessen bekannt gemachten Versuche wahrer, als die welche einmal dem Talchont so gut bezahlt wurden. Zur Kenntniß der Metalle ist eine sehr weitläuftige Einleitung beygefügt, worinn etwas von Entstehung der Metalle, von Bergbau u. s. w. gelehrt worden. Bey jedem Metalle besonders sind auch einige gute Regeln zu den metallurgischen Arbeiten angegeben; das meiste ist inzwischen schon aus den annis historico-natur. und dem ersten Theile der Dissertationum bekannt. Weitläuftig wie Quecksilber gewonnen wird, auch von den besten Proben auf Eisen, wozu der Arsenick gelobt wird. Gediegenes Eisen wird geleugnet. Es wird eines silberhaltigen Thons aus Ungarn gedacht. Kupfernickel, auch so gar Kobold stehen nur im Anhange. — Die Arten und Abarten sind auf gar wenige gebracht worden, so daß man hier nach verschiedenen Mineralien, die gleichwol, wegen besonderer Eigenschaften oder Nutzung, unterschieden werden müssen, vergebens sucht. Die Feldsteine oder saxa sollen nicht in die Mineralogie gehören. Aber warum nicht? oder was würden sie schaden, wenn sie allenfalls auch nur in den Anhang verwiesen würden. Ihre Kenntniß ist nützlich, und die meisten Mineralien sind nicht nur gemischt, sondern auch sogar nach Art der ldsteine zusammengesetzt. Noch merken wir an, daß der fasser diesem Buche sein Bildniß vorsetzen lassen.

A.

Io. Ant. Scopoli, S. C. R. et apost. majest. in montanisticis et monetariis consiliarii etc. de Hydrargyro idriensi tentamina physico-chymico-medica, denuo edidit *I. C. T. Schlegel*, Med. Doct. Ien. et Lipf. apud Hartung, 1771. 94 Seiten in 8.

Scopolis Verdienste um die Mineralogie und andere Theile der Naturgeschichte sind mehr als zu bekannt, und gegenwärtige kleine Schrift verdiente durch diese Ausgabe bekannter zu werden, da das Original, welches zu Venedig 1761. herausgekommen ist, in Deutschland nicht gut zu haben ist, und auch den Käufern etwas hoch zu stehen kommt.

Das Werk besteht aus drey Abhandlungen. Die erste handelt de minera hydrargyri p. 9. Der Vogelberg bey Idrien, giebt jährlich über 300000 ℔. reines Quecksilber, eine erstaunende Menge. Der Verf. beschreibt von S. 12. bis 16. die verschiedenen Quecksilbererze, welche dort brechen, wovon das reichhaltigste 77 ℔. im Centner hält: ausser diesen Erzen sammlet man noch eine beträchtliche Menge Jungfernquecksilber. Das eigenthümliche Gewicht dieses Quecksilbers ist 13, 509. Der Zinnober zu Idrien ist bald blätterricht, bald körnicht, bald krystallisirt; die beyden ersten Arten sind aber nur angeflogen. Bey Gelegenheit widerräth der Verf. mit Recht, natürlichen Zinnober als ein Arzneymittel zu gebrauchen. Von S. 26. an werden noch die übrigen Erden und Steine beschrieben, die sich in den Bergwerken von Idrien vorfinden. Arsenik hat der Verf. in den dortigen Erzen nicht entdecken können, ungeachtet man gemeiniglich glaubt, daß sie welches enthalten.

Der zweyte Versuch heißt: de vitriolo idriensi p. 44. An denen Oertern, wo das Quecksilbererz weggebrochen worden, findet man öfters natürlichen Vitriol, bald faserricht, bald dicht: der Verf. glaubt, daß er hauptsächlich durch Luft und Wasser daraus entwickelt werde. Er untersucht die Bestandtheile dieses Vitriols durch mehrere Versuche, und findet, daß er Eisen und Kupfer zugleich enthalte, so wie er auch zweifelt, ob es irgendwo einen natürlichen völlig einfachen Vitriol gebe. Der Recens. übergeht der Kürze wegen verschiedene erhebliche Bemerkungen, die der Verf. hin und wieder macht, da er ohnedem glaubt, daß ein jeder ächter Mineraloge diese kleine Schrift nicht ungelesen lassen werde, wenn er sie nicht schon vorher nach der Originalausgabe genutzt hat.

Der dritte Versuch handelt de caussis et curatione morborum, qui hydrargyri fossores potissimum affligunt, p. 66. Diese Krankheiten sind: Zittern der Glieder, die Salivation, Husten, Engbrüstigkeit, die Ruhr, das kalte Fieber und Würmer in den Därmen. Nirgends, glaubt der Verf. seyn die Spulwürmer häufiger zu finden als in Idrien.

Ueber-

Uebrigens hat der Verf. den Beschreibungen der Krankheiten auch seinen Rath über die Heilung derselben beygefügt.

Tz.

Schauplatz der Künste und Handwerker oder vollständige Beschreibung derselben, verfertigt von den Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris. — Mit Anmerkungen versehn von D. G. Schreber. Leipzig und Königsberg, 1772. zehnter und eilfter Band.

Im zehnten Bande steht zuerst Morands Kunst auf Steinkohlen zu bauen, worinn das beste die Beschreibung der Kohlenwerke um Lüttich. Sonst hat dieser Verfasser bey weitem nicht die zu einer solchen Arbeit nöthigen Kenntnissen des Bergbaues und der Mineralogie. Es wird noch eine Fortsetzung folgen. Beauvais Raseau Kunst Indigo zu bereiten, beweiset, daß die Herren der hochgepriesenen Pariser Akademie der Wissenschaften eben nicht sorgfältig oder eckel bey der Auswahl derjenigen Aufsätze, die sie unter die ihrigen aufnehmen, seyn müssen. Dieser Verfasser kennet seinen Gegenstand so wenig, daß er nicht einmal die Indigo Pflanze anzugeben versteht. Auch weis er die Gründe der Indigo-Arbeiten, die er auf St. Domingo gesehen zu haben scheint, nicht aus einander zu setzen; und Ordnung und Deutlichkeit im Vortrage ist auch seine Sache nicht.

Weit mehr Achtung verdienen die Aufsätze des eilften Bandes, worinn aber auch das vornehmste deutsche Arbeit ist. Der erste ist eine Beschreibung der Eisenbergwerke und Hüttenwerke zu Eisenärz in Steyermark. Hier kommen gute Nachrichten von dem Plinze oder Stahlstein vor, ingleichen eine vollständige Beschreibung und Abbildung der Floßöfen, deren man sich daselbst bedienet. Sie werden aus gemeinen Mauersteinen aufgeführt und mit Leim ausgefüttert; sie gehen ¾ Jahre ohne Ausbesserung und erkalten schnell. Das zweyte Stück dieses Bandes ist des geschickten H. Nikol. Poda Versuch über die Eisensteine des Arzberges in Obersteyermark, nebst Beschreibung der Eisenerzstuffen der Grätzischen Naturaliensammlung. Diesen Aufsatz werden alle Mineralogen mit Nutzen und Vergnügen lesen; sie finden hier viele Eisensteine genauer, als bisher geschehn, bestimmt; manche kommen vor, die noch bisher übergangen worden; von sehr vie-

len ist der Gehalt angegeben, ihre eigenthümliche Schwere, ihr Verlust durch das Rösten. Wider die Eintheilung der Eisensteine in retraktorische und attraktorische haben auch wir schon anderswo eben dasjenige erinnert, was Hr. Poda hier anzeigt. — Diese vortrefliche Beschreibung der Eisenwerke zu Eisenärz ist auch unter diesem Titel besonders zu haben.

Du Hamel Kunst Leim zu machen, wozu H. Schreber manche schöne Zusätze geliefert hat; z. B. Bereitung des Fischleims in den Thranbrennereyen aus den Grieven des Wallfischspecks; etwas vom Gebrauche der Hausenblase. Das letzte Stück ist Du Hamels Abhandlung von den Fischereyen und der Geschichte der Fische. Ein Werk von großer Anlage, was auch den Ichthyologen brauchbar seyn soll, indem der andere Theil die Beschreibungen und Abbildungen aller französischen Fische enthalten soll. Auf diesen Theil sind wir nun ganz besonders neugierig, aber eine böse Ahndung haben wir, weil wir hier nirgend eine Spur einer systematischen Genauigkeit finden, die H. Du Hamel auch in seinen Forstbüchern eben nicht bewiesen hat. Was hier von dieser Arbeit geliefert worden, betrift die große Fischerey auf dem Meere, wo auch die kleinsten Umstände vollständig beschrieben, und deutlich abgebildet sind. — Möchte doch H. Schreber, so viel als möglich, alle seine andere Arbeiten zurück setzen, um uns bald recht viele Fortsetzungen dieses höchst wichtigen Werks zu liefern! Wir empfehlen es noch einmal allen denen, die Kenntnisse zu besitzen wünschen, welche nicht blos wie Flittergold schimmern, sondern wahrhaftig nutzen.

Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmer-Lexikon, worinn alles, was ein Frauenzimmer in der Hauswirthschaft, Kochkunst, Zuckerbeckerey, Kellerey, wie auch in andern weiblichen Arbeiten, und sonst im gemeinen Leben, imgleichen zur Erleichterung ihrer Lektüre zu wissen nöthig hat, beschrieben und erkläret wird. Zwey Theile. Dritte, durchgehends umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1773. in gros 8.

In der Vorrede verbittet der neue Herausgeber die Urtheile, der Gelehrten und der Männer überhaupt, über die Einrichtung und die Nutzbarkeit dieses Werks, und erklärt sich zum voraus dahin, daß er nicht darauf achten würde. Sonst wür-

den

den wir sagen, daß hier eine ganze Last Artickel sind, die keine Besitzerin dieses aufgeschwollenen Wörterbuchs zu lesen, noch weniger nachzuschlagen Lust haben wird; daß er auch nicht alle neue Kunstwörter des Putzes, nicht einmal alle Namen der Zeuge und anderer Materialien, mit denen sich das Frauenzimmer beschäftigt, gesammlet und erklärt hat; daß auch wenig von der Güte, Beschaffenheit und dem Preise der verschiedenen Zeuge, Bänder, Zwirn, Garn, u. s. w. gelehrt worden ist. Dem Frauenzimmer aber, welches einen Louisdor nicht sehr zu achten braucht, wollen wir doch wohl den Ankauf dieses Wörterbuchs anrathen; und wir empfehlen ihnen allen die Beherzigung der Vorrede. Wir leben ohnehin in Zeiten, da solche Lehren und Erinnerungen, dergleichen sie daselbst antreffen, desto nöthiger sind, je leichter das junge Frauenzimmer bey der ewigen Tändeley unserer seichten schönen Geister zu Précieuses ausarten kann.

A.

H. S. Reimarus angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe, aus seiner hinterlassenen Handschrift herausgegeben, mit einem Anhange von der Natur der Pflanzenthiere begleitet durch J. A. H. Reimarus, 1773. 8. Hamburg, bey Bohn, 17 Bogen.

So unvollendet dieses Werk in Rücksicht auf den Plan des Ganzen ist, so sehr verdienten doch die vier ersten Kapitel des ersten Buchs, die nun hier im Drucke erschienen, bekannt gemacht zu werden. Sie betreffen die Kunsttriebe der Thiere, so fern sie sich auf die Bewegung des Leibes beziehen, und enthalten in dieser Absicht sehr viele besondere Bemerkungen, die sowol an sich, als wegen der Art des Vortrages lesenswürdig sind. S. 86-90. wird die mannichfaltige Art der Bewegung in einer Tabelle vorgestellt, die der sel. Reimarus sich zum Leitfaden vorgelegt hatte. Allein der Tod unterbrach die Ausführung fast beym Anfange. Indessen ist zu vermuthen, daß noch viele gesammelte Materialien in den hinterlassenen Schriften vorräthig seyn werden, es sey denn, daß Reimarus seine Lektür blos dem Gedächtniß anvertraut habe. Was hier über die Natur der Pflanzenthiere als ein Anhang von dessen würdigen Sohne geliefert wird, ist zwar keine Fortsetzung

setzung, steht aber doch mit dem ersten in naher Verbindung. Hr. R. verspricht auch noch fernere Beyträge zu liefern.

Sw.

Neue Einrichtung der Luftpumpe, angegeben und beschrieben von Chr. Leiste. Wolfenbüttel, bey Meißnern, 3¾ Bogen in 4.

Der Verfasser fordert zur Vollkommenheit einer Luftpumpe 1. daß man damit die Luft so wohl verdünnen als verdichten könne. 2. Daß die Verbindung mit der äussern Luft leicht wieder könne hergestellt werden. 3. Daß sie den Grad der Verdichtung und Verdünnung anzeigen. 4. Daß die Verdünnung bis zum äussersten getrieben werden könne und denn noch 5. der geringste Zeitverlust dabey sey. Von den ihm bekannten Luftpumpen findet nun der Verfasser keine, die alle diese Vollkommenheiten besäße, und erzählt darauf, was er an Guerikens, Hawksbees, Leupolds, Sengwerds, s'Gravesande's, Nollets, Smeatons, Branders ꝛc. Einrichtungsart vermißt. Wir werden uns, da die Abhandlung an sich sehr kurz ist, dabey nicht aufhalten, sondern bemerken nur, daß die erste und 5te der erwähnten Vollkommenheiten nicht so schlechthin zugleich erhalten werden können. Die vollkommenste Einrichtung zur Compreßion der Luft, ist von der vollkommensten Einrichtung zur Verdünnung derselben merklich verschieden. Bey gleichem Stiefel und Kolben fordert jene 4, 5mal mehr Kraft als diese, und dieser Unterschied der Kraft wird nicht so ganz unbedingt durch die abgeänderte Geschwindigkeit aufgehoben. Der Verfasser gebraucht Blasenventile, macht den Cylinder oben und unten schlüßig, und fügt in Absicht auf die Wirkung verschiedene Berechnungen bey.

Fm.

9. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Cebes Gemaehlde. Aus dem Griechischen. 1771. 2 Bogen in 12.

Idyllen aus dem Griechischen des Theocritus. 1771. 6 Bogen, in 12.

Ko.

Koluthus Entführung der *Helena*. Aus dem Griechischen. 1771. 20 Seiten in 12.

Musaeus Hero und *Leander*. 1771. 1 Bog. in 12.

Choere aus dem Griechischen Trauerspieldichtern. 1773. 2 Bogen in 12. — Alle bey Groß, in Halberstadt.

Wir zeigen diese sämtlichen Uebersetzungen zugleich an, da sie der, den Chören angehängten Anzeige zufolge, einerley Verfasser haben. Allenfalls könnte man dies auch a priori erweisen, denn sie sind sich einander auch im innern Gehalt so gleich, daß man sie nicht leicht für mehrerer Menschen Arbeit ansehen kann. — Vorläufig müssen wir doch unsre Verwunderung zu erkennen geben, daß seit wenig Jahren der deutschen Uebersetzungen von alten zumal griechischen Schriftstellern so sehr viele geworden sind. Ohne unsrer alten Litteratur daraus geradezu lauter nachtheiliges zu prophezeyhn, oder in die ökonomischen Gründe mancher von diesen Arbeiten einzudringen, dünkt uns doch das sonderbar, daß man sich nach und nach auch an so leichte und kleine griechische Arbeiten macht, wie z. E. um nur bey den gegenwärtigen stehn zu bleiben, Musaeus und Koluthus sind. Hier sehn wir doch den Nutzen einer solchen Uebersetzung gar nicht ein, und glauben vielmehr, man könnte, statt deren, nützlichere Arbeiten liefern. Doch vielleicht gehört das zum Genius unsers Jahrhunderts, und man muß es sich also wohl gefallen lassen, ihm etwas nachzusehn. Ob wir uns nun zwar unter den vielen Uebersetzungen keine erinnern, die man geradezu schlecht nennen könnte, (denn die von einigen dafür ausgeschrienen, haben vielleicht das meiste kritische Verdienst, wenn gleich ihr Deutsch nicht das beste ist,) so ist doch uns auch keine von einer Meisterhand bekannt worden, (etwa ein paar kleine Versuche ausgenommen,) und das ist auch kein Wunder. Welche unter unsern deutschen Genies haben Geduld genug, sich an eine Uebersetzung so zu machen, daß sie sich ganz in den Sinn irgend eines Alten hineindenken, diesen in ihre Sprache übertragen, und am Ende doch die undankbarste Arbeit unternommen zu haben gestehen möchten? Nach dem heutigen Geschmack wirds immer ein frommer unerfüllter Wunsch bleiben, einen Alten, besonders den Vater der griechischen Dichtkunst, von Meisterhänden deutsch zu lesen; Versuche hat man genug gemacht, und wird

noch immer sie machen; aber am Ende bleibens Versuche mit denen sich die Dillettanti laben, auch allenfalls ob sie selbst Griechisch verstünden, brüsten mögen: nur unsre deutsche Litteratur wird dabey nicht gewinnen, und das Studium der Alten kann doch dabey verliern. Doch wir kehren von unsrer Ausschweifung zu den vor uns liegenden Arbeiten zurück.

Die kleine Schrift des Cebes ist in ihrem wörtlichen Verstande so leicht, daß man dem, der diesen verfehlte, wenig zutrauen müßte. Hier käme es also nur hauptsächlich auf Genauigkeit des Uebersetzers und einen guten deutschen Ausdruck an. Die erstere vermissen wir doch hin und wieder an solchen Stellen, wo der Uebers. mit einem allgemeinen Ausdruck auskommen zu können glaubte. Z. E. S. 9. sind die Worte: και πασαι γε ἐπαγγελλονται, ὡς ἐπι τας βελτιςα ἀξουσαι, και εις βιον ευδαιμονα και λυσιτελη kurzhin übersetzt: „Ja alle mit einander versprechen jedweden in ein glückseliges Leben zu führen.„ S. 14. ἡ δε την κεφαλην εν τοις γονασιν ἐχουσα λυπη: die mit gesenktem Haupte. Ebendas. hätten wir ὀδυνη lieber: Angst als mit dem Verf. Trübsaal übersetzt, ein aus unsrer deutschen Bibelübersetzung schon oft mißverstandnes und gemißbrauchtes Wort! S. 17. heissen die Worte: ὁρᾳς ουν τοπον τινα ἐκεινον, ὁπου ουδεις ἐπικατοικει ἀλλ᾽ ἐρημος δοκει ἐιναι: zu deutsch: „Du siehst doch dort oben die einsame Anhöhe? Woher diese recht geitzige Kürze? Ohne Zweifel, wie wir aus dem ganzen Gange dieser und der übrigen Arbeiten unsers Uebers. zu beweisen uns getrauen, von seiner Affektation, gedrungen und schön sich auszudrücken. Und doch ist ihm dieses Bemühen sehr oft und fast durchgängig mißlungen. Er scheint seine Sprache dazu lange nicht genug in seiner Gewalt zu haben, verfehlt daher des rechten Ausdrucks, nimmt seinen Flug bald zu hoch, bald zu niedrig und vergißt, den Ton des Gesprächs recht zu treffen. Z. E. S. 13. „Hat man endlich alles verpraßt, was man von Tychen bekommen hatte, so muß man nothgedrungen diesen Dirnen Knecht seyn = jede schwarze That begehn u. s. w. Im Griechischen steht ganz unaffektirt: ὁταν ἀναλωση = ἀναγκαζεται ταυταις ταις γυναιξι δουλευειν = και ποιειν, ὁσα ἐςι βλαβερα. Wozu verprassen, nothgedrungen, Dirnen? In Luthers alten Sprache gefällt uns das erste

erste und letzte Wort; aber was sollen beyde hier? Wenn doch unsre Autoren einmal bedenken möchten, daß mehr zur Nachahmung eines großen Mannes gehöre, als seinen Gang nachäffen, oder Toback nehmen wie er. — S. 15. kommen uns die Worte auch zur Unzeit gar zu pathetisch ausgedrückt vor: „Hört man sie aber nicht, so wird man durch eine falsche Meynung von neuem in die Irre geführt, und ach! welche schreckliche Gefahr alsdann!„ Wie gesagt: zu pathetisch für unsern guten dogmatischen Alten, der ja übrigens nicht als ein feuriger Kandidat predigt. Wir möchten lieber mit einigen Ausgaben die Worte ὦ ἡρακλεις, ὡς μεγας ὁ κινδυνος αλλος ουτος, für den Ausruf des Fremden, oder wie unser Uebers. sich feyerlicher ausdrückt: des Pilgers nehmen, in dessen Munde sie sich besser schicken.

Vom Theokrit zuletzt. Des Koluthus Entführung der Helena läßt sich im Ganzen von unserm Uebers. wohl lesen, wenn nur auch hier die Schreibart sich immer gleich bliebe, und der Uebers. nicht in dem unzeitigen Gebrauch einiger Wörter und Ausdrücke offenbar etwas besonders suchte. So sagt er z. E. Fehde, weyland, der Reizen, die Scheelsucht, der heillose Paris, Stubbevolle Wälder u. s. w. Der Recensent ist einigen, von diesen und andern alten Wörtern recht herzlich gut, mag sie auch gern gebraucht sehn; aber daß sie an jedem Orte immer eine Zierde seyn sollten, und besser als die gewöhnlichen, kann er sich nicht überreden, wiewol unsre neuern Dichterleins sehr viel großes und nachdruckvolles darinn zu finden glauben. — Man sehe nach Belieben manche neuere Gedichte in großen und kleinen Sammlungen, Allmanachs u. dgl. Auch in Uebersetzung der Beywörter ist unser Verf. zu sklavisch treu. Die weißarmigte Juno, der Schildegewapnete Mars u. s. f. wem gefällt das? Ja zuweilen verstößt er (ohne Zweifel weil er es schön findet,) ganz gegen alle Delicatesse: z. E. Juno, die sich mit dem Beyschlafe des Göttervaters brüstete, Venus, die Königin der Hochzeitbetten. Und überhaupt ist ihm der Ausdruck nicht geschmeidig und folgsam gnug. Daher er auch zuweilen unter die Prosa hinabsinkt: z. E. S. 22. „Endlich sagte sie, (Helena) ganz betroffen: Mein lieber Fremdling! ich habe schon längst recht sehr gewünscht, die Mauern deiner Vaterstadt zu sehn == == wie nicht weniger die wohlriechende *) Viehweide, auf der Apollo die Schafe hü-

*) Im Griechis. steht νομον λιγυπνοον. Kann und muß denn der Uebers. jedes poetische Beywort nach seiner gan-
zen

hütete,, u. s. w. — Hier spricht Dame Helena denn doc
recht sehr und zu sehr prosaisch. Eben auf dieser Seite kom-
men uns die Worte nicht richtig übersetzt vor: „Es ist dir nich
„unbekannt, = daß Griechenland keine solche Frauen hat,
„wie du bist: denn haben sie nicht schwächliche Körper? seh
„sie nicht wie Männer aus? und sind sie also nicht unächt
„Frauen? „ἀκιδνοτέροισιν μελέεσσιν möchten wir hie
um des Zusammenhanges willen nicht: schwächlich, sondern
mit Lennep, dem unser Verf. sonst doch, auch wohl wenn e
nicht Grund gnug dazu hatte, gewöhnl. folgt, übersetzen: Mi-
nus pulchris s. deformioribus membris. Wenigstens sin
die Fragen sehr unnöthig und ohne Grund angebracht. Wir könn-
ten ähnliche Erinnerungen gegen mehrere Stellen machen, wür-
den aber bey einer so kleinen Schrift hier zu weitläuftig wer-
den. Wir kommen auf den Musaeus. Auch hier müssen wir
unsre vorigen Erinnerungen über die unbiegsame Sprache und
den sonderbaren harten Ausdruck des Uebers. so mehr wieder-
holen, je mehr dies kleine Gedicht bey seinem überspannten
zärtlichem Ton und übersüssen Bildern eine verdoppelte Sorg-
falt des Uebers. in diesem Stücke erfoderte. Wer kennt z.
E. noch die zärtliche Sprache der Hero V. 268. fgg. da sie de
matten Leander empfängt, in diesen Worten: (S. 20.) „Ele
„der Bräutigam, du hast viel ausgestanden, mehr als irge
„ein Bräutigam = du hast nun Seewasser genung gekost
„und überflüßig den fischigen Geruch des brausenden Mee
„verschluckt. Komm, vergiß deinen Schweiß in meinen
„men.„ — Einige fast eckle Ausdrücke übergehn wir,
nicht tadelsüchtig zu scheinen, oder anstößig zu werden.

Am wenigsten von allen Arbeiten des Verf. aber g
len uns die Chöre; lauter einzelne aus dem Zusammenh
gerissene und dem deutschen Leser schon an sich unverständl
in der Sprache unsers Verf. aber völlig unbrauchbare St
die noch dazu nicht einmal mit Sorgfalt gewählt sind.
darf nur z. E. in Sophokles Antigone einen Blick thun
schicklichere Stellen zu finden, als die S. 11. fg. (W.
unser Verf. hats nicht für gut befunden, die Stellen
anzuzeigen) übersetzt ist, die sich anhebt: „Es mußt an
„nae's Auge gegen eherne Zimmer das Licht des Hi

zen Zusammensetzung in unsre Sprache übertrage
muß er vielmehr nur den Hauptbegrif uns geben
Uebers. verstößt beständig gegen diese erste Regel
ten Uebersetzung eines griechischen Schriftstellers.
zum Theil sein buntscheckigter Stil.

sein obiges Bekenntniß wiederholen, daß ihm dergleichen Ausdrücke zum Theil verlegne Waare, zum Theil Conterbande dünken, die ein hochansehnliches gelehrtes Policeycollegium zu führen verbieten sollte. — Doch wir eilen zu den Idyllen des Theokrit, bey welcher Gelegenheit wir zugleich anzeigen wollen:

Idyllen des Theokrit, Bion, Moschus und Koluthus. Aus dem Griechischen von Karl Aug. Küttner. Mietau und Leipzig, bey Hinz, 1772. 15 Bogen 8.

Unser ungenannte Uebersetzer hat nur 20 Idyllen vom Theokrit geliefert, und dagegen zehn, nemlich Id. 2. 4. 13. 15. 19. 22. 24. 25. 26. und 30. nach der Reisk. Ausgabe weggelassen. Da würklich einige Theokritische Idyllen von der Art sind, daß sie jetzigen deutschen Lesern nicht gefallen können, so machen wir dem Uebers. daraus keinen Vorwurf, doch hätte er unsers Bedünkens Id. 2. und 15. wohl liefern und vielleicht ein paar andre dafür weglassen mögen. Hr. K. hingegen hat sie alle geliefert. Daß der Ungen. auch hier seine Sprache und den schon vorhin gerügten Ausdruck nicht ganz verläugnet habe, ist leicht zu gedenken. Doch müssen wir gestehn, daß er im Ganzen einer natürlichern, seinem Dichter angemeßnern Sprache sich beflissen habe, wiewol er sie nicht gnug in seiner Gewalt gehabt hat, um sich immer gleich zu bleiben und den simpeln Ton, den sein Original erfoderte, beständig beyzubehalten. In einer gleich beym ersten Idyll befindlichen Anmerkung sagt er, daß er die mehrsten Lesearten und Auslegungen der Reiskeschen Ausgabe angenommen habe. So schätzbar diese uns oft sind, so wünschten wir doch, unser Uebers. hätte sich mehr Freyheit in diesem Stücke genommen. So hat es Hr. K. gemacht, wie er in der Vorrede versichert und seine Arbeit selbst es auch bestätigt. Ueberhaupt hat dieser die Sprache besser in seiner Macht, und weis sich also auch besser in einem Tone zu erhalten. Treu sind beyde in einem ziemlichen Grade, so viel es der noch lange nicht gnug berichtigte Dichter erlaubt, doch ist es Hr. K. weniger als der Ungenannte, und zuweilen zu seinem Vortheile. So ist es z. E. sonderbar, daß der Ungen. mehrmals: φιλος, das so oft nichts weiter als sein oder ihr bedeutet, gütig übersetzt (Hr. K. giebts doch noch Id. XXI. ihre geliebte Arbeit, wiewol

es:

geliebte immer auch hätte sparen können.) Doch wir
len zur Probe von beyden Uebers. ein kleines Stück her-
n. Es mag der Anfang des VIten, oder nach dem Ungen.
IVten Idylls seyn. Zuerst der Ungenannte: „Damoet
der Hirt Daphnis trieben einmal auf eine Flur, mein
it! ihre Heerden zusammen. Dem einen bräunte schon
Haar die jugendliche Wange, der andre aber war fast noch
rtig. Beyde sitzend an einer Quelle, sangen an einem
mmermittage. Zuerst fieng Daphnis an, weil er älter
:.„

Hr. R. giebt dies so:

„Einst, mein Aratus, trieben Damoet und Daphnis
Rinderhirt, ihre Heerden auf eine Flur zusammen. Der
e war schon bräunlich ums Kinn, aber der andre noch un-
tig. Beyde saßen an einem Sommermittage vor einem
elle und sangen. Daphnis aber fieng an, denn er hatte
andern zuerst aufgefodert.„

Schon aus dieser kleinen und leichten Probe sieht man,
i die letzte Uebersetzung ein gewisses Steifes und Unbiegsa-
s weniger habe, als die erste, dagegen aber hält sich diese
auer und für einen beyder Sprachen mächtigen Verf. zu
au an die griechischen Worte. In den letzten Worten:
veil er älter war„ folgt er, seinem obigen Grundsatze
iäß, Herrn Reiskens Erklärung und Interpunktion, wie-
l, wie uns dünkt, ohne hinlänglichen Grund, und besser
ält Hr. R. die gewöhnliche Erklärung der Worte: ἐπεὶ
ι πρωτος ἐρισδεν.

Der Ungen. fährt fort, Daphnis so reden zu lassen:
Galatee wirft deine Heerde mit Aepfeln, Polyphem, und
int den Hirten einen unempfindlichen Jüngling: und du
fältiger Mensch siehst dich nicht nach ihr um, sondern sitzest
flötest angenehm. Sieh, schon wirft sie die Hündin wie-
, die getreue Wächterinn deiner Schaafe. Sie bellt und
t ins Wasser, dessen sanftrieselnde Wellen sie spiegeln, so
sie am Gestade dahin läuft. O wann sie nur dem Mäd-
in nicht in die Beine fährt, wenn es aus der Fluth steigt.
er Galatee vergnügt sich am Gestade, so wie sich das trockne
ar der Distel in der brennenden Hitze sonnt, flieht den ver-
ten Jüngling, verfolgt den unempfindlichen, und über-
eitet die Grenzen der Liebe; denn glaube mir, Polyphem,
Liebe scheint oft das Häßliche schön.„

Dies heißt bey Hr. R. so:

 „Ga-

„Galatee wirft, o Polyphem, mit Aepfeln nach deiner Heerde, und nennet den Hirten einen fühllosen Jüngling. Du aber siehest sie nicht an, Unglücklicher, sondern bleibst ungestört sitzen und spielst lieblich auf der Flöte. Sieh, schon wirft sie den Hund wieder, der deine Heerde bewacht; er aber bellet und blickt hinunter ins Meer, und die schönen, sanft rauschenden Wellen lassen ihm ihr Bild sehn, wie sie längs dem Gestade dahin läuft. Nur gieb acht, daß er dem Mädchen nicht in die Schenkel fährt, *) oder ihre schöne Haut wund beisse, *) wenn sie aus dem Meere wieder heraufsteigt. Sie ist spröde, und sträubt sich, wie der Distel stachlichtes Haar, an der Sonne gedörret, sich sträubet. Sie flieht dich, wenn du sie liebst, und geht dir nach, wenn du sie nicht liebst; und übertritt die heiligen Grenzen. Denn oft, Polyphem, scheint das dem Verliebten schön, was doch nicht schön ist.„

Ohne das τάλαν, τάλαν zu rügen, das wir am wenigsten: „du einfältiger Mensch„ mit dem Ungen. gegeben hätten, sondern lieber: du Armer; (wenn es ja überall ausgedrückt werden sollte) bemerken wir nur in der ersten Uebersetzung das Steife: „du sitzest und flötest angenehm,„ die unbiegsame Apposition: „die Hündin, die getreue Wächterin deiner Schaafe;„ — das unverständliche: „dessen sanftrieselnde Wellen sie spiegeln„ — welche sie? die Hündin oder Galatee? Bey Hrn. K. versteht es der deutsche Leser, weil er aus der Hündin einen Hund gemacht hat. Die Worte: „κατα δε χροα καλον ἀμυξη„ oder ihren schönen Leib verwundet, läßt jener ganz aus. Die folgenden Worte aber: „Galatee vergnügt sich = sonnt„ gehn gänzlich vom Original ab. Das διαθρυπτεται macht hier einige Schwierigkeit. Der Ungen. scheint zu treu der lateinischen Uebersetzung gefolgt zu seyn, da er doch bey Hrn. Reiske etwas bessers hätte finden können, und so setzt er aus seiner Idee etwas hinzu, das im Griechischen nicht steht. Hr. K. kommt der Sache näher und nimmt die auch von Hrn. Reiske angegebne Bedeutung an: spröde seyn. Vielleicht könnte man es übersetzen: flattert muthwillig um dich her oder auf ähnliche Art; wiewol schwerlich das ganze schöne Bild des Griechischen zu erschöpfen ist. — Auch die letzten Worte: sie flieht dich rc. sind, wie jeder Leser selbst fühlt, von Hrn. K. fliessender übersetzt als von

*) Solcher kleine unangenehme Sprachfehler hat dieser Uebers. mehr; und billig sollte die doch ein Uebersetzer nicht haben.

von dem ersten; ob zwar gegen die Stelle: „und übertritt die heiligen Grenzen„ manches zu erinnern wäre, das uns aber hier zu weit führen würde. — Ueberhaupt können wir uns nicht, wie wir Anfangs willens waren, weitläuftiger auf die Uebersetzung des Hrn. K. hier einlassen, bey der in einzelnen Stellen noch vieles zu erinnern übrig bliebe. Wie sehr aber beyde Uebersetzungen von den wenigen im deutschen Batteux gelieferten Proben übertroffen werden, mag, wer Lust hat, selbst vergleichen. Nicht, als ob wir diese für völlige Muster hielten, denn dazu sind sie allzufrey übersetzt, aber an dem Ausdruck erkennt man den Meister seiner Sprache. Das kann man von unsern beyden Uebers. nicht sagen, von dem Ungenannten am wenigsten, den wir bey dieser Gelegenheit bitten, sich nicht weiter mit solchen Arbeiten zu beschäftigen, die ihm bey aller guten Kenntniß des Griechischen, so wir ihm gern zutrauen, nie recht gelingen werden. Aber auch Hrn. K. rathen wir, seine Muttersprache recht zu studiren, nicht zu übereilt zu arbeiten, und sich bey einzelnen Stellen mehrerer Treue zu befleißigen. Zu dem letzten Rathe veranlaßt uns besonders seine Uebersetzung des Koluthus, die meistens eine belle infidelle ist; zuweilen fällt auch das belle weg.

ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΦΟΙΝΙΣΣΑΙ Euripidis Tragoedia Phoenissae cum Scholiis Graecis e Recensione Valkenarii edidit, varietatem lectionis indicemque verborum copiosissimum adjecit *Christian. Godofr. Schütz.* A. M. etc. Halae, 1772. Hendel, 448 Seiten und 1 Bogen Vorr. in 8.

Wir haben mit Fleiß den ganzen Titel hergesetzt, um den Leser desto leichter in Stand zu setzen, zu beurtheilen, was er in dieser Ausgabe zu erwarten habe. Hr. S. verdient unsers Bedünkens den Dank der Liebhaber der griechischen Litteratur, daß er das Wesentlichste aus der treflichen Valkenaerischen Ausgabe ihnen in die Hände geliefert hat. Daß er die lateinische Version weggelassen, ist recht gut, zumal da er nach Gesners und andrer guten deutschen Editoren Art durch einen umständlichen Index jungen Lesern hinlänglich zu Hülfe gekommen ist. Nur ist der Index fast zu umständlich gerathen, und enthält zu viel bekannte Dinge, die man bey jedem Anfänger billig voraussetzt. Doch vielleicht hat der Herausgeber auch dazu seine guten Gründe gehabt.

Wir haben mehrere Stellen mit der Ausgabe, nach welcher der Abdruck geschehn ist, verglichen und im Ganzen ziemliche Richtigkeit gefunden. Daß Scholien und Paraphrase unter einander und mit einerley Druck stehn, entschuldigt die Vorrede aus typographischen Gründen (S. XI.) wogegen also der Herausgeber nichts kann. Auch einige Reiskische Conjecturen sind aus des gelehrten Mannes Anmerkungen über den Aristophanes und Euripides hier wiederholt, und einige dem Verf. von Herrn Morus vor seiner herausgegebenen *Prolusio de Eurip. Phoenissis* mitgetheilte Verbesserungen hinzugefügt. Kurz, Hr. S. hat alles geleistet, was er nach seiner Absicht leisten konnte, und wollte; und wir wünschen, daß man mehr ähnliche ins kurze gezogne Nachdrücke von den zu kostbaren und oft zu weitläuftig gerathenen Ausgaben Holländischer oder Englischer Gelehrten unsern jungen Deutschen in die Hände geben möge.

Og.

---

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Apologie de Monsieur le Comte de *Bernstorf*. — Schutzschrift des Grafen von Bernstorf. 1772. 83 Octavseiten.

Gegen den bekannten Königl. Dänischen Staatsminister, den Grafen von Bernstorf, wurden 1766. von einem seiner Nebenminister dem Grafen von Denneschield Samsoe, bey dem jetzt regierenden König unterschiedene Klagen wider seine bisher geführte Staatsverwaltung vorgebracht. Der Graf vertheydigte sich hierauf, wie ihm der König die vorgebrachte Beschuldigungen mittheilen ließ, in dieser von dem Hn. Ludwig von Hes, deutsch und französisch mitgetheilten, und in den dänischen Staaten bereits confiscirten Schrift. Er ward darauf mit dem gräflichen Titel belohnt, und gewann das ganze Vertrauen seines Herrn wieder. In dieser Apologie hat sich der Graf wider folgende Beschuldigungspunkte vertheydigt. Daß er durch die Fabricken, durch seine Unterhandlungen, (die Coadjutorschaft zu Lübeck betreffend, Unterhandlungen mit Schweden und Rußland, den Tractat mit der Pforte —

—sehe

—) sehr vieles zu den auf 20. Millionen angewachsenen Staatsschulden beygetragen. 2) Daß durch die Vermählung nach Schweden, welche der Nation mißfalle, leicht Dännemark dereinst durch wiederholte Unglücksfälle eine schwedische Provinz werden könne. 3) Der Graf habe die dänische Nation verachtet, und nur Fremde befördert. 4) Den Luxus in Dännemark vermehrt. 5) Die Armen umkommen lassen, ohne deswegen Vorstellung zu thun. 6) Durch die maroccanische Handlung dem Lande den größten Nachtheil gebracht. Endlich 7) eine Königl. Verordnung durch ein öffentlich Placat des Commerzcollegiums wegen der Stickereyen auf den Kleidern aufgehoben, wodurch er etwas wider die erbliche Souveränität unternommen. Die ersten drey Punkte hat der Graf am ausführlichsten beantwortet, und mit einigen Staatsanecdoten, und nähern Particularien einiger neuern Begebenheiten, schön erläutert, davon Hr. Büsching einzelne den dänischen Finanzetat betreffende Nachrichten in 6. Theile seines Magazins S. 298. mitgetheilt hat. Der Herausgeber hat dieser Schrift, deren Bekanntmachung längstens gewünscht worden, einen kurzen Vorbericht vorgesetzt, darinn er seinen Lesern ausser einigen weitschweifigen Raisonnements, und dunkelen Anspielungen, die wir ihm gerne geschenkt hätten, eine kurze Lebensgeschichte des seel. Grafen, aus des Probst Ahlemanns Leichenrede mitgetheilt.

Et.

Litterarische Reise nach Griechenland oder Briefe über die alten und neuern Griechen, nebst einer Vergleichung ihrer Sitten von Herrn Guys. Aus dem Französischen. Erster Theil. Leipzig, Schwickert, 1772. 286 Seiten. Zweyter Theil, 362 Seiten in kl. 8.

Hr. Guys, Kaufmann in Marseille, führt uns unter die übrigen des Volks, das wir seit den alten Klaßickern alle lieben, und von den Schuljahren her kennen. Das Vergnügen des Lesers dieser Briefe gleicht dem Vergnügen der Hausgenossen desjenigen, der zwanzig Jahre lang multorum providus urbes et mores hominum inspexit, als sie ihn unvermuthet wider zu sehen bekamen. Es gleicht dem Vergnügen eines guten Schweizers, der da er Königen lange gedient und für Geld sich manche Wunde schlagen lassen, oder nach-

dem er Land und Meere als Kaufmann umzogen, im Winter seiner Tage die Hütte seiner Väter und manchen grauen Nachbar und betagten Freund wieder erblickt, und mit ihnen der ersten jugendlichen freudenvollen Zeit sich erinnert. Allerdings haben wenige die Söhne des ersten Volks der alten Welt (denn Rom war seine Tochter und Roms Kultur kam von ihm) so gut als Hr. G. gekannt. Diese Briefe wird der Freund der Griechen mit vielem Vergnügen lesen und nur bisweilen den gelehrten Schweiß wegwünschen, der in zu starken Tropfen vom Angesichte des fleißigen Verfassers geflossen ist. Er hat eine gewisse unbehülfliche Belesenheit, welche kein Excerpt ungenutzt läßt, mit den meisten Forschern des Alterthums gemein. Der einzige, bey ihm und in seiner Maaße verzeihliche Fehler, den ich ihm vorzuwerfen weis; Sonst unterhält er sehr angenehm und die Capitel besonders, vom griechischen Nationalcharakter S. 87. Th. I. Heyrathen S. 200. von den Gräbern 255. auch den türkischen 280. von den Erzählungen Th. II. S. 1. den Gewohnheiten von Metelino S. 100. Bonnevals Buch über Muhammed 120. einiges über die Künste, über die Musik S. 194. die Pest 215:274. die griechische Vaterlandsliebe 274:299. — — haben mir sehr gefallen und sind mit vielem Fleisse geschrieben.

Hr. G. hat 1) die Alten und zwar sehr gelehrt genutzt. Zu gelehrt, denn warum bey der Nachricht, sein Schiff habe bey Andros gescheitert den Terenz Andr. Act. 1. sc. 8. v. 16. zum Zeugen aufrufen, daß auch wohl vorzeiten hier Schiffe gescheitert haben? warum gerade bey der Erzählung Deguignes, daß vor der Pest 1373. der Nil unglaublich angeschwollen, aus dem Herodot anführen, welche ganz Niederägypten bis auf Menes unter seine Fluthen versenkt? hundert Beyspiele welche sonderbarer sind, zu geschweigen. Indeß entschädigen so viele nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem Bürger und Menschen sehr angenehme Anführungen den Leser vollkommen und ich übersehe jene übertriebene Sorgfalt, daß ja nichts umkomme, Hrn. G. recht gern. Mit unter kommen auch 2) orientalische Histörchen aus Herbelot und Kantimir, und Hr. G. vermehret unsere bisherigen griechischen Kenntnisse mit 3) vielen schätzbaren eigenen Anmerkungen, welche die Alten bestätigen, erläutern und widerlegen. Einige türkische Lieder und besonders die vier oder fünf griechischen Erzählungen beym Anfange des zweyten Theiles sind recht artig. Für sehr wichtig hält er diese Briefe nicht und es ist lustig, wenn Recensenten sie dazu machen wollen. Kürzer könnten

sie unstreitig seyn, wenn das Ueberflüßige, wenn die Citaten die schon im Kosin, im Potter, im Lakemacher stehen, wenn andere, welche nichts neues sagen und besser in einer Concordanz der alten Griechen stünden, abgeschnitten, wenn auch die deutschen Uebersetzungen der, ohnedem oft nicht hieher gehörenden Stellen Racine's, den, zur Ehre Deutschlands hoffe ichs, niemand in einer Uebersetzung lesen will, weggelassen worden wären. In den Briefen über die Gräber und über die Künste ertrinken die Sachen bisweilen in dem Wortmeere, in welches der beredte Verfasser sie taucht. Der Brief über die Gräber gefällt mir doch besser als Hrn. Bourlat de Montredon seiner, welcher von 310-337. bey Anlaß der Aussichten die ganze Geschichte der Gegend um Constantinopel, Bursa und Kyzikus in einer Nuß darlegt.

Die Uebersetzung scheint von einem nicht ungeschickten Manne zu seyn, wenigstens sind die beygefügten Anmerkungen gut. Im Deutschen macht er einige Fehler, z. B. Es darf halbweg eine ein bischen stark seyn S. 63. Für Mahomed würde ich orientalischer Muhämmed oder Mohämmed schreiben, für Kahrisme verständlicher Chowaresmien.

Den Brief über die griechische Vaterlandsliebe empfehle ich noch einmal allen wahren Republikanern. Und allen Jünglingen, welche diese Bibliothek lesen, die Magister nicht ausgeschlossen, empfehle ich aus wahrer Ueberzeugung dringendst eine ausgebreitete Lektür, nicht in unsern unwichtigen litterärischen Kleinigkeiten, nicht in unsern Zahl und geistlosen Journalen und Zeitungen, sondern in unsern Meistern, den Alten, und den wenigen Neuen, welche in gleichem Geiste geschrieben haben. Tot nos praeceptoribus, führt Hr. G. aus Vater Quinktilianus an, tot exemplis instruxit Antiquitas, ut possit videri nulla sorte nascendi aetas felicior quam nostrae, *cui docendae priores elaboraverunt.*

Einige Erzählungen des unsterblichen Montesquieu berichtiget Hr. G. aus bessern Nachrichten und —— entschuldiget den Präsidenten. Ganz anders als der, welcher uneingedenk, daß große Männer einander schützen und vertheydigen sollen, niemand neben sich leiden will, und dessen beissender Witz die größten unter den Menschen nicht schonet, Voltaire im Evangile du Jour ihm mitgefahren hat; ganz anders als unsere kritische Knaben pflegen, welche seit weniger Zeit besonders, mit kindischer Dummdreistigkeit das Verdienst, welches sie anbeten sollten, erniedrigen.

Nr.

11. Erziehungsschriften.

Unterredungen zum Unterricht lehrbegieriger Kinder, von D. Fr. Heinr. Wilh. Martini. Erstes Bändchen. Mit Kupfern. — Berlin, bey D. L. Boßin, 1773. in 8. von S. 49. bis 152., ohne die Vorrede, welche besonders 8 Seiten anfüllet.

Unter diesem allgemeinen Titul hat Hr. Martini, der sich nunmehro als den Verfasser dieser der unmündigen Jugend gewidmeten Unterredungen bekannt gemacht hat, die von uns oben (im 1ten Stücke des 15ten Bandes S. 323.) angezeigte zwey Gespräche mit noch vier neuen vermehret, und alle zusammen in ein Bändchen mit fortlaufenden Seitenzahlen gesammlet. Die Vorrede, darinn sich der V. über seine Absicht und über den Gebrauch dieser Gespräche etwas umständlicher und bestimmter, als vorhin erkläret, hat in uns eine wahre Hochachtung gegen diesen Einsichtsvollen Kinderfreund hervorgebracht. Man betrachtet diese Gespräche von einer unrechten Seite, wenn man Versuche machet, ob sie sich gut agiren lassen. Sie verlieren durch dieses Geschäft und indem man sie auswendig lernen läßt, zuverläßig sehr viel von ihrer Würkung auf die Gesinnungen und das Herz der Kinder. Ihr bester Gebrauch bestehet darinn, daß der Vater oder der Lehrer selbst, nachdem er vorher die Scene bekannt gemachet hat, abwechselnd, einzelne Unterredungen mit aller Lebhaftigkeit vorlese, und durch Hülfe einer recht natürlichen Deklamation, fast eine eben so gegenwärtige Vorstellung aller Auftritte, in den Gemüthern junger Leute, errege, als wenn würklich diese Auftritte vor den Augen der Kinder geschehen. Kommt auf diese Weise ein geschickter Anagnoste mit zu Hülfe, so sind die Unterredungen, wie wir erfahren haben, auch für ein sehr zartes Alter faßlich, und was nächst diesem das wichtigste scheinet, unterhaltend, und intressant, dergestallt, daß sie die Aufmerksamkeit und Neugierde junger Leute fesseln, und hierdurch die Gemüther geneigt machen, Gesinnungen anzunehmen, sich an zärtliche Gefühle zu gewöhnen, und nebenbey, ganz unvermerket, durch mancherley Kenntnisse den Verstand bereichern und aufklären zu lassen. Ein junges Gemüth kann ohne Anläße weder tugendhaft noch religiös werden. Aber

eben

eben dieses ist in dem ganzen Erziehungsgeschäfte das schwereste, dergleichen Anlässe vielfach und mancherley genug zu machen. In dem Leben der Kinder selbst sind die Scenen zu einförmig, und an den wenigsten Orten ist Gelegenheit, sie zuvervielfältigen, ohne zur Fiktion und Lektüre seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Durch letztere allein läßt sich einem Mangel abhelfen, der für die menschliche Gesellschaft von grosser Wichtigkeit ist, wenn nur erst Männer, welche pädagogische Kenntniß genug haben, darinn ein Verdienst suchen, für die Lektüre der Kinder reicheren Vorrath zu verschaffen. Unter sehr wenigen Büchern, welche wir seit nur wenigen Jahren erhalten haben, finden wir die Martinische Unterredungen vorzüglich geschickt, jungen Gemüthern moralische Anlässe zu verschaffen, und werden sie allenthalben, wo sich Gelegenheit darbietet, aus Ueberzeugung und Erfahrung empfehlen, daß sie Kindern selbst in öffentlichen Schulen vorgelesen werden. Durchs Vorlesen gewinnt man mehr, als wenn man sie Kindern zum eigenen Lesen in die Hände giebet.

Die vier neu hinzugekommene Gespräche sind diese: 1) das Lauberhüttenfest S. 49-78. die Gesellschaft der Kinder hatte eben dieses Fest gesehen und erzählet ihren Gästen was sie gesehen haben, und was ihnen ihr Papa über alles für Erklärungen gegeben hat. Leopold, der beständig den Muthwilligen und den Spötter spielet, giebt verschiedentlich durch seine Spöttereyen über die Juden, Anlaß, die christliche Duldung und allgemeine Menschenliebe recht empfehlenswürdig vorzustellen. 2) Die Krankenstube S. 79-109. Ist eines der zärtlichsten und rührendsten Stücke. Leopold besuchet seine Vettern, auf deren Bitte, um sie aufzuheitern, während daß ihr Papa krank ist. Die Briefe, welche diese Kinder einander schreiben, bleiben der Natur mehrentheils treu. 5) Der Aufgang der Sonne und Betrachtung der schönen Natur S. 110-132. 6) Der Blumengarten S. 133-152. Beyde entdecken Kindern an ganz bekannten und alltäglichen Gegenständen der Natur, viel neues und unbemerktes, das eine edle Wißbegierde erreget, und allerdings deswegen einen Vorzug verdienet, weil es durch die Sinne selbst Kinder auf die Weisheit, Güte, Vollkommenheit und Vorsorge ihres Schöpfers führet. Die Natur bleibet immer am geschicktesten, bey Kindern die erste Lehrerin der Religion zu werden.

Ein besonderer Vortheil dieser Gespräche ist es, daß in allen einerley Personen bleiben. Dadurch wird der Verwirrung vorgebeuget, und die Gesinnungen, Urtheile u. s. w.

ver

verlieren mehr den Verdacht der Erdichtung, weil alle Perso-
nen sich immer ähnlich bleiben.

M.

---

12. Kriegswissenschaft.

Cugnot Befestigungskunst im Felde, aus einem neuen Gesichtspunkt betrachtet und aus den Urquellen des Krieges abgehandelt. Aus dem Französischen. Mit einem Vorberichte von der Wahl der Methode bey Kriegsschriften und verschiedenen Anmerkungen vermehrt. 1773. Berlin, bey Himburg, in 8. 21 Bogen 10 Kupferbl.

Der Verfasser giebt für die Verschanzungen im Felde gleich Anfangs folgende Grundsätze. 1. Der zu verschanzende Posten muß sich in Absicht auf den Raum nach der Anzahl der Mannschaft richten, die darinn Sicherheit suchen will. 2. Bey gleichem Raume muß man den kleinsten Umfang wählen, den die Bedingungen der Befestigung zu lassen. 3. Man muß auf die schicklichste Richtung des Feuers sehen, und besonders daß die Soldaten sich nicht einander selbst verwunden. 4. Die Brustwehr muß hoch genug seyn, um das innere der Verschanzung den Augen des Feindes zu entziehen. 5. Das herumliegende Feld soll überall dem Feuer der Verschanzung ausgesetzt seyn. 6. Die Brustwehren sollen die nöthige Dicke haben, um dem wider sie gerichteten Geschütze zu widerstehen. 7. Das Heranrücken sowol als das sich seitwerts ausbreiten, muß dem Feinde so schwer als möglich gemacht werden. 8. Der Feind muß von den Brustwehren keinen Gebrauch gegen die Vertheydiger der Verschanzung machen können. Diese Grundsätze mögen immerhin angehen. Wir finden eben keinen neuen Gesichtspunkt darinn, da man bey den Festungen sowol diese als noch mehrere Grundsätze längst schon in Uebung gebracht, auch dabey angemerkt hat, das Feldschanzen davon weiter nicht abgehen, als so fern sie gewöhnlich viel kleiner sind. Die fürnehmste Schwierigkeit ist immer, wenn man aus solchen Grundsätzen auf eine Art, die nicht auch das Gegentheil zuläßt, die eigentliche Anlage der Festungen und Verschanzungen herleiten soll. Da findet man immer, daß

man

man noch zu wenige und viel zu unbestimmte Grundsätze hat. Cugnot hat diesem Mangel nicht abgeholfen. Anstatt die Verschanzungsart aus seinen Grundsätzen herzuleiten, begnügt er sich die so bereits üblich sind zu beschreiben, und seine Meynung darüber zu sagen. Dabey ist er nun umständlich genug. Die Uebersetzung ist immer so gut, als man sie von einem Uebersetzer erwarten kann, dessen Hauptbeschäftigung das Kriegswesen ist, und der dessen unerachtet sich zuweilen umsieht, wiefern die von den Italienern und Franzosen aufgebrachten Kunstwörter Deutsch gegeben oder auch nur Deutsch geschrieben werden können, wie z. E. Redute, Fase, Flesche ꝛc.

D.

---

13. Finanzwissenschaft.

Des Herrn Ludwig von Beausobre Königl. Preuß. Geheimenraths, der Königl. Preuß. Akad. der Wiss. Mitglieds ꝛc. allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Politik der Finanz- und Handlungswissenschaft aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen meist das rußische Reich betreffenden Zugaben begleitet von Franz Ulrich Albaum, der Geschichte und des Rechts Professor an der akademischen Ritterschule in Reval, und der freyen ökonomischen Societät in St. Petersburg Mitgliede. Erster Theil. Riga, bey Joh. Fr. Hartknoch, 1773. 296 Seiten in 8.

Hr. Albaum unterscheidet sich sehr von dem leider überhandnehmenden Schwarm der gemeinen Uebersetzer: Deutschen, welche der französischen Sprache nicht mächtig sind, liefert er ein schönes Buch und noch überdies mit Zusätzen bereichert in die Hände. Dieser gedenken wir hier allein. Er rechtfertiget sie im Vorbericht: „ich glaubte, als Unterthan „schuldig zu seyn, einen Beytrag zur Kenntniß des Reichs zu „liefern, das noch Niemand in seinen ganzen, ausgedehnten, „täglich durch rußische Waffen und Entdeckungen erweiterten, Gränzen genau kennet. Richtig sind die Zusätze, wenn „ich gleich meine Gewährsmänner aus gültigen Ursachen nicht

„nen

„nenne.„ Einige Zusätze liest man mit Vergnügen, sie tragen zur allgemeinern und bessern Kenntniß des rußischen Reichs etwas bey; von andern können wir nicht bergen, daß sie Kleinigkeiten, oder gar zu specielle Dinge enthalten, die in einer allgemeinen Einleitung in die Kenntniß der Politik ꝛc. kaum einen Platz verdienen. Ueberhaupt findet man wohl in jeder Provinz des ganzen Erdbodens Gegenstände zu ähnlichen auch gar zu wichtigern Zusätzen; aber bey mehreren dergleichen Bereicherungen müßte Beausobres Buch bald in Folianten ans Licht treten. — — Die Berichtigungen des Originals betreffen größtentheils unbedeutende Dinge z. B. das Jahr, in welchem der ladogaische Kanal fertig wurde, den Holzhandel in Narva, die Abnahme der Rennthiere in Liefland: doch lesen wir sie lieber als die Noten 69. 73. 74. 76. u. a. m. wer wollte aus jeder Stadt die Stecknadel- oder Strumpffabriken, einen bey naher Feuersbrunst durch übereilende Furcht verursachten Verlust u. d. g. für Gegenstände einer Einleitung in die Kenntniß der Politik ꝛc. halten. Mit eben so vielen oder gar mit mehrern Rechte hätten manche Rußland und Liefland betreffende Dinge Stof zu Anmerkungen hergegeben z. B. bey S. 40. daß die dortigen Bauern nicht aus Armuth, sondern aus guten Gründen Ochsen halten, deren zween mehr kosten, als ein Pferd, aber eben so viel pflügen, bey schweren Land länger ausdauern, und wenn sie ausgedient haben, geschlachtet oder zur Mastung verkauft werden; bey S. 46. daß man bey dem Staudroggen mehr als bey der angeführten Gerstenart an der Saat gewinnet; bey S. 48. daß Buchwaitzen auch ein gutes Pferdefutter giebt, und auf magern Ländern gedeihet; bey S. 51. daß man den Kornbrantewein dort größtentheils aus Gerste und Gerstenmalz, auch aus Haber und Buchwaitzen brennet; bey S. 57. daß man aus Birkwasser, aus Nachleck vom Brantewein, aus Wasser mit etwas Brantewein und Honig vermischt, vortreflichen dem Weineßig gleichkommenden Eßig macht; bey S. 281. daß die ehstländischen Bauerweiber mit einer Art von wild auf Wiesen wachsenden Krapp ihrem wollenen Garn eine schöne und beständig rothe Farbe geben, und daß durch diese Wurzel vielleicht ein neuer Handlungszweig entstehen könnte; bey S. 44. daß Hrn. Beausobres Berechnung durch einen Taubenschlag sechs Morgen Waitzenland zu bedüngen, etwas zu weit geht, daß der durch die Tauben auf den Feldern angerichtete Schade allen Vortheil wegnimmt, daß man weit wolfeilere Bedüngungen kennet, und in der Ukraine gar nicht düngen darf, sondern dort den

Mist

Mist verbrennet; bey S. 51. daß die Vermuthung, als ob die warmen Häuser (Riegen) in denen man das Getraide trocknet, die Insekten zerstöhren; unrichtig ist, weil man weis, daß selbst in Liefland in allem aus getröckneten Korn gemachten Mehl Würmer entstehen; die Insektenener sind augenscheinlich durch die Hitze nicht zerstöhrt, sondern nur ausser Stand gesetzt sich zu entwickeln, bis sie in dem Mehl die dazu erfoderliche Anlage finden.

Etliche kleine Unrichtigkeiten setzen wir auf die Rechnung der Druckfehler, z. B. wenn Not. 32. gesagt wird, die sogenannten litthauischen Haasen würden im Winter weiß; in Liefland nennt man nur die, welche das ganze Jahr hindurch ihre Farbe behalten, Litthauer. — Nach Not. 71. soll die große Glocke in Moskau in dem Thurm des Kremls (Krelm ist ein offenbarer Druckfehler) hangen; daß sie auf der Erde liegt, und durch ihre Schwere bereits ein gutes Stück in die Erde gesunken ist, wird Hr. A. selbst wissen.

S. 209. wird der Fayencefabrik gedacht, die ein Particulier auf eigne Kosten seit kurzer Zeit in Reval angelegt hat; die erste in Liefland, die auch bereits recht artige Arbeiten liefert. Aus Achtung gegen Verdienste melden wir, daß der Apotheker Fick den Thon aufgesucht, und die Fabrik angelegt hat.

Bey der Not. 7. merkt man gar zu deutlich, daß Hr. A. blos aus eingezogenen Nachrichten das Getraidedörren in Liefland beschreibt. Im 5. Th. der allg. Haushaltungs- und Landwissenschaft aus den sichersten und neuesten Erfahrungen — — von einer ökonomischen Gesellschaft in England, findet man darüber eine besondere Abhandlung. Hr. A. beschreibt die Sache etwas dunkel und mangelhaft. Er sagt: „die Riegen sind so groß, daß in denselben jedesmal 640. oder „1000. Garben getrocknet und gedroschen werden können.„ Das Korn wird in der warmen Riege getrocknet, und in der Vorriege gedroschen. Aber warum denn just 640. oder 1000. Garben: man hat Riegen, wo man 4 oder 5, ja bis 10 Fuder zugleich zum Trocknen aufsteckt; jedes Fuder hält 100. bis 150 Bünde, das sind nicht Garben, wie man sie in Sachsen macht, sondern Bündchen, deren Durchmesser ungefähr eine Spanne beträgt. Aus einem Fuder gewinnet man in mittelmäßigen Jahren etwas über eine Tonne Korn. „In „einer Entfernung von der andern Seite der Riege, die ein „Drittheil der ganzen Länge beträgt (wie dunkel!) steht ein „aus Feldsteinen gebaueter Ofen.„ (Nicht in einer Entfernung, sondern in dem Raum selbst, wo man das Korn trocknet.)

net.) „Etwa 60. Stunden vor der Nacht, in welcher man „dreschen lassen will, legt man die Getraidegarben über den „Ofen, und heitzt ihn dann, am liebsten mit solchem Holze, „das den mehresten Rauch giebt.„ Warum 60. Stunden? man stecket wöchentlich in jeder Riege zweymal Korn auf, und zwar in derselben Nacht, da das getrocknete ausgedroschen wird. Aber um des Himmelswillen nicht über, sondern neben den Ofen auf Querbalken; sonst würde Korn und Riege bald ein Raub der Flammen seyn. Wir sehen nicht ein, wie Hr. A. der Kraft des Rauchs einen großen Einfluß einräumen kann, daß er das Holz, welches den mehresten Rauch giebt, für das vorzüglichste hält, auch kurz vorher meldet, man lasse den Rauch nicht durch einen Schornstein, sondern zur Riegenthüre heraus gehen, nachdem er sich vorher in der Riege herumgezogen hat. Man will das Korn dörren, nicht räuchern: gute Wirthe heitzen mit trocknen Holze, das wenig Rauch giebt, wenn sie es nur bequem bekommen können; und so lange das Feuer brennt, stehen beyde Riegenthüren nebst zwoen kleinern Oefnungen offen, damit der Rauch gleich herausziehe, sonst würde das Vieh kaum das Stroh fressen. Ein Schornstein erfodert wegen der Höhe des Gebäudes große Kosten, und ist überdies unnütz, gar schädlich, weil die Hitze sich dadurch eines Theils verringern würde. Eben so unrichtig ist die Nachricht S. 38. von dem ausgeschlagenen schweren Korn, daß es newlich nie viel von dieser Art gebe, daß es nicht verkauft, sondern zur Saat aufgehoben, und nur in dringenden Fällen zur Nahrung consumirt werde. Aus jeder Riege bekommt man gemeiniglich drey Theile von dem schwerern ausgeschlagenen, und nur den vierten vom dem leichtern ausgedroschenen Roggen: wie sollte man den ersten blos zur Saat verbrauchen können; er wird verkauft, und verbacken. Daß man Gerste, Waitzen und Haber nicht ausschläget und dann drischet, sondern größtentheils durch Pferde austreten läßt, hat Hr. A. anzuzeigen vergessen. Seine Muthmassung, als ob das Klima eines großen Theils von Rußland den Gebrauch der Riegen erfodere; weil die Körner nicht zu einer solchen Consistenz gelangen, daß sie unzermalmet durch den Flegel könnten ausgedroschen werden, hat die Erfahrung wider sich. In vielen rußischen Provinzen drischt man alles ungedorret oder windtrocken! auch in Liefland hat man es öfters gethan; aber das Dörren erleichtert das Ausdreschen und macht das Korn zum Aufbehalten geschickt. — Zuletzt heißt es: „Man berechnet die jährliche Erndte in Estland „nach Abzug der Aussaat, in gemeinen Jahren auf ungefähr

„12,000.

„12,000. Lasten.„ Ist hier ein Druckfehler, oder sind die jährlichen Erndtelisten der Güter so unvollständig, oder hat man den Maasstab zur Berechnung von einer völlig mislungenen Erndte angenommen? Nicht zu gedenken, daß Hr. A. den Leser in Ungewißheit läßt, ob er alle Arten von Korn, oder nur den Roggen unter dieser Zahl begreift, erwäge man einmal, daß Reval ungefähr 5000 Lasten Roggen jährlich verschiffet, welche zwar eines Theils aus dem dorptschen und pernauischen Kreise zugeführet werden, hingegen verführen viele estländische Güter ihr Korn nach Pernau, Habsal, Arensburg, Narva. Man rechne ferner, daß etliche tausend Lasten an die Krone bezahlt, in Brantewein verwandelt und für das Vieh verbraucht werden; endlich, daß die sämtlichen Einwohner, deren Anzahl sich auf 180,000. Seelen erstreckt, wenigstens 16,000. Lasten Roggen jährlich verbrauchen, welche nicht einmal zureichen würden, wenn der armselige Bauer sein Brodkorn nicht mit Gerste und Spreu vermengete: so kann man, wenn vom Roggen allein die Rede ist, statt der 12,000. füglich gegen 30,000; und den Betrag der ganzen Erndte von allen Arten des Korns in Estland jährlich auf 80,000. Lasten setzen. Beynahe möchten wir glauben, Hr. A. habe seine Angabe aus der kleinen Schrift: über die freye Ein- und Ausfuhre des Getraides in Betracht Estlandes, genommen, aber die dabey stehenden Bedingungen aus der Acht gelassen.

Ph.

---

14. Haushaltungskunst.

Johann Mills — Versuch von dem Wetter nebst Anmerkungen über des Schaafhirten von Banbury Regeln, wie man von den Veränderungen desselben urtheilen soll; als ein Anhang zu eben dieses Verfassers Lehrbegriff von der Feldwirthschaft. 8. Leipzig, 1772. 8½ Bogen.

Mills bekanntes ökonomisches Werk hat in Deutschland viele Leser gefunden und wird von Liebhabern solcher Schriften hochgeschätzt. Vermuthlich hat also gegenwärtiger Anhang desselben sich gleiches günstiges Schicksal zu versprechen, zumal darinn ein Gegenstand abgehandelt wird, welcher so wichtig er auch für die Landwirthschaft, dennoch in so vieler Dunkelheit und Ungewißheit eingehüllet ist, daß alle bisherige Schriften um die Veränderungen der Witterung zum voraus

zu bestimmen, nur noch schwache Bemühungen sind, welche den vorgesetzten Endzweck noch bey weiten nicht erreichet haben. Der V. waget also ebenfals einen Versuch, um auch an seinem Theile etwas beyzutragen, wodurch in der Folge mehrere Gewißheit in dieser Materie erlanget werden könne. Zu dem Ende hat er ausser seinen eigenen Bemerkungen vor den Veränderungen des Wetters, die er mit einer sehr gesunden Theorie der Naturlehre begleitet, die Erfahrung des Schäfers von Banbury hier mitgetheilet, davon er S. 34. 35. also schreibt: „Wer eigentlich der Schaafhirte von Banbury gewesen sey, „ist uns nicht bekannt; eben so wenig haben wir einen zuverlässigen Beweis, daß die Regeln, die ihm zugeeignet werden, „durch einen wirklichen Schaafhirten schriftlich aufgezeichnet „sind. Indessen thun beyde Umstände nicht das mindeste zur „Sache. Ihre Warheit ist ihr sicherster Gewährsmann. „Herr Claridge ist es, der sie im Jahr 1744. bekannt gemacht „hat; und seitdem sie gedruckt worden sind, ist eine so geraume Zeit verflossen, daß sie sich sehr selten gemacht haben. „Sie gründen sich, wie der Herausgeber sagt, auf eine vierzigjährige Erfahrung, und er verspricht ihnen dahero mit „gutem Grunde, eine günstige Aufnahme. — S. 35. I „werde bey Gelegenheit diejenigen Regeln des Schaafhirt „anführen, deren Absicht ist, meine Vernunftschlüsse dur „wirklich geschehene Dinge zu bestätigen. Andere „werde ich nach den Grundsätzen der neusten Entd „wovon Herr Claridge entweder keine Kenntniß hatte, „warum er sich nicht sonderlich Mühe gab, zu erklären „bemühen.„ Nachdem also der Leser hieraus die Einr tung dieses Buchs siehet, so wollen wir den Inhalt dessel noch hinzufügen. Dieser bestehet in folgenden: Einleit S. 33. Erster Abschnitt: Von Wolken, Nebel, Regen, S Hagel, Donner und Blitz. S. 36. Zweyter Absch zeigen des Wetters, die von Pflanzen und Thieren men sind. S. 55. Dritter Abschnitt: Anzeigen des an der Sonne, dem Monde und den Sternen. 59. ter Abschnitt: Anzeigen des Wetters die von den genommen sind. S. 63. Fünfter Abschnitt: An Wetters die von dem Nebel hergenommen sind. Sechster Abschnitt: Anzeigen des Wetters die v hergenommen sind. S. 70. Siebenter Abschnitt: A des Wetters die von den Winden hergenommen sind. Achter Abschnitt; Anzeigen des Wetters die von dem der Jahreszeiten hergenommen sind. S. 111.

V.

Nachrichten.

Von John Hawkesworths Geschichte der Seereisen, welche um im südlichem Hemisphäre Entdeckungen zu machen, auf Befehl Sr. Grosbritt. Maj. unternommen, und von Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Carteret und Capitain Cook nacheinander ausgeführet worden sind, wird eine Uebersetzung in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung zu Berlin veranstaltet, wobey die sämtlichen der Urkunde beygefügten Kupferstiche befindlich seyn werden.

Des Herrn Kammerrath Cramers zu Braunschweig, Metallurgie, worinn die Operationen, sowol in grossen als in kleinern Feuer ausführlich beschrieben sind, werden in Folio mit Kupfern, auf Kosten der Reußnerschen Buchhandlung in Quedlinburg gedruckt.

Hr. Joh. Georg Jacobi, will eine Monatsschrift unter dem Titel: Iris, für die Frauenzimmer herausgeben. Dies soll eine Art von Pendant zum deutschen Merkur seyn.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

Im April 1773. Journal des Savans steht ein Brief vom Hrn. de la Lande, darinnen erstlich den Herren Journalisten gesagt wird, daß ein Aufsatz im 14. Theile der Novor. Com. Petrop. von Hrn. Lexelln ist, ob ihn gleich der Journaliste Hrn. Eulern zugeschrieben hatte, ohne zu sehen, daß Hr. Lexell in der Aufschrift der Abhandlung genannt ist; darnach bekennt Hr. d. l. L., daß er auch in einem Falle Hrn. Lexelln nicht habe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und endlich vertheydiget er Hrn. Lexelln, wider Hrn. Kästnern, den man als Verfasser einer Recension in der A. d. B. 16. B. 657. S. ansieht, die Hrn. Eulers Recherches sur l'orbite de la Comête betrift.

Ich habe diese Recension nicht gemacht, das wird, wenn es nöthig ist, Hr. Nicolai bezeugen.

Von Hrn. Lexelln hätte ich, was dort von ihm steht, nicht geschrieben.

Bey Recensionen schreibt man seine Namen nicht. Wer aber wissen will, ob ich eine gemacht habe, kann mich ja darüber befragen. Gegen jemanden, den man nur als Autor muthmaßt, blos der Muthmaßung nach zu verfahren, zeigt

 an,

an, daß man seine Leidenschaft durch die Vernunft wenig im Zaume halten kann.

Hrn. de la Lande halte ich seine Uebereilung, meinen Namen auf ein bloßes que l'on regarde comme l'Auteur hinzuschreiben, zu gute, weil er wegen seiner selbst, und seines lieben flüchtigen Landsmannes in Angst war. Sein eigner billiger, edler Charakter, macht ihn vielleicht für solche Nachrichten ein wenig zu leichtgläubig. In vielen andern Fällen würde ich mir eine große Ehre daraus machen, wenn er mich gleich nach sich nennte.

Derjenige, der Hrn. de la Lande diese Lügen von mir aufgeheftet hat, mag ihm nun auch das gegenwärtige verdollmetschen und machen, daß es ins Journal des Savans gesetzt wird; wenn er das Ungerechte seines Verfahrens wieder gut machen will. Denn ob die Handlung selbst, die mir schuld gegeben wird, an sich sogar schlimm wäre oder nicht, daran liegt mir hier nichts, wer sie gethan hat, mag sie verantworten. Aber, wenn es unangenehme Folgen für mich haben kann, daß mir, auch eine ganz unschuldige Handlung, die ich nicht gethan habe, beygemessen wird, so handelt allemal derjenige sehr ungerecht, der solche Folgen mir zuzieht. Göttingen, im Jähner 1774.

Abraham Gotthelf Kästner.

Der Verleger der Allgem. d. Bibl. hat, um dem Antrage des Hn. Hofr. Kästner noch mehr zu willfahren, vorstehende Nachricht dem Recensenten der Recherches et calculs sur la vraye orbite elliptique de la comete de l'an 1769. etc. zugesandt, und von demselben folgende Antwort erhalten:

Was Hr. Hofr. Kästner aus dem Journal des savans vom April 1773. anführt, habe ich längst schon daselbst gelesen, und wartete nur auf einen nähern Anlaß, um Falls es nöthig seyn sollte, davon in der Allg. d. Bibl. Erwähnung zu thun. Denn oft hat nur der erste Eindruck, den eine Recension bey einem Verfasser macht, einen solchen Grad von Lebhaftigkeit, daß man sogleich den Recensenten ausfündig machen, und sein volles Herz vor ihm ausschütten möchte. Die erste Vermuthung fiel nun hier auf Hrn. Hofr. Kästner. Da diese fehlgeschlagen, so könnten leicht noch mehrere folgen. Vielleicht läßt sich diesen zuvorkommen. Die hieher gehörenden Stellen aus der allg. d. B. und dem Journal des savans sind folgende.

Allg. d. B.	Journ. des S.
Man sieht aus dieser Schrift, daß Hr. Euler, der wegen Mangel des Gesichtes nicht selbst schreiben konnte, dieselbe dem Hrn. Lexell in die Feder angegeben und ihm vorgesagt, was er in Zahlen und meistens mit Hülfe der logarithmischen Tabellen zu rechnen habe. Ausser dieser Rechnung und der Orthographie ist alles übrige Eulerisch, nemlich der Styl, die Anordnung des Werkes, die Wendungen in den Rechnungen, und die nachgeholten Verbesserungen, dessen was Anfangs nicht genung überdacht war. Denn Hr. Euler läßt fehlgeschlagene Versuche im Rechnen eben so wie die gelungenen im Drucke erscheinen, und mag vielleicht seine besondere Gründe dazu haben.	Dans un juornal allemand intitulé allgemeine Bibliothek on a parlé de ces travaux d'une maniere injuste, en rendant compte de l'ouvrage de Mr. Euler sur les cometes, dont les calculs ont eté faits par Mr. Lexel. L'auteur du Journal le represente comme un Eleve, dont le merite se borne à ecrire des calculs numeriques sous la dictée de Mr. Euler, à additioner des logarithmes, et qui n'avoit presque d'autre part à l'ouvrage, que de l'avoir ecrit de sa main. Cependant Mr. Euler a fait mettre le nom de Mr. Lexel dans le litre même de l'ouvrage comme un nom qui ne deparoit pas le sien.

Der Titel heißt eigentlich: Recherches et calculs *executées sous la direction* de Mr. L. Euler *par les soins* de Mr. Lexel. Die Klage hierüber ist nun allerdings ganz besonders. Einmal kommt die Frage, ob Hr. Lexel aus eigenen Kräften etwas thun kann oder nicht, hier gar nicht vor, sondern nur, ob oder was er bey Abfassung der Recherches etc. selbst gethan hat. In diesen Recherches wird, ausser dem was auf dem Titel steht, hierüber nichts erwähnt. Der Titel sagt, Hr. Euler habe die Anleitung gegeben (sous la direction) und Hr. Lexell habe die Naturforschungen und Berechnungen ausgeführt (executées.) Hr. la Lande selbst schreibt das Werk dem Hr. Euler, die Berechnungen dem Hrn. Lexell zu (Ouvrage de Mr. Euler, dont les calculs ont eté faits par Mr. Lexel.) Ich will aber zugeben, Hr. Lexell habe an den Untersuchungen selbst sehr vielen, ja den meisten Antheil, so würde er es sich können zur Ehre rechnen, daß man was von ihm ist, auf Hrn. Eulers Rechnung setzt, weil man

es für so sehr Eulerisch ansieht. Uebrigens finde ich unnöthig von der in der allg. d. Bibl. und andern Journalen sehr gut eingeführten Uebung abzugehen, wo statt der Unterschrift ein beliebiges Zeichen gesetzt wird.

IX.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

Ich werde endlich wider meinen Willen gezwungen, öffentlich anzuzeigen, wie sehr unschuldig ich an dem gewaltthätigen Drucke eines unächten und verfälschten Briefes bin, den man zu meinem großen Verdrusse unter meinem Namen verkauft. Ohne meine Genehmhaltung, und ohne meinen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß, erscheint derselbe nun schon zum sechstenmal, unter der Aufschrift: Schreiben des Leibmedicus Zimmermann in Hannover, an einen seiner Freunde, die Unterredung mit Sr. Majestät dem König in Preussen betreffend. Die erste Auflage kam in dem Giesser Wochenblatte vom 5ten und 12ten Januar 1773. heraus, und der Verleger sagt, der Brief sey ihm auf eine rechtmäßige Art zu Händen gekommen. Dieses verneine ich. Denn erstlich weis ich auf keine Weise, wie ein solcher Brief nach Giessen gekommen seyn mag; zweytens habe ich nicht so geschrieben, wie man in Giessen gedruckt hat; drittens würde ich mich nach meinem besten Vermögen der Bekanntmachung dieses Briefes widersetzet haben; und viertens kann zu dem Drucke eines Privatbriefes kein Mensch ein Recht geben, als derjenige, der den Brief geschrieben hat. Bald darauf lieferte man nochmals in Giessen einen zweyten besondern Abdruck meines vorgeblichen Briefes, der allenthalben verbreitet ward. Ich glaubte zwar, daß es nöthig sey, mich mit aller Lebhaftigkeit eines Beleidigten dagegen zu erklären; allein, viele meiner Freunde riethen mir, was in dem menschlichen Leben so oft die beste Antwort ist, das Stillschweigen. Indeß trat dieser Brief zum dritten, vierten und fünftmal in Königsberg, Altona, und Hamburg an das Licht; und endlich brachte man in dem Leipziger Meßcatalogus vom Herbst dieses Jahrs, unter der Aufschrift Frankfurt und Leipzig, sogar eine ganz veränderte Auflage desselben zum Verkaufe. Schwarz und grün ward mir vor den Augen, als ich dieses las; und wirklich berechtigte eine so wohl ausgedachte List jeden Leser des Meßcatalogus zu glauben, daß ich der Herausgeber des angeblich veränderten Briefes sey. Allein auch diese sechste Auflage war weiter nichts, als der sogar in Berlin veranstaltete wörtliche

Nach-

Nachdruck des in Giessen unrechtmäßig herausgekommenen Briefes, nebst einem angehängten Gedichte der Frau Karschinn. Man bedarf nur sehr wenig Geschmack, um einzusehen, daß ich mich niemals hätte unterstehen dürfen, in einem so äusserst nachläßigen Styl öffentlich zu sprechen, und Kindereyen zu sagen, die das Publicum niemals entschuldigen könnte. Nicht nur wird in diesem Briefe die Geschichte meines Aufenthalts in Potsdam auf eine Weise erzählet, die fast durchaus ins kleine fällt; sondern die ganze Erzählung ist äusserst läppisch und undeutsch übersetzt, verstümmelt, durcheinander geworfen, und verfälscht. Wie übel würde es, der auch für mich so verdienstvolle Hr. Generalchirurgus Schmucker nehmen können, wenn ich verschwiegen hätte, daß er damals im Schlosse zu Sanssouci wohnte, und bey der ganzen in diesem Briefe beschriebenen Audienz gegenwärtig gewesen? Wie unsinnig müßte ich seyn, wenn ich dem Könige auf die Worte: daß ich eine grausame Operation ausgestanden und ungemein müsse gelitten haben, hätte antworten dürfen, was mich der unkluge Verfälscher meines Briefes antworten läßt: (Sire, il n'en valoit pas la peine) Sire, es hatte nicht viel zu sagen? Allerdings hatte es für mich sehr viel zu sagen, anderthalb Stunden nacheinander gegen zweytausend Messerschnitte auszuhalten, um einer Todesgefahr zu entgehen, der ich vorher einige Jahre hindurch beynahe in jeder Stunde des Tages ausgesetzet gewesen, und von welcher mich Herrn Meckels großer Geist, und diese glückliche Operation gänzlich befreyet hat. Auch antwortete ich: (Sire, il en valoit la peine) Sire, es war der Mühe werth! Aber der Mühe ist es durchaus nicht werth, nach allen Reden, die dieser unächte, verfälschte, und ursprünglich an einen gutmüthigen Freund in meiner kleinen Vaterstadt geschriebene Brief veranlasset hat, sich gegen die Ungerechtigkeit der Menschen zu vertheydigen, wenn man sieht, mit wie wenigem Verstande sie zuweilen ungerecht sind. Hannover, den 8ten Dec. 1733.

J. G. Zimmermann.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

An den Herausgeber der allgem. deutsch. Bibliothek.

Wissen Sie nicht ein Mittel, einem, vielleicht nicht kleinen, Theile ihrer Leser, die mir nachgerade lästig werdende, und besonders mit mancherley Erwartungen und Anforderungen, schriftlich geäusserte, Meynung zu benehmen, als ob ich an diesem Journale Antheil, oder darinn einen besondern Einfluß hätte? ich, der ich noch nie eine Sylbe für die a. d. Bibl. geschrieben habe? der ich

von keiner Recension darinn eher etwas weis, als bis ich sie gedruckt lese? der ich durch die ganze Beschaffenheit meiner Umstände und meiner Gemüthsart von aller dieser Theilnehmung so weit entfernt bin, als irgend jemand seyn kann? Am seltsamsten muß ich es finden, wenn man, wie es doch wirklich geschieht, die beyden ersten Buchstaben meines Namens, die sich etwa ein Mitarbeiter der Bibliothek zu seinem Zeichen erwählet, als einen Beweis, daß solche Aufsätze von mir herrühren, ansehen will, da doch eben der Inhalt mancher also unterschriebenen Artickeln, für einen jeden, der mit Verstande zu urtheilen gewohnt ist, gerade am stärksten das Gegentheil beweiset. Ich wollte mir nicht gerne, weder die vortheilhaften Folgerungen anmaßen, noch die nachtheiligen aufbürden lassen, die aus einer so ungegründeten Voraussetzung gezogen werden; und ich wünschte also, vermittelst einer Erklärung von ihrer Seite, ein für allemal einer Ehre oder einer Beschuldigung entlediget zu seyn, davon ich die eine so wenig verdiene, als die andere.

Spalding.

Berlin, am 24. Jan. 1774.

Druckfehler.

In des XX. Bandes II. Stücke.

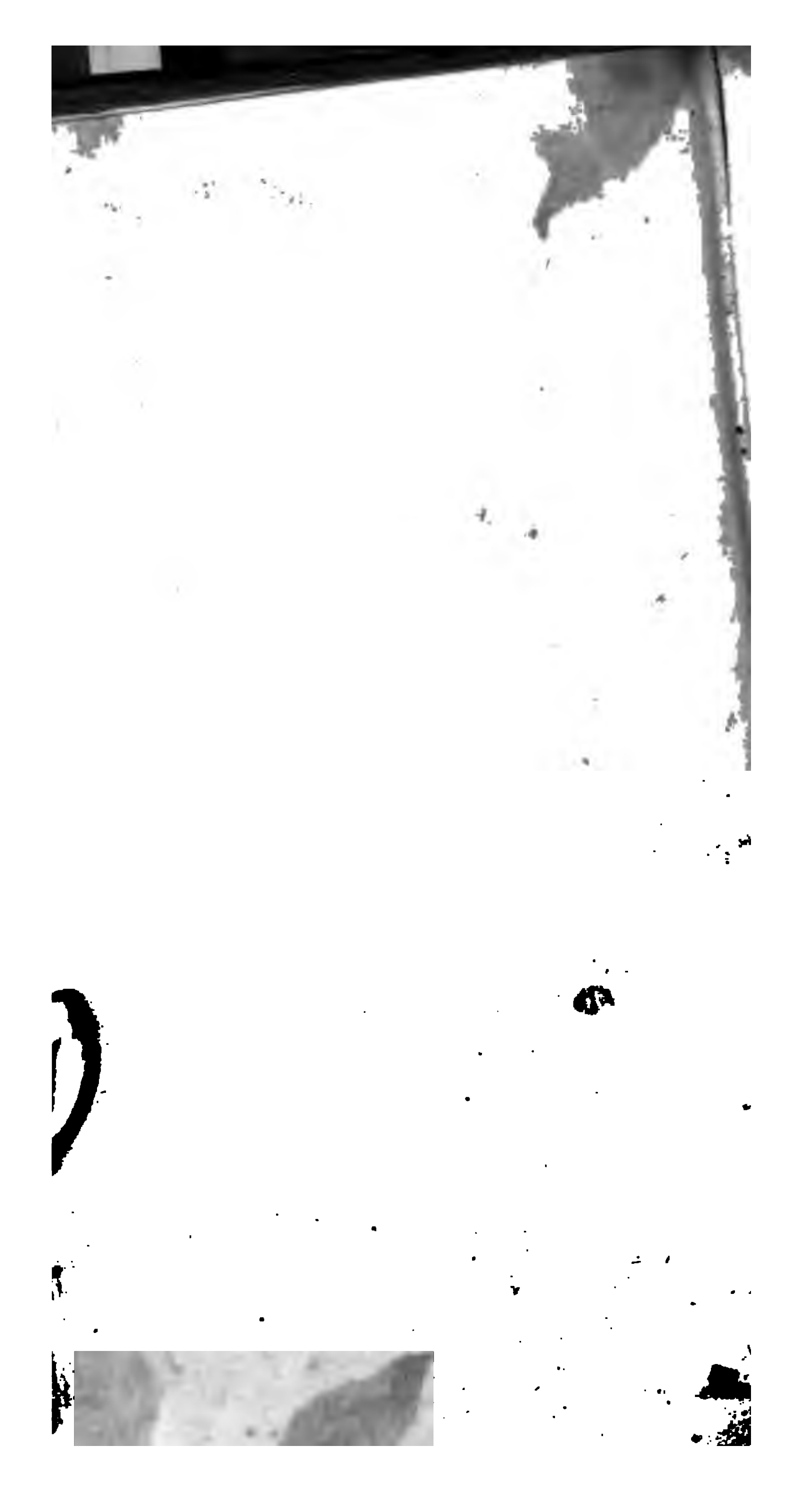
S. 466. Z. 2. Hr. von Gorns l. Hr. von Goens. Z. 22. Vasse l. Wasse. S. 467. Z. 6. εἰ δε l. εἶδε. S. 469. Z. 11. dieser ist l. dieses ist. S. 551. Z. 33. muß des durchgestrichen werden. S. 553. Z. 20. entrichtet worden l. entrichtet werden. Z. 22. erinnerte l. erinnert.

In des XXI. Bandes I. Stücke.

S. 278. Z. 7. fehlt nach nicht gemein ein Comma; so macht das Wort mit den drey folgenden zusammen einen ganz andern Verstand als gemeynt ward. S. 301. Z 4. von unten anstatt nicht l. leicht. S. 302. Z. 20. muß die Parenthesis wegbleiben. Z. 23. noch l. nicht. Z. 32. nach Lehrsätzen ein Comma. Z. 33. Schlamperlieder l. Schlemperlieder.

In des XXI. Bandes II. Stücke.

S. 368. Z. 1. anstatt wichtigen l. witzigen. S. 370. Z. 9. 10. muß die Parenthese weg. S. 373. Z. 17. anstatt sein l. seine. S. 378. Z. 1. nach Menschheit ein Comma. S. 382. Z. 3. anstatt Inquisiton l. Inquisition. Z. 13. anstatt Basco l. Lasso. S. 383. Z. 15. anstatt Dorfpfarren l. Dorfpfarrer. S. 385. Z. 13. von Herzen bleibt weg. S. 387. Z. 23. anstatt *de la Borde* l. *de la Barre*. S. 388. Z. 4. von unten anstatt Feron l. Freron. anstatt Ronnote l. Nonnotte. S. 391. Z. 7. von unten anstatt *Anetiquité* l. *Antiquité*. Z. 2. von unten anstatt unermüdedem l. unermüdenden. S. 395. Z. 6. von unten anstatt de la Borde l. de la Barre.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 5697

